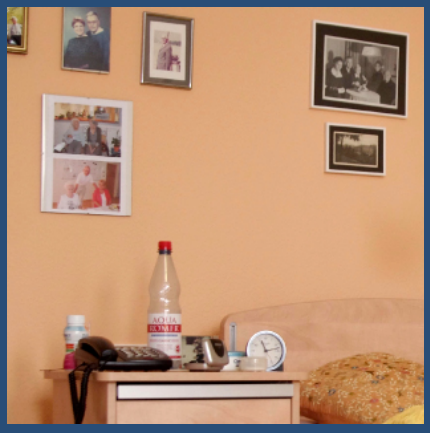
# AlltagsKultur!

gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert

**Gesammelte Artikel der Jahre 2012 bis 2017**



Gefördert durch die

VolkswagenStiftung

in der Förderlinie „Weltwissen - strukturelle Förderung für kleine Fächer“

akforum Alltagskultur in Baden-Württemberg

Wir danken unseren Kooperationspartner*innen

Landesmuseum Württemberg Landesstelle für Volkskunde

Badisches Landes Museum

z | p | k | m

EBERHARD KARLS UNIVERSITÄT TÜBINGEN

UNI FREIBURG

# Inhaltsverzeichnis

**Vorwort: Alltagskultur!Info** ..... **7**

Sabine Zinn-Thomas, April 2022

**„Spessart goes Europe“? Europäische und regionale Kulturerbekonzepte in lokaler Praxis** ..... **8**

Frauke Döll, April 2012

**Am lebenden Objekt. Tätowierung im Museum. Ein Erfahrungsbericht** ..... **31**

Andrea Goletz, Juni 2012

**Ding Region Welt. Bemerkungen zum Sammeln fürs Regionalmuseum** ..... **42**

Thomas Brune, Juli 2013

**Erinnerung an jüdisches Leben in Billigheim – drei Konjunkturen** ..... **58**

Felicia Sparacio, Oktober 2013

**Die Sprache der Dinge. Museumsobjekte zwischen Zeichen und Erscheinung** ..... **96**

Thomas Thiemeyer, Oktober 2013

**Was deuten die steinernen Kreuze dort? Die drei Kreuze bei Stammheim – und eine kleine Sagenkunde** ..... **108**

Jiří Hönes, Februar 2014

**Grabinschriften 2.0. QR-Codes als Kreuzung zwischen Grab und Internet** ..... **118**

Teresa Adriana Schubert, April 2014

**Gerahmte Erinnerung. Zur Bedeutung von materieller Kultur im Pflegeheim am Beispiel von privaten Fotografien** ..... **145**

Charlotte Löffler, Mai 2014

**Die Erzählungen des Wilhelm Hampp** ..... **158**

Gerhard Prinz, Juli 2014

**Gin mit Sinn. Erinnerungen an das Centro Español in Oberndorf a. N. ..... 264**

Helen Ahner, März 2015

**Ausstellung: Protest! Stricken, Besetzen, Blockieren in den 1970er/80er Jahren. Eine Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen ..... 282**

Angelika Maier und Verena Pfeifer, Juni 2015: Das Stadtmuseum wurde besetzt! ..... 282

Luisa Becker und Annabel Stahl, Juni 2015: Protest! Hinsetzen. Einstricken. Nacherleben. ..... 287

Isabel Zech und Rebekka Finkbeiner, Juni 2015: Wem gehört die Stadt? Protest! Eine Interventionsausstellung zur Protestbewegung in Tübingen ..... 293

**„Vom Zug erfasst." Die Berichterstattung über Schienensuizide ..... 298**

Carina Graf, August 2015

**„Hinter schwedischen Gardinen" – Wohnen und materielle Kultur im Strafvollzug. Ein Studienprojekt ..... 332**

Susanne Schwarzer, September 2015

**Bericht zum 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zum Thema „Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt" vom 22.-25. Juli 2015 in Zürich ..... 377**

Karin Bürkert (Red.), Dezember 2015

**„Homo sportivus eroticus?" Zur Körperinszenierung von Breitensportlern im Spannungsfeld des Mediensports ..... 398**

Clemens Bleiziffer, Februar 2016

**Die Schwäbische Alb: Von einer rauen Region zu einer Genussregion? ..... 519**

Katharina Wieder, September 2016

**Das Welcome Center in Stuttgart: Design einer Willkommenskultur ..... 534**

Christina Seibt, Oktober 2016

**Aus alt mach neu. Oder: die Rückkehr der alten Autokennzeichen ..... 551**

Frieder Findeisen, November 2016

**„In der Welt des Do-it-yourself sind alle Menschen gleich!“ Beobachtungen zu Werbeanzeigen eines Baumarkts ..... 563**

Anna-Kathrin Oswald, Januar 2017

**Festschreiben und sichtbar machen – Die Wiener Kaffeehauskultur als immaterielles Kulturerbe der UNESCO ..... 580**

Inga Wilke, Juli 2017

**WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase ..... 598**

Sarah May, August 2017: Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung! ..... 599

Julia Dornhöfer, August 2017: Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter .... 605

Ruth Weiand. August 2017: „Auf Null gesetzt“ – Warten in der Arztpraxis ..... 614

## Vorwort: Alltagskultur!Info

Als Vorgängerin der aktuellen Webseite des „Forums Alltagskultur in Baden-Württemberg“ wurde 2012 die Webseite „Alltagskultur! Info“ von dem damaligen Leiter der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart, Leo von Stieglitz (1951-2021), initiiert und konzipiert.

Sie diente als Informations- und Präsentationsplattform, nachdem 2005 die von den beiden Landesstellen für Volkskunde in Baden (Freiburg/Staufen) und Württemberg (Stuttgart) herausgegebene Reihe „Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg“ eingestellt worden war. In Kooperation mit dem Institut für Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen und dem Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie in Freiburg wurde auf der Seite über aktuelle Forschungen, studentische Projekte und neue Publikationen des Fachs in Baden-Württemberg berichtet. Durch den kontinuierlichen Einsatz Leo von Stieglitz‘ entstand im Laufe der Jahre eine ansehnliche Sammlung von nach wie vor lesenswerten Texten zu alltagskulturellen Themen, darunter auch zahlreiche Beiträge von Studierenden. Im Rahmen der Landesinitiative „Kleine-Fächer“ (2017-2019) des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg erfolgte eine Überarbeitung der Webseite, die weiterhin zusammen mit den kulturwissenschaftlichen Instituten der Universitäten in Tübingen und Freiburg sowie den beiden Landesmuseen in Karlsruhe und Stuttgart und den dort angegliederten Landesstellen für Volkskunde unterhalten wird.

Um die zwischen 2012 und 2017 erschienen Texte auch in Zukunft zugänglich zu halten, haben wir sie hier in einem Dokument neu zusammengestellt.

*Sabine Zinn-Thomas, April 2022*

FRAUKE DÖLL

# „Spessart goes Europe“?

Europäische und regionale Kulturerbekonzepte in lokaler Praxis

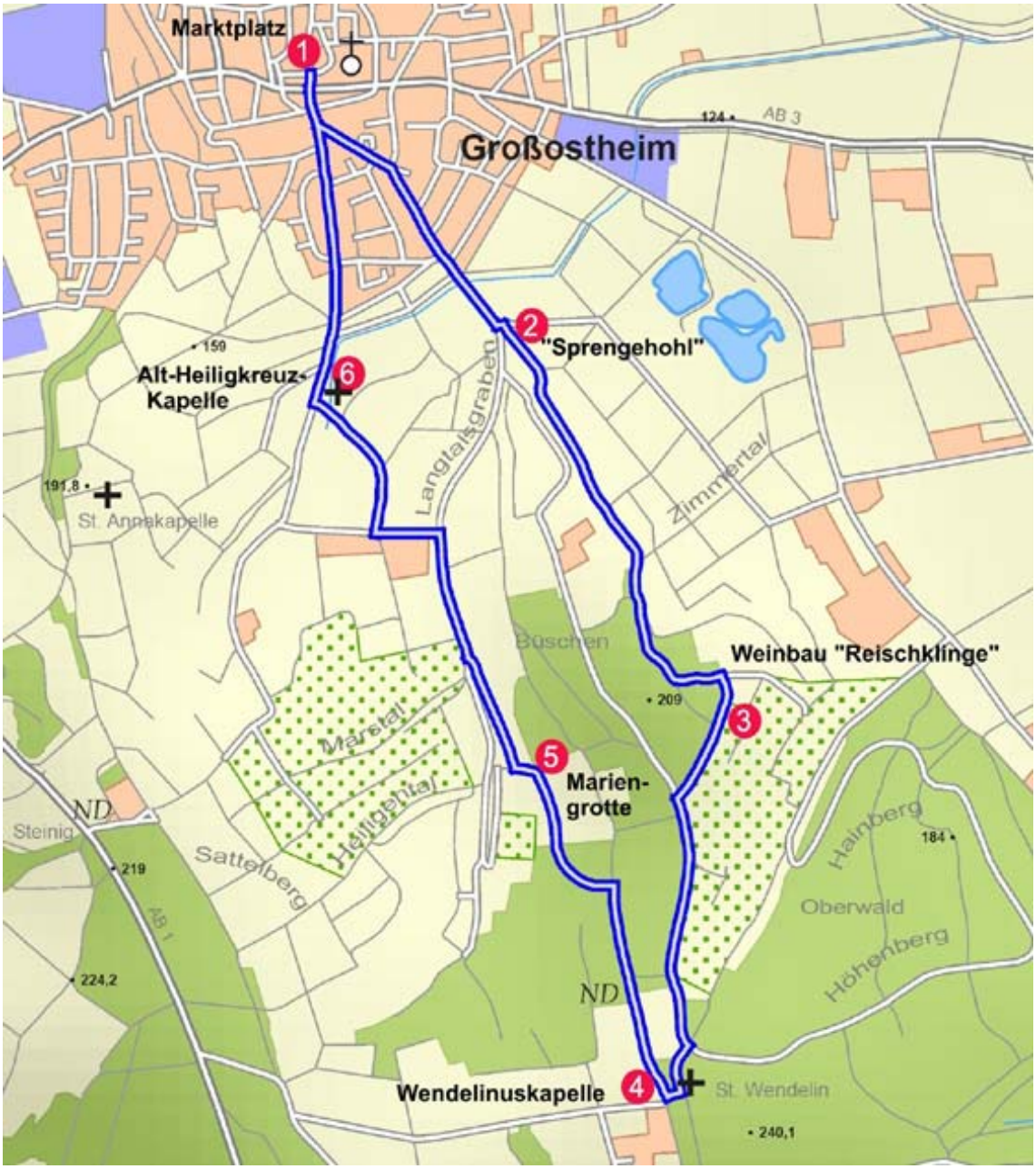
Es ist ein Samstagnachmittag Ende Juni. Etwa 150 Menschen, meist mit Wanderschuhen und Rucksack ausgestattet, haben sich im Innenhof eines Hofgutes versammelt und lauschen gebannt den Reden auf der installierten Bühne. Der Landrat spricht: Er spricht von einer „reichen Geschichte“ und „kulturellen Höhepunkten“[1]. Das Glück zu haben, solche Kulturdenkmäler in einer Stadt zu besitzen, sei das eine. Das andere sei, sie aufzuarbeiten und begehbar zu machen. Der Landrat gratuliert zur gut gelungenen Präsentation der Heimat. Auch der Landkreis habe ein Interesse daran, den Menschen ihre Heimat nahe zu bringen.

Wir sind in Großostheim, einer Marktgemeinde in Bayern, die an der Grenze zwischen den Mittelgebirgsregionen Spessart und Odenwald liegt. Heute werden hier die Kulturwege „Bachgau 4 & 5“ eröffnet – Wanderwege, die an kulturellen Denkmälern der Marktgemeinde vorbeiführen. Schautafeln und gedruckte Faltblätter informieren darauf über ausgesuchte Elemente der lokalen Geschichte und lokalen Kulturguts.

Das Wort geht an den zuständigen Projektleiter, Dr. Gerrit Himmelsbach, der zusammen mit Bewohnern Großostheims, besonders Mitglieder des Heimat- und Geschichts- sowie des hiesigen Wandervereins, die Inhalte des Kulturwegs erarbeitete: Bei den Kulturwegen soll es um die Vermittlung von Heimatgefühl gehen. Ziel sei es, den Menschen vor Ort ein Werkzeug an die Hand zu geben, um ihre Heimat zu vermitteln. So entstehe eine Beziehung und aus einer ganz besonderen Beziehung werde irgendwann Liebe: Heimatliebe.

Nachdem noch der stellvertretende Bürgermeister und ein Vertreter des Heimat- und Geschichtsvereins gesprochen haben, wird eine Führung entlang der neuen Kulturwege angeboten: Großostheimer Wein und das traditionell-typische Großostheimer Gericht „Kailstengelgemies“ werden auf dem Weg kredenzt.

[1] Beide Zitate: Protokoll teilnehmender Beobachtung zur Eröffnung des Kulturwegs Grossostheim am 28.6.2008.




Der Kulturweg „Bachgau V“

Die sogenannten Kulturwege sind ein Kind des Archäologischen Spessartprojekts (ASP), eines gemeinnützigen Vereins aus (Hobby-) Historikern und Archäologen, der sich den Schutz und die „nachhaltige Entwicklung“[2] der Mittelgebirgsregion Spessart auf die Fahnen geschrieben hat. Dafür soll der Spessart als „Kulturlandschaft“ – ein eigentlich tautologischer

[2] URL= http://www.pcl-eu.de/indexde.php, Zugriff am 27.03.2008.

Begriff für die Symbiose natürlicher und kultureller Aspekte einer Landschaft – erforscht und – etwa qua Kulturwege – vermittelt werden.

> „Wenn man den Landschaftswandel beeinflussen will, sind die Ideen und Vorstellungen der Menschen von entscheidender Bedeutung – sowohl jener Menschen, die in der Region leben, als auch die jener Menschen, die sie besuchen, um hier Erholung zu finden. Unverständnis wird jeden Ansatz zum Landschaftsmanagement zunichte machen."[3]

Die Bewohner sollen daher den Wert und die ‚Besonderheit' ihrer Heimat[4] erkennen lernen und sich mit ihr identifizieren. Um „das historische Selbstverständnis von Bewohnern und Besuchern"[5] zu fördern, wird die Heimat über ihre (Kultur-)Geschichte vermittelt. Im Falle der Kulturwege werden dazu kulturelle Segmente aus ihrer Selbstverständlichkeit herausgelöst, in einen Status von Kulturerbe erhoben und präsentiert: Aus historischen Gebäuden und anderen Artefakten werden „kulturelle(n) Schätze"[6]. Barbara Kirshenblatt-Gimblett nennt diesen Akt der Transformation „metakulturelle Operation"[7]. Was sich darin und dahinter zeigt, ist ein für die europäische Spätmoderne typisches Phänomen: ein Territorialisierungstrend, der sich als Regionalisierung und Lokalisierung äußert und dabei – zumindest im deutschsprachigen Raum – auf eine Heimatrhetorik zurückgreift. Suche nach Verortung und Vergangenheitsverehrung greifen hier ineinander.

An die 70 Kulturwege hat das ASP mit seinem Projektleiter Gerrit Himmelsbach in Zusammenarbeit mit lokalen Akteuren, meist Mitgliedern von Heimat- und Geschichtsvereinen oder anders lokal Engagierten, bis dato in den Spessartgemeinden installiert, um den Lebens- zum Identifikationsraum zu machen.
Um die metakulturellen Operationen, die mit dieser Transformation in Verbindung stehen, und um deren Funktionen soll es im Folgenden gehen. In einem ethnographischen

---

[3] URL= http://www.spessartprojekt.de/kulturlandschaft/idee/index.php, Zugriff am 26.03.2008.
[4] Der Begriff Heimat wird im Folgenden distanziert verwendet. Auf eine ständige Setzung von Anführungszeichen wird hier aber aufgrund der Lesbarkeit verzichtet. Ähnliches gilt für den Begriff Kulturerbe oder kulturelles Erbe.
[5] Archäologisches Spessartprojekt e.V. (Hg.): Folder zum Kulturweg „Bachgau – Route 5: Grossostheim ‚Früchte des Löss'". 1. Auflage 2008.
[6] Gelnhäuser Neue Zeitung vom 23.07.2007.
[7] Barbara Kirshenblatt-Gimblett (2004), zitiert nach Regina Bendix: Kulturelles Erbe zwischen Wirtschaft und Politik: Ein Ausblick. In: Dorothee Hemme/Markus Tauschek/Regina Bendix (Hg.): Prädikat „Heritage". Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Münster 2007, S. 342.

Forschungsprojekt wurde ein Jahr lang die Entstehung eines Kulturwegs im hessischen Hasselroth, einer kleinen Gemeinde am Rande des Nordspessarts, begleitet, von der ersten Informationsveranstaltung durch das ASP bis zur Begehung erster ausgewählter Denkmäler. Aus Mangel an Ressourcen in Form von Zeit und Geld konnte der Prozess einer Kulturerbe-Genese in der Gemeinde allerdings nur partiell verfolgt werden – über zwei Jahre erstreckte sich letztlich die Kulturweginstallation in Hasselroth.

Teilnehmende Beobachtungen bei den Sitzungen des gebildeten Arbeitskreises, der dort sukzessive den Kulturweg entwickelte, sollten einen emischen Zugang zu den Vorgängen in Hasselroth gewähren. Qualitative Interviews mit Arbeitskreismitgliedern und drei Verantwortlichen des ASP gaben Einblick in die Sichtweisen der Akteure, die subjektiven Deutungen und Interpretationen ihres Handelns. Was sind die Ziele des Archäologischen Spessartprojekts, was die Beweggründe der aktiven lokalen Akteure? Wie gehen die lokalen Akteure mit dem durch das ASP vorgegebenen Kulturerbe-Konzept um? Wie wird hier Heimat hergestellt und welche kulturellen Denkmäler werden zu ihrer Repräsentation ausgewählt?

Die ethnographischen Ergebnisse wurden schließlich zunächst in den Kontext der kulturwissenschaftlichen Heritage-Forschung gestellt. Kriterien für die Auswahl von Kulturdenkmälern für einen Kulturweg wurden herausgefiltert und auf ihre Funktion überprüft. Die touristische Aufbereitung der kulturellen Artefakte – ihr erlebnisversprechender wie auch ihr identitätsstiftender Charakter – wurden dabei in den Blick genommen. In einem weiteren Schritt wurde die Analyse der (sozialen) Funktion der Kulturerbestiftung als ‚Identitätsmotor'[8] vertieft. Mithilfe des kulturellen Erbes wird Identität ‚verortet'. Das ASP und ihr Kulturwegkonzept offerieren dabei drei räumliche Identifikationsebenen: eine lokale, eine regionale und eine europäische. Mit seiner Förderung durch die EU und die konzeptionelle Beeinflussung durch den Europarat und seine Landschaftskonvention ist das ASP an einer Politik des ‚Europa der Regionen' beteiligt.

[8] In Anlehnung an Bernhard Tschofen: Antreten, ablehnen, verwalten? Was der Heritage-Boom den Kulturwissenschaften aufträgt. In: Dorothee Hemme/Markus Tauschek/Regina Bendix (Hg.): Prädikat „Heritage". Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Münster 2007, S. 20.

**„Die Diamantschleiferei ist eine sau-gute Geschichte“ –**
**Kriterien der „Heritage-ifizierung“ und lokale Narrationen**

> „Nach der Inaugenscheinnahme des Jüdischen Friedhofes in Niedermittlau, waren es in Gondsroth die altehrwürdige kleine Kirche mit ihren architektonischen Besonderheiten und das Alte Backhaus, die in der Liste der Sehenswürdigkeiten aufgenommen wurden.“[9]

Das berichtet die Gelnhäuser Neue Zeitung am 23. Juni 2008 von einer Begehung ausgesuchter Denkmäler durch den Arbeitskreis „Ein Kulturweg für Hasselroth“. Die Rede ist hier von einem ‚Listenverfahren’, einem selektiven Mechanismus, bei dem „architektonische[n] Besonderheiten“ und „Sehenswürdigkeiten“ ausgewählt und in die Hierarchie einer Liste aufgenommen werden. Normative Attribute wie „altehrwüdig“ und „geschichtsträchtig“[10] dienen der Begründung dieser Auswahl. Diese Selektion und Inwertsetzung historischer Güter erinnert an die internationale Kulturpolitik, die sich in den 1970er Jahren mit dem Konzept einer UNESCO-Liste des Weltkulturerbes etablierte und mittlerweile global in verschiedenen Adaptionen praktiziert wird.

Regionale und lokale Variationen des Kulturerbekonzepts – letztlich ein Konzept der Denkmalpflege, das den Schutz zur moralischen Verpflichtung macht – sind für die Kulturwissenschaften spannende Untersuchungsfelder.

Auch die Vorgänge in Hasselroth lassen sich als Prozesse der „Heritage-ifizierung“[11] interpretieren – ein Begriff, den die Göttinger Kulturwissenschaftler Regina Bendix, Markus Tauschek und Dorothee Hemme prägten, um die prozessuale Konstruktion des kulturellen Erbes durch soziale Interaktion zu beschreiben:

> „Kulturerbe ist nicht, es wird. Aus den habituellen Praxen alltagskulturellen Handelns und Erfahrens und den daraus erwachsenden wandelbaren, sinnstiftenden Aktions- und Bedeutungsgeweben, die im kulturanthropologischen Sinn als Kultur bezeichnet werden, lösen Akteure

[9] Gelnhäuser Neue Zeitung vom 23.06.2008.
[10] Ebd.
[11] „Die Terminologie ‚Heritage-ifizierung’ lehnt sich an die Musealisierungsdebatte an, in der Begriffe wie ‚Museifizierung’ oder ‚Musealisation’ ebenfalls auf die dynamische Dimension des statischen Begriffs Museum hinwiesen.“ Vgl. Dorothee Hemme/Markus Tauschek/Regina Bendix: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Prädikat „Heritage“. Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Münster 2007, S. 10.

> unterschiedlichster Motivation ‚privilegierte Ausschnitte' heraus und versehen sie mit Status und Wert."[12]

Auch in Hasselroth wird Heritage durch die Interaktion von lokalen Akteuren, Strukturen und Institutionen wie das ASP produziert.

Eine Auswahl von kulturellen Denkmälern wurde in den Sitzungen des Arbeitskreises in mehreren Schritten von metakulturellen Operationen[13] vorgenommen. Nach einer ersten Selektion durch die lokalen Akteure, die in einer Stoffsammlung für sie historisch bedeutsame Punkte vorschlugen, übernahm der Projektleiter eine weitere Selektion und eine Hierarchisierung dadurch, dass er die Stationen bestimmten ‚Oberthemen' wie beispielsweise „Diamantschleiferei" unterstellte.

Zunächst einmal zeigte die beobachtete sowohl zeitlich als auch thematisch sehr heterogene Bestandsaufnahme – vom schnurkeramischen Scherbenfund bis zur Zigarrenfabrik – die semantische Erweiterung des Kulturerbebegriffs, wie sie David Lowenthal schon 1998 feststellt.[14] Auch Regina Bendix spricht 2007 von einer sozialen und temporalen Verdichtung des kulturellen Erbes.[15]

Die Kriterien der Auswahl gab schließlich der „erfahrene Projektleiter"[16] vor, wobei diese offenbar zwischen ‚Typik', ‚Besonderheit' und ‚Einzigartigkeit' – „das Einzige im Globalen gesehen"[17] – oszillieren. Die Ortschaften sollen durch ‚Typisches' repräsentiert werden, etwa durch die im Hasselrother Ortsteil Neuenhaßlau immer wieder auftauchenden mit roten und beigen Ziegeln der eigenen Tongrube geklinkerten Häuser.

[12] Regina Bendix: Kulturelles Erbe zwischen Wirtschaft und Politik: Ein Ausblick In: Dorothee Hemme/Markus Tauschek/Regina Bendix (Hg.): Prädikat „Heritage". Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Münster 2007, S. 340.
[13] In Anlehnung an Kirshenblatt-Gimblett: vgl. Bendix 2007, S. 342.
[14] Vgl. David Lowenthal: The Heritage Crusade and the Spoils of History. Cambridge 1998, S. 17.
[15] Vgl. Bendix 2007, S. 341f.
[16] Gelnhäuser Neue Zeitung vom 23.06.2008.
[17] Interview Gerrit Himmelsbach, S. 8.

Bilder O-Ton Entwurf Schautafel: Mehrere Gebäude in Neuenhaßlau wurden mit Ziegeln der Tongrube errichtet.

Gleichzeitig aber soll das Kriterium der Exklusivität erfüllt sein – und dieses bringt erst der Vergleich mit ‚Anderen': Nicht „die 100. Schusterwerkstatt"[18] oder das Backhaus sollen laut Projektleiter präsentiert werden, denn es geht auch um die Attraktivität des Kulturwegs für Besucher. Etwas ‚Besonderes' muss es sein: So hat etwa die Ansässigkeit eines Diamantschleifers in dem Hasselrother Ortsteil Neuenhaßlau Anfang des 20. Jahrhunderts wohl eine besondere narrative Qualität, so dass der Projektleiter diese ‚Geschichte' begeistert aufgreift. Mit seinem akademischen Wissen ordnet der Historiker die Diamantschleiferei in historische gesellschaftliche Zusammenhänge ein, auch über die Grenzen Neuenhaßlaus hinweg. Gerade die Verflechtung in regionale, nationale oder gar europäische

[18] Protokoll teilnehmender Beobachtung zum 4. Arbeitskreistreffen am 21.06.2008.

Zusammenhänge wird hier wiederum zum Qualitätssiegel für die ‚Besonderheit' des Geschichtsdokuments selbst und für den Ort. Immer wieder wird auch innerhalb des Arbeitskreises anhand der ausgewählten Denkmäler die ‚überregionale Bedeutung' der Ortschaften betont. Während einige Arbeitskreismitglieder das Diamantschleifer-Handwerk eher marginal in der dörflichen Geschichte sehen, nehmen die meisten lokalen Akteure die attraktive Geschichte der Diamantschleiferei gerne in das lokale kulturelle Gedächtnis auf. Vor lauter Begeisterung wird der eine Familienbetrieb sogar schließlich zum „Zentrum der Diamantschleiferei"[19]. Die ‚spannende' und ‚wert-volle' Geschichte der Diamantschleiferei wird im Rahmen des Kulturwegs zu den Narrationen gehören, mit denen sich die Hasselrother identifizieren und nach außen darstellen.

Bilder O-Ton Entwurf Schautafel: Es sind nur noch wenige Fotos vom kunstvollen Handwerk der Diamantschleiferei erhalten. Links ein Schleifer bei der Arbeit, rechts eine Diamantwaage

Durch den Interaktionsprozess innerhalb des Hasselrother Arbeitskreises werden Narrationen wie die der Diamantschleiferei zunächst in das kollektive Gedächtnis der Gruppe, dann durch die Verschriftlichung auf der Schautafel und im Rahmen des Folders in das kulturelle Gedächtnis aufgenommen und fixiert.[20] Erinnerung und auch das kulturelle Erbe werden über solche kollektive Erzählungen transportiert, sagt der Literaturwissenschaftler Klaus

[19] Interview Barbara Schlink, S. 1.
[20] Zu den verschiedenen sozialen Gedächtnisformen vgl. Jan Assmann: Körper und Schrift als Gedächtnisspeicher. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis. In: Moritz Csáky/Peter Stachel (Hg.): Speicher des Gedächtnisses Bibliotheken, Museen, Archive Teil I: Absage an und Wiederherstellung von Vergangenheit. Kompensation von Geschichtsverlust. Wien 2000, S. 199-213.

Zeyringer. Durch „Zugehörigkeits- und Ausschlußerzählungen“ wird „Gemeinschaft“[21], kollektive und kulturelle Identität über das Gedächtnis konstruiert. Geschichte wird hier rhetorisch funktionalisiert, um eine ‚local identity’ herzustellen.

Zur „Selbstvergewisserung“ oder für den Entwurf eines „kollektiven Selbstbildes“[22] wird sich oft einer ‚Wohlfühl-Geschichte’[23] bedient, zumindest einer Historie, die „Reputationskapital“[24] bedeutet. Ein Kriterium für diese Reputation scheint, wie bereits geschildert, die Exklusivität zu sein, ein anderes offensichtlich für einige lokale Akteure auch das Alter der Denkmäler – je älter, desto bedeutsamer: Immer wieder wird in den Interviews die Kirche des Ortsteils Niedermittlau aufgrund ihres ‚alten’ Turmes als bedeutsam herausgestellt. Neuenhaßlau dagegen habe gar nichts ‚Altes’ zu bieten, die meisten historischen Gebäude seien abgerissen worden.

[21] Klaus Zeyringer: Ambivalenz des kulturellen Erbes: die großen und die kleinen Erzählungen. In: Moritz Csáky/Klaus Zeyringer (Hg.): Ambivalenz des kultuellen Erbes: Vielfachkodierungen des historischen Gedächtnisses. Innsbruck u.a 2000, S. 18.

[22] Beide Zitate: Heinz Schilling: Neue Dörflichkeit. Urbanisierung ohne Urbanität im Rhein-Main-Gebiet. Habilitationsschrift. Frankfurt am Main 1992, S. 221.

[23] In Anlehnung an David Lowenthals Formulierung einer „feel-good history“: Lowenthal 1998, S. 12. Für Regina Bendix ist das ‚Prädikat Heritage’ ein „beautifying gloss“. Regina Bendix: Heredity, Hybridity and Heritage from One Fin de Siècle to the Next. In: Pertti J. Anttonen (Hg.): Folklore, Heritage Politics and Ethnic Diversity. A Festschrift for Barbro Klein. Tumba 2000, S. 38 u. 42.

[24] Schilling 1992, S. 261.

Bilder O-Ton Entwurf Schautafeln: Den alten Turm der Laurentiuskirche kann man erst vom Kirchgarten aus richtig bewundern. Der romanische Löwe, der im Turm eingemauert ist, dürfte dem 2. Jahrhundert entstammen.

Die mobilisierten Narrationen werden pars pro toto auf den Ort projiziert, um die ‚Besonderheit' der Gemeinde (und des Spessart im Ganzen) zu präsentieren, mit der (bzw. dem) man sich identifizieren will. Das Neuaushandeln kollektiven Erinnerns dient der ‚Erfindung' und Erhöhung des ‚Eigenen', das sich für und durch ‚die Anderen' zeigt und sich dabei immer zugleich von ihnen abgrenzt.

**Die touristische Dimension des Kulturwegs**

Genau auf diese Herausbildung einer kollektiven Identität zielt auch die touristische Aufbereitung der Denkmäler für den Kulturweg ab. Zwar ist der Tourismus als Dienstleistungsbranche für eine wirtschaftlich-industriell marginalisierte Region wie den Spessart durchaus ein ökonomischer Faktor. Wirtschaftliche Entwicklung gehört ebenso wie ökologischer und Denkmal-Schutz in das ganzheitliche ASP- Konzept der „nachhaltigen Entwicklung" der „Kulturlandschaft". Hasselroth aber nimmt mit seiner ‚Randlage' eher eine Sonderrolle ein. Allenfalls geht es hier um den Ausbau eines Tagestourismus, der den

Einheimischen selbst oder regionalen Besuchern offeriert wird. Für die Hasselrother Arbeitskreismitglieder spielt der Tourismus im ökonomischen Sinne jedenfalls überhaupt keine Rolle. Im Vordergrund steht die ideelle Wertschöpfung, eine Art identitäts- und gemeinschaftsspendender Tourismus, wie ihn etwa auch Dorothee Hemme im Falle der Deutschen Märchenstraße gefunden hat[25]. Dieser Tourismus bringt „Selbstbewusstsein" – ‚wir sind nicht der „Arsch der Welt"[26]' – und „sozial-integrative[r] Momente"[27], die durch bürgerschaftliches Engagement Gemeinschaft stiften.

Tourismus entstand nach Konrad Köstlin zeitgleich mit einer reflexiven Wahrnehmung von ‚Volkskultur' und hat in vielen Fällen diese überhaupt erst erschaffen.[28] Lokale Identität wird in der Wechselbeziehung von Selbst- und (touristischer) Fremdwahrnehmung hergestellt.

Die Denkmäler in Hasselroth werden durch das „Prädikat Heritage" und in Auseinandersetzung mit der von außen kommenden Wahrnehmung – während des Installationsprozesses zunächst vor allem durch den Projektleiter Gerrit Himmelsbach – neu wahrgenommen und erkundet: Die Bewohner eignen sich selbst einen touristischen Blick an, werden zu „Touristen im eigenen Lande", wie Köstlin schreibt:

> „Daran gibt es nichts zu deuteln, aber auch nichts zu dramatisieren. Es handelt sich um eine neue Sicht, um eine Perspektive, mit der wir das Eigene als exotisch und, als Fremdes aufgeputzt, als Kontrast wahrnehmen."[29]

Die Neukontextualisierung von Denkmälern und kulturellen Praktiken innerhalb eines ästhetisch-aufbereiteten Rahmens „Kulturweg" lässt Bewohner die eigenen kulturellen Denkmäler ähnlich valorisiert wahrnehmen wie die Besucher. In den identitätsstiftenden Momenten dieser Inwertsetzung aber liegt der Unterschied zum fernreisenden Touristen: die emotionale Besetzung der ‚Sehenswürdigkeiten' und ihre Einverleibung als das ‚Eigene'.

Für Touristen wie Einheimische – die zunehmende Nichttrennbarkeit Beider sind eben herausgestellt worden[30] – hat der Kulturweg auch einen erlebnisversprechenden Charakter.

---

[25] Vgl. Dorothee Hemme: Märchenhafte Lebenswelten. Eine ethnographische und zeitgeschichtliche Studie zur Deutschen Märchenstraße 1975 – 2005. (Studien zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie II) Berlin (im Druck).

[26] Interview Barbara Schlink, S. 6f.

[27] Hemme (im Druck), S. 341.

[28] Vgl. Konrad Köstlin: Reisen, regionale Kultur und die Moderne. Wie die Menschen modern wurden, das Reisen lernten und dabei die Region entdeckten. In: Burkhard Pöttler/Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): Tourismus und Regionalkultur. Wien 1994, S. 19.

[29] Beide Zitate: Köstlin 1994, S. 22.

[30] Vgl. auch Tschofen 2007.

Tagestourismus und Erkundungen des ‚Eigenen' sind Symptome einer Suche nach Alltagsästhetik, wie sie Kaspar Maase in den letzten Jahren mit verschiedensten Beispielen immer wieder beschrieben hat[31]. Ästhetik ist hier im etymologisch-ursprünglichen Sinne des griechischen aisthesis als sinnliche Wahrnehmung zu verstehen und sinnliches Erleben das Movens postmoderner Freizeit.

Auch das Archäologische Spessartprojekt nutzt eine Erlebnisrhetorik zur Umsetzung seiner Ziele wie Schutz und „nachhaltige Entwicklung":

> „Um Geschichte lebendig werden zu lassen und Erfahrungen und Wissen zu bewahren bedürfe es der Menschen, die Erlebtes weiter geben und die Berichte anderer sammeln und weiter geben. […] Erforschen, Entdecken, Erleben seien die Grundpfeiler des Konzepts […]."[32]

Wie sich in den Interviews mit einigen Hobbyarchäologen und Hobbyheimatforschen zeigt, liegt bereits im Prozess der Entwicklung des Kulturwegs, also in der Erforschung lokaler Geschichte, ein ästhetisches Erlebnis. In der Verbindung aus Imagination und Materialität liegt ein großer Lust- und Erkenntnisgewinn. So ist etwa die Suche nach Quellen und Dokumenten über einen lokalen Adligen rätselhaft und spannend wie ein „Krimi" und in dem Betasten einer keltischen Scherbe entsteht eine Vorstellung von Vergangenheit:

> „Und ich finde, es ist halt ein tolles Gefühl, sich mal richtig da rein zu versetzen: ‚Mensch, was da drinnen steckt!'"[33]

Am Beispiel der Wahrnehmung von Landschaft bespricht Utz Jeggle im Anschluss an Theodor W. Adorno die ästhetische Fähigkeit des Menschen als „eine Dimension des anthropologischen Rüstzeugs"[34], die befähigt, „mehr an den Dingen wahrzunehmen, als sie sind"[35]. Dazu benötige es aber einen realen Bezugspunkt, in diesem Fall reale Umwelt, in jenem Fall die Scherbe. Materialität, die sinnlich-körperlich er-fassbar ist, ist hier der Ankerpunkt für Imagination und auch Reflexion – sinnliche Erkenntnis beginnt auf einer affektiven Ebene und kann die Disposition für eine kognitive Reflexion sein.

[31] Vgl. u.a. Kaspar Maase: Hunger nach Schönheit. Überlegungen zur Ästhetik des Alltags. In: Wolfgang Kaschuba u.a. (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnographie Europäischer Modernen. Münster u.a. 2003.
[32] Gelnhäuser Tageblatt vom 15.12.2008.
[33] Interview Ralf Sendner, S. 24f.
[34] Utz Jeggle: Landschaft – Landschaftswahrnehmung – Landschaftsdarstellung. In: Hoffmann, Detlef (Hg.): Landschaftsbilder, Landschaftswahrnehmung, Landschaft. Loccum 1985, S. 26.
[35] Theodor W. Adorno, zitiert nach Jeggle 1985, S. 26f.

Auch für den Kulturweg spielt die Materialität der Kulturdenkmäler deshalb eine Rolle: ein „physischer Zugang“[36] zur Geschichte, eine belaufbare Vergangenheit. Nur Schilder aufzustellen und auf vergangene, aber nicht mehr existente Denkmäler oder Geschichten hinzuweisen, ist den meisten lokalen Akteuren zu wenig. Deshalb ist ein weiteres Kriterium für die Auswahl der „kulturellen Schätze“ deren physische Existenz. Diese Wertschätzung von Materiellem ist zum Einen wohl Ausdruck eines westlichen, kapitalistisch geprägten kulturellen Kontextes, zum Anderen aber auch in der Lust am Taktilen und Haptischen begründet. Enthusiastisch begründet ein Arbeitskreismitglied:

> „Also ich kann mir das ja alles einmal vorstellen. Also das Imaginäre, ne? […] Aber auf einmal wird das so haptisch. Und so ist auch ein Kulturrundweg. Das ist was zum Anfassen. Ich kann dann da hin. Ich kann vielleicht was berühren. Ich kann so einen alten Altarstein von der alten Kirche vom Laubersbach, der hier in der Christuskirche aufgestellt ist, den kann ich anfassen. Der Stein erzählt mir was. Also wenn ich ihn berühr, vielleicht. Also das ist so was. Kinder wollen das ja, aber auch Erwachsene.“[37]

Geschichte soll lebendig werden, das ist das Ziel des Konzeptes des ASP – eine Reise in eine vergangene Zeit, die im besten Fall zur Selbstreflexion anregt. Diesem Ziel kommt man bei der Materialisierung des Kulturwegs durch entsprechende Maßnahmen entgegen: Die didaktisch kurz und einfach gehaltenen Informationstexte auf Schautafeln und im Faltblatt werden durch zahlreiches visuelles Material – zumeist alte Fotos und (Land-)Karten – illustriert: ‚Statische’ Gebäude werden mithilfe von Fotos, die Menschen in Aktion zeigen, vitalisiert. Außerdem sollen lokale Akteure Führungen geben und so die Orte und Denkmäler durch ihre Erzählungen beleben.

Vitalisierende Erzählungen, wie sie hier durchgeführt werden sollen, hat Dorothee Hemme als „Schlüsselelement der modernen Tourismusindustrie“[38] herausgearbeitet. Über Erzählungen werden touristische Räume konstruiert.

> „Was für den heutigen Reisenden das Erlebnis visuell vertrauter Landschaften zu einer immer neuen und authentischen Reiseerfahrung macht, ist die Betrachtung von Landschaften und Sehenswürdigkeiten unter mentalen Aspekten, unter denen man sie nie zuvor betrachtet hat.“[39]

[36] URL= http://www.pcl-eu.de/forum/meetings/idea.php, Zugriff am 27.03.2008.
[37] Interview Klaus Köhler, S. 16.
[38] Hemme (im Druck), S. 14.
[39] Ebd., S. 13.

Wenn globale Mobilität zur Normalität wird, dann reicht das Kriterium der ‚Ferne' allein nicht mehr aus, um Orte zu einer touristischen „Destination" werden zu lassen: Sie müssen narrativ aufgeladen, um zu „sublimen Sehnsuchtsräumen"[40] zu werden. Barbara Kirshenblatt-Gimblett sieht eine Verschiebung des Tourismus vom Raum in die Zeit: Die Reise in vergangene Zeiten wird begehrenswerter als die Reise an entfernte Orte und begründet damit den Erfolg von „heritage sites" wie dem Kulturweg:

> „Even as historic re-creations in our own day model themselves on the tourist experience, tourism itself recodes space as time. Travelers are routinely promised idyllic escapes from their harried lives to destinations where time ‚stands still' or the past lives on, untouched by modernity."[41]

## „A Second Life as Heritage"[42] – Gestaltung der Gegenwart durch „Heritage-ifizierung"

Bei der Anfangs geschilderten Eröffnung eines bereits ausgearbeiteten Kulturwegs ließ sich eine erlebnisorientierte Führung über den Wanderweg exemplarisch beobachten. Der ‚einheimische' Führer bediente sich dort eines Stilmittels, das man als ‚biographische Verknüpfung' bezeichnen könnte. Die Mobilisierung eigener und kollektiver Erinnerung erwies sich als eine populäre und unterhaltende Art der Geschichtsvermittlung. Dazu gesellten sich oft kulturkritische Anmerkungen und Kommentare mit dem Impetus eines ‚Früher war alles besser': Die romantisierend-idyllisierenden Erinnerungen an Kindheit und ‚frühere Zeiten' trafen auf große Zustimmung aus dem Publikum. „Zu seiner Zeit"[43], in der Kindheit des Führers also, habe es etwa noch keinen „Nintendo" und keinen Computer gegeben, da sei der Wald der Abenteuerspielplatz gewesen. Und an Weihnachten hätten nicht etwa die Geschenke im Vordergrund gestanden, sondern die Gemeinschaft.

Die Vergangenheit in Gestalt des kulturellen Erbes wird von den Akteuren oft zur (kultur-)kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Gegenwart genutzt. Wie Bernhard Tschofen am Beispiel der diskursiven Konstruktion einer alpinen Kultur argumentiert, ist Kulturkritik

[40] Beide Zitate: Ebd.
[41] Barbara Kirshenblatt-Gimblett: Destination Culture. Tourism, Museums, and Heritage. London 1998, S. 194.
[42] Ebd., S. 130.
[43] Vgl. Protokoll teilnehmender Beobachtung zur Eröffnung des Kulturwegs Grossostheim am 28.06.2008.

zu einer „populäre[n] (Alltags-) Praxis“ geworden und funktioniert „als geheimer Kitt der Gesellschaft“[44].

Eine Euphemisierung von Vergangenheit beschreibt auch Brigitta Svensson am Beispiel schwedischer Freilichtmuseen. Vergangene Kulturen werden dort oft als ‚natürlichere’ Lebensweise in Harmonie mit der Natur präsentiert.

> „Today more and more people are trying to bridge the modern separation of nature and culture, in their search for the answer to the question what a good life is. The voyage of discovery often goes inwards, into the self.“[45]

Eine ehrfurchtsvolle Haltung gegenüber ‚Zeugnissen der Vergangenheit’ ist auch deshalb zur moralischen Pflicht geworden, Denkmalschutz ein oft unhinterfragtes Gesetz. David Lowenthal beschreibt die Heritage-Verehrung als neue ‚Religion’ und sieht – drastisch ausgedrückt in der Wortwahl eines ‚Kreuzzuges’ des kulturellen Erbes – dahinter ein konservatives Moment der Gesellschaft sowie kommerzielle und politisch-strategische Absichten, die Innovation und Kreativität bedrohen.

Wie Svensson und Bendix[46] beschreibt Lowenthal einen zu unkritischen Umgang mit Vergangenheit. Obwohl sie uns in ihrer Fremdheit als „foreign country“[47] vorkommen müsse, werde Vergangenheit domestiziert und zu einer Definition des ‚Eigenen’ funktionalisiert: „The heritage fashioner seeks to design a past that will fix the identity and enhance the well-being of some chosen individual or folk.“[48]

Auch innerhalb der Praktiken des Kulturwegs wird das kulturelle Erbe in ein „dörfliche[s] Kontinuum“ eingereiht: „Alles, was heute ist, ist geschichtlich entstanden. Das Dorf ist eine historisch gewachsene Einheit.“[49] Veränderungen, die diese Kontinuität stören könnten, werden kulturkritisch beäugt. Kulturelle Artefakte, die als Heritage klassifiziert werden,

---

[44] Beide Zitate: Bernhard Tschofen: Die Entstehung der Alpen. Zur Tektonik des ethnographischen Beitrags. In: Rolf Wilhelm Brednich/Annette Schneider/Ute Werner (Hg.): Natur-Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle v. 27.9.-1.10.1999. Münster/München/Berlin 2001, S. 175.

[45] Svensson 1998, S. 6.

[46] Regina Bendix: Heredity, Hybridity and Heritage from One Fin de Siècle to the Next. In: Anttonen, Pertti J. (Hg.): Folklore, Heritage Politics and Ethnic Diversity. A Festschrift for Barbro Klein. Tumba 2000, S. 37-54.

[47] Lowenthal 1998, S. ix.

[48] Ebd., S. xi.

[49] Beide Zitate: Schilling 1992, S. 230.

werden zur „Markierung einer symbolischen Differenz“ und damit zur „‚Erfindung’ der eigenen Kultur“[50] genutzt.

Damit aber bedeutet die „Heritage-ifizierung“ keinen Stillstand oder ein Verharren in der Vergangenheit, sondern sie ist eine durchaus moderne Kulturtechnik, mit der die lokalen Akteure ihre Gegenwart gestalten und ihre gegenwärtige ‚local identity’ herstellen. Die Auseinandersetzung mit der (eigenen) Geschichte ist zu einer „soziokulturellen Praxis“[51] geworden, doch ist die Vergangenheit trotz romantischer Verklärung meist keine rechte Alternative: zurück zum „Plumpsklo“[52] will man auch nicht und die medizinische Versorgung habe früher sicher zu wünschen übrig gelassen[53]. Auch die Geschichtsdenkmäler selbst bleiben, wie Barbara Kirshenblatt-Gimblett eindrücklich in ihrer 3-Uhren-Theorie[54] zeigt, durch ihre Adelung zum kulturellen Erbe nicht die ‚Alten’. Durch das „Prädikat Heritage“ würden Geschichtsdenkmäler mit neuen Deutungen versehen, damit transformiert und erhielten so einen neuen Charakter, einen „neuen Seinszustand“[55]: „While it looks old, heritage is actually something new. Heritage is a mode of cultural production in the present that has recourse to the past.“[56]

## Identifikationsräume zwischen Dorf und ‚Kontinent’ – Identitätseffekte

Die ‚lokale Selbstinszenierung’, die in Hasselroth durch die Heritage-Produktion im Rahmen des Kulturwegs erneut ermöglicht wird, beinhaltet raumbezogene Identitätsofferten, die auf

[50] Beide Zitate: Hemme/Tauschek/Bendix 2007, S. 9.
[51] Tschofen 2007, S. 20.
[52] Interview Barbara Schlink, S. 17.
[53] Vgl. Interview Ralf Sendner, S. 24.
[54] Die erste Uhr hat die Zeit des historischen Ursprungs des Denkmals angehalten, auf der zweiten Uhr steht zwar die historische Zeit still, aber die Uhr tickt weiter: Das Denkmal selbst altert und ist einem Zerfallsprozess ausgeliefert. Die Zeit zwischen dem historischen Ursprung des Denkmals und dem „heritage site“ vergrößert sich stetig. Die dritte Uhr zeigt die Zeit an, die die Besucher des Denkmals mitbringen: Ihre Wahrnehmung des Denkmals ist durch die Zeit geprägt, in der sie leben, d.h. auf dieser Uhr ist das Denkmal in ständiger Interaktion mit der Gegenwart. Vgl. Kirshenblatt-Gimblett 1998, S. 197-199.
[55] Josef Ploner: Zur Repräsentation des kulturellen Erbes im Nationalpark Hohe Tauern. In: Ingo Schneider/Reinhard Bodner /Kathrin Sohm (Hg.): Kulturelles Erbe (Bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie, 3). Innsbruck 2005, S. 114.
[56] Kirshenblatt-Gimblett 1998, S. 7.

drei Ebenen festgemacht werden können: das Angebot einer lokalen, einer regionalen – Hasselroth als Teil des Spessart – und einer europäischen Identität.

Das ASP orientiert seine Ziele und Konzepte an der Europäischen Landschaftskonvention des Europarates, die im Jahr 2000 auf Anregung des Ausschusses der Regionen verabschiedet wurde. Außerdem ist das ASP in einem europäischen Netzwerk von Vereinen und Institutionen, die sich dem Schutz von Kulturlandschaften angenommen haben, organisiert. Dieses Netzwerk wurde und wird von der Europäischen Union gefördert: zunächst innerhalb des Kulturprogramms „Raphael" „zur Förderung der kulturellen Zusammenarbeit auf dem Gebiet des kulturellen Erbes"[57], später aus dem Topf des Programms „Kultur 2000"[58].

Für das ASP fungiert „Europa" als Marke: Durch die EU-Förderung wurde der Spessart von der „Kulturlandschaft" zur „Europäischen Kulturlandschaft", die Kulturwege zu „Europäischen Kulturwegen". Das ‚Corporate Design', das das Netzwerk wie auch die Kulturwege repräsentiert, ist entsprechend ‚europäisch' gestaltet: ein blaues Emblem, auf dem die EU-Sterne einen pflügenden Bronzezeit-Bauer aus einer schwedischen Höhlenmalerei umgeben.

Durch die Marke „Europa" bekommt das Produkt Kulturweg einen symbolischen Mehrwert, etwa eine durch die EU bescheinigte Signifikanz des Projekts. Dieser Markeneffekt beschert dem ASP wiederum andere Sponsoren und Geldgeber auf nationaler und regionaler Ebene.

Für die Mitglieder des Hasselrother Arbeitskreises spielt der europäische Namen und die Vernetzung mit anderen europäischen Landschaften und Regionen außerhalb des wieder erkennbaren Formats kaum eine Rolle. Ihnen geht es vordergründig um ihre lokale Identität.

[57] URL= http://europa.eu/scadplus/leg/de/lvb/l29006.htm, Zugriff am 17.05.2008.

[58] Das Programm „Kultur 2000" diente „der Schaffung eines gemeinsamen Kulturraums durch die Förderung des kulturellen Dialogs und der Kenntnis der Geschichte, der Schaffung und Verbreitung der Kultur, des Austauschs von Künstlern und ihrer Werke, des europäischen Kulturerbes, neuer Formen kulturellen Ausdrucks sowie der wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der Kultur." Vgl. URL= http://europa.eu/scadplus/leg/de/lvb/l29006.htm, Zugriff am 17.05.2008.

Die lokalen Denkmäler lassen sich nur schwer mit einem europäischen Gedanken in Verbindung bringen. Heimat ist hier von den Akteuren sehr kleinräumig gefasst: Sie ist in den meisten Fällen das Dorf oder die Kommune. Das zeigt sich bei den gezeichneten Mental Maps, mit denen die Reichweite räumlicher Orientierung und der subjektive Umgang mit Raum ermittelt werden sollten. Dabei stellte sich heraus, dass auch der Spessart als Mittelgebirgsregion keine identifikatorische Bezugsgröße für die lokalen Akteure darstellt. Die Hasselrother sehen sich mit ihrer ‚Randlage' kaum als Spessartbewohner.

Der Kulturweg wird von den Akteuren hauptsächlich als Vehikel gesehen, den eigenen Ort oder die Gemeinde zu repräsentieren. Er wird als lokaler Identitätsmotor verstanden – es geht um die Vermittlung von „Heimatwissen", wobei sich dieses Wissen auf die Gemeinde bezieht. Durch dieses Wissen über den eigenen Ort soll eine Beziehung zu ihm hergestellt werden, die zum einen in persönliches Zugehörigkeitsgefühl, zum anderen in Engagement für den Ort (Stichwort ‚Ehrenamt') münden soll. Die Rede ist von „Stolz"[59] und einem „Wir-Gefühl"[60], das auch nostalgisch-idyllisierte Vorstellungen einer alten Dorfgemeinschaft wieder heraufbeschwört.

Der Blick der Hasselrother Arbeitskreismitglieder ist aber durchaus nicht nur rückwärts gewandt, im Gegenteil: Es geht um die Zukunft. Einige haben sogar eine Vision hinsichtlich des Kulturwegs. So sieht der mitwirkende Bürgermeister im Kulturweg ein gemeinschaftsstiftendes Potential, das endlich die rivalisierenden Ortsteile miteinander verbinden könnte. In einer umfassenden Gebietsreform wurden 1971 die beiden Dörfer Neuenhaßlau und Gondsroth zur Gemeinde Hasselroth zusammengeschlossen. „Aufgrund des äußeren Drucks"[61] wurde 1974 zusätzlich der Ort Niedermittlau angeschlossen, obwohl es Proteste der Bürger auf beiden Seiten gab. Die Rivalitäten zwischen den Ortsteilen, vor allem zwischen Niedermittlau und den anderen beiden Dörfern, waren auch bei den Arbeitskreistreffen noch deutlich zu spüren: So achtete der Bürgermeister penibel darauf, die Treffen abwechselnd in jedem Ortsteil stattfinden, um erst gar keine Ressentiments entstehen zu lassen. Dennoch wurde der Kulturweg von den meisten Befragten als Möglichkeit gesehen, die Ortsteile zusammenzuführen. Dazu soll eine ‚gemeinsame Geschichte' mobilisiert und beim künftigen Kulturweg in den Vordergrund gestellt werden, letztlich, um eine eher

[59] Interview Barbara Schlink, S. 6.
[60] Interview Ralf Sendner, S. 10.
[61] Gelnhäuser Tageblatt vom 28.06.2004.

willkürliche politische Grenzziehung nachträglich auch kulturell zu legitimieren. Die Bewohner selbst, die mit dieser Grenzziehung nun seit über 30 Jahren leben müssen, übernehmen hier diese kulturelle Begründung. Der Kulturweg wird für sie damit zu einem integrativen Faktor, der eine gemeinsame kommunale Identität schaffen kann. Mithilfe ausgewählter geschichtlicher Segmente wie die gemeinsame Kirchengeschichte laden die Akteure ihre Kommune mit neuen Bedeutungen auf, spinnen ein neues Bedeutungsgefüge Hasselroth. Aber nicht nur auf inhaltlicher, sondern auch auf sozusagen formaler Ebene soll Hasselroth als ‚eins' präsentiert werden. Der Kulturweg soll – trotz seiner Länge – keinesfalls auf Schleifen in den einzelnen Ortsteilen aufgeteilt werden: Er soll ganz Hasselroth umfassen und keine Separation zwischen den Ortsteilen vornehmen.

Im Anschluss an Roland Robertson kann man den Hasselrother Umgang mit einem regional adaptierten Kulturerbekonzept auch als Beispiel für Prozesse der „Glokalisierung" sehen, ein Begriff, den Robertson für die Beschreibung der dialektischen Verschränkung von Globalem und Lokalem bei der Kulturproduktion in einer globalisierten Welt prägte.[62]

Die lokalen Akteure interpretieren das Konzept Kulturweg des ASP, das wiederum durch zahlreiche andere Akteure – etwa die UNESCO und ihr Kulturerbekonzept, Europarat, EU sowie Initiativen und Projekte aus anderen europäischen Ländern – beeinflusst ist, mit Eigensinn und nutzen es aus je unterschiedlichen Beweggründen: Neben alltagsästhetischen Motivationen soll der Kulturweg hauptsächlich zur lokalen Selbstdarstellung genutzt werden und ‚gemeinschaftsstiftend' wie ‚integrativ' wirken – eine Chance auf mehr Kommunität zwischen den einst ‚zwanghaft' zusammengeschlossenen Ortsteilen. Das Kulturweg-Konzept liefert dazu eine Plattform. „Spessart goes Europe" betitelt der ASP-Vereinsvorsitzende Gerhard Ermischer einen Aufsatz über das Spessartprojekt und seine europäischen Netzwerke. Für die befragten Hasselrother bleibt der Spessart vorerst Spessart, Hasselroth aber soll endlich Hasselroth werden – nämlich eine Kommune.

[62] Roland Robertson: „Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit". In: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt am Main 1998, S. 192-220.

**Re-Territorialisierung qua „Heritage-ifizierung“**

Das ASP wie auch die lokalen Akteure sind letztlich nicht nur an einer Produktion von Kulturerbe beteiligt, sondern damit auch an Prozessen einer Kulturalisierung geographischer Räume – sei es Europa, die Region oder das Lokale. So definiert und begrenzt etwa das ASP die Spessartlandschaft als Naturraum und als kulturelle Einheit. Kultur wird essentialistisch an einen Ort gebunden, dabei sämtliche Studien über „’transnational communities’ wie global korrespondierende Diaspora-Gruppen oder Migrantennetzwerke […] als neue Orte quasi enträumlichter, jedenfalls aber multilokaler sozialer und kultureller Praxis“[63] und „die Beweglichkeit von Räumen mittels Bilder, Imaginationen, Menschen und Objekten“[64] ignorierend. Dabei wird auch kulturelle Identität verabsolutierend an einem spezifischen geographischen Ort festgemacht. Identität ist ein „anthropogenes, also menschheitsgeschichtliches Grundmuster“[65], das von der menschlichen Fähigkeit zur Selbstreflexion rührt. Zur Identitätsbildung gehört unweigerlich die soziale Interaktion (ebenso wie zur Herstellung von Kultur), die sich nach Doreen Massey im Raum entfaltet. Für Hermann Bausinger ist die räumliche Orientierung zunächst einmal eine sinnliche, im weiteren Sinne aber auch eine „kulturelle Dimension“[66]: Der „Körper als Instanz der Raumbezogenheit“[67] wird zum Wahrnehmungsmedium und produziert affektive Erlebnisse. Bernhard Tschofen plädiert deshalb für ein „neues Verständnis des Präsenzeffektes der Dinge und Orte“[68]. Die physische Orientierungsleistung des gewohnten Raumes schafft „Fixpunkt[e]“[69] für eine Identität, die als „Kontinuitätsbegriff“ auf dem „vertraut Da-Seiende[n]“[70] beruht. Aber die Interpretationen dieser Wahrnehmungen und damit eventuell verbundene Emotionen sind immer auch Sache kultureller Aushandlungen. Durch Zuschreibungen werden Raumeinheiten

[63] Römhild, Regina: Europäisierung als Transnationalisierung. In: Anthropolitan 8, 2000, S. 18.
[64] Hemme (im Druck), S. 11.
[65] Wolfgang Kaschuba: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 134.
[66] Hermann Bausinger: Räumliche Orientierung. Vorläufige Anmerkungen zu einer vernachlässigten kulturellen Dimension (1988). In: Bernhard Tschofen/Reinhard Johler (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 579.
[67] Ebd., S. 582.
[68] Tschofen 2007, S. 29.
[69] Hermann Bausinger: Heimat und Identität. In: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Neumünster 1980, S. 22.
[70] Beide Zitate: Wilfried Lipp: Welt-Kultur-Erbe. Im Konflikt der Interessen. In: Moritz Csáky/Monika Sommer (Hg.): Kulturerbe als soziokulturelle Praxis. Innsbruck u.a. 2005, S. 26.

zu Orten, an die man sich gebunden fühlt. Die affektive Bindung an einen bestimmten geographischen Ort („a sense of place“[71]) bis hin zur vermeintlichen Verwurzelung ist daher eine kulturelle Konstruktion, die mit der ästhetischen Fähigkeit des Menschen, seiner Welt Bedeutung zuzuschreiben, zusammenhängt – und nicht selten mit Machtstrukturen. An der gegenwärtigen Regionalisierung in Europa ist die EU-Politik maßgeblich beteiligt. Kultur und Identität werden dabei ähnlich schon wie bei der Nationenbildung im 19. Jahrhundert zur politischen Ressource.

Dabei wird immer mehr auch wieder mit Begriffen wie Heimat hantiert. Das ASP operiert bewusst mit diesem Begriff, begreift sich als Lobby für die Heimat, die es zu schützen und nachhaltig zu entwickeln gilt: Heimatgefühl oder gar Heimatliebe wird hier zur Basis für Landschaftsentwicklung und Landschaftsmanagement.

Auch bei den lokalen Akteuren zeigte sich ein selbstverständlicher Umgang mit dem historisch negativ aufgeladenen und konservativen Begriff. Dahinter verbargen sich durchaus unterschiedliche Semantiken: Zum einen zeigte sich ein modernes Heimatverständnis im Sinne Bausingers: Heimat als Interaktionsraum, der durchschaubar und aktiv gestaltbar ist und vor allem durch die Kommunikation unter Menschen entsteht – eine durchlässige und offene „Nahwelt“[72]; „Heimat als Lebensmöglichkeit und nicht als Herkunftsnachweis, Heimat als Identität und nicht als Verhaftung.“[73] Doch scheint dem Begriff auch immer noch eine exklusive Konnotation und eine territoriale Fixierung anzuhängen. Viele Interviewte sehen die Heimat dort, wo sie geboren sind und aufgewachsen: Dem Ort der verlebten Kindheit wird etwa eine außerordentliche emotionale Verbundenheit zugesprochen, ein Unterschied gemacht zwischen Einheimischen und Zugezogenen, auch wenn letztere – etwa Nachkriegsflüchtlinge – seit Jahrzehnten in der Gemeinde leben, Erzählungen territorialer Verwurzelung werden fundiert durch familiäre Stammbäume. Ein aus individualpsychologischer Sicht herauszulesendes Bedürfnis nach Sicherheit, Orientierung, Vertrautheit und Zugehörigkeit wird hier auf den geographischen Ort projiziert. Wurzelmetapher und der deutsche Begriff Heimat sind aber auch Ausdruck kulturgeschichtlicher Entwicklungen: Bausinger sieht das „deutsche Verhältnis zum Raum“

[71] Vgl. Gilian Rose: Place and identity: a sense of place. In: Doreen Massey/P.M. Jess (Hg.): A place in the world? Places, Cultures and Globalisation. Oxford 2000.
[72] Hermann Bausinger: Heimat und Identität. In: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Neumünster 1980, S. 23f.
[73] Ebd.

geprägt durch die historische Kleinteiligkeit und „Zerstückelung des späteren deutschen Staatswesens“[74]. Die oft konfessionell getrennten und rechtlich eigenständigen Einheiten hätten zur „Herausbildung eigener Lebensstile“, „zu relativ geschlossenen Kulturlandschaften“[75] geführt.

> „Das Ergebnis der historischen Entwicklungen war eine Immobilität, die sich laufend – gewissermaßen durch Selbstinduktion – verstärkte: Ortveränderungen auf Dauer innerhalb des deutschen Gebietes waren unüblich, ‚Ortsfestigkeit’ […] wurde zur Norm.“[76]

Daraus sei ein „spezifische[r] Zusammenhang von Seß-haftigkeit und Be-sitz“[77] gefolgt. Nach Utz Jeggle und Albert Illien ist die ‚Bodenhaftung’ historisch zurückzuführen auf einen dörflich-bäuerlichen Kontext, in dem Besitz an Boden als „Grundbedürfnis“[78] angenommen wurde. Mit dem Ende der Leibeigenschaft und der Übernahme eigenen Besitzes war die Existenz der Bauern von diesem Boden abhängig. Diese (existenzielle) Verhaftung an den Boden wurde mit zunehmendem Wohlstand in eine affektive Bindung transformiert.

Mehr denn je, sagt Bernhard Tschofen, ist heute das Denken in kulturellen Einheiten zur Kulturtechnik geworden.[79] Die gegenwärtig zu beobachtenden Re-Territorialisierungen werden oft als Gegenbewegung zu einer zunehmend globalisierten und damit ent-territorialisierten Welt gehandelt. Doch die beiden Entwicklungen sind zwei Seiten einer Medaille:

> „[D]as Konzept Regionalität ist nicht gegen Modernisierung gerichtet, sondern begleitet sie, ist also auch eine Spielform ‚globaler Vergesellschaftungsprozesse’ und – mit Rolf Lindner gesprochen – in seiner Suche nach dem ‚Besonderen im Eigenen’ bereits der Nachvollzug erfolgter Globalisierung: das Eingeständnis, dass es ‚auch hier so ist wie überall’.“[80]

Ein ‚Symptom’ dieser ‚globalen Vergesellschaftung’ sind die „politics of difference“[81]: Um sich zu unterscheiden, werden (meist kulturelle) Unterschiede mobilisiert – ein Wettbewerb

[74] Beide Zitate: Bausinger 2008, S. 583.
[75] Ebd.
[76] Ebd., S. 584.
[77] Ebd.
[78] Utz Jeggle und Albert Illien, zitiert nach Heinz Schilling 1992, S. 123.
[79] Bernhard Tschofen: Bindestrichlandschaften. Die erzählte Region als Identitätsressource. In: Löden, Sönke (Hg.): Montanlandschaft Erzgebirge. Kultur – Symbolik – Identität (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 7). Dresden 2003, S. 20.
[80] Ebd., S. 23.
[81] Susan J. Smith: The Cultural Politics of Difference. In: Massey, Doreen/Allen, John/Sarre, Philip (Hg.) Human Geography Today. Cambridge 1999, S. 129-150.

um ‚Besonderheiten', der symbolisches wie ökonomisches Kapital verspricht, dem aber immer die latente Gefahr des Othering wie der Ab- und Ausgrenzung inhärent ist: Hier geht es um Macht und Ressourcen. Orte und Regionen werden mehr und mehr gelabelt und vermarktet. Dabei zeichnet sich eine Ordnung der Welt unter ökonomischen Gesichtspunkten und eine zunehmende ‚Verbetriebswissenschaftlichung' der Lebenswelten ab. Ökonomische und ideelle Wertschöpfung sind aber längst nicht mehr so einfach unterscheidbar (wenn sie das je waren). So ist etwa die Ästhetisierung von Räumen für den Tourismus auch für die symbolische Raumbesetzung der Bewohner nutzbar, denn nur im Austausch von Selbst- und Fremdwahrnehmung kann Identität entstehen. Über die metakulturellen Prozesse im Zusammenhang mit dem Kulturweg werden auch in Hasselroth ‚Alleinstellungsmerkmale' generiert, die die Gemeinde in Auseinandersetzung zwischen Selbst- und (touristischer) Fremdwahrnehmung zum Identifikationsraum machen. Dem Ort Hasselroth selbst wird mittels Heritage-ifizierung eine eigene, neue Identität eingeschrieben. Der Kulturweg und die in ihm enthaltenen „kulturellen Schätze" sind das Medium, durch das Hasselroth als eine Kommune, als Teil des Spessarts und als Heimat neu erzählt und damit konstruiert war.

Andrea Goletz

# Am lebenden Objekt. Tätowierung im Museum

## Ein Erfahrungsbericht

Ich bin *nicht* tätowiert. Als ich im Frühjahr 2010 meiner Berufung ans Landesmuseum folgte, sollte eine »Kunstpause« meine erste Amtshandlung werden. Die Kunstpause im Landesmuseum Württemberg ist ein Veranstaltungsformat, das wöchentlich fünfzehn bis zwanzig kultiviert-interessierte Zuhörer ins Museumlockt. Der Alters-durchschnitt liegt bei zirka fünfundsechzig Jahren.
Dieses Mal sollte alles ganz anders werden. Am 10. Juni 2010 stürmten über sechzig junge(!) und alte Interessierte, außerdem fünf Journalisten und Fotografen den Ständesaal im Alten Schloss. Die mediale Resonanz war enorm. Kein Wunder: Wir besprachen das Thema Tätowierungen **am lebenden Objekt**!

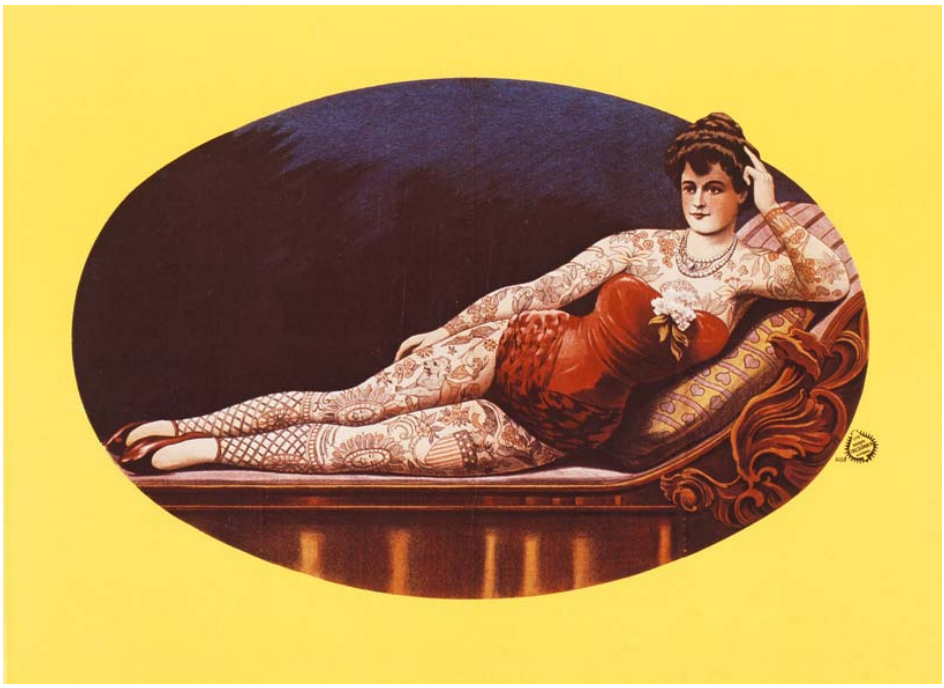
### Tätowierungen im Museum?

Tätowierungen sind uns heute allgegenwärtig: ob auf der Strasse oder im Freibad, im Fernsehen oder in Hochglanzmagazinen: Tätowierungen sind ein Massenphänomen. Sogar Frau Ministerpräsidentin a.D. Wulff zeigte stolz ihr Oberarm-Tattoo auf offiziellen Empfängen. Für die Abteilung Volkskunde des Landesmuseums Württemberg Grund genug, diesen in die Haut dauerhaft eingelagerten Zeichen und Bilder, mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Den Museumsmacher beschäftigt dabei die möglich museale Dokumentation dieses Phänomens. An dieser Stelle könnte so manch einer die Nase rümpfen – eine altehrwürdige Institution, wie die des Landesmuseums Württemberg und Tätowierungen?

Nun, allein dieses »Nase rümpfen« weckt das Interesse eines Volkskundlers...

**Der erste Boom**

Dieser Boom an Tätowierungen, den wir aktuell erleben ist streng genommen eine Renaissance – und diese Wiederentdeckung bezieht sich auf das 19. Jahrhundert in Europa. Sicherlich gehören Tätowierungen zu den ältesten Formen des Körperschmucks. Das belegen Funde aus der Frühgeschichte aus der Antike und dem Mittelalter - Tätowierungen waren in allen Zeiten ein weit verbreiteter Brauch.
Auch Ötzi, 5300 Jahre alt, war tätowiert.



*Aus: Menschen-Tiere-Sensationen Zirkusplakat 1880-1930, Kestner Gesellschaft Hannover*

In Europa beginnt die Geschichte der Tätowierungen 1774 mit »Omai«, einem thaitianischem Prinzen. Diesen tätowierten Eingeborenen brachte James Cook von einer seiner Entdeckungsreisen aus der Südsee nach Europa, um ihn hier zur Schau zu stellen. Vor allem brachte er auch das Wort »Tattoo« mit, das diesen

merkwürdigen und Aufsehen erregenden Körperschmuck bezeichnete. In den Salons der gebildeten Kreise wurde der nackte, farbige Körper dann bestaunt und besprochen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebten die Zeichen auf der Haut in Europa geradezu eine Hochblüte. Wie kam es dazu? Die Besatzungen der Überseeschiffe brachten Tätowierungen als Souvenirs von ihren Reisen mit. Zunehmend wurden aber auch »unzivilisierte« Tätowierte zusammen mit exotischen Tieren verschleppt und in den aufkommenden Menagerien und auf Jahrmärkten vorgeführt. Dies stimulierte die Nachahmung und Verbreitung in Europa.

Das Tattoo war quasi Souvenir und Folge eines verstärkten Reisens im 19. Jahrhundert. Aber es beinhaltete auch Kritik am technologischen Fortschritt, der Industrialisierung. Es war die Zeit der Reiseliteratur und der Romantik, man wollte der modernen Welt entfliehen und die tätowierten »edlen Wilden« waren Inbegriff einer heilen Welt: des irdischen Paradies.

Dieser Tätowierungs-Boom übersprang weitgehend das Bürgertum und erfasste neben den unteren Schichten sogar den Adel und die Königshäuser – vom deutschen Kaiser Wilhelm II., dem russischen Zar Nikolaus, Mitglieder der Königshäuser Habsburg und Hohenzollern bis zur amerikanischen »High Society«. Immerhin ein Fünftel der deutschen Bevölkerung war 1850 tätowiert.

**Die Diskreditierung**

Der Hochblüte der Tätowierungen folgte bald eine verbale Diskreditierung - von Seiten des Bürgertums: Tätowierte aus der Unterschicht wurden zu *Kriminellen* gestempelt und jene aus der Oberschicht zu *Decadents.* Die Idee vom irdischen Paradies, das Freiheitsstreben des Einzelnen sollte im Arbeitsethos einer bürgerlichen Gesellschaft erstickt werden. Keiner sollte sich dem kapitalistischen Arbeitsprozess entziehen. Wie in den meisten gesellschaftlichen Bereichen setzten sich die Ideen des Bürgertums durch. Und in Deutschland wurden Tattoos als

»Unkultur« verschrien. Und dieses bürgerliche »Nase rümpfen« hat sich bis heute gehalten!

Aber für das endgültige Aussterben dieser Körperkunst waren die Nationalsozialisten verantwortlich. Nach der Machtübernahme 1933 verschwanden die Tätowierten von der Bühne, da sie nicht in das nationalsozialistische Körperbild passten. Tätowierer - 1930 gab es deutschlandweit dreißig Berufstätowierer - erhielten Berufsverbot, Verstöße wurden mit KZ geahndet. Aber die traurigste Bedeutung erhielten im Dritten Reich die Zwangstätowierungen in den Konzentrationslagern. Besonders pervers sind »Erinnerungsstücke« der Nazis aus den KZs: Lampenschirme, Wandbezüge und Bucheinbände von tätowierten ermordeten Häftlingen - 40 Objekte diese Art wurden gefunden. Nach dem Krieg war es erst mal still um die Tätowierungen.

**Die Renaissance**

Erst in den 70er Jahren, mit der zunehmenden Amerikanisierung unserer Kultur, den motorradfahrenden Rockern, der aufkommenden Bewegung der Punks hielt die Tätowierung wieder Einzug in das öffentliche Leben. Mit ihren Trägern bestärkte sie wieder das bürgerliche Vorurteil: Tätowierte stammen aus einem asozialen oder kriminellen Milieu! Und wiederum gehörten Tätowierungen zur Protestkultur gegen das konservative Bürgertum.

In den 1990ern setzte dann der große *Tattooboom* ein. Tätowierungen wurden zur Mode: Vorbilder vor allem für die Jugend waren tätowierte Rock- und Popstars. Musiksender wie VIVA oder MTV, die Technoszene, die Werbung und die Medien ließen diese Mode in alle Bevölkerungsschichten diffundieren. Vielleicht erinnern sie sich: 1994 stellte Thomas Gottschalk die neue Technik der Bio-Tattoos bei „Wetten dass?“ vor, und ließ sich selbst einen Dolch mit Schlange auf den Oberarm stechen - leider verschwanden diese nicht wie angekündigt...

Jedenfalls erlang die Tätowierszene so mehr Öffentlichkeit und ein seriöseres Image.

Verstärkend wirkt aktuell auch der zunehmende Trend zur Ästhetisierung und Inszenierung des menschlichen Körpers. Nicht mehr nur Kleidung und Schmuck, die man *auf* der Haut trägt sind Kommunikationsmittel, die im Alltag unverzichtbare Dienste zur Orientierung im Umgang mit Anderen leistet. Auch die Mode und der Schmuck in und unter der Haut sollen dies tun.

**Im Museum – am lebenden Objekt**

Am 10. Juni 2010 verwandelte sich also der Ständesaal des alten Schloss in einen *Salon.* Denn wie im 19. Jahrhundert hatte ich die Möglichkeit, diese Körper-Kunst am lebenden Objekt zu besprechen. In der *Kunstpause* werden in der Regel Dinge aus dem Landesmuseum vorgestellt. Mein Objekt hatte zwar keine Inventarnummer - aber eine Personalnummer: Manfred Bock. Herr Bock ist Mitarbeiter des Landesmuseum Württemberg und er stellte sich freundlicherweise für meine Zwecke zur Schau. Aber das war noch lange nicht alles: Sogar das Motiv seiner Tätowierung stammt aus dem Landesmuseum! Aus einer Veröffentlichung des Landesmuseums Württemberg über die an süddeutschen Altären verwendeten Ornamente. Die Tätowierung stammt also im doppelten Sinne aus dem Haus. Unter den Augen von König Karl und Königin Olga lüftete Manfred Bock sein Hosenbein und präsentierte auf dem Unterschenkel ein blaues Rankenornament nach einem Kupferstich von 1490. Dies sei aber erst der Anfang, verriet Bock, denn „wer einmal damit anfängt, kann nicht mehr aufhören. Es wird zur Sucht“.

*Das Rankenmotiv um 1490, Kupferstich. Aus: Graviert, Gemalt, Gepresst. Spätgotische Retabelverzierungen in Schwaben«. Ein Kompendium der an süddeutschen Altären verwendeten Ornamente. Stuttgart 1996. Landesmuseum Württemberg*

*Die Tätowierung von Manfred Bock. Foto: Andrea Goletz*

Ferner hatte ich Micha Dickgießer zu Gast, seit 15 Jahren professioneller Tätowierer aus Stuttgart und Mitbesitzer des Tattoo-Studio Cactus in der Rotebühlstrasse. Er hatte Herrn Bock das Rankenmotiv auf die Wade gestochen. Neben seinem lebenden Werk, hatte Micha etliche Skizzen, eine Tätowiermaschine und eine Menge Geschichten im Gepäck.

*Der Profi-Tätowierer Micha Dickgießer erzählt. Foto: Andrea Goletz*

Über seine Profession konnte er Folgendes berichten „Heutzutage ist der Beruf immer noch nicht so anerkannt, wie es sich die Tätowierer wünschen würden“, sagt

Micha. Und fügt hinzu: „Es stimmt natürlich, dass nicht jeder Tätowierer ein guter Tätowierer ist.“ Es gebe „Metzger, die hauen einem die Nadel in die Haut“. Dann gebe es Tätowierer, bei denen würde man es gar nicht merken, wenn sie stechen. Die Unterschiede von Tattoos erkenne man an der Linienführung oder an den Schattierungen. „Das Tätowieren ist keine Hoppla-Hopp-Arbeit“, sagt Micha. Deshalb lege er auch viel Wert auf gute Beratung. Er versteht sich als Kunsthandwerker und lässt sich nicht mehr in die Schmuddelecke stellen. Zu seinem 18. Geburtstag habe er sein erstes Tattoo bekommen, erzählt er. Jetzt gibt es nur noch wenige Stellen an seinem Körper, die nicht mit Schmuckbildern in Blau, Rot und Gelb bedeckt sind. Zögerlich zeigt er dann noch eine prachtvolle Eule auf seinem Rücken. Zur Motivwahl: Eulen gefallen ihm eben. Und so ist es meistens – die Leute stechen was ihnen gefällt.

Er zeigt die kleine Tätowiermaschine: „Die Nadeln sind immer steril und stechen 0,8 bis 1,5 Millimeter unter die Haut.“ Tut’s sehr weh? „Das stupfelt nur ein bisschen“, beruhigt Bock. Aber der Schmerz, meint Micha, gehöre zum Ritual. Tätowiert wird, was gefällt: Pin-up-Girls, asiatische Motive, Comics, Graffiti oder sogenannte Tribals. Das ehemals bei Mädchen beliebte »Arschgeweih« wird schon lange nicht mehr nachgefragt. Wer kommt ins Studio? „Leute aus allen Schichten, auch Bänker, Börsianer und Anwälte. Und jeden Alters: Die älteste Kundin war 74“, versichert Micha.

Die Kunstpause entwickelte eine ganz eigentümliche Dynamik, denn immer mehr junge tätowierte Museumsmitarbeiter gesellten sich zu Herrn Bock und zeigten freudig Ihre Tattoos.

*Micha Dickgießer und tätowierte Mitarbeiter des LMWs. Landesmuseum Württemberg*

Zwei Stuttgarter Tätowierer saßen im Publikum und bald schon waren wir gemeinsam mit der Presse in eine lebhafte Diskussion verwickelt. Auch das ältere Publikum hatte keine Berührungsängste mit diesem Thema und bestaunte aus der Nähe diese in Haut gestochenen Kunstwerke.

Auf meine abschließende Frage, ob das Museum ein Ort für Tätowierung ist, war die Antwort eindeutig: Ja. Das Vorurteil, Tätowierte seien alle kriminell oder asozial,

konnten die älteren Herrschaften unter den Zuhörern zwar bestätigen. Aber sichtlich mehr fasziniert als befremdet. Und wir stellten uns die Frage: Wo liegt denn nun der Unterschied zwischen einem kunstvollen Rankenmotiv in Kupfer gestochen, und dem, dass in die Haut gestochen wurde? Tätowierungen sind für das Museum relevant, sie haben einen Zeugniswert für kulturhistorische Befunde. Wie Kleidung und Trachten ihre Aussagekraft über gesellschaftliche Verhältnisse besitzen, so tun es auch die Tätowierungen.
Nun aber wollen Museen authentische Objekte präsentieren. Wie ist das mit aktuellen Körpermodifikationen? Wie sammelt man Haut? Fragen, auf die ich bis heute keine Antwort habe...

Das Massenphänomen der Tätowierungen interessiert die Menschen. So war auch die mediale Resonanz auf die Kunstpause am 10. Juni 2010 enorm. Die Landesschau des SWR brachte am 22.07.2010 einen fünfminütigen Beitrag und auch in den Printmedien erschienen zahlreiche Artikel (siehe Links).

http://www.esslinger-zeitung.de/lokal/stuttgart/stuttgart/Artikel563402.cfm
http://www.swp.de/goeppingen/lokales/stuttgart_und_region/Taetowieren-oder-die-Kunst-am-Koerper;art5592,518735 (Beide abgerufen am 15.7.2014)

**Literatur**

Eberwein, Markus/Petermann, Werner (Hrsg.): Die Tätowierung in den deutschen Hafenstädten. Ein Versuch zur Erfassung ihrer Formen und ihres Bildgutes. Von Adolf Spamer. Mit einem Beitrag von Werner Petermann und einem Verzeichnis deutscher Tätowierstudios. Zuerst erschienen in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 11 (1933), S. 1-55; 129-182.

Friedrich, Mathias*:* Tätowierungen in Deutschland. Eine kultursoziologische Untersuchung in der Gegenwart. Würzburg 1993.

Korff, Gottfried (Hrsg): Kunst, die unter die Haut geht. In: Volkskunst Heute? Vogelscheuchen, Hobby-Künstler, Vorgarten-Kunst, Fronleichnamsteppiche, Krippen, Graffiti, Motorrad-Tanks, Autobemalungen, Tätowierungen, Punk-Ästhetik.

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft Tübingen 1986. S. 121-123.

Oettermann, Stephan: Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa. Hamburg 1995.

Thomas Brune

# Ding Region Welt.

## Bemerkungen zum Sammeln fürs Regionalmuseum

#

### Region: Ein neuer Raum[1]

Region hat Saison – vor allem mit Obst, Gemüse und Fleisch aus der Region, und das nicht nur bei SPAR-Österreich. Es gibt das Regio-TV, das Regionalparlament, die Regio-Klinik, die Regional-Liga, das Regio-Geld – am Laufe des Schwarzwaldflusses Nagold übrigens eines mit dem feinen Namen „Nah-Gold“. Wir kennen das Europa der Regionen, welche die Interregios der Bahn verbinden und auch eine „Regionale“ als Festival für zeitgenössische Kunst im Bezirk Liezen! Heißt die aktuelle Fortschreibung von „Think global act local!” also „Think global act regional“? Das klingt zwar nicht ganz so elegant, doch spricht einiges dafür – und das nicht nur abseits der Großstädte. Für Berlin verspricht die Zukunftsagentur Brandenburg GmbH mit der Marke „The German Capital Region“ auf großen Flughafen-Postern „More Value für Your Investment“. Hier konkurriert also ganz offensichtlich das Land „partnerschaftlich“ mit der Stadt um Investitionen. Bei der nicht ganz so großen Großstadt Stuttgart wird die Lokalorientierung ebenfalls seit einigen Jahren in erstaunlicher Weise von der Regionalperspektive komplementiert und einer zunächst substantiellen Verräumlichung aus dem Entwicklungsbedarf von gewerblicher Infrastruktur, Vermarktung und Verkehrserschließung mit leichter Verzögerung ein Kultur-Marketing-Verbund der Regionsgemeinden andekoriert. Freizeit-kulturelles Beiwerk zur ökonomisch motivierten neuen Raumschaft, identitätstiftender Soziokultur-Kitt für ein prekäres Raum-Gebilde? In jedem Fall: Die Horizonte werden neu bestimmt!

[1] Diese leicht überarbeitete Umschrift gibt den am 23.10.2009 in Schloss Trautenfels gehaltenen Vortrag wider.
Die Erstveröffentlichung erfolgte in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde LXIV, Bd 113, Wien 2010, S. 217-232.

In diesem Prozess neuer Verräumlichungen könnten Regionalmuseen eine wichtige Rolle spielen. Manch neuer Regionalfürst würde sie sich also wünschen – und auch die Bewohner, aber möglicherweise aus etwas anderen Gründen. Wir können darauf warten, dass sie kommen! Noch gibt es von ihnen nur sehr wenige, schon gar nicht von der Qualität jenes Regionalmuseums auf Schloss Trautenfels mit dem klangvollen Namen „Landschaftsmuseum". Hier wie auch anderswo stehen die Kolleginnen und Kollegen Kuratoren nun vor der Frage: Wie bezieht sich ihre aktuelle Sammelpraxis auf das offensichtlich vitale Prinzip und Konstrukt Regionalität? Mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis von Sammelpraxis und Regionalität will ich versuchen, mich einer Antwort zu nähern, hoffend, dass diese denen dienlich sind, die sich einerseits der aktuellen Kulturpraxis, aber auch einer zukünftigen musealen Praxis verpflichtet fühlen, indem sie heute die Sammlungen für die museale Zukunft an die Gegenwart heranführen.

Das Thema Regionalismus im Allgemeinen möchte ich lediglich knapp anreißen, um den Referenzrahmen zumindest anzudeuten, in dem sich meine Gedanken um das Sammeln im Regionalmuseum bewegen. Dazu aus der Verlagsankündigung des 2008 erschienen Buches „Periphere Zentren oder zentrale Peripherien?" von Amann, Mein und Parr: „Der für die Moderne klassisch-asymmetrische Binarismus von ‚Metropole versus Lokalität' wird heute in der Form ‚Globalität versus Lokalität' neu verhandelt. So lässt sich unter den Bedingungen zunehmender Globalisierung in nahezu allen Teilbereichen der europäischen Gesellschaften eine eigentümliche Dialektik beobachten. Zum einen verdichten sich Globalisierungsphänomene zunächst in den Metropolen und scheinen dabei deren Machtansprüche zu unterstützen, zum anderen erstarken auf ihrer Rückseite die zwischenzeitlich als randständig angesehenen Regionen wieder neu."[2] Man beachte, dass hier tatsächlich sogar Lokalität ganz selbstverständlich als Regionalität verstanden wird. Auch für meine weiteren Gedanken soll zumindest implizit jene Selbstverständlichkeit des Zentrum-Peripherie-Dispositiv mitgedacht sein, „denn obgleich Zentren und Peripherie je eigene und dann entsprechend unterschiedlich bewertete Kontexte entwickeln, sind sie denn strukturell

[2] Wilhelm Amann, Georg Mein, Rolf Parr (Hg.): Periphere Zentren oder zentrale Peripherien? Kulturen und Regionen Europas zwischen Globalisierung und Regionalität. Heidelberg 2008.
Nach: http:://www.synchron-publishers.com/texte/01-einzel/0129periphere-t.html (aufgerufen am 14.5.2010).

miteinander verbunden und können nicht wirklich getrennt voneinander betrachtet werden“.[3] Im Folgenden kann ich auf eine Wiederaufnahme der Diskussion um die „Museen in der Provinz“[4], u. a der von Konrad Köstlin 1980 vorgetragenen Kritik an der Fokussierung aufs Lokale/Regionale verzichten, scheinen mir Lokal- und Regionalmuseen viel von ihrer Magie der verzaubernder Verschleierung eingebüßt zu haben. Denn die Realitäten heute schlagen ungekannt heftig in den Erfahrungsraum durch – mit den von jedermann erlebbaren geopolitischen und globalökonomischen Abhängigkeiten und Vernetzungen. Immer mehr Menschen verstehen sich heute zusätzlich als Bewohner einer komplexen neuen Realität vernetzter Parallelwelten des Worldwide-Web von Google, Facebook, Twitter, You-Tube, Second Life. Sie kämen nicht mehr auf die Idee, sich vor dem gobalen in einen regionalen Schutzraum retten zu können oder wollen. Im Gegenteil: Regionalität scheint heute Eigensinn in der Globalität zu generieren.

**Sammelkonzeptionen: Ja, aber …**

Sammeln braucht Begründung. An dieser Stelle möchte ich aber auf eine ausführliche Darstellung zu Geschichte und Konstruktion von Sammelkonzepten ebenso verzichten wie schon auf eine ausführliche Diskussion von Regionalität. Ich begnüge mich mit einer ketzerischen Vor- und Schlussbemerkung: Ich halte Sammelkonzeptionen zwar für unverzichtbar, traue aber jenen nicht, die vor allem die Handschrift der Ersteller und nicht der Anwender und Umsetzer tragen, vor allem nicht jenen, die als Jahrhundertprojekte daherkommen und ultimative Lösungen versprechen. Sie verfehlen nämlich in der Regel das nötigerweise Prozesshafte kulturellen, hier also musealen Tuns in einer Welt von ökonomischer, politischer und sozialer Dynamik und stehen also in der Gefahr, dieses Tun der Schwerfälligkeit, gar der Erstarrung entgegenzuführen. Beeindruckt hat mich in dieser Hinsicht die Entwicklung der „Collection Development Strategy“ des Canada Science and Technology Museums. Dieses Projekt startete im Jahr 1989 mit der Ermittlung der „Historical Assessments“ zu den bestehenden Sammlungen, denen nach 10 Jahren 1999 die Erstellung

[3] Ebd.

[4] Konrad Köstlin: Das Museum zwischen Wissenschaft und Anschaulichkeit. Zum Verhältnis von Recherche und Präsentation, in: Martin Scharfe (Hg.): Museen in der Provinz. Strukturen, Probleme, Tendenzen, Chancen. Tübingen 1982, S. 51ff.

der „Collection Assessments“ folgte – mit der Zielvorgabe einer Fertigstellung der Sammlungs-Entwicklungs-Strategie im Jahr 2015 (!).[5] Wie viel Nektar sich aus solch absurd umfangreichen wie langwierigen Sammlungsstrategie-Entwicklungen mit akademischen Forderungshaltungen ziehen lässt, dass aber mag jeder für sich entscheiden. Vielleicht rührt meine Distanz gegenüber solchen Projekten einfach daher, dass ich zu sehr um den Sinn und die Freude an gegenwarts-bedeutsamem, kulturellem Tun weiß – aber auch um die knappen Ressourcen mittlerer und kleinerer Museen, die das Prinzip Musealiät für die große Mehrheit der Menschen viel alltagspraktischer verkörpern könn(t)en als die großen Häuser der Metropolen.

Viele Sammlungsstrategie-Überlegungen und Sammelkonzeptionen gehen in ihrer Anlage vom großen Allgemeinen zum kleinen Besonderen vor. Da wird – wie es nun auch in Museen heißt, seitdem betrieblich-kaufmännisches Denken Einzug gehalten hat – „heruntergebrochen“ vom ganzheitlichen Begriff eines Universums herunter zu den kleinen Dingen, z.B. Hosenknöpfen, die in der Systematik dann ihren Platz finden sollen. Aus meiner Erfahrung traue ich mich zu sagen: Die vom ganzheitlichen und abgeschlossenen Thesaurus her arbeitenden Sammelkonzepte und EDV-gestützten Inventarisierungsprojekte verfehlen die eilige Prozesshaftigkeit und immer neu zu interpretierende Vielbedeutsamkeit unserer Dingwelt. Ich bin überzeugt, dass eine kluge und weitgefächerte, mit den Objektaufnahmen verbundene Verschlagwortung weiterführt – gestützt von einer Software, die sich an schlauen Suchmaschinen unseres Internet orientiert.

**Die Regions-Dinge: Wo sind sie geblieben?**

Auf der Suche nach Kriterien des Gegenwartssammelns für ein Regionalmuseum möchte ich einige zunächst unverbunden erscheinende Fäden anspinnen und am Schluss zu einem neuen, möglicherweise sinnhaften Muster verweben. Dabei spinne ich zunächst am Blick des Einzelnen und auf den Einzelnen, den Menschen nämlich, der im Leben das Authentische, das Originale, das Typische sucht und – der zweite Faden – ins Museum geht, um dort das

[5] Siehe: Andreas Wenzel: Volkskunde – das ist doch ein abgeschlossenes Sammelgebiet, oder? Volkskundliche Sammlungen und das zeitgenössische materielle Alltagskulturerbe, in: Harald Siebenmorgen (Hg.): Überlieferungskultur. Karlsruhe 2010, S. 103–121, hier S.113 f.

Fremde, das Ungekannte zu treffen und dabei in allen Dingen doch vor allem sich selbst begegnet – im Lokal- oder Regionalmuseum vielleicht auch seinem Nachbarn!

Kennen Sie nicht auch die Verzweiflung in der Suche zumeist gegen Ende eines Urlaubs nach dem landestypischen, nach dem „originalen“, dem unverwechselbaren Mitbringsel, den Erinnerungsträger, den ich in unserem Zusammenhang den „regionaltypischen“ nennen will? Denn da bleibt einem in der Regel ja nur das für uns Touristen gefertigte Sortiment an Souvenirs nach dem Vorbild von längst obsolet gewordenen und bei Einheimischen längst nicht mehr in Gebrauch befindlichen Nutz- und Deko-Dingen: altartig aussehender Nippes, neuerdings allerdings zunehmend komplementiert von einigem Kunsthandwerk, das zumindest teilweise regionaler Produktion entstammt. Und natürlich, da gibt es noch etwas: Ethno-Food, das man heimfahren oder -fliegen kann, soweit dies der Zoll erlaubt. Man kann natürlich auch zu Ölen konzentrierte Düfte provenzalischer Lavendelfelder und mittelenglischer Rosengärten greifen, zu CDs mit irischem Celtic-Pop oder portugiesischen Fados. Digitalfotografie und Videotechnik stellen Bilder von ligurischen Dorfidyllen, venezianischen Piazza-Überschwemmungen und dramatischen Grimming-Ansichten der dauerhaften Reminiszenz bereit.

Solche Realien fangen zwar Regionsspezifisches ein, doch erfüllen sie allesamt wegen mangelnder Ding- und Dauerhaftigkeit nicht oder kaum das klassische Anforderungsprofil für Musealien, wollen sie doch gerochen oder geschmeckt werden, sind nur zu hören und oder von optischer Flüchtigkeit. Und da sind schließlich auch noch all die anderen Qualitäten, die im weiteren Sinn den *Geschmack* einer Region ausmachen, sich aber noch weniger dinglich fassen lassen: Hitze und Kälte, Tannenrauschen, Wellenschlagen und Verkehrsgeräusche, Baum-, Blüten- und Küchendüfte, Mundart und Lieder, der Dunst behäbigen Wohlstands und der Geruch der Angst vor Arbeitslosigkeit. Wie ist all dieses musealiter einzufangen und präsentabel zu kontextualisieren?

**Ja damals: Da war noch Region!**

Den Kuratorinnen und Kuratoren der Regionalmuseen gesellt sich dem gequälten Nachdenken um Sammlungsperspektiven nicht selten ein gewisser Neid bei – Neid auf die Altvorderen, welche sich der Sammlung von regionaltypischen Artefakten verschrieben hatten. Denn die hatten es ja so gut! Für sie, war im Regionalen noch so viel Regionales, das es eben genau so nur hier in der Region gab.

Ich habe mir sagen lassen, dass noch im späteren 19. Jahrhundert Putzmühlen im Ausseer Land tatsächlich anders aussahen als solche in der Grimming-Region, dass dort auch die Eggen schmäler waren als anderswo, und dass Rahmzwecken von Alm-Region zu Alm-Region aus mit vergleichbarer Liebe aber doch mit recht unterschiedlichem Dekor beschnitzt waren. Es sei übrigens noch ungeklärt, warum Heuziehbretter in der Donnersbach-Region länger waren als in der Sölk.[6] Daran sieht man doch: Früher war einfach mehr Region. Sicher, denn Produktion und Distribution lagen dicht beieinander und die Wege zwischen den Regionen waren weiter, waren unwegbarer, langsamer und zum Teil kaum gebahnt. Der Weg von Bad Aussee nach Liezen war früher einfach viel weiter – vor der Industrialisierung mit ihren Zeitgefährten Großstaatenbildung, Gewerbefreiheit, Technisierung, Massenfertigung, Marktentwicklung, Verkehrsbeschleunigung etc. Auch wenn wir natürlich wissen, dass es schon immer auch und fast überall Fernbeziehungen gab, personifiziert z. B. in den Schilderuhrenhändlern des Schwarzwaldes und den Samenhändlern aus Gönningen am Fuße der Schwäbischen Alb, die bis Rom und St. Petersburg unterwegs waren. Und die vielen gemalten Tulpen auch auf ländlichem Mobiliar zeugen von einer Tulpenhausse, die ihren Ursprung nicht auf der schwäbischen Albhochfläche oder im steirischen Ennstal nahm, sondern in den Niederlanden des 17. Jahrhunderts.

**Die Sammel-Antwort: Regionale Absonderlichkeiten?**

Eine Antwort auf die Sammelfrage und ein Muss ist sicherlich, sich auf sehr Spezielles des Gegenwärtig-Anschaulichen zu besinnen, auf das nicht nur für Touristen aus Japan ganz und

[6] Diese und manch andere regionsspezifische Hinweise verdanke ich Volker Hänsel, dem ehemaligen Leiter des Landschaftsmuseum Schloss Trautenfels.

gar Absonderliche, nämlich Trachten und Brauchrequisiten: Auf den „Schladminger“, in dem die Herren nicht nur im Ennstal zu allen gesellschaftlichen Ereignissen so passend gekleidet sind wie die Damen in ihren modischen Folklore-Dresses aus den Trachtenmodegeschäften in Bad Mitterndorf oder Bad Aussee und auf die Uniformen der örtlichen Trachtenkapelle, auf die „Glöcklerpasse“, in der die Jugend sich zwischen Ritual und Wildheit auslebt und die „Krampusmaske“, vor der sich die kleinen Kinder gruseln.

Keine Frage, derart bildstarke Träger regionaler Sonderheiten gehören zum engsten Kreis der Sammelgüter für ein Regionalmuseum. Nicht nur, weil eine Sammeltradition damit fortgeschrieben wird, sondern weil sich in diesen Artefakten Lokales und aus einem Bündel von solch Lokalem Regionales bildhaft ausdrücken will, sich absichtsvoll in Szene und von anderen Regionen absetzen will. Und das nicht nur in Alpenrepubliken. In meinem Hamburger Elternhaus wurde zu den gelegentlichen Aal-Essen mit Freunden der Korn (Weizenbrand) begleitet von plattdeutschen Versen aus Zinnlöffeln getrunken. Das war mir als Jungem so absonderlich wie heimelich, denn verbunden mit dem guten Gefühl, hier sei etwas aus meiner Heimat, das sich auch als heimatlich sogleich zu erkennen gibt.

Natürlich bedenken wir beim Sammeln solcher Sonderlichkeiten die sie befördernden Interessen der regionalen Marketing- und Tourismusindustrie und denken auch die möglicherweise ziemlich wichtige Rolle mit, die unser Museum selbst im Spiel dieser Branche einnimmt!

**Alltagsdinge heute: Nichts mehr für die Regionalsammlung?**

Was aber – so betrachtet – alles aus dem aufs Regionale blickenden Sammelhorizont heraus fällt, weil dem Kriterium regionaler Ausgeformtheit nicht genügend: Toaster, Mixer, Espressomaschinen; Business Dresses und Jogginghosen, Baseballkappen und Lingerie, Bohrmaschinen, Kaffeekannen, Schneekugeln; Laptops, Gameboys, Ipods, MP3-Player; Möbel mit Namen wie Ingolf, Bosse und Malte. Und das war schon so mit dem Staubsauger Vampyr von 1910, dem C&A-Anorak von 1955, der Neckermann-Eckbank von 1974 und der Schlagbohrmaschine von Steyr von 1985. Und woher stammen die alltagsmächtigen Dinge heute? Da werden Hemden in Rumänien aus in China gewebten Stoffen für die Barcelona-

Fashion geschneidert, um in Düsseldorf, Berlin und Wien oder in Pinneberg, Ruhpolding und Leoben vertrieben zu werden. Heute kann ich mir via on-line-Börse oder TV-Shop neue und gebraucht Möbel balinesischer Provenienz genauso leicht beschaffen, wie Kinderdreiräder von Kettler oder Spielzeug aus Russland. Fast alles ist global verfügbar und überall anzutreffen! Was ist da also noch regional? In der Warenwelt findet sich alles, fast überall von fast überall her!

Und dabei sind es doch eben diese Sachen, die auf der Ebene sammelfähiger Dingwelten den Alltag der Menschen prägten und prägen und diese Prägung, seine Kultur und Lebensweise also auch widerspiegeln sollten! Doch wird in ihnen das Regionale des Menschen oder der Mensch in seiner Regionalität fassbar? Also kein Fall fürs Regionalmuseum?

**Hinter den Dingen: Der Mensch zwischen den Dingen**

Wenden wir uns des Regionalmuseums tatsächlichen und potentiellen Besuchern zu, unseren Kunden und ihren Interessen. Was interessiert denn die Museumsbesucher, jene mit immerhin 45% der Bevölkerung nicht ganz kleine Gruppe unserer Zeitgenossen, die gelegentlich in unsere Häuser finden. Sie interessiert die Artefakte aus zeitlich oder topografisch entfernten Welten: des Pharaos Mumiensarg aus Ägypten, Jacke, Tasche, Speer des Steinzeitkriegers aus dem Eis des Similaungletschers, der Schädel von Klaus Störtebeker und der Federschmuck des namenlosen Sioux, der ein Onkel von Yakari gewesen sein könnte. Ihn interessiert aber auch viel näher liegendes wie z. B. die farbig-filigranen Schöpfungen eines Glasbläsers aus dem thüringischen Lauscha oder die geschnitzten Gaben der Burschen für ihre Liebe auf der Tuchmoar-Alm.

Mit einer kleinen Sammlungsgeschichte aus meinem Haus will ich diesen Faden aufnehmen. 1980 übernahm das Württembergische Landesmuseum für sein Museum für Volkskultur, heute Museum der Alltagskultur, die komplette Wohnungseinrichtung der Nebenerwerbsbauernfamilie Gayer aus Siegelsbach, einem kleinen Dorf in der Neckarregion, kurz nachdem die letzte Bewohnerin verstorben war. Das war ein recht aufwändiges und ein

damals noch ziemlich ungewöhnliches Unternehmen. Wir stellten diese Wohntotalität aus mit (fast) allen persönlichen Überbleibseln von der Wäsche in der Kommode bis zu den Erbauungsheftchen auf dem Regal über dem Küchen-Sofa.
Was sehen die Besucher: Allerwelts-Möbel und Wohnzubehör in einem merkwürdigen Mix von Alt und Neu. Sie sehen, die gehörten anderen Menschen, die ein verblüffend ähnliches Leben führten wie ihre eigenen Eltern – oder ein sehr anderes. Der Besucher setzt sich in Beziehung. Das verblüffende für mich, der die Übernahme und Hintergrundrecherche vor mehr als 25 Jahren durchführte und selbst in Bann gezogen war von diesem biografisch definierten Dingkosmos: Auch das Publikum unseres doch klassisch objektereichen und in anderen Abteilungen um so viel farbigeren Museums zeigt sich von dieser bühnenhaft vorgeführten Wohnwelt der relativ armen Familie Gayer mit den Ton-Dokumenten aus Interviews der dort groß gewordenen Kinder offenbar besonders berührt: Diese Ausstellungseinheit gehört zu den ‚Top Three' in der Beliebtheit der Besucher!

Rosemarie Beier fragt allerdings anlässlich einer von ihr betreuten, ebenfalls komplexen und aufwendigen Übernahme einer Wohnungseinrichtung gar nicht nebenbei und zurecht: „Warum interessiert mich nur die detailgetreue Erfassung eines Zimmers? Warum nicht auch seine Lage innerhalb des Hauses? Der Blick aus dem Fenster? Der Nachbar im oberen Stock?" Rosemarie Beier geht es in ihrem so klugen und anregenden Vortrag zur Kontextualisierung von Alltag um all die Grenzen und Entscheidungen in unserem Umgang bei Auswahl, Arrangement und Inszenierung von Objekten und Informationen – und letztendlich um die Unmöglichkeit, selbst einen derart begrenzten, aber eben doch nur scheinbar überschaubaren Lebens-Kosmos museal abzubilden.[7] Wir geben den Dingen eben einen neuen Kontext, und zwar in dem wir vieles vom alten Kontext ausblenden – ob wir wollen oder nicht. Dies sei übrigens dem Besucher auch einmal klar gesagt!

Und nun merken wir erstens, dass selbst die komplette Übernahme der Wohnung von Familie Gayer, in der Kontextualisierung sehr ausschnitthaft bleibt, obwohl wir doch so viel Lebensgeschichte(n) einbeziehen! Und zweitens, dass jedes Ding (sofern nicht im Laden neu

[7] Rosemarie Beier: Zur Kontextualisierung des Alltags. Ansätze und Erfahrungen im Deutschen Historischen Museum, in: Gottfried Korff, Hans-Ulrich Roller (Hg.): Alltagskultur passé? Positionen und Perspektiven volkskundlicher Museumsarbeit. Tübingen 1993, S. 171–184, hier S. 177.

gekauft) eine offensichtlich attraktive mit dem Käufer/Nutzer verbundene Bedeutungs-Biografie mit sich trägt, die den Betrachter neugierig macht und emotional bewegt, weil es über diese Dinge Zugang zu einem fremden Lebenskosmos erhält.

Allerdings ist dieser immer zu weit, als dass er sich zur Gänze abbilden ließe. Aber wenn es schon nicht möglich ist, den umgrenzten Lebenskosmos einer Familie in ihren kompletten Wohnungsausstattung und zumindest in einigen wichtigen Bedeutungsdimensionen abzubilden, wie dann erst der einer ganzen Region? Ich stelle mich nicht gegen Wohndokumentationen im Museum, im Gegenteil. Und ich führe in diese weiß Gott nicht ganz unbekannte Sackgasse nicht, um Resignation oder gar Verzweiflung zu bewirken. Im Gegenteil: Es geht mir darum, Mögliches zu benennen und Unmögliches entlastend aus unseren Handlungsperspektiven zu nehmen und dafür Neues zu eröffnen.

Ein Zweites aber können wir lernen: Der Thrill der Exotik, die beunruhigende Fremdheit und spannende Ferne beginnt gleich nebenan. Denn – geben wir es doch zu – unsere Neugier ist schon geweckt mit jedem sonntäglichen Frühstücksstreit der Nachbarn, dem man doch so gern an der geschlossenen Wohnungstür lauschte, wenn denn nicht die Gefahr bestünde, von anderen Nachbarn für mehr als nur Anteil nehmend eingeschätzt zu werden. Die spannende Ferne beginnt schon beim merkwürdigen Nachbarn, wenn nicht bei dem von nebenan, dann doch bei dem vom Stockwerk darüber!

Worauf ich ziele: Der Besucher ist neugierig auf die Dinge, mehr aber noch auf die Geschichten, also die Lebens-Geschichten, auf die Menschen hinter ihnen – das legen Nofretete-Kult und Ötzi-Begeisterung genauso nahe, wie die Bestsellerflut historischer Romane, die Einschaltzahlen von Soaps und schließlich die Umsatzzahlen von Bunte, Gala & Co! Den Menschen interessiert zuerst der Mensch, und der ist – wie man selbst – einer, der die Hauptrolle in dem Stück spielen will, die seine Lebensgeschichte heißt, in dem es lauter Beziehungsgeschichten gibt, denen wiederum Dinge anhaften, denen man ihre Rolle im Stück, das Leben heißt, aber zunächst einmal gar nicht *ansieht*! Orhan Pamuks „Museum der Unschuld“ ist romanhafte Spiegelung dieser musealen Wahrheit.[8]

[8] Orhan Pamuk: Das Museum der Unschuld. München 2008.

Sammlungsanleitungen könnten wir also ableiten aus der Beobachtung virulenter Neugierden der Zeitgenossen, die im Museum, das sie besuchen, ihren eigenen gelebten oder nicht gelebten Leidenschaften und Nöten begegnen. Wohin das Interesse dabei gelenkt wird, darauf haben die Museen einen nur sehr begrenzten Einfluss. Was jedoch nicht bedeutet, auf ein fundiertes Angebot von Erkenntnismehrwert durch historische, soziale, technologische Kontextualisierung in Auswahl und Kommentierung zu verzichten – ganz im Gegenteil! In diesem Zusammenhang sei jetzt zunächst festgehalten, dass derartige Begegnung das Museumsereignis energetisch auflädt! Und das ist zunächst ja schon mal nicht nichts.

**Steckdosen-Abhängigkeit: Gar nicht regional?**

Eine ganz andere Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte ist die einer kleinen Ausstellung im Museum der Alltagskultur im Sommer 2009, die ebenfalls ganz und gar nicht regional gedacht war, getitelt: „steckdosen-anhängig – Elektrogeräte der 50er bis 80er Jahre“. Mein nächster Faden. Mit dieser Präsentation hatten wir die Elektrifizierung und Technisierung von Haushalt und Büro skizzenhaft nachgezeichnet. Das geschah ganz im Sinn jenes eher strukturalistischen Ansatzes, dem wir uns stellen wollen und der sich auch in der Umbenennung von Museum für Volkskultur in Museum der Alltagskultur widerspiegelt. Darin folgten wir zumindest ansatzweise den Kriterien des schwedischen Sammlungsprojekts SAMDOK zum Gegenwartssammeln von Sachkultur, orientierten uns an der Dinge Häufigkeit, Innovation, Repräsentativität, Anziehungskraft, etc.[9]

Kommen wir zu einer weniger auffälligen, aber wirksamen Begegnung mit den Dingen, die bei dieser gar nicht regionalgeschichtlich gedachten Ausstellung von Elektrogeräten, die es ja überall in Westdeutschland gab und gibt, quasi unter der Hand, Regionalität konstituiert. Wie das? Wir hatten über die Medien mögliche und tatsächliche Besucher gebeten, uns ihre Geschichten zu erzählen, die sie mit den Geräten verbinden und wie sie ihr Leben veränderten. Dazu haben wir auch um Elektrogeräte gebeten, deren Fehlen in unserer Sammlung durch leere Sockel in der Ausstellung markiert war. Diese durften mit den

[9] Hier nach: Fritz Waidacher: Handbuch der Allgemeinen Museologie, Wien, Köln, Weimar 1993, S. 161 f.

zugehörigen Geschichten bei uns „entsorgt“ werden. Die Geräte und Geschichten wurden noch während der Ausstellungszeit ausgestellt. Die Ausstellung wuchs um fast 50 Geräte und nach einem Selektionsvorgang werden etliche in die Sammlungen eingehen.

So kann es ganz praktisch aussehen und befördert werden, dass sich Menschen mit den Dingen und untereinander in Beziehung setzen. Sie sagen zueinander: „Einen solchen Petticoat hatte ich auch!“; „Genau diese Waschmaschine fand meine Mutter ganz toll!“; „Diese Heftmaschine im Büro hat die Gruber von der Registratur gehasst vom ersten Tag an!“. Hier wurde also ganz nebenbei die Gelegenheit für Besucher geboten, sich selbst und dem Nachbarn aus der Region zu begegnen.

Was eine Sammlung von des Alltags Allerweltsdingen für eine Region bedeuten kann, lernte ich in einem brandneuen County-Museum im nordirischen Ballymena. Ballymena ist eine küstennahe Kleinstadt im Westen Nordirlands, zuständig für das County, also die Region. In der unmittelbaren Nachbarschaft des Museums mit Kulturzentrum signalisieren Poster, Banner und Grafitti an den Straßenzügen sehr deutlich, wem die Straße oder gar nur die eine oder andere Straßenseite gehört, den Katholiken oder den Protestanten. Die bekannten Spannungen und Konflikte prägen den Alltag auch hier wie noch fast überall in Nordirland!
Wie verhält man sich in diesem Regionalmuseum zum Konflikt? Ganz bewusst! Man thematisiert ihn nämlich *nicht*! Statt dessen stellt man z. B. die bunt bestickten Wappenbanner der Katholischen und Protestantischen Traditionsvereine nebeneinander aus und kommentiert nur deren ikonografisches Konzept. Mit Verblüffung stellt man als Besucher dann fest: Die Bildsprache der verfeindeten Konfessionen ist dieselbe!

Oder man stellt in einer Sonderausstellung ein Kunterbunt von alltäglichen Allerweltsobjekten aus den letzten 40 Jahren vor, zusammen mit Fotografien aus den Wohnungen der Katholiken und Protestanten, aus denen sie stammen, die Konfessionalität der Vorbesitzer im Text markierend. Die italienischstämmige, in Kanada museologisch und psychologisch ausgebildete, aus New York stammende Kuratorin erklärt mir: Wir schaffen einen entspannten Raum des Alltäglichen, in dem die verfeindeten Parteien nicht das Trennende sondern das ihnen Gemeinsame entdecken! Besucherkommentare zeigten, dass das

geht! Wieweit dieses „Sich-im-Nachbarn-Wiedererkennen“ zu neuen Haltungen, gar zur Revision sozialer Beziehungen führt, darüber entscheiden im politischen, sozialen und kulturellen Entwicklungsprozess natürlich sowieso nur die Besucher selber.

**Drei Fäden: Ein Zwischen-Resumée**

1. Das Landschaftsmuseum Schloss Trautenfels, das immer noch wie ein Leuchtturm auf einem in dieser Hinsicht vergleichsweise öden Museumsterrain steht, kommt einer Darstellung dessen, was Region ausmacht oder ausmachte im besten Fall ziemlich nahe. Und dabei ist es ein interdisziplinär und komplex arbeitendes Regionalmuseum voller Imagination und Kreativität, wie es uns anderswo nicht begegnet mit seiner klugen Zusammenstellung von unverwechselbar regionalen und neueren, allerweltlichen Werk- und Festtagsdingen und in der Zusammenschau von Naturalia und Arteficalia.
2. Eine detaillierte und biografisch unterfütterte Wohnungseinrichtung in authentischer Geschlossenheit appelliert an Einfühlung, weckt Emotion und „beschäftigt“, kann nur ein sehr bruchstückhaftes Segment wirklichen Lebens widerspiegeln, fasziniert aber durch die Begegnung mit dem Leben anderer.
3. Die Präsentation von gegenwartsnahen allerweltlichen Alltagsdingen oder alltäglichen Allerweltsdingen kann Regionalwissen und gar Regionalgefühl generieren, wenn sie denn die Beteiligung und den Dialog der Besucher mitdenkt und z. B. in der Ausstellung der Dinge, die in der Region lebenden Vorbesitzer in ihren Ding-Beziehungen kenntlich macht.

Ich schlage also vor, von bestehenden Themen und Sammlungen der Ausstellung auszugehen und also diese fortschreibend über interaktive Sonderausstellungen an die Gegenwart heranzuführen.
Dabei sollte sammelndes Ausstellen sinnvoller Weise jenen Themen aufgelagert sein, welche die Dauerausstellung schon bietet, weil das eine historische Tiefendimension im Betrachtungserlebnis schafft, die die gegebene Verfasstheit des heutigen Alltags in der historischen Differenz deutlicher vor Augen führt. Wo das hinführen kann, hängt zwar auch von der Klugheit musealen Tuns ab. Es bleibt jedoch spannend weil nicht beantwortbar, wie

die Besucher die Präsentation vor dem Hintergrund ihrer Erlebenshorizonte zu *ihrem* Bild des Regionalen zusammensetzen.

Auf Trautenfels bezogen könnte dies heißen, Folgendes – hier nur in Stichworten angedeutet – zu sammeln:
- zu „Vom geselligen Leben“, der Wirtshauskultur: z. B. mediale Objekte der neuen Gesellungs- und Kommunikationsorte wie Chatroom, Blog, Partneragentur,
- zu „Von Behausungen“, den Wohnwelten: z. B. die Ausstattung von Immigranten-Containern und die Koffer der sogenannten „Rollkoffer-Generation“,
- zu „Zwischen Berg und Tal“: z. B. Ausstattungs-Accessoires zum modernen Spaß von Trecking bis Snowboarding,
- zu „Wald und Holz“: z. B. IKEA-Brösel-Platten mit Buche-Imitatoberfläche,
- zu „Vom rechten Glauben“: z. B. Zeugnisse aktueller Patchwork-Gläubigkeiten
und so weiter.

Sie mögen erstaunt sein, wie schlicht diese konkreten Hinweise sind. Aber ich vermeide mehr, weil es ums Prinzip geht und für die Kuratoren um die jeweils passende Anwendung, denn die Schönheit des Musters hängt eben davon ab, wie ich die Kette aufspanne und welche Fäden ich wie im Schiffchen durchschieße.

Sammelt Alltagsdinge, die den von SAMDOK formulierten Kriterien genügen und zusätzlich *einen* Regionalbezug in sich tragen: nämlich den ihres Auftretens, Ihrer Nutzung in der Region! Und die gilt es in der objektzugehörigen Ding- und Nutzungsbiografie (samt Bedeutungszumessung) zu dokumentieren und in der Ausstellung anzubieten. Das genügt zunächst, denn der Besucher kontextualisiert individuell, vergleichend und lokal/regional, auch ohne dass wir das nahe legen.

So meine ich: Jede Sammlung und jedes Thema zum Alltagsleben einer Region lohnt potentiell Sammlung und Ausstellung, denn selbst die Begegnung mit Toastern und Radioapparaten generiert durch Fragen nach und Angebote von Nutzergeschichten im aktualisierten Bezug zwischen Objekt und Betrachter ganz individuell eine Selbst-Erfahrung,

die unlösbar damit verbunden ist, sich mit anderen Ding-Nutzern der Region in Beziehung zu setzen. Daraus kann – wenn es gut geht – zumindest Empathie und Identifikation entstehen. Die haben wir als gesellschaftliche Wesen nötig, heute vielleicht mehr denn je, z. B. als Basis für gewaltfreiere Umgänge und Diskurse gar, für die auch das Museum Anlass und Forum sein kann!

**“Region“: Eine Antwort aus dem Net**

Zum Schluss doch noch einmal die Frage: Was ist Region und wie groß ist sie? Dazu ein Gespräch aus der realen Parallelwelt des Net im Jahr 2008, nämlich die Frage von Maxl auf YAHOO und die Antwort von Marco, die ich beide vollständig und ohne Schreib-Korrekturen abschließend wiedergebe:

> Maxl fragt:
>
> *„ich suche eine Definition für Regionalität da nirgendwo wirklich regional definiert ist. also wenn ich zB einen Apfelsaft aus regionaler Herstellung kaufe, bis zu welchem Arbeitsschritt ist er dann wirklich regional? angenommen es sind saisonale arbeitskräfte aus tschechien die die äpfel sammeln, die apfelpressen werden in polen hergestellt und das öl um die Pressen laufen zu lassen ist Palmöl, wofür wiederum Regenwald abegeholzt wird. Kann ich dann den Apfelsaft wirklich mit dem Schlagwort regional verkaufen? also ab welchem arbeitsschritt in der Herstellung einer regionalen Ware wird die Ware zur regionalen Ware? Wahrscheinlich erst mit dem letzten. und wie kann man eine Region überhaupt abgrenzen, ich meine wer bestimmt denn wie gross eine region ist und wo sind die grenzen einer region? wenn einer an der grenze einer region wohnt sein obst aber am markt in der nachbarregion verkauft, dürfte er ja sein obst nicht mehr unter dem motto regional verkaufen. Hilfe!“*

Darauf Marco*:*

> *„Beste Antwort; Ausgewählt durch Abstimmung: Definitionsversuch: regionales Gewerbe ist regional, solange die Endproducktion sich innerhalb einer kulturgemeinschaft vollzieht und in dieser das Produckt auch vertrieben wird. Das Produkt ist für den Konsumenten regional wenn er sich mit den Herstellungsort indentifizieren kann. Die entscheidung wie weit eine Region reicht ist einerseits von jeden Subjektiv zu betrachten andererseits objektiv duch geografische, politische und geschichtliche gränzen definiert.z.B. kommt der Apfelsaft aus meiner Region Sachsen-Anhalt dann ist es politisch definiert es kommt aus meiner Heimat. Genauso kann der Apfelsaft aus Deutschland kommen. es ist meine Heimat. kommt das Produkt jedoch aus Bayern (auch wenns in D liegt) oder China. kann ich mich nicht mehr damit indentifizieren da ich diese Gebiete nicht zu meinen Wirkungskreis zähle bzw. noch nicht mal da war.“*[10]

Es gibt sie also, die Region als Erlebnis- und Wirkungsraum jenseits und auch quer zu Verwaltungsgrenzen. Drei Wörter, die uns in diesem Dialog begegnen, möchte ich wiederholen und damit auch meinen kurzen und notwendigerweise vorläufigen Gedankengang abschließen – Sie ermunternd, die Fäden zu dem für Ihr Museum und Ihre Region passenden Muster zusammenzuweben. *Region* – wie auch immer politisch oder wirtschaftlich definiert – bleibt für die Menschen eine subjektive. Region ist so groß wie der Erlebnis- und *Wirkungskreis* empfunden wird. Sie ist das Energiefeld, aus dem *Heimat* generiert werden kann. Und Heimat gilt es ja immer neu zu schaffen. [11] Das Museum wird zur Zündholzschachtel für Region, die wir auch Heimat nennen können, wenn unsere ausgestellten Sammlungen die Reibfläche abgeben, zu der sich die Besucher wie Zündhölzer verhalten und durch Reibung entzünden.

[10] http://de.answers.yahoo.com/question/index?qid=20070828024741AAnuVOV (aufgerufen am 13.10.2009).
[11] Unter vielem klug Gedachten zum Thema Heimat ist sehr zu schätzen der Vortrag von Gustav Schöck: Wieviel Heimat braucht der Mensch? Autorenmanuskript, in gekürzter Fassung vorliegend beim „Arbeitskreis Heimatpflege im Regierungsbezirk Stuttgart e.V“, aus Anlass der Verleihungen des Preises „Vorbildliches Heimatmuseum“, 2005.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert

www.alltagskultur.info Oktober 2013

Felicia Sparacio

# Erinnerung an jüdisches Leben in Billigheim – drei Konjunkturen

Denkmal Billigheim 2007, Foto: Sparacio

## Eine Mikrostudie über Erinnerungskultur[1]

Billigheim am Odenwald: auf der gegenüberliegenden Seite des ortsansässigen Friseurs, der von einem Haushaltswarengeschäft und einem Wirtshaus eingerahmt ist, befindet sich ein Denkmal. Es besteht aus einem Türrahmen sowie aus einem Gedenkstein mit einer Informationstafel an der linken Seite. Der gut erhaltene Türsturz stammt aus dem 19. Jahrhundert, der Stein hingegen ist jüngeren Datums. Der Informationstext schlägt einen Bogen zwischen dem 17. und dem 21.Jahrhundert.

[1] Leicht redigierte Bachelorarbeit am Ludwig-Uhland-Institut Tübingen, 2012. Archivmaterial, Forschungsliteratur, teilnehmende Beobachtung sowie leitfadengestützte Interviews mit 19 BilligheimerInnen und drei ExpertInnen – Franz Zimmermann, Georg Fischer und Beate Köpfle – dienen der vorliegenden Studie als Quellen, um ein breites Bild der Erinnerungskultur Billigheims zu untersuchen. Bis auf die Namen der Experten sowie den der Familie Wertheimer sind alle Personennamen verändert. Die meisten Interviews sind dialektal eingefärbt, jedoch zum besseren Verständnis geglättet worden.

Beschrieben ist hier ein Denkmal, das an die Billigheimer Juden und Jüdinnen, die 1940 nach Gurs, Südfrankreich, deportiert wurden, erinnert. Es wurde am 21.Oktober 2007 enthüllt und verbindet zwei der drei in Billigheim existierenden Erinnerungskonjunkturen.

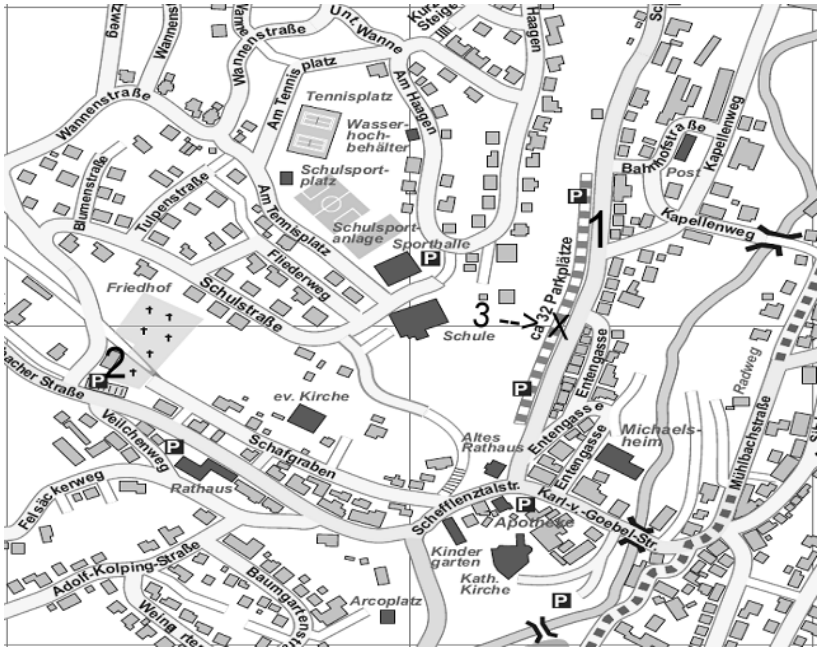
Billigheim, http://www.billigheim.de/index.php?id=4

Billigheim, eine Gemeinde im Neckar-Odenwaldkreis in Baden-Württemberg, hat ungefähr 1.800 EinwohnerInnen. Bis vor knapp 70 Jahren haben in diesem katholisch geprägten Ort Juden und Jüdinnen gelebt. Sie wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs, Südfrankreich, deportiert. Im Gemeindearchiv findet sich dazu eine lapidare Notiz: alle Juden und Jüdinnen seien an diesem Tag „abgereist, mit hier unbekanntem Ziel“.[2] Vier von ihnen wurden in Auschwitz umgebracht, mindestens drei starben in Gurs, die Spuren der anderen verblassen dort.[3] Der zurückgelassene Besitz sowie

[2] Gemeindearchiv Billigheim, XV. Statistik, A 324 Bevölkerungspolitik und Rassenpflege. Juden allgemein. Judenkartei 1930–1970.

[3] Vgl. Archivdirektion Stuttgart (Hg.): Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg 1933–1945. Ein Gedenkbuch. Stuttgart 1969, S. 20, 323, 342, 345, 389.

die Grundstücke wurden beschlagnahmt und an nicht-jüdische BilligheimerInnen versteigert.[4] Heute gibt es nur noch Relikte jüdischen Lebens in Billigheim.




Billigheim Ortsplan, Ausschnitt mit Standorten der Gedenktafel und des Denkmals

Legende: 1: Schefflenztalstraße 2: Gedenktafel am Friedhof 3: Denkmal in der Schefflenztalstraße

[4] Vgl. Gemeindearchiv Billigheim, XV. Statistik, A 324 Bevölkerungspolitik und Rassenpflege. Juden allgemein. Judenkartei 1930–1970; vgl. Generallandesarchiv Karlsruhe, 480 EK 29 116 und 508 Zugang 1968–23 79.

Die Entstehung der jüdischen Gemeinde in Billigheim reicht vermutlich bis ins frühe 17. Jahrhundert zurück.[5] Im 19. Jahrhundert entwickelte sich eine breite jüdische Infrastruktur.[6] Zwischen 1836 und 1839 lebten knapp 140 Juden und Jüdinnen im Dorf, um 1880 bildeten sie fast 10% der Dorfbevölkerung. Wie in anderen Regionen Deutschlands machten sich auch in heim bereits vor 1933 antisemitische Tendenzen bemerkbar. Anfang des 20. Jahrhunderts lebten noch ungefähr 44 Juden und Jüdinnen in Billigheim, im Jahre 1925 nur noch 27.[7] Im Novemberpogrom 1938 wurden jüdische Häuser und die Synagoge von – vermutlich einheimischen und ortsfremden – Nationalsozialisten demoliert.[8] Die Synagoge wurde 1939 umgebaut und seitdem als Wohnhaus genutzt; im Zuge einer Straßenerweiterung wurde sie im Herbst 1989 abgerissen.[9]

Billigheim, Ehemalige Synagoge, 1980

© Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege

[5] Vgl. Joachim Hahn: Erinnerungen und Zeugnisse jüdischer Geschichte in Baden-Württemberg. Stuttgart 1988, S. 378.

[6] Vgl. Joachim Hahn/Jürgen Krüger: Synagogen in Baden-Württemberg. Band 2. Orte und Einrichtungen. Stuttgart 2007, S. 46.

[7] Vgl. Ebd., S. 45.

[8] Bei den Pogromen auf dem Land sind meist einheimische und ortsfremde Personen gleichermaßen beteiligt. Vgl. Christhard Hoffmann: Verfolgung und Alltagsleben der Landjuden im nationalsozialistischen Deutschland. In: Monika Richarz/Reinhard Rürup (Hg.): Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte. Tübingen 1997, S. 389–392; vgl. Eva Röck. Interview. September 2007, S. 2.

[9] Vgl. Hahn/Krüger 2007 (wie Anm. 5), S. 46.

Erinnert wird dieses einstige jüdische Leben in Billigheim auf unterschiedliche Art und Weise. Die vorhandenen Erinnerungsmomente lassen sich in drei Konjunkturen einteilen, wobei diese mitunter nicht eindeutig voneinander zu trennen sind. Der Begriff der Konjunktur macht die an- bzw. absteigende Intensität der Erinnerung sowie die erfolgte bzw. nicht-erfolgte Erinnerung in Billigheim deutlich.

Gedenktafel 1978, Friedhof Billigheim, Fotos: Sparacio

Die erste Erinnerungskonjunktur wurde 1978 eingeleitet. Am Friedhof der Gemeinde wurde eine Gedenktafel angebracht, die an die Juden und Jüdinnen des Dorfes erinnert, die unter dem NS-Regime gelitten haben oder umgebracht wurden. Initiiert wurde die Tafel von Franz Zimmermann, einem ehemaligen Billigheimer, der auf einer Studienreise in Israel Shoah-Überlebende aus Billigheim getroffen hat.

Die zweite Erinnerungskonjunktur begann mit der Straßenerweiterung der Schefflenztalstraße und dem damit verbundenen Abriss einer ganzen Häuserzeile im Herbst 1989. Darunter waren die ehemalige, sehr gut erhaltene Synagoge sowie viele ehemals jüdische Häuser. Eine breitere Straße und Parkplätze wurden gebaut, um die Infrastruktur des Dorfes zu verbessern.

Schefflenztalstraße . Oben:1978, © RP Karlsruhe, Ref. Denkmalpflege. Unten: 2007, Foto: Anna K. Zipf

Das Regierungspräsidium Karlsruhe erteilte der Gemeinde die Auflage, das Türportal der Synagoge aufzubewahren und es eventuell am ehemaligen Standort der Synagoge mit einem Hinweis auf die einstige Nutzung des Geländes aufzustellen.[10] Seither diskutierte der Gemeinderat in unregelmäßigen Abständen, auf welche Weise man dieser Vorgabe nachkommen könnte. Im Oktober 2007 wird das Türportal am Standort der ehemaligen Synagoge in der Schefflenztalstrasse aufgestellt, siehe Seite 1, und geht als Bestandteil eines Denkmals in die dritte Erinnerungskonjunktur über.

**Das Mahnmal in Neckarzimmern**

Diese jüngste Erinnerungskonjunktur wird durch das ökumenische Jugendprojekt „Mahnmal“ eingeleitet. Das ortsübergreifende Projekt erinnert an die Deportation der Juden und Jüdinnen aus 137 badischen Gemeinden am 22. Oktober 1940 nach Gurs. Die Jugendlichen beschäftigen sich zum einen mit der Geschichte der aus ihren eigenen Gemeinden stammenden Juden und Jüdinnen, zum anderen stellen sie zwei Gedenksteine her. Der eine wird als Teil eines gemeinsamen Mahnmals bei Neckarzimmern aufgestellt, der andere in der jeweiligen Gemeinde. Das Projekt wird abgeschlossen sein, wenn alle 137 Gemeinden einen Stein aufgestellt haben.[11] In Billigheim ist eine kleine Projektgruppe zusammengekommen, wobei lediglich zwei der zehn Personen – ein Junge und ein Mädchen – im Alter der eigentlichen Zielgruppe sind. Die Projektgruppe hat die beiden Steine entworfen und hergestellt.

[10] Vgl. Regierungspräsidium Karlsruhe: Planfeststellungsverfahren nach § 39 Straßengesetz für Baden-Württemberg und den §§ 72 ff. Landesverwaltungsgesetz – Ausbau der Ortsdurchfahrt Billigheim im Zuge der Landesstraße 526, 2. Bauabschnitt – Planfeststellungsbeschluss 1982, S. 9.

[11] Vgl. www.mahnmal-projekt.de/projekt/idee.html (Juni 2007).

Mahnmal und Stein aus Billigheim in Neckarzimmern, Foto: Anna Katharina Zipf

Der erste Stein wurde bereits 2006 am zentralen Standort des Mahnmals aufgestellt. Der zweite Stein wurde zusammen mit dem Türportal im Oktober 2007 als Denkmal aufgestellt .

## Vom Anhang zur Eigenständigkeit – Gedächtnisort Enthüllungszeremonie

Die Gedenktafel am Friedhof wurde am Volkstrauertag 1978 enthüllt. Die Beteiligung der EinwohnerInnen Billigheims war laut regionaler Tageszeitung groß.[12] Zunächst wurde allerdings der soldatischen Kriegsopfer der beiden Weltkriege gedacht, bevor man im zweiten, kleineren Teil die Gedenktafel enthüllte. Der Initiator Franz Zimmermann richtete nach der Enthüllung einige Worte an die Anwesenden. Er berichtete von seiner persönlichen Begegnung in Israel mit drei Geschwistern, die aus Billigheim stammen sowie der daraus entstandenen Idee, diese Gedenktafel umzusetzen.[13]

Für die Enthüllung der Gedenktafel wurde nicht ein historisches Datum gewählt, sondern laut Franz Zimmermann der Volkstrauertag, „weil ja die Gemeinde ohnehin irgendetwas veranstaltet zum Gedächtnis derer, die eben nicht mehr da sind. Und da hat man sie [die Gedenktafel, A.d.V.] dann bei der Gelegenheit enthüllt."[14] Militärische Ehren sowie die Dominanz des Kriegerdenkmals – sowohl durch faktische Größe als auch durch hierarchische Anordnung – gaben dem Tag jedoch einen eindeutig militärischen Charakter. Dabei wurde die Erinnerung an Täter und Opfer kombiniert und genau genommen nicht der Opfer der nationalsozialistischen Ideologie, sondern der Gefallenen der militärischen Einheiten des Ersten und Zweiten Weltkrieges gedacht. Angesichts der Tatsache, dass die Tafel 1978 enthüllt wurde und das Ausmaß der Judenverfolgung erst langsam ins öffentliche Bewusstsein drang, kann vermutet werden, dass die Problematik der Verquickung von Erinnerung an Täter und Opfer am Volkstrauertag damals kaum gesehen wurde.[15] Weiter wären wahrscheinlich nur

[12] Vgl. „Ein Gedenken den leidbedrängten Juden des Dorfes". In: Rhein-Neckar-Zeitung, Nr. 267 vom 21./22. November 1978.

[13] Vgl. Ebd.

[14] Franz Zimmermann. Expertengespräch. August 2007, S. 16.

[15] Vgl. Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker: Nationale Erinnerungskulturen seit 1945 im Vergleich. In: Dies. (Hg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt am Main 2003, S. 15f.; vgl. Norbert Frei: Deutsche Lernprozesse. NS-Vergangenheit und Generationenfolge seit 1945. In:

wenige BürgerInnen zur Enthüllungsfeier gekommen, und es wäre kaum gelungen, den EinwohnerInnen vor Augen zu führen, dass auch in Billigheim Opfer des Nationalsozialismus gelebt haben.

Die Enthüllungszeremonie des neuen Denkmals findet 67 Jahre nach der Deportation am 21. Oktober 2007 statt. Trotz Kälte und Regen versammeln sich ungefähr 100 Personen. Unter den Anwesenden sind verschiedene politische Vertreter, ein Repräsentant des Oberrats der Israeliten, an der Denkmalkonzeption beteiligte Personen, verschiedene Vereine, der Kinderchor der Grundschule, BilligheimerInnen, aber auch interessierte BürgerInnen aus den angrenzenden Ortschaften. Die Feier wird von der Gemeinde auf Videoband festgehalten, von der Presse sind zwei Vertreter der regionalen Zeitungen anwesend.[16]

Im Gegensatz zu 1978 wird der Enthüllung des Denkmals Raum für eine eigenständige Zeremonie gegeben, die um den 67. Jahrestag der Deportation gelegt wird. Von den gut hundert anwesenden Personen ist ungefähr die Hälfte aufgrund ihrer Vereinstätigkeit oder bestimmter politischer Ämter in die Zeremonie eingebunden. Mit der Beteiligung der örtlichen Vereine, der Anwesenheit von Gemeinderäten und weiteren Honoratioren sowie der Presse wird eine Öffentlichkeit für das Denkmal und dessen Enthüllung hergestellt. Die Beteiligung politischer Würdenträger zeigt, dass das Erinnern der Shoah heute zur Konstitution eines verantwortungsvoll übernommenen politischen Amtes gehört.[17] Erinnerung an die Shoah findet nicht mehr am Rand der Gesellschaft statt, sondern ist Teil des gegenwärtigen gesellschaftlichen Erinnerungs-

---

Heidemarie Uhl (Hg.): Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur. Das 20. Jahrhundert in der Erinnerung des beginnenden 21. Jahrhunderts. Innsbruck 2003, S. 89.

[16] Vgl. Teilnehmende Beobachtung, Enthüllungsfeier, 21. Oktober 2007.

[17] Vgl. Edgar Wolfrum: Moral und Pragmatismus: Die deutsche Erinnerung an den Holocaust im Denkmal. In: Christoph Cornelißen/Roman Holec/Jiří Pešek (Hg.): Diktatur – Krieg – Vertreibung. Erinnerungskulturen in Tschechien, der Slowakei und Deutschland seit 1945. Essen 2005, S. 267f.

diskurses geworden.[18] Zudem wird im Gegensatz zur Enthüllungsfeier 1978 im Jahre 2007 darauf geachtet, das Denkmal in Anwesenheit eines Vertreters einer jüdischen Institution zu enthüllen. Stellvertretend für den Oberrat der Israeliten Badens nimmt der zweite Vorsitzende an der Zeremonie teil. Hier wird zumindest in Ansätzen das Bemühen um ein gemeinsames Erinnern von Juden und Nicht-Juden in Billigheim offenbar.

Enthüllung des Denkmals © Rudolf Landauer, Mosbach

[18] Vgl. Ebd.

## Vom Abseits ins Zentrum

Die Gedenktafel am Friedhof ist an der Einsegnungshalle befestigt. Sie wurde von Franz Zimmermann selbst entworfen, teilweise in eigener Handarbeit hergestellt und größtenteils von ihm selbst finanziert.[19] Bis auf zwei Interviewte kennen alle die Tafel auf dem Friedhof, viele wissen, wer sie angebracht hat.[20] In der Grund- und Hauptschule wird diese Tafel im Religionsunterricht angesprochen. Die Schülerinnen und Schüler lernen sie in der Unterrichtseinheit „Judentum“ kennen, und müssen sie beispielsweise in Beate Köpfles Religionsunterricht abmalen oder fotografieren.[21]

Den Standort der Gedenktafel hatte Franz Zimmermann „rausgesucht, aus der Überlegung: 'Da kommen die meisten Leute vorbei, auch mal Fremde, nicht nur vom Dorf, dass die dann auch sehen: 'Ach was, hier hat's Juden gegeben und der denkt man auf diese Art hier.'“[22] Ein anderer Standort kam für ihn damals nicht in Frage, sonst stehe die Gedenktafel „irgendwo […] hinter einer Hecke“ und „wenn einer nicht speziell Interesse hat, läuft er nicht hin und guckt.“[23]

Utz Jeggle steht der Erinnerung in Form von Gedenktafeln kritisch gegenüber: In seiner Studie „Judendörfer in Württemberg“ bezeichnet er Gedenktafeln als kleinsten Baustein der Erinnerung, ein Mittelweg zwischen wenig und nichts, der Erinnerung fördern, sie aber auch vergessen lassen kann.[24] Die meisten Gedenkplatten dieser Art unterlägen einer gewissen Normierung, hinter der der Erinnerungsgegenstand versteckt werde:

---

[19] Vgl. Franz Zimmermann. Telefoninterview. 28.12.2007.

[20] Vgl. Gustav Kunz. Interview. August 2007, S. 3.

[21] Vgl. Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 1f.

[22] Franz Zimmermann. Expertengespräch. August 2007, S. 16.

[23] Franz Zimmermann. Expertengespräch. August 2007, S. 16.

[24] Vgl. Utz Jeggle: Judendörfer in Württemberg. 2. erw. Neuaufl., Tübingen 1999, S. 337.

„Die Formen, Orte, Texte dieser Tafeln sind bezeichnend, Symptome in unserem Sinn für den Stand der historischen Auseinandersetzung: Täter weggelassen, hinter Bibelsprüchen versteckt, auf den Judenfriedhof ausgelagert, am Nachbarhaus angebracht, weil die Besitzer der Synagoge dagegen sind, friedlich plätschernde Synagogen-Brunnen, harmlose Inschriften, beliebige Symbole aus dem jüdischen Ritual (Menorah, Davidstern), das sind die Stichworte in der kritischen Auseinandersetzung, die anzeigen, dass jede Form dieser Gedächtniskultur problematisch ist, da sie in Metall gießt, was eigentlich lebendiger Auseinandersetzung bedarf.“[25]

Es trifft auch in Billigheim zu, das die Gedenktafel keine Täter nennt. Der einzige Verweis sind die Jahreszahlen 1933 bis 1945. Es werden klassische jüdische Symbole wie die Menora verwendet und die Gedenktafel ist nicht im Dorfzentrum platziert. Der Text ist jedoch von Franz Zimmermann verfasst, und die Tafel an sich das erste Zeichen, das in Billigheim gesetzt wird, um der Judenverfolgung zu gedenken. Diese Form des öffentlichen Gedenkens konstituiert und stabilisiert das kulturelle Gedächtnis.26 Sie ist ein Erinnerungsmoment, das „im Kampf gegen das Vergessen mithilft“[27] und rückt die Shoah ein Stück ins öffentliche Bewusstsein, zu einer Zeit, in der das gesellschaftliche Bewusstsein dafür noch nicht sensibilisiert war.[28]

---

[25] Utz Jeggle: Nachrede: Erinnerungen an die Dorfjuden heute. In: Monika Richarz/Reinhard Rürup (Hg.): Jüdisches Leben auf dem Lande. Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte. Tübingen 1997a, S. 411.

[26] Vgl. Wolfgang Alber: Wo die Steine reden. Walter Ott und die Erinnerung an jüdisches Leben in Buttenhausen. In: Freddy Raphaël: „... das Flüstern eines leisen Wehens ...“. Beiträge zu Kultur und Lebenswelt europäischer Juden. Konstanz 2001, S. 559; vgl. Ernst Ludwig Ehrlich: Der Umgang mit der Erinnerung. In: Hans Erler (Hg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord der Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt am Main 2003, S. 32.

[27] Utz Jeggle: Phasen der Erinnerungsarbeit. Zur Entstehung des Gedächtnisses über die NS-Zeit. In: Geschichtswerkstatt e.V.: Erinnern gegen den Schlussstrich: Zum Umgang mit dem Nationalsozialismus. Freiburg im Breisgau 1997b, S. 81.

[28] Vgl. Cornelißen/Klinkhammer/Schwentker 2003 (wie Anm.17), S. 15f.; vgl. Frei 2003 (wie Anm. 17), S. 89.

Weiter ist der Friedhof laut Jeggle einer der häufigsten Standorte materialisierter Erinnerung, er bezeichnet dieses Phänomen als „Weg ins Asyl“[29], den man viele Tafeln dieser Art habe einschlagen lassen. Franz Zimmermann versuchte, die größtmögliche Öffentlichkeit für die Tafel herzustellen. Diese sah er nicht an der Synagoge. Sie stand zwar an einer sehr belebten Straße, aber erhöht auf einem kleinen Hügel – wie einige andere Häuser auf dieser Straßenseite auch – und daher eher abseits des Blickes. Man konnte sie nur über einen kleinen Aufgang erreichen. Sie war sowohl für FußgängerInnen als auch für AutofahrerInnen erst auf einen zweiten, in die Höhe gerichteten Blick zu sehen.[30] Franz Zimmermann entschied sich für den Friedhof, der von Einheimischen und Ortsfremden aufgesucht wird. Der Friedhof stellt zwar auf seine eigene Weise eine Öffentlichkeit her und wird hier als soziale Plattform für die Erinnerung an jüdisches Leben genutzt. Dennoch ist die Gedenktafel aus dem Dorf ausgelagert, aus dem alltäglichen Leben ausgeblendet. Damals mag der Platz geeignet und ausreichend öffentlich gewesen sein, aus heutiger Sicht, mit dem jetzigen veränderten Ortsbild und dem Standort des Denkmals aber gerät die Gedenktafel ins Abseits.

Im Oktober 2007 wird das neue Denkmal in der Schefflenztalstraße, eine der Hauptverkehrsstraßen Billigheims, enthüllt. Die Straße selbst hingegen, der die Synagoge weichen musste, war bereits Anfang der 1990er Jahre fertig gestellt worden. Zum einen wird mit dem Denkmal die Auflage des Planfeststellungsbeschlusses des Regierungspräsidiums Karlsruhe erfüllt, zum anderen das Mahnmal-Projekt in Billigheim

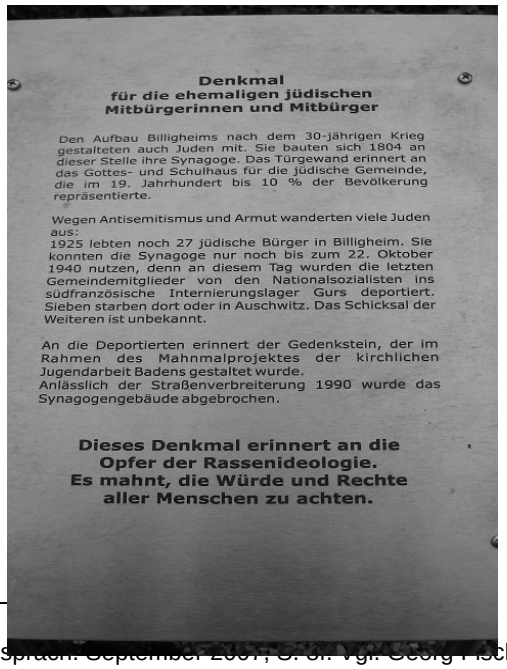
[29] Jeggle 1997a (wie Anm. 27), S. 403.

[30] Vgl. Richard Klein. Interview. August 2007, S. 7.

umgesetzt. Die Kosten des gesamten Denkmals werden dieses Mal von der Gemeinde Billigheim übernommen.[31]

Der Querbalken des Türportals trägt ein Wappen, das in hebräischer Schrift den Bau der Synagoge im Jahre 1804 festhält. Im Türrahmen steht auf einem kleinen Steinpodest der Mahnmal-Gedenkstein. Links daneben ist eine Informationstafel angebracht.

Fotos: Sparacio




[31] Vgl. Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 3f. Vgl. Georg Fischer. Expertengespräch. August 2007, S. 5–13. Vgl. Teilnehmende Beobachtung, Gemeinderatssitzung, 24. Juli 2007.

Foto: Anna Katharina Zipf

Wie die Gedenktafel am Friedhof arbeitet auch der Gedenkstein mit jüdischen Symbolen wie Davidstern und Menora. Märklin-Schienen und Stacheldraht sollen auf die Deportation der Billigheimer Juden und Jüdinnen nach Gurs verweisen. Der Stein selbst nennt weder Täter noch historische Daten.

Türbogen und Gedenkstein materialisieren damit ausgewählte Erinnerungsspuren an die jüdische Gemeinde Billigheims. Das Denkmal übernimmt die Rolle eines Stellvertreters, die nach Salomon Korn sowie Edgar Wolfrum jedes Denkmal einnehme. Es leistet damit zumindest einen Teil der Erinnerungsarbeit, die Erinnerung muss nun

nicht mehr mit demselben Aufwand aufrechterhalten werden, und die Erinnernden werden dadurch entlastet.[32]

Denkmale unterstützen zwar die Erinnerung, garantieren aber nicht ihre Dauerhaftigkeit. Sie können den Akt des Gedenkens nicht ersetzen, „das Versprechen von Dauer [zu sein, A.d.V.], das ein Denkmal aus Stein beschwört" ist „stets auf Treibsand gebaut."[33] Um die Erinnerung nicht dem Vergessen zu übergeben, sondern zu reanimieren, muss der Betrachtende über das notwendige Wissen verfügen, das über kollektive Ritualisierung transgenerationell tradiert wird.34 Ein unterstützendes Element gegen die Versteinerung der Erinnerung ist im Billigheimer Fall zunächst die ausführliche Informationstafel, die am Denkmal angebracht ist. Weiter will Beate Köpfle das Denkmal in ihren Schulunterricht integrieren, wie sie es schon mit der Gedenktafel gemacht hat.[35] Wie das Wissen über die Inhalte des Denkmals darüber hinaus transportiert wird, bleibt jedoch offen.

[32] Vgl. Wolfgang Benz: Authentische Orte. Überlegungen zur Erinnerungskultur. In: Petra Frank/Stefan Hördler (Hg.): Der Nationalsozialismus im Spiegel des öffentlichen Gedächtnisses. Formen der Aufarbeitung und des Gedenkens. Berlin 2005, S. 198; vgl. Salomon Korn: Geteilte Erinnerung. Holocaust-Gedenken in Deutschland. In: Ulrich Borsdorf/Heinrich Theodor Grütter (Hg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt am Main/New York 1999, S. 232; vgl. Wolfrum 2005 (wie Anm. 19), S. 252; vgl. Edgar Wolfrum: Die Suche nach dem „Ende der Nachkriegszeit". Krieg und NS-Diktatur in öffentlichen Geschichtsbildern der „alten" Bundesrepublik Deutschland. In: Christoph Cornelißen/Lutz Klinkhammer/Wolfgang Schwentker (Hg.): Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945. Frankfurt am Main 2003, S. 191.

[33] Andreas Huyssen: Denkmal und Erinnerung im Zeitalter der Postmoderne. In: James E. Young (Hg.): Mahnmale des Holocaust. Motive, Rituale und Stätten des Gedenkens. München 1994, S. 9.

[34] Vgl. Salomon Korn: Grenzen des Darstellbaren. Der Holocaust als Gegenstand von Denkmalkunst. In: Hans Erler (Hg.): Erinnern und Verstehen. Der Völkermord der Juden im politischen Gedächtnis der Deutschen. Frankfurt am Main 2003, S. 52; vgl. Wolfrum 2005 (wie Anm. 19), S. 251.

[35] Vgl. Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 7.

Shoah-Denkmale sollten nach Korn gestalterisch sehr bescheiden ausfallen, um der Erinnerung Raum geben und die Ästhetisierung des Schreckens so weit wie möglich reduzieren zu können.

„Die in einem angemessenen Holocaust-Mahnmal stets verbleibende 'Rest-Ästhetisierung' des Schreckens ist somit der Preis, der für den Versuch gezahlt werden muss, das Nichtdarstellbare des nationalsozialistischen Massenmordes dennoch künstlerisch darzustellen.“[36]

**Der Standort**

Auch das Denkmal in Billigheim muss diesen Preis der Rest-Ästhetisierung bezahlen. Aber es produziert ein verwirrendes Bild, das Raum schafft, die Erinnerung an die jüdische Gemeinde und ihre Mitglieder zu reanimieren. Da ist das stolze, große Türportal, das hinter einer Stützmauer steht, in dem eigentlich eine ebenso stolze Tür sein sollte. Aber hinter dem Portal ist kein Eingang, sondern eine raue Felswand. Das Portal führt ins Leere. Es macht die Lücke, die die jüdische Gemeinde hinterlassen hat, deutlich und zeigt „nicht nur Spuren, sondern auch eine unübersehbare Leere“[37]. Und da ist der Mahnmal-Gedenkstein. Er abstrahiert und ästhetisiert wenig, sondern verweist in seiner eigenwilligen Symbolik auf das Schicksal der Deportierten.

[36] Korn 1999 (wie Anm. 34), S. 234.

[37] Dirk Rupnow: Vernichten und Erinnern. Spuren nationalsozialistischer Gedächtnispolitik. Göttingen 2005, S. 60.

Schefflenztalstraß3e 2008, Richtung Bahnhofstraße, Foto: Sparacio

Auf der gegenüberliegenden Seite des Denkmals ist ein Friseurgeschäft, das von in der Schefflenztalstraße begründen die meisten Interviewten mit dem Standort der ehemaligen Synagoge.[38] Agathe Ulmer erklärt: „Wenn sie den Platz raussuchen, kann's nur wegen der Synagoge gewesen sein.“[39] Einige wenige betonen nicht nur den authentischen Ort, sondern auch die Zentralität des Denkmals als einen der ausschlaggebenden Faktoren.[40] Aber nicht alle Interviewten sehen im gewählten Standort die geeignete Platzierung. „Gut, schlecht ist es nicht [...]. Ob's dann beachtet wird, ist natürlich, wenn da ein Auto hält, sieht's keiner.“[41] Hinter der Parkbucht und der Stützmauer sei kein geeigneter Platz, der dem Denkmal die nötige Beach-

[38] Vgl. Anna Teuber. Interview. August 2007,S. 7.

[39] Agathe Ulmer. Interview. August 2007, S. 7.

[40] Vgl. Hans Sonntag. Interview. August 2007, S. 10.

[41] Matthias Keller.Interview. August 2007, S. 7–11f.

tung zuteile Außerdem bestehe die Gefahr, dass es tagsüber „zugeparkt“[42] werde. Der ausgewählte Ort sei zwar laut Matthias Keller sehr zentral, lade aber nicht zur Besinnung oder Betrachtung des Denkmals ein. „[J]a da sind die Geschäfte, aber die fahren mit dem Auto ran, rennen rein und wieder raus.”[43]

Denkmal 2008 mit parkenden Autos, Foto: Sparacio

Die Experten sind sich über den Standort des Denkmals einig. Ihren Begründungen ist gemeinsam, dass das authentische Relikt auch am authentischen Ort aufgestellt werden müsse.[44] „Also nicht irgendein Museum, sondern an dieser Stelle war die Synagoge, an dieser Stelle kommt das Denkmal hin.“[45] Georg Fischer betont weiter, dass es innerhalb der Gedenkstättenpädagogik ein wichtiger Faktor ist, am histori-

[42] Matthias Keller.Interview. August 2007, S. 11.

[43] Matthias Keller.Interview. August 2007, S. 16.

[44] Vgl. Franz Zimmermann. Expertengespräch. August 2007, S. 27.

[45] Georg Fischer. Expertengespräch. August 2007, S. 9.

schen Ort zu erinnern.[46] Beate Köpfle weist darüber hinaus auf den zentralen Charakter des Standortes hin, der das Denkmal eventuell auch vor Beschädigung schützen kann.[47] Den Friedhof als Standort des Denkmals haben alle drei Experten mehr oder weniger abgelehnt.[48]

Das Denkmal erreicht durch seinen zentralen Standort einen sehr hohen Grad an Öffentlichkeit. Man kann sich ihm nicht entziehen, es ist präsent, zentral und nicht alltagsabseits. Die Erinnerung an die Shoah wird vor Ort nicht entsorgt; das Denkmal bleibt trotz seines kulturellen Gedächtnischarakters im alltäglichen Leben verhaftet und konkretisiert die Erinnerung an die Shoah in der alltäglichen Lebenswelt am Beispiel der Billigheimer jüdischen Gemeinde.[49]

Gleichzeitig bietet das Denkmal den Betrachtenden eine Interpretationsweise der Vergangenheit an. In diesem Denkmal manifestiert sich das Vergangenheitsverständnis und dessen Bedeutung für Billigheim. Das Denkmal vermittelt nachfolgenden Generationen, wie man zur Zeit seiner Errichtung mit dem Erinnerungsgegenstand umgegangen ist und wie er materialisiert wurde.[50] In Billigheim erhält die Erinnerung an die Shoah erst im 21. Jahrhundert eine derartige Bedeutung, dass sie in der Ortsmitte materialisiert wird.

In der Übertragung der Erinnerung an die Shoah auf externe Erinnerungsträger, wie in Billigheim auf unterschiedliche Art und Weise und zu verschiedenen Zeiten geschehen, besteht die Möglichkeit, zumindest zunächst einmal der Erstarrung der Er-

[46] Vgl. Georg Fischer. Expertengespräch. August 2007, S. 9.

[47] Vgl. Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 17, informelles Gespräch, Diktiergerät war bereits abgeschaltet.

[48] Vgl. Franz Zimmermann. Expertengespräch. August 2007, S. 28.; vgl. Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 10.

[49] Vgl. Benz 2005 (wie Anm. 34), S. 197; vgl. Utz Jeggle: Muster des Gedenkens – Chancen der Erinnerungsarbeit. In: Museumsblatt. Mitteilungen aus dem Museumswesen Baden-Württemberg 18 (1995), S. 9.

[50] Vgl. Mechtild Gilzmer: Denkmäler als Medien der Erinnerungskultur in Frankreich seit 1944. München 2007, S. 13.; vgl. Korn 1999 (wie Anm. 34), S. 236.

innerung durch Zentralisierung entgegen zu wirken sowie die Shoah durch persönliche Lebensgeschichten zu konkretisieren.[51]

„Die Nahwelt der Lokal- und Regionalgeschichte hat eine wichtige Aufgabe bei der Modifikation des kommunikativen Alltagsgedächtnisses in ein abstrakteres kulturelles Gedächtnis zu leisten, indem sie vor Ort die Spuren der NS-Geschichte festhält – und dadurch einer möglichen, monumentalen Zentralbefriedigung Einhalt gebietet.“[52]

Die Rückkopplung der Geschichte an regionale Fixpunkte ermöglicht es, Bezüge zur eigenen Lebenswelt herzustellen.

„Es spricht vieles dafür, Denkmäler und Gedenkstätten des Holocaust ortsspezifisch zu belassen, sie lokale Geschichten reflektieren, örtliche Erinnerungen ausgraben, die Endlösung greifbar machen zu lassen, und zwar nicht nur durch eine Konzentration auf die Vernichtungsstätten, sondern auch auf die konkreten Lebenswelten derer, die in den Lagern ermordet wurden.“[53]

Das Denkmal in Billigheim nimmt der Shoah ihre Anonymität und zeigt den konkreten Ausgangspunkt der Deportation der Billigheimer Juden und Jüdinnen.[54]

[51] Vgl. Daniel Levy/Natan Sznaider: Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust. Frankfurt am Main 2001, S. 151.

[52] Jeggle 1995 (wie Anm. 51), S. 9.

[53] Huyssen 1994 (wie Anm. 35), S. 16.

[54] Vgl. Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006, S. 248f.

**Erinnerung? Ja, aber!**

Die öffentliche Erinnerung in Form des Denkmals begrüßen zwar alle Interviewten, dennoch äußern sich viele auch skeptisch. Diese Aussagen folgen dabei meist einem bestimmten Muster: Zunächst wird Zustimmung bekundet, dann ein „Aber!“ eingeworfen. Erinnern solle man sich laut Anna Teuber an den Nationalsozialismus, aber es stehe ja auch in jedem Geschichtsbuch.[55] Matthias Keller sieht dies ähnlich: „Erinnerung ja, aber es muss halt immer noch im Rahmen bleiben.”[56] Zu viel Erinnerung verfehle nach Andreas Tammer ihren Sinn und Zweck:

„Wenn du da immer mit konfrontiert wirst und immer irgendwie so eh gleich denkst, du musst dich verteidigen im Ausland zum Beispiel in gewissen Situationen, [...] man muss sich rechtfertigen. Das führt dann, denk ich, in die falsche Richtung.“[57]

Das Aufstellen eines Denkmals, so Andreas Tammer weiter,

“ist ja nichts schlechtes, [...] bevor sie einen Betriebsausflug auf der Gemeinde oder bevor sie das Geld in / wenn am Ende vom Jahr Geld übrig ist und sie müssen noch eine Straße bauen, dass sie nächstes Jahr wieder auf ihr Budget kommen, dann bin ich auf jeden Fall dafür. Aber wenn morgens die Kinder / wenn sie mit dem Bus in die Grundschule, das sind ja die in Waldmühlbach, die ersten zwei Klassen, wenn die keine Bushaltestelle, was sie ja haben, wenn die keine Bushaltestelle hätten und irgendwie am Straßenrand stehen müssten und dann fänd ich so was sinnvoll. Und da gibt’s auf jeden Fall / es gibt bestimmt sinnvollere Einsatzmöglichkeiten von dem Geld, aber auf jeden Fall auch unsinnigere.“[58]

---

[55] Vgl. Anna Teuber. Interview. August 2007,S. 4.

[56] Matthias Keller. Interview. August 2007, S. 20.

[57] Andreas Tammer. Interview. August 2007,S. 4.

[58] Andreas Tammer. Interview. August 2007,S. 5.

Andreas Tammer spricht sich nicht unbedingt gegen das Errichten eines Denkmals aus, weist ihm aber auch keine hohe Priorität zu.

Noch heute scheint die Shoah als Teil des Kriegsgeschehens innerhalb eines nationalen Rahmens gesehen zu werden, der vergessen werden kann, sobald der Krieg beendet ist. „Es bedurfte Jahre, um die Massenvernichtung an den europäischen Juden als besonderes, ja als zentrales Phänomen nationalsozialistischer Herrschaft zu realisieren und sie dergestalt herauszustellen.“[59] Bis zum Zweiten Weltkrieg wurde die Strategie des gegenseitigen Vergessens der Verbrechen praktiziert, um das fragile Gleichgewicht zwischen Siegern und Besiegten wieder herzustellen.[60] Aber hier geht es nicht um Kriegsverbrechen, die auf beiden Seiten – auf der Seite der Besiegten und auf der der Sieger – verübt wurden, sondern um Verbrechen von Tätern an Opfern.

„Die Gewaltasymmetrie zwischen uneingeschränkten Tätern und wehrlosen Opfern setzt sich in einer Erinnerungsasymmetrie fort, weil die Täter sich nach einer politischen Wende ins Vergessen retten, während die Opfer die Erinnerung als ihr kostbarstes Gut hüten. Diese Asymmetrie kann nicht durch gemeinsames Vergessen, sondern nur durch gemeinsames Erinnern abgebaut werden. An Stelle von Vergessen als einer Form der *Vergangenheitsbewältigung* muss unter diesen Umständen

[59] Dan Diner: Ereignis und Erinnerung. Über Variationen historischen Gedächtnisses. In: Nicolas Berg/Jess Jochimsen/Bernd Stiegler (Hg.): SHOAH. Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur, Kunst. München 1996, S. 17.

[60] Vgl. Aleida Assmann 2006 (wie Anm. 56), S. 106f.; vgl. Levy/Sznaider 2001 (wie Anm. 53), S. 68.

als einziger von den Nachgeborenen noch zu leistender Ausgleich die gemeinsame Erinnerung und *Vergangenheitsbewahrung* treten. [Hervorhebungen im Original]“[61]

Der Vergleich zwischen dem Tod von Soldaten und dem von ideologisch verfolgten Menschen nivelliert Grenzen der Gewaltasymmetrie und stellt Täter und Opfer auf die gleiche Leidensstufe. Die einen starben im Krieg in der Wechselseitigkeit der Kriegshandlungen, die anderen wurden in eigens dafür errichteten Fabriken ermordet. In der verwischenden Gleichsetzung von Tätern und Opfern oder aber auch im Vergessen der nationalsozialistischen Verbrechen würde das damalige asymmetrische Gewaltverhältnis weiter reproduziert werden.[62] Dieser Aspekt scheint aber im Diskurs um den Nationalsozialismus kaum wahrgenommen zu werden. Ohne dieses Bewusstsein haftet der Erinnerung an die Shoah auch weiterhin ein „Ja, aber!“ an. In Billigheim etwa äußert sich Richard Klein darüber: „Und wenn die Sache vorbei war / und viele Leute meinen, [...] die sagen auch: 'Warum bloß jetzt wegen den Jude wieder?' Ne. Die anderen sind auch umgekommen, alles miteinander [...].“[63]

**Die Angst der Interviewten vor dem Feld**

Während einiger Interviews werden nicht nur verbal Ängste und Befürchtungen, die sich besonders auf ein mögliches Aufkommen antisemitisch orientierter Gewalt beziehen, geäußert, auch anhand von verhaltenen oder falschen Aussagen, Abschweifen vom Thema und Körperhaltung lassen sich Unsicherheiten hinsichtlich des Themas, aber auch vor dieser Studie ablesen.

[61] Aleida Assmann 2006 (wie Anm. 56), S. 107.

[62] Vgl. Ebd., S. 106f.

[63] Richard Klein. Interview. August 2007, S. 13.

Während eines der ersten Interviews fallen hauptsächlich die sehr zögerlichen Aussagen der Interviewten auf, teilweise wirkt sie sehr scheu und zurückhaltend.[64] Ein anderer Interviewter verharrt für die Dauer des Interviews (ungefähr 24 Minuten) in einer Art 'Fluchtposition' am Tisch – seine Beine sind nicht unter dem Tisch, sondern seitlich. Er hält sich immer wieder an Stuhl und Tischkante fest. Natürlich kann dies seine 'normale' Sitzposition sein, aber sie ist doch auffällig, zumal auch er sehr vorsichtig auf die Fragen antwortet.[65]

Zwei Interviews sind in erster Linie durch das Abschweifen der Interviewten gekennzeichnet. Eine Gesprächspartnerin stellt vorwiegend ihr geschichtliches Wissen unter Beweis und lässt sich nur schwer beim eigentlichen Thema halten [66], ähnlich abschweifend verläuft auch das andere Interview. In diesem Fall besteht der Interviewte während des einstündigen Interviews darauf, das Gerät einige Male auszuschalten, so dass insgesamt nur noch 15 Minuten Aufnahmezeit verbleiben. In den Aufnahmepausen oder in den Sequenzen, in denen die Hand über das Diktiergerät gehalten wird, ergeben sich allerdings keine neuen oder gar brisanten Einsichten. Trotz der Zusicherung, vertraulich und wissenschaftlich mit den Aufnahmen umzugehen, äußert der Interviewte Bedenken hinsichtlich des Umgangs mit den Daten: Das Denkmal wurde nach Meinung der Interviewerin von der Gemeinde ein

> „Interviewerin: [...] bisschen auf die lange Bank geschoben [...]
>
> Lautenbacher: Bei lange Bank, ich weiß nicht, ob man das sagen soll.
>
> I: Ok gut, das ist meine Interpretation.

[64] Vgl. Anna Teuber. Interview. August 2007.

[65] Vgl. Gerhard Hanke. Interview. August 2007.

[66] Vgl. Eva Röck. Interview. September 2007.

L: Also das ist dann Ihr Schluss?

I: Das ist mein Schluss. Genau.“[67]

Das Interview geht weiter, Manfred Lautenbacher antwortet aber weiter zögerlich.

Die Bitte um ein Interview mit einem über 75-jährigen Mann nimmt über 30 Minuten in Anspruch, während das Interview selbst genau acht Minuten dauert. Das Gespräch hat einen gewissen Verhörcharakter. Bereits während der Erklärungen, warum diese Interviews geführt werden, beteuert der ältere Mann, dass er nichts wisse. Er betont während des Interviews noch einmal seine angebliche Unwissenheit, jedoch ergibt sich im weiteren Verlauf des Gesprächs ein anderes Bild.

„Interviewerin: Und kennen Sie des Mahnmal-Projekt?

Kunz: Was hier geben soll?

I: Ähm ja, [...] Haben Sie davon schon mal was gehört?

K: [schüttelt den Kopf]

I: Und wann / was wissen Sie ungefähr von dem neuen Denkmal, das da jetzt kommen soll?

K: Gar nichts.

I: Gar nichts.

K: [...] Ich sag ja, ich hab mit niemand gesprochen.

[weiteres Nachfragen der Interviewerin]

[67] Manfred Lautenbacher. Interview. September 2007, S. 4.

> K: Ja gut, natürlich wird da gesprochen, aber / da soll ein Juden-Steinchen hin. [...] Frau Melcher weiß vielleicht mehr. Die weiß mit Sicherheit mehr durch den Doktor sowieso in Schefflenz der
>
> I: Herr Fischer
>
> K: Fischer, ja der hat etwas organisiert auch.“[68]

Das Vortäuschen von Unwissenheit und Ahnungslosigkeit erinnert an Verhaltensmuster in und nach der Zeit des Nationalsozialismus.

„Man fürchtete sich vor einem schlechten Gewissen und tat alles dazu, Empfindungen von Schuld auszuweichen, indem man sich mit großer Entschiedenheit darum bemühte, sein Wissen durch Vergessen zu säubern oder wenigstens durch Verdrängungsmechanismen zu entlasten.“[69]

Die angeführten Beispiele sind durchzogen von Hemmungen und Ängsten, die die Interviewten während der einzelnen Gespräche verbal und/oder nonverbal äußern. Sie zeigen eine tief sitzende „Unsicherheit der Deutschen im Umgang mit dem Genre Gedenken“[70].

Aber Beate Köpfle kennt Gegenbeispiele: Wenn sie das Thema Judentum im Grundschulunterricht anspricht, stößt sie weder auf Hemmungen noch auf Unbehagen bei ihren SchülerInnen, sondern auf Aufgeschlossenheit.

---

[68] Gustav Kunz. Interview. August 2007, S. 3f.

[69] Jeggle 1997b (wie Anm. 29), S. 71.

[70] Aleida Assmann 2006 (wie Anm. 56), S. 166.

> „Des Thema stößt auf großes Interesse, wenn ich das mit Grundschülern hab [...]. Also da gibt's überhaupt keine Probleme. Ich hatte letztes Jahr Religion vier, da hat mir ein Mädchen dann Bilder gebracht. Also das fand ich toll, da ist das, da ist das Interesse anders da. [...] Die sind dermaßen offen und interessiert, die die haben da keinerlei, keinerlei Hemmungen."[71]

Erst in den höheren Klassen sinke das Interesse und steige das Unbehagen vor dem Thema.[72] SchülerInnen internalisieren die Hemmungen bezüglich des Themas erst im Laufe der Zeit. Vermutlich wirken öffentliche und familiäre Diskurse sowie schulische Informationen auf die sich ändernde Herangehensweise der SchülerInnen aus.

**Erinnerung jenseits der Öffentlichkeit – das Wertheimer-Haus**

Auffallend ist, dass während vieler Interviews die Namen der jüdischen Familien benutzt werden, um die jeweiligen Häuser zu beschreiben, obwohl nach Oktober 1940 andere Familien in den Häusern wohnten.

> „Da hat's Judenschule geheißen, Synagoge hat man weniger gehört. Und da haben dann auch immer Leute gewohnt. Und wenn dann wieder jemand gekommen ist, und man hat gefragt: 'Wo wohne sie denn?' Und dann hat der andere gesagt: 'Ha, die wohnt in der Ju-

71 Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 6f.

72 Vgl. Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 7.

> denschule da oben.' Oder ins Wertheimers Haus oder ins Samuels Haus dahinten.“[73]

Ein Haus hat es den Interviewten ganz besonders angetan – „Wertheimer-Haus hat man's genannt“[74]. In elf Gesprächen taucht es immer wieder auf und wird teilweise schwärmerisch beschrieben.

> „Da oben neben dem alten Rathaus stand ein großes Haus, der Wertheimer. Und das Haus war ein richtiges Kaufhaus. [...] Das war ein großes Kaufhaus [...]. Und [...] da hat man auf der Seite noch reingehen könne, unten war ja der große, große Eingang, das war so ein richtige / wie man's früher hatte, so eine Einfahrt, ne, mit großem Tor vorne dran, ne, ja.“[75]

Ein Interviewter beschreibt seine Erinnerung an das Haus wie folgt: „Also praktisch des Wertheimers Haus / heißt das / das war ja so ein Hochhaus früher.“76 In einem anderen Interview wird erzählt: „und mir hat also das Haus rechts vom alten Rathaus [...], das hat mir sehr gut gefallen mit dem Torbogen“[77]. Zwei Zeitzeuginnen beteuern besonders die Qualität der Waren. „Und der Wertheimer, der hat immer gute Sachen gehabt, besseres als wie unten Kaiser“[78].

[73] Richard Klein. Interview. August 2007, S. 15.

[74] Hans Thoma. Interview. August 2007, S. 2.

[75] Eva Röck. Interview. September 2007, S. 1f.

[76] Matthias Keller.Interview. August 2007, S. 3.

[77] Gemeinderat Theurer. Interview. August 2007, S. 4.

[78] Irmgard Melcher. Interview. August 2007, S. 22.

> „Das war der Wertheimer, das war, der war Kaufmann. [...] Und [...] die [...] haben ein sehr gutes Geschäft gehabt. [...] Und der hat gerade die, die Kammgarnsachen und die guten Wollstoffe, das hat der geführt und Damast zu der Aussteuer, ne. Ja, da hab ich auch meine Aussteuer oben gekauft gekriegt, ne.“[79]

Der Blick der Interviewten auf das Haus und seine Waren wirkt verklärend und fasziniert. Um das Wertheimer-Haus manifestieren sich besondere Attribute: Das Gebäude ist ein Hochhaus, die Waren sind im Vergleich zum nicht-jüdischen Kaufmann wesentlich besser.

Der Synagoge hingegen werden keine derartigen Attribute zugeschrieben. Sie scheint auch kaum als solche erinnert zu werden, da sie seit der Deportation im Oktober 1940 als Wohnhaus genutzt wurde. „Mir ist die Synagoge noch bekannt, aber, wie gesagt, zu meiner Zeit, als ich des wahrgenommen hab, hab ich sie nicht mehr als Synagoge, sondern als ein älteres Wohnhaus wahrgenommen [...].“[80]

Der jüngste Interviewte weiß zwar, dass es in Billigheim eine jüdische Schule gab, ist sich aber nicht sicher, ob eine Synagoge existierte.

> „Ich weiß, ja wie ich eben schon gesagt hab, dass hier [...] in der Schefflenztalstraße, dass da eine jüdische Schule war, soweit ich, wenn ich das richtig weiß und auch Wohnhäuser von ehm, von Ju-

[79] Emilie Haller. Interview. August 2007, S. 6.

[80] Gemeinderat Bender. Interview. August 2007, S. 3.

> den eben [...] Synagoge war ich mir jetzt gar nicht genau sicher [...].“[81]

Jenseits der Öffentlichkeit, nicht in den offiziellen Erinnerungsdiskurs der Gemeinde eingebunden, ist nicht die Synagoge Anstoß der Erinnerung, sondern das ebenfalls 1989 abgerissene Kaufhaus, dessen Bedeutung bis heute nicht geschmälert ist. Das Haus und seine Funktion als Stoffgeschäft ist vermutlich ein fassbareres Element jüdischen Lebens als eine Synagoge und die damit verbundenen rituellen Handlungen. Das Kaufhaus kann durchaus als Knotenpunkt gesehen werden, an dem sich jüdisches und nicht-jüdisches Leben in Billigheim überschnitten haben. Es lässt sich zum einen in die Vorstellungen einer alltäglichen Lebenswelt Anfang des 20. Jahrhunderts, zum anderen aber auch in die heutige Alltagswelt integrieren.

Das Wertheimer-Haus ist im Gegensatz zur Synagoge nicht im öffentlichen Erinnerungsdiskurs materiell dargestellt, sondern bleibt abseits der Öffentlichkeit. Zwischen den Inhalten des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses bezüglich ein- und desselben Gegenstandes gibt es oft eine gewisse Diskrepanz.[82] Das Wertheimer-Haus ist nicht externalisiert, sondern existiert ausschließlich in den Erzählungen der Interviewten – als Symbol des kommunikativen Gedächtnisses. Die Inhalte des gesellschaftlichen Kurzzeitgedächtnisses sind fluide und lösen sich mit ihren Trägern nach drei, höchstens fünf Erinnerungsgenerationen auf. So wird es auch mit den Erinnerungen an das Wertheimer-Haus geschehen. Sie sind nicht stabilisiert und werden sich mit der Zeit vollständig verflüchtigen, was sich heute schon tendenziell andeutet: Der jüngste Interviewpartner geht im Gespräch gar nicht mehr auf das Haus ein.

---

[81] Andreas Tammer. Interview. August 2007,S. 1–7.

[82] Vgl. Claudia Althaus: Geschichte, Erinnerung und Person. Zum Wechselverhältnis von Erinnerungsresiduen und Offizialkultur. In: Günter Oesterle (Hg.): Erinnerung, Gedächtnis, Wissen. Studien zur kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. Göttingen 2005, S. 590.

Die angeregten Erzählungen der Interviewten werden sich auflösen und damit auch die emotional positiv gelagerte Erinnerung an die Juden und Jüdinnen des Dorfes. Die Erinnerung an die Shoah wird in Form des Denkmals und der Gedenktafel bestehen bleiben. Eine Externalisierung der Erinnerung an das Wertheimer-Haus hätte die im kommunikativen Gedächtnis angelegten positiven Zuschreibungen zusätzlich in das kulturelle Gedächtnis übertragen können; in dieser spezifischen Kombination aus Gedenken an die Deportation sowie an das Wertheimer-Haus hätte sich kein verklärender Blick auf das Zusammenleben von Juden und anderen BilligheimerInnen ergeben, sondern hätte das Ausmaß der Shoah auf besondere Weise deutlich gemacht werden können. Die Möglichkeit, kommunikative Gedächtnisinhalte ins kulturelle Gedächtnis zu überführen, kann für zukünftige Denkmalkonzeptionen eventuell in Betracht gezogen werden, um auf diese Weise den Erinnerungsgegenstand sowie seine Materialisierung an die Bevölkerung rückkoppeln zu können.

**Erinnerung als Aushandlungsprozesse**

Betrachtet man die Erinnerungskultur Billigheims über die Erinnerungskonjunkturen hinweg, fällt auf, dass sie einigen Veränderungen unterworfen ist. Vergangenheit reicht nicht authentisch in die Gegenwart, sondern ist eine ausgewählte und deutende Rekonstruktion dessen, was für das Heute bedeutsam erscheint. Sie wird unter den aktuellen sozialen Rahmenbedingungen und aufgrund ihrer Funktionalität für die Gegenwart erinnert.[83] Man erinnert zunächst nur das, was in den aktuellen sozialen Bezugsrahmen passt.[84]

[83] Vgl. Jan Assmann 2000 (wie Anm. 12), S. 114–116 und S. 212;

[84] Vgl. Ebd., S. 212.

„Überspitzt könnte man sagen, Vergangenheit entsteht erst dadurch, dass sie erzählt, aufgeschrieben und dargestellt wird, ob in Denkmälern oder an Gedenktagen, in Dokumentationen, wissenschaftlichen Deutungen oder in epischen Werken.“[85]

Diesen erinnerungsspezifischen Rahmenbedingungen ist natürlich auch das kulturelle Gedächtnis ausgesetzt. „Für das kulturelle Gedächtnis zählt nicht faktische, sondern nur erinnerte Geschichte.“[86] Auch hier gilt der Grundsatz, dass Vergangenheit nicht als solche in der Gegenwart fortwirkt, sondern nur unter den gegebenen sozialen Rahmenbedingungen das als Vergangenheit erinnert wird, was für die Gegenwart von Bedeutung ist.[87] Das kulturelle Gedächtnis, verstanden als überlebenszeitliche Kommunikation, ist immer auch darauf angewiesen, Bestandserhaltungsvorkehrungen im Sinne von Stabilisierung durch Medien zu treffen, die Erinnerungsgegenstände über Generationen hinweg vermitteln. Der Überlieferungsbestand ist auf immer neue Aushandlungen angewiesen, die ihn immer wieder neu an die Bedürfnisse der Gegenwart anbinden.[88]

Über die drei Erinnerungskonjunkturen hinweg lassen sich diese Aushandlungsprozesse besonders in der dritten Erinnerungskonjunktur deutlich nachzeichnen. In dieser Phase erweitert sich der Zeitraum, der erinnert wird. Das Denkmal fasst einen größeren zeitlichen Rahmen, der über den Türrahmen, aber auch über den begleitenden Informationstext hergestellt wird. Gerade dieser zeitliche Aspekt und damit die Erweiterung des Erinnerungsgegenstandes werden unter den Experten in der

[85] Peter Reichel: Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit. München/Wien 1995, S. 19.

[86] Jan Assmann 1992 (wie Anm. 13), S. 52.

[87] Vgl. Jan Assmann 2000 (wie Anm. 12), S. 212.

[88] Vgl. Aleida Assmann: 1998 – Zwischen Geschichte und Gedächtnis. In: Aleida Assmann/Ute Frevert: Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945. Stuttgart 1999, S. 41–52.

dritten Erinnerungskonjunktur ausführlich diskutiert.89 „Es muss gestritten und entschieden werden, was in das kulturelle Gedächtnis der Nation und der Weltgemeinschaft aufgenommen werden soll, und was eher dem Vergessen anheim gestellt werden kann."[90]

Erinnert wird nur das, was in Aushandlungsprozessen gegenwärtig Bedeutung zugesprochen wird.[91] „Erinnern heißt, anderes in den Hintergrund treten lassen, Unterscheidungen treffen, vieles ausblenden, um manches auszuleuchten."[92] Vergangenheit wird immer ausgewählt, konstruiert und unterliegt – wie man an den Konjunkturen erkennen kann – Veränderungsprozessen. In Billigheim ist die Erinnerung an jüdisches Leben auf zwei Wegen an das kulturelle Gedächtnis angegliedert: Zum einen gibt es die Fokussierung auf die Zeit des Nationalsozialismus in Form der Gedenktafel auf dem Friedhof, zum anderen aber auch eine Einbettung in einen größeren historischen Kontext durch das Denkmal. Damit schafft das Denkmal einen neuen Zugang zur jüdischen Geschichte in Billigheim. Es leuchtet Aspekte aus, die bisher unbeachtet geblieben sind, lässt aber auch andere wie die Erinnerung an das Wertheimer-Haus in den Hintergrund treten. Über diese neuen Zugänge kann die zukünftige Erinnerung an die Shoah stabilisiert werden und im kulturellen Gedächtnis lebendig bleiben. Dennoch ist die Shoah auch unter diesem Blickwinkel nicht vollständig greifbar.[93]

„Nein, weder Bewältigen noch Aufarbeiten noch Verstehen ist hier möglich. Sehr wohl allerdings Arbeit an dieser Vergangenheit. Und dagegen kann man auch nicht

---

[89] Vgl. Franz Zimmermann. Expertengespräch. August 2007, S. 26; vgl. Georg Fischer. Expertengespräch. August 2007, S. 8f.; Beate Köpfle war an dieser Diskussion aus beruflichen Gründen nicht beteiligt.

[90] Wolfrum 2005 (wie Anm. 19), S. 268.

[91] Vgl. Jan Assmann 2000 (wie Anm. 12), S. 212.

[92] Ebd., S. 13.

[93] Vgl. Aleida Assmann 2006 (wie Anm. 56), S. 237.

einwenden, dass sie vergangen und nicht mehr zu ändern sei. Das ist zwar richtig, aber der Einwand sticht nicht. Denn Arbeit an der Vergangenheit heißt natürlich: Arbeit an dem, was von der Vergangenheit gegenwärtig ist oder gegenwärtig gemacht wird oder was zumindest (auf verschiedenste Weisen) fort wirkt von ihr."[94]

Die Impulse zur Beschäftigung mit der Vergangenheit, die Arbeit an der Bestandssicherung sind in allen drei Erinnerungskonjunkturen immer von außen an Billigheim herangetragen, was wiederum zeigt, dass die Erinnerung an die Shoah auch immer an die Versäumnisse in der Vergangenheit gekoppelt ist.

„Die Erinnerung an den Holocaust schwankt zwischen den Taten (oder Untaten) von Nationen während des Krieges und den staatlichen Versäumnissen, sich in der Nachkriegszeit mit dem Verhalten im Krieg kritisch auseinanderzusetzen."[95]

Sowohl die Eigeninitiative von Franz Zimmermann in den 1970er Jahren als auch die verschiedenen Impulse der drei Experten in den Jahren 2006 und 2007 erzeugen zusammengenommen genügend Druck, um in Billigheim Erinnerungsarbeit anzuregen. Alle drei Experten sind ortsfremd und entziehen sich damit den sozialen Machtbeziehungen der Gemeinde.[96] Hinzu kommt in der dritten Erinnerungskonjunktur ein überregionales Projekt, dem sich Billigheim kaum verweigern kann. „Initiativen, der toten Juden zu gedenken, wurden und werden vielfach mit Missachtung gestraft; es gibt zumeist nur auf Druck von außen Bereitwilligkeit, sich an der offiziellen Erinne-

[94] Christian Meier: Die andere Mauer in den deutschen Köpfen. Gefangen zwischen Vergangenheit und Zukunft. In: Ders.: Das Verschwinden der Gegenwart. Über Geschichte und Politik. München/Wien 2001a, S. 40.

[95] Levy/Sznaider 2001 (wie Anm. 53), S. 227.

[96] Vgl. Jeggle 1997a (wie Anm. 27), S. 410.

rungskultur formal zu beteiligen.[97] Nur so ist Erinnerungsarbeit in Billigheim möglich. Beate Köpfle betont: „Wenn es dieses Projekt Mahnmal nicht gäbe, würde immer noch nichts passieren. Ist meine, meine Vermutung, meine Interpretation.“[98] Jede erfolgreich umgesetzte Erinnerungs-leistung folgt hier nach Georg Fischer einem top-down-Prozess: „Also man muss ganz deutlich sagen, dass des eine Sache von oben nach unten ist.”[99]

Die Arbeit am kulturellen Gedächtnis allein reicht aber nicht aus, um die Gedächtnisinhalte überlebenszeitlich zu sichern. Zu guter Letzt ist auch das kulturelle Gedächtnis trotz seines trägerfreien Daseins auf die aktive Erinnerung der Einzelperson angewiesen. Externalisierung festigt zwar das Gedächtnis, ersetzt aber nicht den eigentlichen Erinnerungsprozess.[100]

„Die Überantwortung der Erinnerung an die Juden an das kulturelle Gedächtnis ist einerseits ein schmerzhafter Prozess der Erstarrung, andererseits gilt es Energien wachzuhalten, die für eine langanhaltende Verflüssigung sorgen.“[101]

Nur eine lebendige Stabilisierung der Erinnerung in der Mitte der Bevölkerung garantiert ihre Zukunft.[102] Es wird sich mit der Zeit herausstellen, ob die externen Erinnerungsimpulse, die auf Billigheim eingewirkt haben, den Bezug zu aktuellem gesellschaftlichem Handeln betonen können und damit den Gedächtnisinhalten gegenwär-

[97] Ebd., S. 399.

[98] Beate Köpfle. Expertengespräch. September 2007, S. 14.

[99] Georg Fischer. Expertengespräch. August 2007, S. 5.

[100] Vgl. Gerald Echterhoff: Das Außen des Erinnerns: Was vermittelt individuelles und kollektives Gedächtnis? In: Astrid Erll/Ansgar Nünning (Hg.): Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität. Berlin 2004, S. 64.

[101] Jeggle 1999 (wie Anm. 26), S. 337.

[102] Vgl. Aleida Assmann 2006 (wie Anm. 56), S. 258.

tige Relevanz verleihen.[103] Die Zukunft der Erinnerung an die Shoah in Billigheim wird nun davon abhängen, ob man sich ihrer in den Materialisierungen der Erinnerungskonjunkturen entledigt hat oder nicht.

[103] Vgl. Echterhoff 2004 (wie Anm. 102), S. 81.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Oktober 2013

Thomas Thiemeyer

# Die Sprache der Dinge

## Museumsobjekte zwischen Zeichen und Erscheinung

Wer von „der Sprache der Dinge“ redet, meint nicht ihr verbales Äußerungsvermögen, sondern ihre Fähigkeit, Signale aussenden zu können. Denn recht besehen sprechen Dinge nicht, sie *zeigen* sich.[1] Wie dieses Zeigen funktioniert, wie geplant es abläuft oder wie unbeabsichtigt es passiert, diese Frage ist für das Museum fundamental und Anlass zahlreicher Theorien. Insbesondere Kunstwissenschaft und Volks-kunde haben früh und ausdauernd den Status der Werke und Objekte im Museum (und außerhalb des Museums) untersucht und Anleihen bei der Philosophie genommen.[2] Welche Sprache die Dinge heute noch im Museum sprechen (können) und welche Ideen von den Dingen die museale Praxis der Gegenwart bestimmen, danach fragt der folgende Beitrag. Kern ist die Analyse von drei Konfliktlinien, entlang derer die Ansichten über die Wirkung der Museumsdinge, der Exponate, auseinander gehen können (Der Status der Dinge). Zuvor erfolgt eine knappe Verortung der Dinge in Philosophie und heutiger Museumstheorie (Die Sprache der Dinge), bevor im dritten Teil nach der Relevanz der Dinge für das Museum heute gefragt wird. Die Argumentation läuft auf die

* Dieser Text entstand im Rahmen des Forschungsprojekts *wissen&museum: Archiv – Exponat – Evidenz*, das mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Kennzeichen 01UB0909 gefördert wurde. Er ist zuerst online erschienen in: Museen für Geschichte (Hg.): Online-Publikation der Konferenz „Geschichtsbilder im Museum“ im Deutschen Historischen Museum Berlin 2011. URL: http://www.museenfuergeschichte.de/downloads/news/Thomas_Thiemeyer-Die_Sprache_der_Dinge.pdf. Für Anregungen danke ich Kira Eghbal-Azar, Felicitas Hartmann, Anke te Heesen, Gottfried Korff und Yvonne Schweizer.

[1] Vgl. dazu ausführlich Dieter Mersch: Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis. München 2002.

[2] Vgl. u. a. Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: Ders.: Gesammelte Schriften I.2. Frankfurt 1974, S. 471-508; Gottfried Korff, Museumsdinge. Deponieren – exponieren, hg. v. Martina Eberspächer/Gudrun Marlene König/Bernhard Tschofen. Köln/Weimar/Wien 2. Auflage 2007; Günter Figal, Erscheinungsdinge. Ästhetik als Phänomenologie. Tübingen 2010; Jens Soentgen, Das Ding in der Philosophie der Neuzeit, in: Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken 2002/2003, Baiersbronn 2002, S. 357-376.

These hinaus, dass die vielfältigen Veränderungen, die Museen durch den Einsatz multimedialer Mittel und wachsende Erlebnisorientierung erfahren, das originale Objekt als Mittelpunkt des kulturhistorischen Museums in-frage stellen und es heute nicht mehr selbstverständlich ist, die Ausstellung vom Objekt her zu denken.

## 1. Die Sprache der Dinge

Es gab eine Zeit, in der die Dinge sprachen. Lange, bis ins 17. Jahrhundert, waren die Menschen überzeugt, dass Gott die Zeichen, also die Bedeutungen, in die Dinge eingeschrieben habe, damit die Menschen durch sie die Welt erkennen. Die Dinge hatten also die Fähigkeit, selbst zu sprechen. Die Frage war nur, ob der Mensch sie verstand. Im 17. Jahrhundert kamen dann Zweifel auf, ob die Dinge wirklich von sich aus sprechen oder vielmehr dem Betrachter nur antworten können. Als einer der Ersten hat René Descartes erkannt, dass es die menschliche Wahrnehmung ist, die die Zeichen der Dinge erst erzeugt. „Das Zeichen wartet nicht schweigsam das Kommen desjenigen ab, der es erkennen kann: es bildet sich stets nur durch den Akt der Erkenntnis.“[3] Die Bedeutung der Dinge *offenbart* sich nicht länger, sie wird vom Rezipienten erst *erzeugt*. Der Glaube an eine göttliche Sprache in allen Dingen wurde zugunsten einer rationalen Erkenntnistheorie verabschiedet, die in der radikalen Ausprägung des mathematischen Naturbegriffs, den Descartes erfand, alles Sinnliche am Ding für trügerisch hielt und statt der Sinne allein den Geist als für die Erkenntnis zuständig erklärte. Die *res cogitans* (also die Ideen) benutzten die *res extensa* (die Dinge) nur noch.[4] Erst einige Jahrhunderte nach Descartes erkannten die Philoso-phen – allen voran die Phänomenologen –, dass die Sprache der Dinge eben nicht restlos ein intellektuelles Konstrukt ist, sondern dass die Dinge durchaus einen sinnlichen Überschuss besitzen, der sich nur *wahrnehmen*, nicht aber *intellektuell herleiten* lässt.[5]

[3] Michel Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt 1974, S. 93.
[4] So schon die Kritik von Friedrich Jacobi (1743–1819) an Kants Dingtheorie 1799; vgl. Soentgen, Das Ding in der Philosophie der Neuzeit, S.366. Diese Fixierung auf den Logos geht auf Platon zurück. Vgl. dazu Platon, Der Staat. Stuttgart 1973, S. 325–357 (Zehntes Buch).
[5] Soentgen, Das Ding in der Philosophie der Neuzeit, S. 357-371. Zu den frühen volkskundlichen Theorien zum Ding vgl. Gudrun König, Dinge. Stacheldraht: Die Analyse materieller Kultur und das Prinzip der

Nach dieser kurzen Vorbemerkung verlassen wir die Vergangenheit und kommen in die Gegenwart. Zweck des kurzen Rückblicks war es, zwei Wendepunkte zu benennen, die unser Verständnis von den Dingen bis heute prägen und insbesondere für das Museum relevant sind: die Erkenntnis, dass die Botschaft der Dinge wesentlich vom Rezipienten erzeugt wird und dass die Dinge dennoch eine ganz eigene Ausstrahlung besitzen, die unnachahmlich und deshalb für die menschliche Erkenntnis fundamental ist.

Diese beiden Annahmen sind grundlegend für unsere Idee des kulturhistorischen Museums als einem Ort, an dem Wissen durch die Ordnung der Dinge in einem räumlichen Arrangement entsteht und verstehbar wird. Dieser Erkenntnisort zeichnet sich dadurch aus, dass er den Status der Dinge verändert, weil er sie in neue Kontexte einbettet. Aus *Archivalien* werden *Quellen* und *Anschauungsobjekte*.[6] Die Ausstellung macht Objekte einzigartig, die einst nur eine Sache unter vielen waren, enthebt die Dinge ihrer Gebrauchsfunktion, um sie als Gegenstände der Reflexion zu nutzen, und überführt die Objekte vom privaten, kommunikativen ins öffentliche, kulturelle Gedächtnis.[7]

Im Zusammenhang mit dem Museum hat es eine Reihe von Theorien zur Wirkung der Dinge gegeben.[8] Eine in Deutschland lange Zeit einflussreiche Theorie zum Museum und seinen Dingen hat der Philosoph Hermann Lübbe 1981 formuliert. Sein *Kompensationsmodell* sieht im Museum „eine Rettungsanstalt kultureller Reste aus Zerstörungsprozessen“. Der Museumsboom ist für Lübbe eine Folge der erhöhten kulturellen Zerstörungsrate der Gegenwart. Je mehr Vertrautes aus dem direkten

Dingbedeutsamkeit (2004), in: Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (Hg.), Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 117–138.

[6] In der Archivalie ist Vergangenheit präsent, aber stumm. Erst wenn sie durch Befragung zu Quellen werden, beginnen Archivalien zu sprechen. Ihre materielle Substanz bleibt davon aber unberührt. „Durch keinen Gebrauch kann sie [die Quelle, TT] [...] verunreinigt werden. Obwohl also Archiv und Quelle in ihrem materiellen Substrat dasselbe sind, ändert sich wissenschaftstheoretisch ihr Status, je nachdem ob es mit allen Künsten der Erhaltung im Regal oder im Kasten oder im Panzerschrank gelagert wird - oder ob es herausgeholt, auf den Tisch gelegt, in die Hand genommen, untersucht und befragt wird.“ Zit. nach Reinhart Koselleck, Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Carsten Dutt, Berlin 2010, S. 74.

[7] Hilde Hein, The museum in transition. A philosophical perspective, London/NY 2000, S. 55; Korff, Museumsdinge, S. 146–154; Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München 1992, S. 51ff.

[8] Vgl. dazu Gottfried Korff, Vom Verlangen, Bedeutung zu sehen, in: Borsdorf u. a. (Hg.): Die Aneignung der Vergangenheit. Musealisierung und Geschichte. Bielefeld 2004, S. 81–104, S. 90 ff. Korff legt hier vier Interpretationsansätze frei, die Dinge als Kompensatoren, Mediatoren, Semiophoren oder Generatoren betrachten. Vgl. auch Anke te Heesen/Petra Lutz (Hg.), Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort. Köln/Weimar/Wien 2005.

Lebensumfeld verschwinde, desto stärker erodiere das eigene Selbstbild. Diesen Erosionsprozess, den er „Vertrautheitsschwund“ nennt, könne historisches Bewusstsein in Teilen kompensieren, indem es Vertrautes aufbewahrt und damit stabile Orientierung biete.[9] Die Kritik an dieser Theorie ließ nicht lange auf sich warten.[10] Das Anliegen vieler Museen, so lautet der wichtigste Einwand, sei seit jeher zukunftsgerichtet und nicht rückwärtsgewandt gewesen, mehr politisch denn psychologisch.[11] So versuchte beispielsweise das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg nach der gescheiterten Revolution von 1848 die Bildung eines deutschen Nationalstaats vorzubereiten, indem es eine Sammlung zusammentrug, die das Gemeinsame der deutschen Kulturnation betonte.

Einflussreicher als Lübbes Kompensationstheorie ist in der aktuellen Diskussion um das Museumsding Krzysztof Pomians Semiophorentheorie. *Semiophor* bedeutet Zeichenträger. Das sind Objekte ohne Gebrauchswert (Nützlichkeit), die allein symbolisch von Bedeutung sind. Semiophoren verbinden die sichtbare Welt der Gegenwart mit der unsichtbaren Welt der Vergangenheit und ermöglichen die Kommunikation zwischen beiden Welten. Sie sind räumlich nah und zeitlich fern und haben eine semiotische und materielle Kommunikationsebene, also Bedeutung und Anmutungsqualität.[12]

Diese Dualität des Dings zwischen Sinnstifter und „Reizobjekt“ (Gottfried Korff) ist nicht unproblematisch und führt mich zu einer ersten Konfliktlinie.

[9] Hermann Lübbe, Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. The 1981 Bithell Memorial Lecture. Leeds 1982, Zitate S. 14 und S. 18.
[10] Vgl. u.a. Theo Grütter, Die Präsentation der Vergangenheit. Zur Darstellung von Geschichte in historischen Museen und Ausstellungen, in: Klaus Füßmann u. a. (Hg.): Historische Faszination. Geschichtskultur heute. Weimar/Köln/Wien 1994, S. 173–187, S. 175f.
[11] Vgl. Olaf Hartung, Kleine deutsche Museumsgeschichte. Von der Aufklärung bis zum frühen 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 2010, S. 3ff.
[12] Krzysztof Pomian, Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin 1998, insb. S. 38–54, S. 84. Der Begriff des Semiophors ist griffig und viel gebraucht, verengt die Dinge aber semantisch auf ihre Zeichenfunktion („Zeichenträger“) und unterschlägt ihre materielle, räumliche Wirkung, obwohl Pomian diese explizit mit im Blick hat.

## 2. Der Status der Dinge

### Dokument und Reizobjekt:

Museumsdinge haben eine rationale und eine emotionale Seite: Sie speichern Wissen und berühren die Sinne. Die Dinge sind also nicht allein Dokumente, Informationsträger, sondern besitzen eine spezifische Anmutungsqualität. Stephen Greenblatt hat diese doppelte Potenz der Museumdinge „resonance and wonder" genannt. „Wonder" bezeichnet das Staunen des Rezpienten und bezieht sich auf die emotionale Wirkung eines Objekts. „Resonance" kennzeichnet das Objekt als Repräsentanten einer fernen Kultur oder Zeit, als Spur in die Fremde oder Vergangenheit, in die es den Besucher hineinzieht und ihm so neue Erkenntnisse ermöglicht.[13]

Museumsdinge sind also mehr als bloß materielle Belege eines vergangenen Zustands. In einer Ausstellung *repräsentieren* sie nicht nur Vergangenheit, sondern *produzieren* ein bestimmtes Verhältnis der Besucher zur Vergangenheit. Sie wirken performativ, *machen* etwas durch ihre bloße Anwesenheit. Der Philosoph Gernot Böhme spricht in diesem Zusammenhang von „Ekstasen der Dinge" und bezeichnet damit ihre raumgreifende Wirkung. Dinge, so Böhme, erzeugten durch ihre wahrnehmbaren materiellen Eigenschaften Atmosphären, wirkten in den Raum und seien nicht auf sich selbst beschränkt. Atmosphären definiert er als „etwas räumlich Ergossenes", „räumliche Träger von Stimmungen".[14] Folgerichtig erzeugen Dinge für Böhme Erlebnisse, statt nur Informationen zu transportieren. Dieser Ansatz wendet sich gegen ein semiotisches Verständnis von Kultur, das die Wirkung der Dinge auf die Kategorien „Sinn" und „Bedeutung" beschränkt.[15] Hier scheint nicht nur die alte Dichotomie zwischen *res cogitans* und *res extensa* - zwischen Ideen und

[13] Stephen Greenblatt, Resonance and wonder, in: Bettina Carbonell (Hg.), Museum studies. An anthology of contexts. Oxford 2004, S. 541–555.
[14] Gernot Böhme, Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt 1995, S. 27–32, Zitate S. 27, 29.
[15] Dies in Abgrenzung von der „verstehenden Soziologie" (Peter Berger und Thomas Luck-mann), die alle soziale Wirklichkeit als gesellschaftliche Konstruktion ansieht, ergo als bedeutungsgeladen bei jeder Handlung. Dies auch gegen Clifford Geertz Methode der dichten Beschreibung, die den Menschen als Wesen versteht, das in „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist". Vgl. auch Carsten Lenk, Kultur als Text. Überlegungen zu einer Interpretationsfigur, in: Renate Glaser/Matthias Luserke (Hg.), Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven. Opladen 1996, S. 116–128, S. 117f.

Objekten - durch, die seit Descartes besteht, die Konfliktlinie zwischen dem Ding als Dokument und Reizobjekt hält sich vielmehr bis heute.[16]

Um den Kern dieser Auseinandersetzung zu verstehen, scheint mir eine Anleihe bei dem Kunsthistoriker Dagobert Frey nützlich, der in den 70er Jahren einen Konflikt zwischen wissenschaftlicher Formalisierung und Autonomie der Kunst konstatiert hat. Verwissenschaftlichung, so Frey, bedeute die Übersetzung von Formen (also sinnlich wahrnehmbaren Attributen) in Gesetze (ins Begrifflich-Logische). Bei dieser Transformation nehmen die Wissenschaften den Verlust an Sinnlichkeit zugunsten der Exaktheit ihrer Aussagen in Kauf. Für die Kunst hingegen gelte, dass sie das Sinnliche immer mitdenken muss und sich nicht in ein System pressen lässt, weil jedes Kunstwerk „sein eigenes Ordnungssystem in sich" trage, autonom sei.[17]

Das kulturhistorische Museum als Ort wissenschaftlicher Erkenntnis mit ästhetischen Mitteln kombiniert beide Seiten – die sinnliche und die wissenschaftliche – zu einer einzigartigen Erfahrungswelt, kann aber umgekehrt keiner Seite vollständig gerecht werden. Auf der einen Seite verändert es den Prozess der Verwissenschaftlichung, weil es als sinnliches Medium wissenschaftliche Aussagen nicht (primär) in der diskursiven Logik der *Begründung* weitergibt, sondern im visuellen Modus der *Evidenz*, der sichtbaren Einsicht.[18] Es lässt immer einen mehr oder weniger großen Interpretationsspielraum, weil es auf ästhetischer Wirkung seiner Objekte aufbaut und so die Kontrolle über seinen Gegenstand mit dem Betrachter teilt. Das mehrdeutige Bild ersetzt den vermeintlich eindeutigen Text.[19] Auf der anderen Seite lässt kaum eine kulturhistorische Ausstellung die Dinge autonom wirken, weil sie sie mit anderen Dingen in Beziehung setzt oder als Beleg für eine Geschichte nutzt.

[16] In den 70er und 80er Jahren wurde sie erregt im Zuge der Neueröffnung des Historischen Museums Frankfurt (1972), des Römisch-Germanischen Museums Köln (1974) und der Gründungsideen für das Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn (1994) sowie für das Deutschen Historische Museum in Berlin (Eröffnung der Dauerausstellung 2006) geführt, und Historiker, Pädagogen, Kunst- und Kulturwissenschaftler diskutierten in der Folge intensiv über den Lehr-, Bildungs- und Bebilderungsauftrag des Museums. Vgl. dazu Ellen Spickernagel/Brigitte Walbe (Hg.), Das Museum. Lernort contra Musen-tempel, Gießen 1976; Gottfried Korff, Bildwelt Ausstellung. Die Darstellung von Geschichte im Museum, in: Ulrich Borsdorf u. a. (Hg.), Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt/NY 1999, S. 319–335.
[17] Dagobert Frey, Bausteine zu einer Philosophie der Kunst, hg. v. Gerhard Frey. Darmstadt 1976, S. 236–238, Zitat S. 238.
[18] Dazu ausführlich Dieter Mersch, Das Bild als Argument. Visualisierungsstrategien in der Naturwissenschaft. URL: http://www.dieter-mersch.de/download/mersch.bild.als.argument. pdf.
[19] Zur Kritik an der vermeintlichen Eindeutigkeit des Textes vgl. v.a. Jacques Derrida, Grammatologie. Frankfurt 1983.

**Kunst und Kontext:**

Damit sind wir bei einer zweiten Konfliktlinie, die sich in der Kurzformel „Kunst oder Kontext“ ausdrückt. Diese Alternative, die vor allem ethnologische Museen umtreibt, markiert unterschiedliche Erkenntnisinteressen und einen je anders gelagerten Status der Objekte. Wer historische, wissenschaftliche oder gesellschaftliche *Kontexte* darstellen will, benötigt Dinge als Verweise, das heißt als Stellvertreter für etwas Abwesendes. Diese kann er zu neuen Raumbildern kombinieren, um einen Zusammenhang sichtbar bzw. sinnlich wahrnehmbar zu machen.[20]

Wer Objekte hingegen als Kunstwerke begreift, hat mit der freizügigen Re-kontextualisierung der Dinge ein Problem – zumindest dann, wenn diese nur als Versatzstücke für neue Bilder (für Raumbilder) und zur Illustration von Informationen genutzt werden: „Disziplinierung der Objekte durch ihre Musealisierung“, nennt das der Kunsthistoriker Michael Fehr und fürchtet die „Reduktion ihres jeweiligen Charakters auf einen bestimmten Reizwert“.[21]

Diese Kritik ist aus der Annahme formuliert, dass Kunstwerke einen sinnlichen Überschuss besitzen. Dieser sinnliche Überschuss ist nicht kontrollierbar – genau darin besteht sein Sinn als Fantasie- und Gefühlsanreger. „Läßt man sich auf Kunstwerke ein“, schreibt der Philosoph Günter Figal, „wird man nicht informiert, sondern auf ursprüngliche Weise angerührt und in den Zustand einer elementaren Offenheit versetzt: Die Kunst läßt erstaunen [...] Mit jedem Werk erfährt man etwas, das man so vorher nicht kannte und das so, wie es mit diesem Werk erfahrbar wird, nicht antizipierbar war; ein Kunstwerk ist unerwartbar, und zwar nicht nur bei der ersten Erfahrung, sondern immer wieder aufs neue.“[22]

[20] Lambert Wiesing, Zeigen, Verweisen und Präsentieren, in: Karen van den Berg / Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.), Politik des Zeigens. München 2010, S. 17–28.
[21] Michael Fehr, Das Museum als Ort der Beobachtung zweiter Ordnung, in: Rosmarie Beier (Hg.), Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt/NY 2000, S. 149–166, Zitate S. 151.
[22] Figal, Erscheinungsdinge, S. 10. Der Kunstgenuss *muss* dabei freilich dem Erkenntnis-gewinn nicht entgegenstehen, sondern kann diesen ermöglichen. Er *kann* aber mit ihm konkurrieren, wenn das eine zulasten des anderen unterdrückt oder exponiert wird.

Durch Inszenierungen aber, die das einzelne Werk mit anderen zu einem vorab definierten Erkenntniszweck zusammenspannen, würde diese „wilde Semiose“[23], wie Aleida Assmann das genannt hat, gezähmt und damit ihrer wichtigsten Funktion beraubt. Dann ist nicht mehr das einzelne Exponat das Werk, das ein in sich geschlossenes Rezeptionsangebot enthält und seine einzigartige Wirkung entfaltet, sondern die Ausstellung als neues Gesamtbild. Man könnte noch weitergehen und sagen, dass Kunstwerke einen didaktischen Schutzraum benötigen, damit nichts von ihrer Erscheinung ablenkt und sie nicht von vornherein auf inhaltliche Informationen festgelegt werden.

Der wesentliche Unterschied liegt hier im Status der Objekte: Werke der bildenden Kunst, die für die Betrachtung gemacht wurden, und andere Objekte. Ob sich die Kunstwerk-Theorie deshalb auf lebensweltliche Dinge übertragen lässt, wie es im Rekurs auf Walter Benjamin und seinen Begriff der Aura geschehen ist, darüber wird bis heute gestritten. Es geht, schlicht gesagt, um die Frage, ob Dinge, die nicht wie Gemälde oder Skulpturen für die Rezeption gemacht wurden, als Reizobjekte im Museum aus sich heraus funktionieren, oder ob ihr einziger Daseinszweck in ihrer historischen Zeugenschaft, also in ihrer Funktion als Verweis oder Beleg, besteht. Das heißt, ob diese Dinge für sich alleine etwas ausstrahlen können, oder ob sie überhaupt erst durch museale Inszenierung und Kontextualisierung bedeutsam und attraktiv werden?[24]

**Ding und Raum:**

Die zweite Frage nach der Wirkung des Objekts im Raum und danach, *wo* diese Wirkung entsteht, markiert eine dritte Konfliktlinie. Die deutsche Sachkultur-Forschung und die angloamerikanische Forschung zur materiellen Kultur, die *Material Culture Studies*, haben darauf lange Zeit unterschiedliche Antworten gegeben. Die Sachkulturforschung ging traditionell von den Objekten, „ihrer Materialität, Funktion

[23] Aleida Assmann, Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose, in: Hans Ulrich Gumbrecht/Ludwig Pfeiffer, Materialität der Kommunikation. Frankfurt 1988, S. 237–251.
[24] Dies zumal, da die Wahrnehmung der Dinge entscheidend von der Kenntnis kultureller Codes abhängt, die etwa ein Material als wertvoll, unkonventionell oder neu einstufen.

und Temporalität, d. h. ihrer physikalischen Präsenz in Raum und Zeit“ aus und vernachlässigte darüber lange Zeit die Beziehung zu Mensch und Umwelt, bevor sie unter dem Stichwort „Umgang mit Sachen“ diese Relation seit den 70er Jahren stärker berücksichtigte.[25] Die *Material Culture Studies* hingegen, die der britischen und amerikanischen Anthropologie verhaftet sind, analysierten Artefakte seit jeher als Teil einer Kultur, schauen primär auf die Wechselwirkung zwischen Objekt und Kontext. Die Aura des Exponats resultiert in dieser Wahrnehmung nicht aus einer Qualität des Objekts, die im Ding selbst zu finden ist (selbstreferenziell), sondern sie ist ein performativer Akt, für den primär die Umgebung, man könnte sagen, die Inszenierung des Objekts, verantwortlich ist. Nicht das Objekt, sondern die Rezeptionssituation ist auratisch.[26] Der museale Raum und seine Atmosphäre machen die Dinge erst besonders, und nicht umgekehrt die Dinge den musealen Raum. Exemplarisch für eine solche Einschätzung ist die Definition von Szenographie, die Heiner Wilharm und Ralf Bohn formuliert haben (allerdings allgemein und nicht speziell für das Museum): „Die Artikulation als ‚Szenografie‘ signalisiert dabei den Wunsch nach einer integrativen, von der Bindung an überkommene Gattungsgrenzen relativ freien Design- und Gestaltungshandlung rund um die Produktion von Ereignissen und Erlebnissen im öffentlichen Raum. Welche Veränderungen und Erweiterungen finden statt, wenn man sich dem Raum nicht mehr auf der Ebene von Dingen und Objekten nähert, sondern auf der Ebene von Ereignissen?“[27]

[25] Vgl. dazu Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.), Umgang mit Sachen. Zur Kultur-geschichte des Dinggebrauchs. Regensburg 1983.
[26] Andrea Hauser, Sachkultur oder materielle Kultur? Resümee und Ausblick, in: Gudrun König (Hg.), Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen 2005, S. 139–150, S. 148; Korff, Museumsdinge, S. XVIIf. Vgl. exemplarisch für die amerikanische Position Hilde Hein, „Existentially and as subsistent mental entities, objects inhabit systematic frameworks that relate them both to subjects that construct meanings and to other objects that are part of meaning systems.” Nicht die Objekte per se seien authentisch, sondern das historische Konzept, für das sie stehen. Das gelte insbesondere für Massenprodukte, die nie einzigartig waren und deshalb v. a. als Repräsentanten einer fernen Wirklichkeit interessant seien. „Their truth is embodied in the general rather than in idiopathic instances.” Zit. nach Hein: The museum in transition, S. 55–62.
[27] Zit. nach Heiner Wilharm/Ralf Bohn, Einführung, in: Dies. (Hg.): Inszenierung und Ereignis. Beiträge zur Theorie und Praxis der Szenografie. Bielefeld 2009, S. 9–43, S. 9. Vgl. zum Begriff der Szenografie Thomas Thiemeyer: Inszenierung und Szenografie. Auf den Spuren eines Grundbegriffs des Museums und seines Herausforderers, in: Zeitschrift für Volkskunde 2 (2012), S. 199-214.

### 3. Die Relevanz der Dinge

Es stellt sich die Frage, ob das Museum so gesehen seine Dinge noch braucht? Einerseits ja, denn der Raum und die Dinge sind die Alleinstellungsmerkmale des Mu-seums. Ohne Dinge verliert es seinen Status als Ort der materiellen Begegnung mit dem Fremden und zeitlich Fernen und beraubt sich seiner ureigenen Attraktion. Für das Museum als Institution, die sich über das Sammeln, Bewahren, Erforschen und Ausstellen seiner Objekte definiert, bleiben die Originale die *raison d'être*.

In dem Maße freilich, wie das Erlebnis in Ausstellungen die Evokation von Wissen und von Präsenzeffekten mithilfe materieller Relikte zurückdrängt, wird das Objekt entbehrlich. Versteht sich das Museum zunehmend als „manufacturer of experience", als Erlebnisfabrik, die durch suggestive Arrangements historische Ereignisse als *Erlebnis* oder *Erfahrung* vermitteln will,[28] dann *kann* es auf die „Erinnerungsveranlassungsleistung"[29] der Dinge vertrauen, ihre Fähigkeit also, Erinnerungen an längst vergangene Ereignisse und damit verbundene Gefühle auszulösen. Allerdings, und das ist das Entscheidende, ist das Objekt für ein Museum, das dem Besucher vor allem ein Erlebnis bzw. eine besondere Erfahrung bieten will, entbehrlich. Die Perspektive ändert sich vom Objekt zum Subjekt, von den echten Dingen zu den authentischen subjektiven Erlebnissen.[30] Nicht die Originalität, also die Einzigartigkeit und ursprüngliche materielle Substanz des Objekts ist dann entscheidend, sondern seine Fähigkeit, als „authentisch" wahrgenommene Erlebnisse zu erzeugen – mit oder ohne Exponate. Entsprechend ist es nicht mehr erste Aufgabe, möglichst viele materielle Überreste der Geschichte vor dem Betrachter auszubreiten, wenn diese keinen Wert an sich darstellen. War es einst einziger *Zweck* des Museums, Objekte zu sammeln und auszustellen, so ist das Exponat heute bestenfalls eines von mehreren *Mitteln*, mit denen ein Museum sein Publikum erreichen kann.[31] Mehr noch: Ausstellungen, die sich weitgehend von den Depotbeständen der Museen freispielen, vereinzeln ihre Objekte, statt diese in der

[28] Hein, The museum in transition, S. 63-66., Zitat S. 65.
[29] Korff, Museumsdinge, S. 143.
[30] Hein, The museum in transition, S. 79.
[31] Stephen Weil, Collecting then, collecting today. What's the difference?, in: Gail Anderson (Hg.), Reinventing the Museum. Historical and Contemporary Perspectives on the Paradigm Shift. Oxford/NY u. a. 2004, S. 284–291.

historisch begründeten Systematik der Sammlungen auszustellen. Mit dieser Verschiebung weg vom Sammlungszusammenhang hin zum Einzelstück (zum *Highlight*) wird das einzelne Exemplar illustrativ und erklärungsbedürftig, weil es sich nicht mehr aus dem Sammlungskontext erklärt, sondern inszenatorisch eingebettet werden muss, um verständlich zu bleiben.[32]

Steht es um die Dinge also wirklich so schlimm? Bei aller Skepsis glaube ich das nicht. Denn das emotionale und epistemische Potenzial der originalen Dinge ist vielfach verbürgt. Das Museum als Ort der Begegnung mit dem materiellen kulturellen Erbe tut gut daran, sich auf die Sammlung als seinen Kern zu besinnen. In dem Maße, in dem das Primat der Dinge infrage steht, ist eine neue Hinwendung zahlreicher Museen zu den Objekten und Sammlungen bemerkbar, wie sie Schaudepots oder jene Ausstellungen kennzeichnet, die ganz bewusst das Entdecken am Objekt einfordern.[33] Diese Haltung ist heute allerdings nicht mehr selbstverständlich und benötigt mehr denn je gute Argumente, die die Wirkung der Originale plausibel machen. Die Krux liegt nur darin, dass wir diese Wirkung, das Ungezähmte und Unkontrollier-bare, die „Aura" des Originals, wenn man so will, nicht auf den Begriff bringen können, weil wir uns „am Rande des Sagbaren auf[halten], in einem Gebiet, das nurmehr Andeutungen, Metaphern und Katachresen zulässt [...]".[34] Argumentativ lässt sich über die Ausstrahlung der Objekte, der Originale zumal, kaum streiten. Aber darin liegt zugleich die große Chance des Museums: Von der Wirkung seiner Dinge kann man schlecht berichten, man muss sie selbst erleben – und sich deshalb an jenen Ort begeben, an dem die Dinge noch sprechen dürfen.

[32] Vgl. dazu Michael Fehr, Wissenschaftliche und künstlerische Taxonomien. Überlegungen zum Verhältnis von Schausammlung und Schaudepot, in: Tobias Natter/Michael Fehr/
Bettina Habsburg-Lothringen (Hrsg.), Das Schaudepot. Zwischen offenem Magazin und Inszenierung, Bielefeld 2010, S. 13-30, S. 20-22.
[33] Vgl. Anke te Heesen/Petra Lutz: Einleitung, in: Dies. (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort. Köln/Weimar/Wien 2005, S. 11-24, 14f.
[34] Mersch, Was sich zeigt, S. 9.

Zitierhinweis:

Der folgende Beitrag ist erschienen unter dem Titel: Die Sprache der Dinge. Museumsobjekte zwischen Zeichen und Erscheinung. In: Museen für Geschichte (Hg.): Online-Publikation der Beiträge des Symposiums *Geschichtsbilder im Museum* im Deutschen Historischen Museum Berlin, Februar 2011. URL: http://www.museenfuergeschichte.de/downloads/news/Thomas_Thiemeyer-Die_Sprache_der_Dinge.pdf.

**Zum Autor**

Thomas Thiemeyer studierte von 1997 bis 2003 Neuere/Neueste Geschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte und Politikwissenschaften an der Otto-Friedrich-Universität in Bamberg. Von 2003 bis 2006 war er in die Konzeption des neuen Mercedes-Benz-Museums in Stuttgart involviert. Zwischen 2002 und 2008 schrieb er als freier Autor für das Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. 2006 begann er mit seiner Promotion am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, die er 2009 erfolgreich abschloss. Seit 2009 ist er Koordinator des BMBF-Projekts wissen&museum, seit 2011 Juniorprofessor am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Februar 2014

Jiří Hönes

# Was deuten die steinernen Kreuze dort?

## Die drei Kreuze bei Stammheim – und eine kleine Sagenkunde

### Die drei Kreuze bei Stammheim:

*Ein Landmann pflügte sein Ackerland,*
*Ein altes rost'ges Schwert er fand,*
*Das verlor vor viel hundert Jahren schon*
*Ein Krieger, der blutigsten Schlachten entfloh'n.*
*Er tat es auch nach Haus mitbringen —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*Und er trägt zu der Schmiede hin das Schwert:*
*„Ein' Pflugschar schmiedet mir, Meister wert!"*
*Der Meister warnend zurecht ihn weist:*
*Im Schwert da wohnt ein besonderer Geist,*
*Läßt schwer sich zur Arbeit dingen —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*Doch der andre beharrt auf seinem Sinn*
*Und verheißt dem Meister guten Gewinn.*
*Der schmelzt es ein und schmiedet's gut,*
*Wie glüht's, wie zischt's in des Ofens Glut,*
*Wie sprüht's vor des Hammers Schwingen —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*Und wie der Ackermann sein Feld*
*Mit der Pflugschar zum erstenmal bestellt,*
*Dringt's ächzend in den Boden ein,*
*Mag wohl nicht gerne Pflugschar sein.*
*Ja, schwer will die Arbeit gelingen. —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*Wo nur ein Stein sonst, da bricht ein Stoß*
*Wie von einem Felsblock die Pflugschar los.*
*Der Landmann, eilig zur Flucht gewandt,*
*Die Pflugschar läßt an der Straße Rand;*
*Das geschieht nicht mit rechten Dingen —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*Im Dorf war Hochzeit. Von lustigem Schmaus*
*Spät abends gingen die Burschen nach Haus,*
*Sie gingen erhitzt von Tanz und Wein.*
*Was blinkt dort, es mag Eisen sein:*
*Mein ist's, wer will mir's entringen? —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*„Was geht dich die Pflugschar an, Gesell'?"*
*„Gib her!" so ruft's und entreißt's ihm schnell.*
*Und sie schlagen sich, reißen sich's aus der Hand.*
*Das Schwert hat zum alten Gewerb sich gewandt.*
*Wie kreist's in mächtigen Schwingen.*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*In Strömen das Blut floß auf den Grund,*
*Und es sanken die drei zum Tode wund.*
*Drum hat man die Kreuze gebaut aus Stein,*
*Die Pflugschar soll drunter begraben sein,*
*Zu meiden des Bösen Schlingen —*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

*Drum wehrt euch, wehrt euch, die ihr begehrt,*
*Zum Pfluge zu wandeln das Ritterschwert.*
*Noch blüht so manches edle Haus*
*Und die Rittertugend, sie starb nicht aus,*
*Ihr werdet sie nimmer bezwingen.*
*Hütet euch vor alten Klingen!*

Diese in holprigen Knittelversen verfasste Ballade erschien 1925 in der Dezemberausgabe der Blätter des Württembergischen Schwarzwaldvereins. Sie war von dem Stammheimer Hauptlehrer Gottlob Eberle eingesandt worden. Er vermerkte dazu, er habe sie als Handschrift in der Sammlung seines verstorbenen Großvaters, des Schulmeisters E. Buck in Emberg,

*Eduard von Seckendorff*
*© Staatsarchiv Ludwigsburg*

gefunden und sie stelle „inhaltlich allem Anscheine nach die in Versform gebrachte Fassung einer örtlichen Überlieferung dar.“[1] Die besagten drei Kreuze standen seinerzeit außerhalb des Ortes an der Landstraße, wo der Feldweg nach Calw von derselben abzweigt.[2] Eines davon blieb erhalten und befindet sich heute mit zwei weiteren Steinkreuzen auf dem Rasenplatz bei der Stammheimer Kirche.

Eberle konnte nicht wissen, dass sein Großvater den Text aller Wahrscheinlichkeit nach aus der 1876 erschienenen sechsten Ausgabe von Georg Jägers *Schwäbischer Lieder-Chronik* abgeschrieben hatte, da dieser offenbar weder Autor noch Quelle notiert hatte. Die *Lieder-Chronik* war ein zwischen 1875 und 1885 in loser Folge erschienenes Heftlein mit Gedichten württembergischer Autoren wie Eduard Paulus, Carl und Richard Weitbrecht und zahlreichen weiteren, deren Namen heute kaum mehr bekannt sind. Einer von ihnen war Eduard von Seckendorff, der Verfasser der Stammheimer Steinkreuz-Ballade.

*Die drei Kreuze von Stammheim - © Jiří Hönes*

[1] Aus dem Schwarzwald. Blätter des Württembergischen Schwarzwaldvereins. 12/1925. S. 192.
[2] Vgl. Wilhelm Mönch: Heimatkunde vom Oberamt Calw. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Calw 1925. S. 82f.

Sein voller Name lautete Eduard Christoph Ludwig Karl Freiherr von Seckendorff-Gutend, er wurde am 3. Mai 1813 als Sohn eines Oberregierungsrats in Stuttgart geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Ellwangen studierte er in Tübingen Rechtswissenschaften, Philosophie und Philologie und begann bereits zu Studienzeiten mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit. 1834 erschien sein Trauerspiel *Der Irre*, welches er noch unter dem Pseudonym Odoardo veröffentlichte. 1838 legte er die zweite Staatsprüfung ab und wurde zur Ausübung des Richteramts befähigt. Bald darauf hatte er bis zum Ende des Jahres eine Stelle beim Oberamtsgericht in Calw inne, im Jahr darauf eine solche in Ulm. Doch schon 1840 verließ er den Staatsdienst, um sich ausschließlich der Literatur zu widmen.

**Örtliche Überlieferung oder dichterische Phantasie?**

Die Ballade von den drei Kreuzen scheint bereits in seiner Calwer Zeit entstanden zu sein, unter einer von vier handschriftlichen Versionen in seinem Nachlass findet sich die Notiz „in Calw gedichtet“.[3] Gedruckt wurde sie zu seinen Lebenszeiten wohl nicht, in einer Sammlung seiner im Druck erschienener Gedichte findet sich kein Hinweis darauf.[4] Was an dem Text tatsächlich „örtliche Überlieferung“ ist, wie Eberle später vermuten sollte, ist fraglich. Von Seckendorff hat beispielsweise ein Gedicht namens *Liebenzell* hinterlassen, in dem er sehr frei mit dem Erkinger-Stoff umgeht. Im Gegensatz zu manch anderem Dichter von Sagenballaden hielt er sich offenbar nicht sehr eng an die mündlichen Vorlagen. Der einzige Hinweis auf eine Sage über die Stammheimer Kreuze findet sich bei Bernhard Losch: „Am ehemaligen Standort der drei Kreuze mit Pflugschar sollen sich drei Burschen mit einer Pflugschar gegenseitig umgebracht haben.“[5] Als Quelle für diese Sage gibt er allerdings eben jenen Aufsatz von Eberle in den Blättern des Schwarzwaldvereins an und fügt hinzu: „mit Gedicht“.

Sagen von gegenseitigem Totschlag in Verbindung mit Steinkreuzen sind zwar weit verbreitet, doch fehlt hier der eindeutige Hinweis. Es ist also durchaus wahrscheinlich, dass

[3] Novellen, Gedichte und Trauerspiele Eduard von Seckendorffs. Staatsarchiv Ludwigsburg PL 20 VI Bü 273.
[4] Im Druck erschienene Gedichte des Eduard von Seckendorff. Staatsarchiv Ludwigsburg PL 20 VI Bü 270.
[5] Vgl. Bernhard Losch: Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg. Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg 4. Stuttgart 1981. S. 199.

die ganze Geschichte um den Fund des Schwertes, das Umschmieden und die Weigerung des Metalls, als Pflugschar benutzt zu werden, keine volkstümliche Überlieferung, sondern vielmehr dichterische Phantasie Eduard von Seckendorffs ist. In der erst nach seinem Tode herausgegebenen Sammlung seiner Gedichte taucht die Ballade ebenfalls auf, doch ist hier eine weitere Strophe vorangestellt:

> Was deuten die steinernen Kreuze dort?
> Wohl mögen sie künden blutigen Mord. —
> „Das ist eine alte schaurige Mähr',
> Ich will sie erzählen, auf euer Begehr:
> Mein Ehni sprach, wollt er sie singen:
> Hütet Euch vor alten Klingen!

Diese erweckt zwar den Anschein einer tatsächlichen Erzählsituation, lässt sich jedoch ebenfalls nicht als Garantie für die „Volkstümlichkeit" des Stoffes heranziehen. Die Version aus der Lyriksammlung weicht auch sonst in einigen Punkten von der in der *Lieder-Chronik* abgedruckten ab, so heißt es in der zweiten Strophe statt der „blut'gen Schlacht" etwa „Döffinger Schlacht". – In einer der vier erhaltenen Handschriften stand ursprünglich „blutigsten", was nachträglich gestrichen und durch „Döffinger" ersetzt wurde.

Im Hinblick auf die letzte Strophe der Ballade ist es nicht uninteressant, dass von Seckendorff einem alten fränkischen Rittergeschlecht entstammte, das sich bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen lässt: „Noch blüht so manches edle Haus / Und die Rittertugend, sie starb nicht aus" – Dies kann demnach auch als humoristische Anspielung auf die eigene Herkunft verstanden werden.

**„... in heiteren Kreisen beliebte Persönlichkeit"**

Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst schuf von Seckendorff übrigens noch einige Werke: Zusammen mit Adalbert Keller gab er 1841 eine Übertragung von Volksliedern aus der Bretagne heraus, 1863 erschien eine Reimchronik über Herzog Ulrich. Sein bekanntestes Werk blieb jedoch die Versdichtung *Der Civil-Process* von 1843, eine Parodie auf Schillers *Lied von der Glocke*, die anschaulich den damaligen Gerichtsalltag schildert und mehrmals

nachgedruckt wurde. Das Einkommen aus der Schriftstellerei reichte jedoch offensichtlich nicht für seinen Lebensunterhalt. 1847 nahm er eine Stelle beim Archiv des früheren Reichskammergerichts in Wetzlar an und kehrte 1854 in den württembergischen Staatsdienst zurück, nun allerdings als Archivar. Zunächst war er Sekretär im Staatsarchiv Stuttgart, ab 1868 schließlich Leiter des Filialarchivs in Ludwigsburg.[6]

Rudolf Krauß bezeichnete ihn in seiner 1899 erschienenen *Schwäbischen Litteraturgeschichte* als „eine witzige und den Witz herausfordernde, höchst originelle, darum weithin und namentlich in heiteren Kreisen beliebte Persönlichkeit".[7] Großer literarischer Erfolg war ihm jedoch nicht beschieden und heute kennt man kaum mehr seinen Namen. Krauß attestierte ihm zwar ein gewisses Talent: „In seinen Liedern und Balladen wandelt er nicht ohne Glück auf den romantischen Wegen Uhlands, Kerners und Schwabs", doch einschränkend fügte er hinzu: „[...] nur vermißt man zumeist die Weihe der künstlerischen Vollendung."[8]

Die Todesumstände Eduard von Seckendorffs schließlich sind nicht minder tragisch als die von ihm in der Ballade geschilderte Begebenheit. In der Ausgabe vom 22. Oktober 1875 war in der *Schwäbischen Kronik* zu lesen: „Ludwigsburg, den 20. Okt. Wieder haben wir einen Unglücksfall zu berichten, der sich gestern Abend auf dem hiesigen Bahnhof zutrug. Herr Archivvorstand v. Seckendorff versuchte aus dem von Stuttgart kommenden Zuge auszusteigen, ehe derselbe zu stehen kam. Er wurde vom Zuge erfaßt und unter die Räder des Waggons geworfen, unter welchem man den Verunglückten zerrissen fand."[9] – Reißerischer Journalismus war auch damals nicht unbekannt.

**Zur Sagenliteratur**

Sagen in Versform führen in heutigen Veröffentlichungen weithin ein Schattendasein, die Erwartungen des Lesepublikums zielen eindeutig auf Prosasagen. Sofern sich überhaupt lyrische Bearbeitungen in einem Sagenbuch finden lassen, handelt es sich um vereinzelt

[6] vgl. Franz Brümmer: Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten von Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Sechste völlig neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Leipzig 1913. Bd. 6, S. 389.
[7] Rudolf Krauß: Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Freiburg i. B. 1899. Bd. 2, S. 133.
[8] Ebd.
[9] Schwäbische Kronik, des Schwäbischen Merkurs zweite Abtheilung v. 22. Oktober 1875. S. 2129.

eingestreute Exemplare. Dass dies nicht immer so war, zeigt ein Blick in eine der zahlreichen regionalen Sagensammlungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Zuge der spätromantischen Mittelalterbegeisterung entfaltete sich seinerzeit unter Gelehrten ein reges Interesse an sagenhaften Überlieferungen. Das heute bekannteste Produkt dieser geistesgeschichtlichen Strömung sind wohl die „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm, welche in zwei Bänden 1816 und 1818 erschienen. Sie prägen bis heute die Vorstellung, die wir von der literarischen Gattung „Sage" oder „Volkssage" haben. Gleichzeitig begannen jedoch Dichter wie Ludwig Uhland, Gustav Schwab oder Aloys Schreiber damit, Sagen in Form von Balladen oder Romanzen, wie man damals gleichfalls sagte, darzubieten. Diese fanden sich zunächst in Zeitschriften wie dem „Morgenblatt für gebildete Stände" oder in Schwabs 1923 erschienenem Reiseführer „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb". Die Stoffe dieser frühen Sagenballaden waren meist historischer Art, die Grenzen zur historischen Ballade sind fließend, dämonologische Stoffe bleiben zunächst selten.

Das erste reine Sagenbuch Württembergs gab 1825 der Pfarrer und Dichter Rudolf Magenau, ein Jugendfreund Friedrich Hölderlins, heraus. Seine „Poetischen Volks-Sagen und Legenden größthenteils aus Schwaben" waren durchweg in Balladenform abgefasst. Die große Welle der Sagensammlungen sollte jedoch gegen Ende der 1830er-Jahre einsetzen. 1837 erschien die erste Auflage der „Rheinsagen" des Bonner Dichters und Philologen Karl Simrock, das Sagenballaden zahlreicher Autoren aus allen Gegenden des Rheins beinhaltete und später mehrmals erweitert und neu aufgelegt werden sollte. In Baden kam es im Vormärz zu einer regelrechten Konkurrenzsituation: 1845 legte der in Karlsruher geborene Dichter Eduard Brauer seine „Sagen und Geschichten der Stadt Baden im Großherzogthum und ihrer näheren und entfernteren Umgebungen in poetischem Gewande" vor. Wie die „Rheinsagen" enthielt auch dieses Buch Balladen unterschiedlicher Autoren. Eine ausgewogene Mischung aus Vers und Prosa bot dagegen das ein Jahr später veröffentlichte zweibändige „Badische Sagen-Buch" des aus Freiburg stammenden August Schnezler. Während dieses geografisch das gesamte Großherzogtum abdeckte, zielte sein 1847 erschienenes Büchlein „Aurelia's Zauber-Kreis. Die schönsten Geschichten, Sagen und Legenden der Stadt Baden und ihrer nachbarlichen Thäler und Bergschlösser nebst einem Märchen-Cyclus vom Mummelsee" auf den Markt der mondänen Kurmetropole Baden-Baden ab und trat damit in direkte Konkurrenz

zu Brauers Werk. In diesem Stil gab es in der Folge zahlreiche weitere Anthologien, meist fokussiert auf einen abgegrenzten geografischen Raum. Der Historiker Klaus Graf weist auf den Zusammenhang dieser ausgiebigen Beschäftigung mit Sagen und „der Erinnerungskultur und der Ausbildung territorialer oder regionaler Identitäten“[10] hin. Gerade Länder wie Baden und Württemberg hatten erst wenige Jahrzehnte zuvor einen beträchtlichen Zuwachs an Bevölkerung und Fläche erlebt und befanden sich in einem langwierigen Prozess der administrativen und kulturellen Integration der hinzugewonnenen Gebiete. Sagensammlungen, die den gesamten Raum umfassten, können daher als Baustein zur Herausbildung einer gemeinsamen Identität begriffen werden.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts begann der Stern der Sage in Versform langsam zu sinken. Zwar finden sich bis weit in die 1850er-Jahre zahlreiche Sagenballaden in den damaligen Musenalmanachen und auch geschlossene Sammlungen erschienen nach wie vor, doch der Fokus richtete dich mehr und mehr auf die Prosasage. Sagenforscher wie der Tübinger Orientalist Ernst Meier oder der in Mannheim geborene Bernhard Baader waren daran interessiert, die Sagen möglichst in der Form aufzuzeichnen, wie sie aus dem „Volksmund“ zu hören waren. Im Gegensatz zu den Dichtern der Spätromantik und des Biedermeier, die – abgesehen von Gustav Schwab – meist nur schriftliche Quellen für ihre Sagenbearbeitungen nutzten, waren sie als Feldforscher unterwegs und sammelten mit großem Fleiß, was ihnen erzählt wurde. Angeregt von Wilhelm Grimms „Deutscher Mythologie“ waren sie von dem Gedanken geleitet, in den Volkserzählungen Überreste vorchristlicher Glaubensvorstellungen aufzuspüren. Dichterische Bearbeitungen konnten bei solchen Vorhaben freilich kaum hilfreich sein, was in den einleitenden Worten mancher Sammlung kundgetan wurde. So fand beispielweise Ernst Meier die Balladen Rudolf Magenaus für seinen Zweck „wenig dienlich“[11], Bernhard Baader beschwerte sich, viele seiner im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit“ veröffentlichten Sagen seien ohne sein Zutun „in verschiedene Werke (besonders A. Schnezler’s ‚Badisches Sagenbuch‘) übergegangen, [...] häufig mit

[10] Klaus Graf: Schwabensagen. Zur Beschäftigung mit Sagen im 19. und 20. Jahrhundert. Überarbeitete und erweiterte Version (Stand Oktober 2007). S. 31. Online verfügbar bei der [Uni Freiburg].
[11] Ernst Meier: Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Erster Theil. Stuttgart 1852. S. VI. Online verfügbar bei [Internet Archive].

unpassenden Aenderungen.“[12] Gemeint waren damit wohl vor allem diejenigen Sagen, die Schnezler in Versform umgearbeitet hatte. Diesem Paradigmenwechsel folgte bald auch der Geschmack des Publikums.

Dennoch wurden weiterhin Sagenballaden geschrieben und gedruckt, doch erschienen sie bei weitem nicht mehr so zahlreich wie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zudem waren deren Autoren nun keine bekannten Größen wie zuvor Uhland, Kerner oder Schwab, sondern vielmehr Gelegenheitsdichter der zweiten und dritten Reihe. Als Plattformen für ihre Dichtungen dienten nicht die gelehrten Zeitschriften oder Musenalmanache, sondern ab den 1880er-Jahren zunehmend die Zeitschriften der Wandervereine und im frühen 20. Jahrhundert die zahlreichen Heimatbücher. Nach dem Ersten Weltkrieg entstanden schließlich kaum noch Sagenballaden, gelesen wurden sie offenbar nach wie vor: „Schwäbische Sagen wurden zu meiner Schulzeit noch in der Form rezipiert, die ihnen Ludwig Uhland in seinen Balladen und Romanzen aus württembergischer Sage und Geschichte gegeben hat“, erinnerte sich der Volkskundler Lutz Röhrich im Jahr 1989.[13]

Betrachtet man nun die Sagenballaden im Einzelnen genau, dann wird die Skepsis der Sagenforscher des späteren 19. Jahrhunderts durchaus verständlich. Sie stellen in der Regel ein nur schwer zu entwirrendes Geflecht aus historischen Tatsachen, volkstümlicher Überlieferung und dichterischer Erfindung dar. Schon Ludwig Uhlands berühmter Balladenzyklus „Graf Eberhard der Rauschebart“, der Episoden aus dem Leben Eberhards II. von Württemberg aufgreift, sollte zur Vorsicht mahnen: Er umfasst die Balladen „Der Ueberfall im Wildbad“, „Die drei Könige zu Heimsen“, „Die Schlacht bei Reutlingen“ und „Die Döffinger Schlacht“. Drei der geschilderten Vorfälle betreffen tatsächlich Eberhard II., die in „Die drei Könige zu Heimsen“ lyrisch bearbeitete Auseinandersetzung mit dem Schleglerbund bei Heimsheim im Jahr 1395 ist jedoch seinem Nachfolger und Enkel Eberhard III. zuzuschreiben, Eberhard II. war bereits drei Jahre zuvor gestorben.

[12] Bernhard Baader: Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden. Karlsruhe 1851. S. III. Online verfügbar bei [Google Books].
[13] Lutz Röhrich: Volkspoesie ohne Volk. Wie ‚mündlich‘ sind sogenannte ‚Volkserzählungen‘? In: Lutz Röhrich und Erika Lindig (Hrsg.): Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Tübingen 1989. S. 49-65, hier S. 53.

Andere Sagenballaden greifen von einer vorliegenden Prosasage lediglich das Grundmotiv auf und bauen eine weit detailreichere Handlung darauf auf. Beispiele hierfür sind etwa August Schnezlers „Der Schlangenhof im Schappacher Thal“ oder Eduard Brauers „Die Spieleiche im Hagenschießwald bei Pforzheim“. Beide gehen auf Sagen zurück, die Bernhard Baader gesammelt und in recht nüchterner Prosa wiedergegeben hatte. Letztere bestand bei Baader aus ganzen zwei Sätzen, Brauer fertigte daraus eine elf Strophen umfassende Ballade. Es liegt auf der Hand, dass hier einiges „hinzugedichtet“ sein musste. Wieder andere Fälle gehen dagegen auf Prosatexte zurück, die selbst schon mitnichten aus dem „Volksmund“ stammten, sondern am Schreibtisch eines Dichters entworfen wurden. Ein berühmt-berüchtigtes Beispiel hierfür sind die zahlreichen „erfundenen Sagen“ aus der „Stuttgarter Stadt-Glocke“. Der Dichter Karl Gerok hat einige davon zu Balladen verarbeitet, etwa „Die Weinberghalde zum Sünder“, „Das silberne Glöcklein“ und „Der Keller auf Reinspurg“. Die Vorlagen waren jedoch allesamt der dichterischen Fantasie des Schreibers entsprungen, was später manchen Volkskundler zu empörten Kommentaren verleitete. Dennoch sind manche dieser Geschichten heute weithin als „Stuttgarter Sagen“ bekannt. Der Dichter Eduard von Seckendorff wiederum griff garnicht erst auf eine Vorlage zurück, sondern schuf seine Kunstsage „Die 3 Kreuze bei Stammheim“ gleich in der Versform. – Und dies ist beileibe keine Seltenheit.

Dass die Dichter ihre Leserschaft über die Quellen für ihre Balladen aufklärten, war eher selten, kam jedoch durchaus vor. Magenaus Sammlung von 1825 beispielsweise enthielt Anmerkungen zur Herkunft der einzelnen Sagen. Ein halbes Jahrhundert später tat es ihm der Stuttgarter Regierungsrat Karl Doll in seinen „Schwäbischen Balladen“ gleich. Doll, selbst als Sammler von Sagen aktiv, fügte seinen Dichtungen ausführliche Quellenangaben und Erläuterungen bei. An einer Stelle etwa merkte er gewissenhaft an: „Die Hereinziehung des Schäfers ist poetische Exemplifikation.“[14]

Die wenigsten Dichter ließen sich allerdings derart tief in die Karten blicken. Untersucht man deren Sagenballaden auf ihre Quellen und verfolgte die literarischen Spuren des jeweiligen

[14] Karl Doll: Schwäbische Balladen. Stuttgart 1883. S. 264. Online verfügbar bei [Internet Archive].

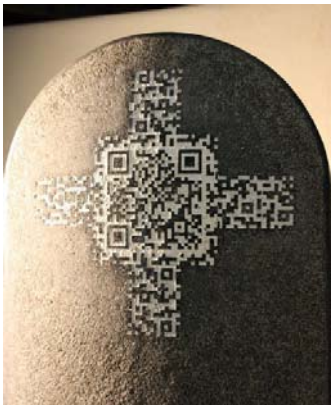
Sagenstoffs, so treten bisweilen interessante Befunde zutage, wie die gestreiften Bespiele zeigen.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info April 2014

Teresa Adriana Schubert

# Grabinschriften 2.0

## QR-Codes als Kreuzung zwischen Grab und Internet



*„Zu allen Zeiten haben Gräber und Bestattungsorte versucht, zwischen beiden Welten eine Brücke zu schlagen, um sich doch gleichermaßen voneinander zu trennen: die Welt der Lebenden und die Welt der Toten.“*[1]

Im 21. Jahrhundert stellen Gräber neben der Verbindung von Lebenden und Toten eine weitere Brücke her: Sie schlagen den Bogen zwischen Friedhof und Internet.[2] Durch das Abscannen von QR-Codes mittels Smartphones oder Tablets wird der Besucher einer Grabstätte auf eine Gedenkseite über den dort Begrabenen weitergeleitet. „QR“ ist eine Abkürzung für den englischen Ausdruck „Quick Response“ und bedeutet „schnelle Antwort“. Einige wenige Steinmetzte bieten heute die Option an, QR-Codes auf Grabsteinen oder zusätzlichen Grabstellen anzubringen. Zwar sind QR-Codes bislang in Deutschland nur vereinzelt auf Friedhöfen in Bergisch-Gladbach, München und Bad Ems zu finden, doch weist diese Entwicklung auf Veränderungen in der Friedhofs-, Erinnerungs- und Trauerkultur hin.

### Friedhofskulturen im Wandel

Das heutige Erscheinungsbild des Friedhofs wurde entscheidend durch die Friedhofsreformen in den 1920er Jahren geprägt. Der Friedhof wird seither von Regeln strukturiert, die nicht das Grabmal, sondern das Gesamtbild des Gräberfeldes in den Mittelpunkt stellen. Dies ist als eine Reaktion auf den ausartenden Gräberkult im 19. Jahrhundert zu verstehen. Durch die

[1] Sörries, Reiner: Ruhe sanft. Kulturgeschichte des Friedhofs. 2. Aufl. Darmstadt 2011b, S. 13.
[2] Gekürzte und redigierte Fassung der Bachelor-Arbeit am Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie Freiburg, 2013.

strikten Vorgaben von Material, Größe und Stil wurden die Grabmäler typisiert und standardisiert und damit in ihrer freien Gestaltung eingeschränkt. Die bürokratisch-reglementierende und sachlich-funktionale Friedhofsästhetik der Reformer hat sich zwar seit ihren Anfängen verändert, aber bis Ende des 20. Jahrhunderts nicht grundsätzlich erneuert.[3] Waren vor den 20er Jahren hauptsächlich christliche Symbole, Ewigkeits-, Lebens und Todessymbole, sowie Pflanzenmuster auf den Grabsteinen abgebildet, kamen nun auch zahlreiche andere Zeichen wie beispielsweise Berufszeichen oder Wappen hinzu.[4]

Darüber hinaus tragen Krematorien und Feuerbestattungen seit Ende des 19. Jahrhunderts zu der „Technisierung des Todes“[5] bei. Sigfried Gideon spricht in diesem Zusammenhang von einer „Mechanisierung des Todes“.[6] Seit dem zunehmenden Bau von Krematorien in der Weimarer Republik wird versucht, mittels der Architektur eine Verbindung zwischen Technik und Trauerkultur herzustellen. Auch hat diese Entwicklung das Friedhofsbild im Allgemeinen und die Grabgestaltung im Besonderen beeinflusst, denn ein Aschegrab nimmt weitaus weniger Platz ein wie ein Erdgrab. [7] Daraus entstehen zahlreiche Freiflächen auf Friedhöfen.

Die Geschichte des Einzelgrabes, welches in Reihen angelegt ein dichtes Nebeneinander von Grabzeichen ergibt, erstreckt sich auf eine kurze Epoche vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Im letzten Jahrhundert gehörte ein Grabstein zur selbstverständlichen Ausstattung eines Grabes auf einem Friedhof und stellt damit den Höhepunkt des Grabzeichens dar.[8] Die Kennzeichnung eines Grabes hängt mit dem weltlichen Erinnerungsbedürfnis und der sozialen Repräsentation des Verstorbenen zusammen. Aufgrund dessen, dass Grabinschriften in den meisten Fällen über den Verstorbenen, seine Lebensspanne und gegebenenfalls über biographische Eckdaten informieren, sind die Inhalte weitgehend vorgegeben und standardisiert. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts sind auch Grabinschriften zu beobachten, die

[3] Vgl. Fischer, Norbert: Zwischen Naturästhetik und Technokratie. Zur Sozialgeschichte von Friedhöfen und Krematorien in der Moderne. In: Dracklé, Dorle (Hg.): Bilder vom Tod. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. (= Interethnische Beziehungen und Kulturwandel, 44) Hamburg u. a. 2001b, S. 67-80, S. 74 und Fischer: Gottesacker. 1996, S. 129.
[4] Vgl. Leisner, Barbara/Schulze, Heiko/Thormann, Ellen: Der Hamburger Hauptfriedhof Ohlsdorf. Geschichte und Grabmäler. Hamburg 1990, S. 186.
[5] Fischer, Norbert: Die Technisierung des Todes. Feuerbestattung – Krematorium – Aschebeisetzung. In: Raum für Tote. Die Geschichte der Friedhöfe in Deutschland von den Gräberstraßen der Römerzeit bis zur anonymen Bestattung. Braunschweig 2003b, S. 145-162.
[6] Gidion, Sigfried: Die Herrschaft der Mechanisierung. 2. Aufl. 1994, S. 270-277.
[7] Vgl. Fischer: Technisierung. 2003b, S. 151.
[8] Vgl. Sörries: Anfängen. 2009c, S. 14-15.

emotionale Bekundungen über die Beziehung zu dem Verstorbenen bekannt geben.[9] Damit ist die Existenz eines Grabzeichens nicht christlichen Ursprungs, sondern ist vielmehr bereits als Resultat der Säkularisierung zu verstehen. Das Vorhandensein und die Art eines Grabzeichens hängen zum einen von finanziellen Mitteln des Verstorbenen oder der Hinterbliebenen, zum anderen von regionalen und konfessionellen Unterschieden ab. [10]

Es werden zwei Kategorien von Inschriften und Symbolen auf Grabsteinen unterschieden. „Retrospektive" Grabzeichen informieren rückwärts schauend über das Leben einer Person, „prospektive" Inschriften bringen Hoffnungen und Erwartungen über ein Fortbestehen nach dem Tod zum Ausdruck. Reiner Sörries ergänzt diese durch eine dritte Kategorie: „Präsentische" Inschriften liefern schließlich eine weltliche Interpretation des Todes.[11]

Die Friedhofskultur am Ende des 20. Jahrhundert und Beginn des neuen Jahrtausends ist von gesellschaftlichen Entwicklungen hin zu mehr Individualität, Flexibilität, Pluralität und Mobilität geprägt. Resultierend aus diesen gesellschaftlichen und kulturellen Wandlungsprozessen hat sich das Erscheinungsbild der Friedhöfe in den letzten Jahrzehnten verändert. Die Bedeutung „fester Orte" nimmt ab und somit scheint auch das Verlangen nach gekennzeichneten Grabmalen abzunehmen. Zu beobachten ist dieser Trend in den zunehmenden anonymen Bestattungen, die auch als Rasenbeisetzungen ohne namentliche Kennzeichnung zu verstehen sind. [12] Neben Seebestattungen gibt es heute auch extravagante Formen mit Toten umzugehen wie beispielsweise durch die Herstellung eines Diamanten aus der Asche des Verstorbenen. Darüber hinaus finden heute alternative Naturbestattungen im Friedwald in der Gesellschaft Wiederklang.[13] Die Friedhofskultur befindet sich also in einem grundlegenden Wandel.

**Virtuelle Friedhöfe im digitalen Netz**

„Virtuelle Friedhöfe als Teil eines globalen kommunikativen Netzes setzen die private und die öffentliche Auseinandersetzung mit dem Tod in eine neue Beziehung zueinander und

[9] Vgl. Sörries: Inschriften. 2009a, S. 240.
[10] Vgl. Sörries: Anfängen. 2009c, S. 14 ff.
[11] Vgl. Sörries: Inschriften. 2009a, S. 233.
[12] Vgl. Fischer: Weg. 2003a, S. 225 f.
[13] Vgl. Rüter, Stefanie: Friedwald. Waldbewusstsein und Bestattungskultur. Münster 2011, S. 156.

stellen daher einen soziokulturellen Indikator gegenwärtiger Erinnerungs- und Trauerkultur dar.“[14]

„Virtuelle Friedhöfe“ ist ein Oberbegriff für alle Online-Gedenkseiten, dabei gibt es jeoch einen wesentlichen Unterschied: Ein virtueller Friedhof bildet den örtlichen Friedhof und das Grab in Internet ab, sodass die Gräber und damit verbundenen Gedenkseiten geographisch angeordnet sind.[15] Die „reinen“ Gedenkseiten verzichten demgegenüber auf eine geographische Darstellung und das Abbild eines Grabes. In zwei Fällen existiert bereits die Verbindung von QR-Codes mit Gedenkseiten im Internet bzw. mit virtuellen Friedhöfen, weshalb sie hier als Beispiele gewält werden: die Gedenkseite „eMORIAL“ und die Trauerseite der Rhein-Zeitung „Wir trauern“.

*Abb.2 Ehemalige Gedenkseite für Hella Stuckenberger*

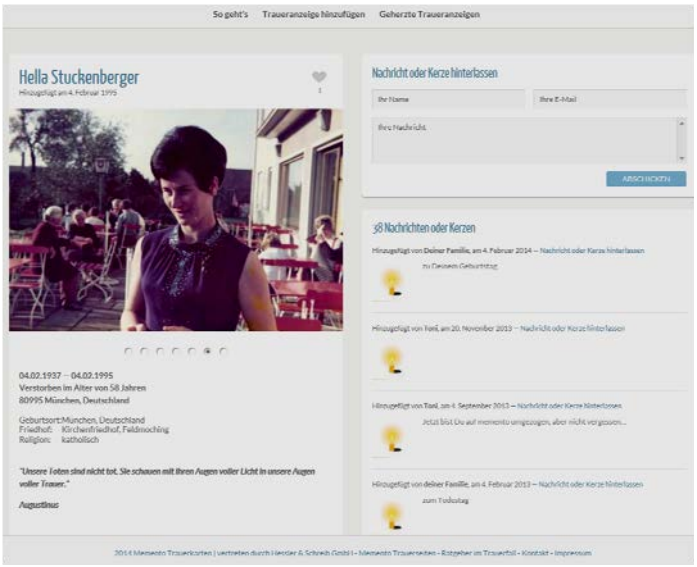
Die Gedenkseite „eMorial“ ist seit Herbst 2013 umbenannt in „memento-Traueranzeigen“.

[14] Schwibbe, Gudrun/Spieker, Ira: Virtuelle Friedhöfe. In: Zeitschrift für Volkskunde 95. Jg. 1999 II, S. 220-245. S. 220.
[15] Siehe www.stassederbesten.de. Denn jedes Ende ist der Anfang von etwas Neuem: Zentralfriedhof, http://www.strassederbesten.de/cgi-bin/onlinefriedhof/cemetery.cgi?operation=ViewGraveMap&map_id=7 [28.3.2014].

Dennoch lohnt es sich zunächst die frühere Version zu betrachten. Auf der Internetseite von eMORIAL begründeten die Betreiber ihre Grundidee für eine virtuelle Gedenkseite für Verstorbenen:

> Das neue Portal soll so freundlich und einladend sein, wie der Besuch eines schönen Friedhofs. Jeder Gedenkstein soll individuell gestaltet werden können und den vielfältigen Erinnerungen und Gefühlen an die jeweilige Person würdig sein.[16]

Hier zeigte sich, dass die Gestaltung der virtuellen Gedenkseiten sich an den örtlichen Friedhöfen orientiert. Es konnten beispielsweise ebenso Kerzen angezündet werden, um dem Verstorbenen zu gedenken. eMORIAL verwendete Farben, die mit Wärme und Hoffnung verbunden werden. Das Gelb wirkt freundlich und die ständig fallenden Laubblätter weisen auf Vergänglichkeit hin. Entgegen der Endlichkeit des Lebens und der Befristung des Grablegeplatzes versprachen die Betreiber eine Erinnerung für die Ewigkeit. Dies kam bereits im Namen der Internetseite „eMORIAL – Das Erinnerungsportal. Menschen gedenken. Für die Ewigkeit.“ zum Ausdruck. Das „e“ stand nach eigenen Aussagen für den lateinischen Begriff „eternitas“, der Unendlichkeit bedeutet. „MORIAL“ ist ein Auszug aus dem Begriff „memorialis“ und steht für Gästebuch.  Jedoch: so unendlich war das nicht. Seit September 2013 präsentiert sich die Gedenkseite unter dem Namen „memento-traueranzeigen“ mit neuer Grafik und verschiedenen anderen Veränderungen.




[16] Kunz, Martin/Stuckenberger, Anton: Über eMORIAL, http://www.emorial.de/info/aboutus [25.05.2013].

*Abb.3 Aktuelle Gedenkseite für Hella Stuckenberger*

Die Grafik ist aufgelockert und es gibt eine Bilderreihe – Motiv der Änderungen ist vermutlich die zunehmende Konkurrenz unter der wachsenden Anzahl der Gedenkseiten.

„Wir trauern" ist ein Angebot der Rhein-Zeitung, neben Sterbeanzeigen in der Zeitung auch eine virtuelle Gedenkseite anzulegen. Die Seiten erfüllen laut Betreiber folgendes Potential:

> Auf diesen speziellen Homepages können Trauernde ihre Erinnerungen an den Verstorbenen mit Anekdoten, Fotos und Videos lebendig erhalten und einfach mit anderen Menschen teilen. So werden die schönen und guten gemeinsamen Momente vor dem Vergessen bewahrt und für spätere Generationen in der Familie dokumentiert.[17]

Hier werden die individuellen und aktualisierbaren Inhalte der Seite sowie die Erinnerung von Verstorbenen auf lange Sicht in den Vordergrund gestellt. Die Gestaltung der Seite ist zwar an ein vorgegebenes Raster gebunden, aber Farbe, Musik und Bilder können individuell ausgesucht werden.

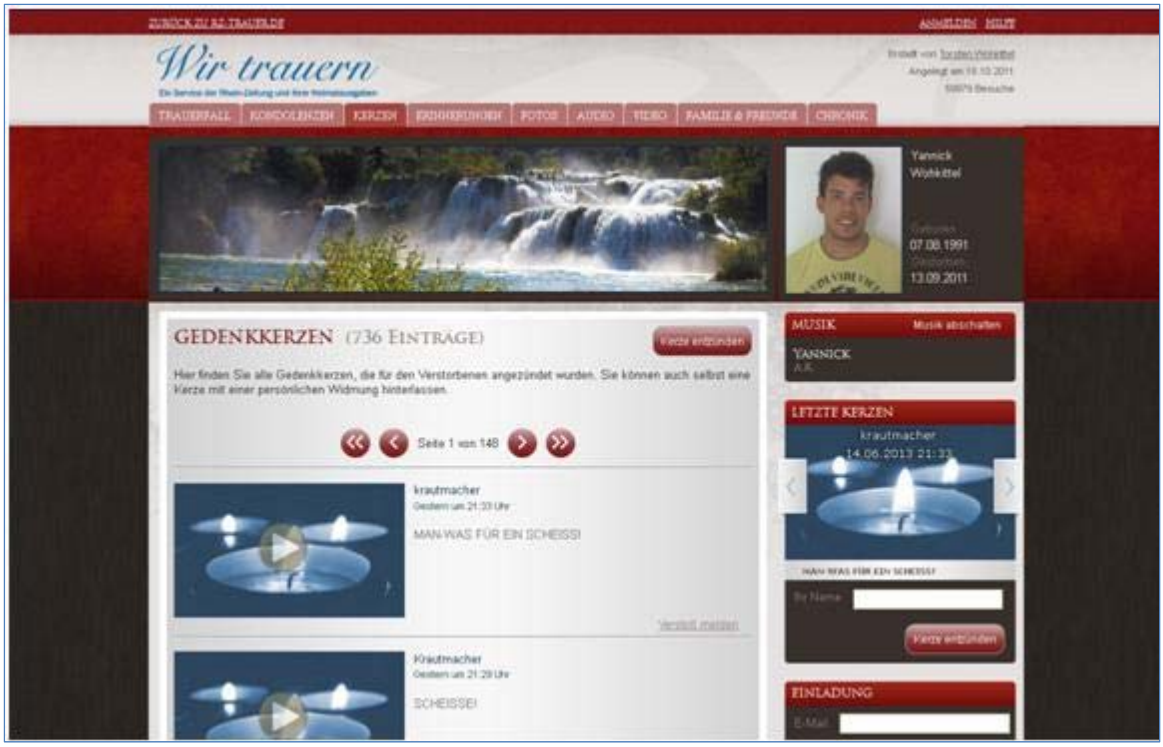



*Abb. 4 Traueranzeige für Yannick-Wohkittel*

[17]Twer, Walterpeter: Was sind Gedenkseiten?, http://trauer.rhein-zeitung.de/Gedenkseite/erklaerung-gedenkseiten [28.3.2014].

Die Kosten für eine Gedenkseite im Internet können variieren. Während der Eintrag bei memento kostenlos ist, erfolgt ein einfacher Eintrag bei „Wir Trauern“ nur in Verbindung mit der Schaltung einer Zeitungsanzeige. Darüber hinaus wird als Premium-Modell eine „Persönliche Gedenkseite“ für 36 € im Jahr angeboten mit einer Reihe von Gestaltungsmöglichkeiten, z.B. die Speicherung von Videos oder Tondokumenten.[18] Es besteht eine zweiwöchige Kündigungsfrist oder die Möglichkeit die Gedenkseite für ein weiteres Jahr zu buchen.[19] Darüber hinaus gibt es noch die Variante, dass die Kosten von der Dauer der Speicherung und dem Umfang der Seite abhängig sind.[20] Zudem können die Betreiber durch den Besuch und die Klicks auf der Seite sowie durch das Freischalten von Werbung Geld einnehmen.

**Was sind die Motive zur Errichtung einer digitalen Gedenkstätte?**

Die Internetgedenkseiten versuchen „einen Ort des Gedächtnisses für die Toten zu schaffen und zugleich den Hinterbliebenen einen Raum für ihre Trauer und Erinnerung zur Verfügung zu stellen.“[21] Es lassen sich über den Grabstein hinaus Informationen über den Verstorbenen mitteilen, die ständig von Hinterbliebenen aktualisiert werden können.[22] Darüber hinaus sind die Internetseiten mit individualisierten Lebensbiographien und hoher geographischer Mobilität kompatibel. Außerdem ermöglicht diese neue Form des Umgangs mit der Trauer differenzierte und reflexive Ausdrucksmöglichkeiten sowie eine multiperspektive Erinnerung an den Verstorbenen.[23] Durch die Mischung von Anonymität und Öffentlichkeit scheint die Offenheit über das selbst Erlebte zu steigen und es werden neue Formen der Kommunikationsmöglichkeit geschaffen.[24]

Neben diesen positiven Eigenschaften von Erinnerungsseiten, steht virtuelles Gedenken auch in der Kritik. So spricht Norbert Fischer vom Internet als ein „entkörperlichter Ort von Trauer

[18] http://trauer.rhein-zeitung.de/Gedenkseite/Vergleich
[19] Twer, Walterpeter: Was sind Gedenkseiten?, http://trauer.rhein-zeitung.de/Gedenkseite/erklaerung-gedenkseiten [10.06.2013].
[20] Vgl. Vgl. Schwibbe/Spieker: Friedhöfe. 1999, S. 223.
[21] Spieker, Ira/Schwibbe, Gudrun: Nur Vergessene sind wirklich tot. Zur kulturellen Bedeutung virtueller Friedhöfe. In: Firscher, Norber/Herzog, Markwart (Hg.): Nekropolis – Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden. (= Irseer Dialog, 10). Stuttgart 2005, S. 229-242. S. 230.
[22] Vgl. ebd., S. 231.
[23] Vgl. Geser, Hans: Virtuelle Gedenkstätten im World Wide Web. Entsteht im Internet eine neue Todeskultur? In: Stapferhaus Lenzburg (Hg.): Last Minute. Ein Buch zu Sterben und Tod. Baden 1999, S. 228-239, S. 233-235.
[24] Vgl. Spieker /Schwibbe: Vergessene. 2005, S. 237; Fischer: Weg. 2003a, S. 237.

und Gedächtnis."[25] Damit verbindet er das Problem, dass der Tod auf dem örtlichen Friedhof als etwas Reales wahrgenommen wird, weil sich dort der tote Körper befindet. Im Internet spielt der tote Körper aber keine Rolle. Es bleibt die Gefahr bestehen, dass die Trauer nicht überwunden wird. Das ständige Aktualisieren oder Verändern der Internetseite kann zum Ersatz von realer Kommunikation werden, so dass die Endgültigkeit des Todes nicht akzeptiert wird und der Verstorbene in einem „virtuellen Zwischenraum"[26] weiterlebt. Können dabei die QR-Codes die Diskrepanz zwischen örtlichen und virtuellen Friedhöfen verändern?

**Entsteht durch QR-Codes eine digitalisierte Friedhofskultur?**

Kultur im Allgemeinen und Friedhofskultur im Einzelnen ist dynamisch und damit ständigen Wandlungen unterzogen. Die dominierende Erscheinung des Friedhofsbildes des 20. Jahrhunderts scheint heute grundlegenden Veränderungen unterworfen. „Das was wir kennen wird es so dauerhaft nicht geben"[27], so der Steinmetz Andreas Rosenkranz aus Köln. Er nimmt den Wandel zum Anlass neue Möglichkeiten der Gestaltung von Grabstellen zu finden. Deswegen entwarf er 2012 den ersten Grabstein mit QR-Code.[28] Durch den QR-Code entstehen dabei neue Gestaltungsmöglichkeiten des Grabsteins und der Internetseite.

Zunächst kann der Grabstein und seine Inschrift verändert werden. Es gibt die Möglichkeit den QR-Codes als alleiniges Kennzeichen auf einem Grabstein anzubringen oder ihn zum Namen, Geburts- und Sterbedatum zu ergänzen. Außerdem, und das ist zum Beispiel die aktuelle Variante auf dem Münchener Friedhof, kann ein supplementärer Sockel am Grab aufgestellt werden, der

*Abb.5: Grab mit QR-Code-Stele, München*

[25] Fischer: Geschichte. 2001c, S. 90.
[26] Spieker /Schwibbe: Vergessene. 2005, S. 236.
[27] Interview Rosenkranz vom 08.05.2013
[28] Sein Modell gewann den TED-Grabmal Wettbewerb 2012. Dieser Wettbewerb Verbraucherinitiative Bestattungskultur aeternitas und der Zeitschrift Naturstein. Es werden Grabsteine online präsentiert und können von Bürgern ausgewählt werden. Damit sollen sich die Menschen mit verschiedenen Gestaltungsmöglichkeiten von Grabsteinen auseinandersetzten und aktuelle Trends bestimmen, http://www.grabmal-ted.de/inhalt/ted_funktion [30.05.2013].

den QR-Code enthält (Abb.3). Damit besteht die Möglichkeit, den QR-Code auch nach der Entstehung des Grabes anzubringen. Darüber hinaus kann der QR-Code auf Grabplatten, Schildern in Krematorien oder Steinen angebracht werden.[29] Der QR-Code selbst kann auch auf verschiedene Weise dargestellt werden. So spricht sich besonders der Steinmetz Wandscher dafür aus, den QR-Code durch symbolische Anordnung zu verkleiden:

> Zum Beispiel würde ich nie nur den Code auf den Stein setzten. […] Aber gerade deswegen [gemeint sind Geschmacksunterschiede, Anm. T. S.] ist mir so ein Wert daran gelegen, dass gerade wenn er am Stein steht halt ein bisschen getarnt ist oder halt auf einem separaten Stein.[30]

Deswegen sind die QR-Codes auf seinen Modellen im Zusammenhang mit anderen Strichcodes, als Blume oder als Herz angebracht (Abb. 6-8).

*Abb.6: Urnengrabentwurf von J. Wandscher, Oldenburg*

*Abb. 7: QR-Code als Blume, Entwurf von J. Wandscher, Oldenburg*

*Abb. 8: QR-Code als Herz, Entwurf von J. Wandscher, Oldenburg*

Wird die Perspektive von dem einzelnen Grab auf das Gesamtbild des Friedhofs erweitert, lassen sich folgende Beobachtungen machen: Zunächst einmal ist die Anbringung eines QR-Codes mit der Friedhofsordnung kompatibel.[31] Es lässt sich demnach feststellen, dass Friedhofsordnungen vereinzelt ihre Regeln lockern und sich gegenüber neuen Entwicklungen öffnen. Die Freiburger Friedhofsverwaltung zeigt sich aufgeschlossen.[32] Damit gehen Erneuerungen im Friedhofsbild, wie die Erscheinung von QR-Codes, einher. Die Anbringung

[29] Dr. Dr. Jochen Greven hatte als erster einen Stein mit QR-Code auf seinem Grab auf dem Privatfriedhof von Fritz Roth in Bergisch-Gladbach liegen. Der QR-Code ist mit dem Wikipedia-Eintrag über den Verstorbenen verbunden, http://de.wikipedia.org/wiki/Jochen_Greven [10.06.2013]. Auch der Bestatter Fritz Roth hat auf seinem Grab einen Stein mit QR-Code liegen. Dieser QR-Code führt beim Abscannen zu einem Wikipedia-Eintrag über den Bestatter, http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Roth_%28Bestatter%29 [30.06.2013].

[30] Wandscher, Jan (Steinmetz aus Oldenburg). Interview vom 26.04.2013

[31] Hier wird auf die Aussagen der Friedhofsverwaltung Freiburg Bezug genommen. Andere Friedhofsordnungen können abweichen. Vgl. Krebs, David (Abteilungsleiter Friedhofsverwaltung Freiburg). Interview vom 13.05.2013, S. 2.

[32] Auf der anderen Seite gibt es Friedhöfe, auf denen QR-Codes explizit verboten werden. Vgl. Autor unbekannt: Änderung der Friedhofsordnung geplant. Online-Artikel der Vaihinger Kreiszeitung vom 13.06.2013, http://www.vkz.de/de/heute/redaktion/archiv/lokal/juni-2013/13/aenderung-der-friedhofsordnung-geplant/ [15.06.2013].

eines QR-Codes ist, zumindest in Freiburg, an jeder Stelle auf dem Friedhof möglich. Somit wird kein separater Bereich für Grabsteine mit digitalen Codes eingerichtet. Bedenken hat die Friedhofsverwaltung nicht hinsichtlich der Erscheinung von QR-Codes auf dem Friedhof, sondern bezüglich der Inhalte der verlinkten Internetseiten:

> Ich war letztes Jahr auf einer Friedhofstagung in Speyer und da wurde das Thema ganz groß aufgerollt. Also da haben dann auch einige Fachleute darüber referiert über diese QR-Codes. […] Jedenfalls haben die Friedhofsverwalter damals darauf hingewiesen, dass man die Augen aufhalten sollte, was sich denn dann tatsächlich auf diesen Seiten befindet, wenn sie denn dann aufgerufen werden. Das heißt unsere Friedhofsordnung hier in Freiburg verbietet nicht das Anbringen eines QR-Codes, sondern wir würden nur dahingehend kontrollieren, was sich auf diesen Seiten befindet. Es wäre möglich, dass diese QR-Codes dann auch zu Werbezwecken missbraucht werden. Dass dann auf den Homepages irgendwelche Werbebanner zu sehen sind, die ja grundsätzlich durch die Friedhofsordnung verboten sind. Das heißt der Inhalt der Seite dürfte sich nur auf den Verstorbenen in der Grabstätte beziehen. Oder dürfte nicht für irgendwelche allgemeingültigen Botschaften verwendet werden. [33]

An diesem Zitat wird deutlich, dass die Verbindung von Friedhof und Internet die Friedhofskultur insofern verändert, dass die veröffentlichten Inhalte radikal zunehmen und dadurch ein Ort multipler Informationsbereitstellung entsteht. Die Überprüfbarkeit der Seiten auf Angemessenheit gegenüber der Friedhofsordnung wird damit zunehmend komplexer.

Durch die Möglichkeit QR-Codes an einem Grab anzubringen, entspricht die Friedhofskultur aber den gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Individualität wird damit möglich, dass einerseits bisher nur wenige Gräber mit einem QR-Code ausgestattet sind und andererseits die entsprechende Trauerseite mit persönlichen Anekdoten, Biografien und Bildern gefüllt werden können. Damit besteht die Möglichkeit über den begrenzten Raum des Grabsteins hinaus, Informationen über den Verstorbenen mitzuteilen und diese persönlich zu gestalten. Flexibilität wird insofern gewährleistet, da die Informationen auf der Internetseite aktualisiert oder geändert werden können. Es zeigt sich auch eine zunehmende Pluralität der Friedhofskultur, weil die Palette an Gestaltungsmöglichkeiten durch QR-Codes auffällig erweitert wird. Schließlich kommen QR-Codes auch der steigenden Mobilität entgegen, denn die verlinkten Internetseiten sind von jedem Ort mit Internetverbindung zu erreichen.

[33] Vgl. Interview Krebs vom 13.05.2013, S. Anm. 30

Die Kritik an virtuellen Friedhöfen/Gedenkseiten erhält durch das Anbringen von QR-Codes am Grab eine entscheidende Änderung. Es lässt sich nicht mehr von der Internetgedenkstätte als „entkörperlichter Ort von Trauer und Gedächtnis“ sprechen, weil die „körperliche Verankerung“ durch den QR-Code am Grab gegeben ist. Somit kann in Zeiten der Trauer und des Gedenkens die tatsächliche Beerdigungsstätte des Verstorbenen weiterhin aufgesucht werden. Darüber hinaus ist die Internetseite nicht von dem Gedenken am Grab getrennt, sondern wird durch den QR-Code miteinander verbunden. Auf der einen Seite verdeutlicht das tatsächliche Grab auf dem Friedhof den eingetretenen Tod und kann damit dessen Akzeptanz und die Verarbeitung der Trauer unterstützen. Die Internetgedenkseite stellt demnach nur eine moderne Erweiterung des traditionellen Begräbnisses dar. Auf der anderen Seite kann die Kombination von örtlichem und virtuellem Friedhof zur Konfusion zwischen online und offline Lebenswelten führen. Die Theologin Svantje Luthe spricht in diesem Zusammenhang von „mixed realities.“[34]

**Inwiefern verändert sich die Friedhofsatmosphäre?**

Da Gräber ebenso als „Ruhestätten“ bezeichnet werden, gilt es auf einem Friedhof Ruhe zu bewahren.[35] Deswegen ist zu hinterfragen, ob der Gebrauch von Smartphones oder Tablets die Friedhofsruhe stören kann. Interessanterweise spricht sich keiner der Befragten gegen die Benutzung von Handys auf dem Friedhof aus, sondern verweisen vielmehr auf die Anpassung an moderne Techniken: „Und ich würde sagen, ein Handy ist mittlerweile schon so sehr Alltagsgerät, da kann mir jeder erzählen was er will, das Handy hat er immer dabei auch wenn er auf dem Friedhof ist.“[36] Schließlich ist die Lautstärke des Mobiltelefons ausschlaggebend. Durch das Abspielen von Musik oder Videos auf Internetgedenkseiten können andere Besucher gestört werden. Aber da momentan die Lautstärke der Geräte begrenzt ist, stellen sie keinen Störfaktor für die Friedhofsruhe da.

Ein Friedhof ist ein Ort, der auch als Freizeit- und Erholungsstätte genutzt werden kann. Durch die zahlreichen Freiräume, die in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, erhält das

[34] Luthe: Trauer. 2012, S. 31.
[35] Sörries, Reiner: Ruhe/Ruhestätte. In: Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel (Hg.): Volkskunde, Kulturgeschichte. Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: von Abdankung bis Zweitbestattung. (= Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofsskultur, 1). 1. Aufl. Braunschweig 2002, S. 260.
[36] Interview Wandscher vom 26.04.2013

Friedhofsbild eine ungepflegte Erscheinung. QR-Codes auf Grabsteinen können eine Möglichkeit sein, das Interesse am Friedhof als Aufenthaltsort zu steigern.

> Also ich könnte mir vorstellen, dass es dadurch auch für jüngere Leute interessanter und attraktiver werden würde, dass es nicht nur eine bloße Grabstelle wäre, sondern dass sich dahinter auch noch dieser Gimmick, diese Technik dahinter verbirgt. Und auch noch mehr über die Leute in Erfahrung zu bringen, die man da besucht. Also ich glaube, dass es positiv für den Friedhof sein würde, weil man auch ein stückweit mit der Zeit geht.[37]

Darüber hinaus könnte ein QR-Code die Kommunikation über einen Friedhof fördern. Durch die Verknüpfung mit dem Internet entfällt die Zeit-Raum-Voraussetzung, das heißt zwei Personen müssen sich nicht persönlich auf dem Friedhof begegnen. Stattdessen können sie sich beim Vorbeigehen am Grab eine Nachricht auf der Internetgedenkseite hinterlassen, um in Kontakt zu kommen oder sich auszutauschen.

Es kann zusammenfassend konstatiert werden, dass QR-Codes die Friedhofskultur modernisieren und an gesellschaftliche Veränderungen anpassen, indem sie auf die aktuelle Technik zurückgreifen und somit das bestehende Friedhofsbild um ein digitales erweitern. Dabei entsteht allerding das Problem der uneingeschränkten Informationsmengen und somit eine Unkontrollierbarkeit der Inhalte.

**Wie verändert das Internet die Bewältigung von Trauer?**

Das Internet zeigt sich als „Medium einer hoch individualisierten Form von Trauerbewältigung“[38] Das heißt die einzelnen Trauerphasen können mittels Internet individuell oder kollektiv durchlebt werden, indem Erinnerungen und Emotionen bewusst und mittelbar gemacht werden. Außerdem können Gestaltung und mitgeteilte Gefühle den unterschiedlichen Trauerphasen angepasst werden. Trauer bedient sich im Internet an einer Vielzahl von kreativen und individuellen Möglichkeiten, um Gefühle zu artikulieren. Auf der Gedenkseite für den im Alter von 20 Jahren verstorbenen Yannick Wohkittel präsentiert ein

[37] Interview Krebs vom 13.05.2013
[38] Schwibbe /Spieker: Friedhöfe. 1999, S. 231.

Freund ein eigenes Rap-Video über den Verstorbenen und seine eigenen Gefühle. Das Video zeigt eine Diashow mit Bildern aus dem Leben des Verstorbenen.[39]

Die Aktualisierbarkeit der Erinnerung und der Gefühle entspricht den aktuellen Bedürfnissen des Trauerprozesses. Die Trauernden lassen den Leser an den Phasen der Trauerbewältigung teilhaben und erhalten gegebenenfalls soziale Rückmeldungen oder wecken Empathie. Damit bietet das Internet die Möglichkeit neue Netzwerke zur Trauerunterstützung aufzubauen, die heute im persönlichen Umfeld z.B. durch Nachbarn oder Bekannte nicht mehr erwartet werden. Und es können Verbindungen zwischen Menschen mit ähnlichen Erfahrungen entstehen, aus denen sich gegebenenfalls Selbsthilfegruppen entwickeln.[40]

Das Internet ist ein Medium, welches sich ständig zwischen Öffentlichkeit und Anonymität befindet. Diese Permeabilität lässt sich auch in Äußerungen und Beziehungen auf virtuellen Friedhöfen erkennen. Auf der einen Seite fördert die Anonymität das Offenlegen der Gefühle und Gedanken sowie die Herstellung von emotionaler Nähe. Auf der anderen Seite bleibt immer eine Distanz zwischen den Beteiligten bestehen. „Die Mischung aus Anonymität und Öffentlichkeit macht es offenbar besonders reizvoll, Privates in bisher unbekanntem Ausmaß publik werden zu lassen.“[41] Dabei kann der Trauerprozess insofern beeinflusst werden, dass Gefühle ohne Hemmungen zum Ausdruck gebracht werden können, aber gleichzeitig keine engen Beziehungen bestehen, um den Verlust besser zu verarbeiten. Durch einen QR-Code auf dem Grabstein wird die virtuelle Gedenkseite aber lokalisiert und damit geht eine gewisse Anonymität verloren. Deshalb könnte auch das Ausdrücken von Gefühlen reflektierter und eingeschränkter ausfallen.

Trauerkultur heute, das wurde bereits gezeigt, ist nicht mehr durch starre Rituale geprägt, sondern erlebt eine Vielfalt an Möglichkeiten und Angeboten. Das Anbringen von QR-Codes stellt eine Erweiterung der „Palette der Trauerkultur“[42] dar. Es ist die Vereinigung von bestehenden Gedenkformen am Grab und im Internet. Gleichzeitig entsteht aber auch eine neue Möglichkeit der Trauerbewältigung. Eine neue Form der Trauerkultur lässt sich

[39] Siehe Tertemiz, Akif: A.K. Yannick, http://trauer.rhein-zeitung.de/Traueranzeige/Yannick-Wohkittel#/Videotitel/2 [13.06.2013].
[40] Vgl. Schwibbe /Spieker: Friedhöfe. 1999, S. 232.
[41] Schwibbe /Spieker: Vergessene. 2005, S. 237.
[42] Fischer: Geschichte, 2001c S. 53.

besonders in der Beziehung zu dem Verstorbenen erkennen. Durch das Abrufen von vielfältigen persönlichen Lebensgeschichten, Bildern oder Musik an dem Grab als Ort der körperlichen Beisetzung, entsteht eine tiefere Verbindung zwischen Lebendem und Totem. Wandscher beschreibt diese neue Form der Beziehung wie folgt:

> Also manche sagen ja die Trauer findet im Kopf statt. Das ist schon richtig, aber gerade in der Anfangszeit sucht man halt immer irgendwo Halt und Halt ist meist bei den Menschen, der einem etwas bedeutet hat. Und das heißt also ich suche auch das Grab auf. Und jetzt ist da die Frage, was gibt mir das Gefühl da an diesem Grab. Irgendwie will ich ja Trost finden, oder Kraft wieder dort finden. Sei es jetzt im Zwiegespräch, dass ich dort mit meinem Opa dann entsprechend spreche oder dass ich dann wiederum diese Trauerrituale lebe, oder dass ich sage Mensch, jetzt hätte ich gern nochmal das Bild von ihm gesehen, wie er damals war. Wie war denn das damals noch?[…] Aber angenommen ich sehne mich jetzt gerade an diese Bilder, jetzt hier an diesem Ort, wo ich gerade verweile, und dann jetzt mein Handy zücke und den Code ablese und die Seite öffne, könnte ich mir schon vorstellen, dass das durchaus auch nochmal eine sinnvolle Erweiterung der Trauerarbeit ist.[43]

Der Friedhof bzw. das Grab ist ein Ort der kommunikativen Begegnung zwischen den Hinterbliebenen und den Verstorbenen. Wenn durch die Verbindung mit Internetgedenkseiten mehr Sinnesmodalitäten in Anspruch genommen werden, fällt die Erinnerung an die verstorbene Person leichter. Die Erinnerung wiederum kann als psychosoziales Bedürfnis den Trauerprozess positiv beeinflussen. Damit wird dem Trauernden geholfen in die Gemeinschaft und den veränderten Alltag zurückzufinden.[44]

Außerdem bieten sowohl das Grab, als auch die Internetseite die Möglichkeit, sich aktiv an der Trauerbewältigung zu beteiligen. Das heißt, die Trauerphasen werden nicht automatisch durchlaufen, sondern der Trauernde kann durch die Grabpflege oder die Aktualisierung der Internetseite seine Trauer stückweise verarbeiten. Dabei ist es aber auch möglich, dass sowohl die Pflege des Grabes als auch der Internetseite zu einer zusätzlichen Belastung führt. Darüber hinaus kann eine doppelte Gedenkstätte zu einer „Zerrissenheit“ führen, besonders an Geburts- oder Todestagen und Allerheiligen. Da es sowohl auf örtlichen, als auch auf digitalen Friedhöfen die Möglichkeit gibt Kerzen zum Gedenken anzuzünden, stellt sich die Frage nach der Priorität. Andernfalls wird diese Erinnerungsgeste immer doppelt ausgeführt.

[43] Interview Wandscher vom 26.04.2013
[44] Vgl. Luthe: Trauer. 2012, S. 29.

**Welchen Einfluss haben die bestehenden QR-Codes auf die Trauerbewältigung?**

Es zeigt sich, dass sehr persönliche Motive hinter der Anbringung eines QR-Codes am Grab stehen. Fritz Roth hat sich in seinem Beruf einen Namen gemacht und wurde sogar als „Deutschlands bekanntester Bestatter“[45] bezeichnet. Er hat sich also auf intensive Weise mit dem Thema Trauer beschäftigt. An dem virtuellen Friedhof, den das Familienunternehmen auf ihrer Internetseite eingerichtet hat[46], lässt sich erkennen, dass er gegenüber der Verwendung neuer Technologien in der Trauerbewältigung aufgeschlossen war. Dementsprechend spielen bei Roth sehr spezifische Gründe für die Anbringung eines QR-Codes auf einem Stein am Grab eine Rolle. Auch Jochen Greven steht durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über den Schriftsteller Robert Walser in der Öffentlichkeit, so dass die Anbringung eines QR-Codes auf seinem Grab und dessen Verlinkung zu seiner Wikipediaseite der Bewahrung seines Lebenswerkes dient. Damit steht aber weniger der Trauerprozess, sondern vielmehr die Erinnerung seiner Person und seiner Werke im Vordergrund.

Das Familiengrab der Stuckenberger und Kötterl in München besteht bereits seit 1982. Die letzte Beisetzung war im Jahr 1995. Im Jahr 2012 wurde im Nachhinein ein QR-Code auf einer Stele am Grab installiert. Der Enkel der Verstorbenen, Anton Stuckenberger war einer der zwei Geschäftsführer von eMORIAl. Somit ist hier Trauerbewältigung kein Motiv für das Anbringen des QR-Codes. Vielmehr dient der QR-Code und die damit verbundene Internetgedenkseite der Erinnerung und der „Werbung in eigener Sache“. Aber auch hier wird wieder deutlich, dass das Anbringen von QR-Codes zurzeit (noch) durch sehr persönliche Affinität zu diesem Thema motiviert ist.

[45] Hildebrand, Antje: Bestatter Fritz Roth lacht dem Tod ins Gesicht. Artikel von Die Welt vom 14.12.2012, http://www.welt.de/vermischtes/article112030549/Bestatter-Fritz-Roth-lachte-dem-Tod-ins-Gesicht.html [28.3.2014].
[46] Siehe Pütz-Roth Bestattungen und Trauerbegleitung oHG: Die Gärten der Bestattung, http://www.puetz-roth.de/vf/film.aspx [28.3.2014].

Die Trauerseite von Yannick zeigt einen anderen, wieder sehr spezifischen Umgang mit Trauer und Erinnerung. Er ist im Alter von 20 Jahren bei einem Surfunfall gestorben. Das Grab des Verstorbenen ist sehr individuell gestaltet und bringt sein Hobby zum Ausdruck (Abb. 9). Der Grabstein erscheint in der Form eines Surfbretts, das den Verstorbenen beim Wellenreiten abbildet. Auch in der Bepflanzung taucht die Wassermetapher auf. Das junge Alter, der Unfalltod und seine Interessen haben gegebenenfalls dazu beigetragen, dass Hinterbliebene sehr individuelle und moderne Gestaltungsformen auswählten sowie das Medium Internet einsetzten, um ihre Trauer zu bewältigen.

Damit zeigt sich, dass die Hinterbliebenen eine sehr individuelle Weise wählen, um mit Trauer umzugehen und den Toten in Erinnerung zu behalten. An diesem Beispiel wird deutlich, dass das Internet für die Trauer junger Menschen eine bedeutende Rolle spielen kann. Das Internet bzw. Smartphone ist vor allem für jüngere Generationen zu einem unverzichtbaren Alltagsgegenstand geworden und kann aus diesem Grund zur Artikulation von Trauer beitragen.

*Abb.9: Grab von Yannick, Bad Ems*

Der Trauerprozess lässt sich zeitlich nicht genau festlegen, weil individuelle Voraussetzungen den Ablauf der Phasen beeinflussen. Das Anbringen des Grabsteins erfolgt aus statischen Gründen meist zwischen sechs und zwölf Monaten nach der Beerdigung. Zu diesem Zeitpunkt ist der intensive Trauerprozess aber schon weitgehend abgeschlossen. Damit erfüllt die Internetseite eher die Funktion einer Gedenk- und keiner Trauerseite. Es besteht hingegen die Möglichkeit bereits vor Aufstellen des Grabsteins eine virtuelle Gedenkseite einzurichten, die die Aufgaben der Trauerbewältigung erfüllt. Diese Gedenkseite kann dann mit Aufstellen des Grabsteines bzw. Anbringen des QR-Codes und Beendigung des Trauerprozesses zu einer Erinnerungsseite umfunktioniert werden. Am Beispiel des Grabes von Yannick ist zu beobachten, dass die Trauerseite einen guten Monat nach seinem Tod eingerichtet wurde. Der

Sockel mit dem QR-Code wurde erst mit der Errichtung des Grabsteins und der Grabgestaltung aufgestellt.

Das Beispiel Yannick zeigt, dass besonders für junge Menschen das Internet und QR-Codes neue Möglichkeiten der Trauerbewältigung bieten, da für sie das Internet längst ein wichtiger Bestandteil des Alltags geworden ist. Die Verbindung von Grab und Internet hat aber praktisch noch nicht zur akuten Verarbeitung von Trauer beigetragen, weil das Anbringen von QR-Codes erst nach einer bestimmten Zeit am Grab möglich ist. Die Internetseite für sich stellt damit mehr Potential zur Verfügung als dessen Verknüpfung mit dem Grab durch QR-Codes. Vielmehr bietet die Verbindung durch QR-Codes neue Formen des Erinnerns an Verstorbene.

**Wie wandelt sich die Erinnerung von Toten durch QR-Codes?**

Erinnerung ist selektiv und subjektiv. Ein Grabstein erinnert an eine verstorbene Person. Was auf einem Grabstein steht, ist weitgehend standardisiert. Durch QR-Codes kann der Inhalt von Erinnerung am Grab um ein Vielfaches ausgeweitet werden. Es können Erinnerungen aus unterschiedlichen Perspektiven wie ein Mosaik zusammengestellt werden. Trotzdem bleiben die Informationen, an die erinnert werden, eine Auswahl von Hinterbliebenen, die sich an gesellschaftlich geprägten und gleichzeitig persönlichen Kriterien orientiert. Ein Beispiel der Gedenkseite von Georg Kötterl soll dies verdeutlichen:

> Ich sehe Dich am Tisch sitzend, wie Du gelassen mit den Fingern trommelst - in der anderen Hand Deine Schnupftabakdose. Oder beim Kartenspiel, als Du beim "Watten" wieder mal den "Max" hattest und uns Kindern gezeigt hast, dass man auch noch "stechen" kann, wenn es die Anderen nicht mehr vermuten. Ich sehe Dich mit einem Stück Draht, mit dem Du nahezu alles reparieren konntest. Oder tosend, wenn wir Dich mal wieder über Gebühr geärgert haben. Ich sehe Dich wie Du Dich freust, wenn ich mich über etwas gefeut [sic! Anm. T. S.] habe. Ich sehe einen Freund, den ich nie vergessen werde und den ich sehr vermisse.[47]

Diesen Erinnerungstext hat nach eigenen Worten ein Freund des Verstorbenen verfasst, der ein Enkel des Toten sein kann. Er beschreibt den Mann aus einer ganz bestimmten Perspektive und versucht gezielt ein sympathisches Bild zu vermitteln. Der Verstorbene wird gelobt, um ihn in guter Erinnerung zu behalten und ihm auch der Öffentlichkeit bzw. den

[47] Siehe Gedenkseite von Georg Kötterl, http://memento-traueranzeigen.de/georg_koetterl/ [28.3.2014].

Besuchern der Internetseite in solcher zu präsentieren. Dabei kann der Text nur einen Bruchteil des Lebens des Verstorbenen wiedergeben und ist damit also selektiv - und subjektiv bestimmt. Die Subjektivität wird in diesem Beispiel besonders an dem verwendeten Parallelismus „Ich sehe dich“ deutlich. Der Autor erinnert sich an einige Momente, die für ihn prägend gewesen sind.

Ein Blick auf die Inhalte der Gedenkseiten zeigt, dass die Unterscheidung in retro- und prospektive Erinnerung auch hier sinnvoll ist. Am bedeutsamsten scheinen die retrospektiven Erinnerungen zu sein. Es werden berufliche Leistungen betont, charakterliche Eigenschaften gelobt und verschiedene Bilder aus unterschiedlichen Lebensperioden gezeigt. Darüber hinaus wird immer wieder die Beziehung zu dem Verstorbenen zu Lebzeiten herausgestellt und das Beibehalten in guter Erinnerung betont.[48] Die Wikipedia-Einträge von Fritz Roth und Jochen Greven stellen Sonderfälle dar. Es werden die Biographien gezeigt, sowie Veröffentlichungen und Auszeichnungen aufgelistet.[49] Sowohl bei memento als auch bei „Wir trauern“ waren prospektive Einträge zu erkennen. Zum einen ein Zitat von Augustinus **"Unsere Toten sind nicht tot. Sie schauen mit ihren Augen voller Licht in unsere Augen voller Trauer." Und zum anderen eine persönliche Hoffnungsbekundung auf ein Leben nach dem Tod: „**Ein lieber Mensch ist nicht mehr, bin aber überzeugt, dass sie im Himmel den Frieden hat. Mögen wir es ihr von ganzem Herzen gönnen.” [50]Außerdem heißt es in einem Kommentar zur angezündeten Kerze „Und wir glauben das [sic!] Du lebst.“[51] Die Traueranzeigen, die in der Rhein-Zeitung erschienen und auch auf der Trauerseite abgebildet sind, berufen sich auf einen Vers des neuen Testaments: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt wird leben auch wenn er stirbt. (Joh. 11)“[52] Es lassen sich demnach auch auf Gedenkseiten im Internet transzendente Erklärungen des Todes finden.

[48] Siehe Gedenkseiten von Helene Kötterl, Georg Kötterl, Kal-Heinz Stuckenberger, Hella Stuckenberger http://memento-traueranzeigen.de/

[49] Siehe Fritz Roth (Bestatter), http://de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Roth_%28Bestatter%29 Jochen Grevens, http://de.wikipedia.org/wiki/Jochen_Greven [128.3.2014].

[50] Siehe Gedenkseiten von Hella Stuckenberger und Yannick Wohlkittel, a.a.O.

[51] Siehe Familie Sörries am 13.10.2011 um 19:40 Uhr, http://trauer.rhein-zeitung.de/Traueranzeige/Yannick-Wohkittel#/Gedenkkerzen [28.3.2014].

[52] Siehe Traueranzeigte von Caro Dupp und Familie http://trauer.rhein-zeitung.de/Traueranzeige/Yannick-Wohkittel#/Trauerfall [28.3.2014].

Das Totengedächtnis hat zwei Dimensionen, die sich in „Pietät“ und „Fama“ unterscheiden lassen. Beide Formen des Totengedächtnisses lassen sich auf den verlinkten Internetseiten, die bereits am Grab durch QR-Code abzulesen sind, finden. Pietät wird durch die Pflicht deutlich das Andenken an die verstorbene Person aufrechtzuhalten. Auf der einen Seite tragen QR-Codes zu diesem Andenken bei, weil sie die Informationen, an die es sich zu erinnern gilt, vermehren und auf eine individuelle Art darzustellen vermögen. Auf der anderen Seite kann durch die Anonymität des Internets der Reiz entstehen, mit dem Toten abzurechnen.[53] Die Fama beschreibt wie ein Mensch zu Lebzeiten Vorsorge für ein ruhmreiches Andenken getroffen hat. Diese Dimension des Totengedächtnisses lässt sich in Bezug auf Fritz Roth in Ansätzen erkennen. Der QR-Code an seinem Grab führt zur Wikipedia-Internetseite und listet alle seine Leistungen zu Lebzeiten auf. Roth hat demnach durch seine Aktivitäten vor seinem Tod Vorsorge für ein ehrenvolles Ansehen getroffen. Es steht aber nicht fest, wer der Autor des Wikipedia-Artikels ist. Entwerfen Verstorbene selbst vor ihrem Tod die Erinnerungsseite, wie es Steinmetz Wandscher bevorzugt, dann geht diese Form der säkularen Selbstverewigung mit einem hohen Grad an Selbstinszenierung einher.

Anhand eines weiteren Beispiels von memento soll gezeigt werden, dass das öffentliche Erinnern auf Internetseiten nicht nur der Erinnerung von Verstorbenen dient, sondern ebenso der Selbstdarstellung des Verfassers.

> Gedanken an Hella Stuckenberger:
> Als Kind durfte ich zu Stuckenbergers nach Buch am Erlbach in die Ferien. Mit dem Zug bin ich in München angekommen und Ihr Mann hat mich am Bahnhof abgeholt. Bei ihr zu Hause angekommen wurde ich stets mit großer Liebe aufgenommen. […]
> Hella sagte später zu mir „Das ist die richtige Frau für dich“ - Pia wurde es. […]
> Traurig und unfassbar bekam ich von Sandra die Mitteilung, „Hella ist gestorben“.
> Pia und ich haben an den Abdankungsfeierlichkeiten teilgenommen.
> Wenn ich in München bin, besuche ich ihr Grab und zünde eine Kerze an. […]
> In Liebe Marco[54]

In diesem Beitrag wird die Beziehung zwischen ihr und dem Autor in den Vordergrund gestellt. Er beschreibt nicht nur aus der eigenen Perspektive über die Verstorbene, sondern schildert ebenso seine Bemühungen nach deren Tod. Damit grenzt er sich gegenüber anderen

[53] Vgl. Geser: Gedenkstätten. 1999, S. 231.
[54] Siehe Gedenkseite von Helena Stuckenberger, http://www.memento-traueranzeigen.de/hella_stuckenberger [28.3.2014].

Hinterbliebenen ab und nutzt das Gedenken an die Verstorbene, um sich selbst sowie die Beziehung zu ihr aufzuwerten. Gleichzeitig betont er kollektive Trauerrituale, wie am Grab eine Kerze anzuzünden, und trägt zu deren gesellschaftlichen Reproduktion bei. Andere Hinterbliebene sollen durch seinen Beitrag dazu angeregt werden es ihm gleich zu tun und ebenfalls ans Grab zu fahren und eine Kerze anzuzünden.

**Das „gesellschaftliche Bedürfnis, auf Vergänglichkeit und Tod mit etwas Überdauerndem zu antworten."[55]**

Internetgedenkseiten werben damit, dass sie Verstorbenen für die Ewigkeit einen Erinnerungsort schaffen. Auch eMORIAL hat sich diesen Leitsatz zu Grunde gelegt. Bereits im Namen ist der Begriff „Ewigkeit" zweimal vorhanden. Damit versuchen sie ihren Vorteil gegenüber Gräbern hervorzuheben, die nach eigenen Aussagen nach 15 bis 20 Jahren aufgehoben werden. QR-Codes und damit die Verortung von Internetgedenkseiten werden somit gleichzeitig aufgelöst. Anschließend existiere nur noch die Erinnerung der Toten im digitalen Netz bis in die Ewigkeit. Doch durch die Gespräche hat sich ergeben, dass dieses Versprechen der Anbieter fragwürdig erscheint. Die beiden Steinmetze argumentieren, dass Grabsteine und dessen Inschriften, das heißt auch QR-Codes, länger Bestand haben als Internetseiten.[56] Zumindest ist bei Grabsteinen der Einflussgrad durch Witterung bekannt. Die Aufrechterhaltung bzw. der Augenblick der Abschaltung von digitalen Internetseiten ist für Außenstehende aber nicht vorhersehbar.[57] Deswegen stellt sich ihnen die Frage, ob QR-Codes und die dazugehörigen Internetseiten Erinnerungsräume für die Ewigkeit schaffen.

> Und jetzt ist die Frage, bei der Art wie die Technik nunmal voran schreitet, ähm, ob's denn in 50 Jahren den QR-Code überhaupt noch gibt. Das muss man auch sagen, also es gibt im Grunde jetzt schon eine Erneuerung des QR-Codes. Der ist dann auch schon fast wieder wie ein Barcode ausgerichtet, also mehr länglich gezogen. Er soll angeblich noch mehr können. […] Also jedenfalls ein in Stein gravierter Code wird ewig halten. Das ist nicht das Problem. Wir werden sehen,

[55] Fischer, Norbert: Tod in der Mediengesellschaft: Der flüchtige Tod und Bestattungsrituale im Übergang. Vortrag auf einem Symposium zum Thema Sterben und Tod, Oktober 2003, http://www.postmortal.de/Diskussion/Mediengesellschaft/mediengesellschaft.html [28.3.2014].
[56] Vgl. Wandscher vom 26.04.2013, S. 7f.; Rosenkranz vom 08.05.2013, S. 1.
[57] Rosenkranz verwies hierbei auf die Internetseite „schuelervz.net", die zum 30.04.2013 endgültig abgeschaltet wurde. Siehe http://www.schuelervz.net/ [28.3.2014].

> ob es das Web dann noch gibt oder den QR-Code oder die Programme, die es auslesen können.[58]

In einer Zeit, in der technische Neuerungen in kurzen Wellen aufeinanderfolgen, scheint es paradox zu sein, diese technischen Gegebenheiten für eine Erinnerung bis in die Ewigkeit zu verwenden. Es lässt sich feststellen, dass sowohl das Internet, als auch das Grab bzw. der Grabstein keine Medien der ewigen Erinnerung sind und das gesellschaftliche Bedürfnis nach etwas Überdauerndem nicht ausreichend befriedigen können.

An was und wie sich Menschen erinnern ist kulturell geprägt. Heute lassen sich neue Formen des Erinnerns finden. Sie reichen über das Grab und den Friedhof hinaus ins digitale Netz. Wie erinnert wird bleibt aber durch Sozialisation geprägt und bringt eine spezifische Kultur zum Ausdruck. Die Anzahl von anonymen Bestattungen einerseits und virtuellen Friedhöfen andererseits zeigen, dass Erinnerung heute nicht mehr von einem geografisch gegebenen Ort abhängen. „Im Zeitalter moderner Mobilität und Erneuerung wird das Gedächtnis des Ortes zusammen mit der Haftung an einem bestimmten Fleck Erde obsolet.“[59] Durch QR-Codes werden aber geografisch losgelöste Gedenkseiten an einem Ort lokalisiert. Damit wird dem Grab wieder mehr Bedeutung zugesprochen, als das Zitat von A. Assmann begründet. Es stellt sich somit die Frage, ob QR-Codes eine „Relokalisierung“ des Erinnerns aufzeigen. Eine andere Frage setzt sich der ersten entgegen: Sind QR-Codes nur eine Bedeutungsaufwertung des sich im Verschwinden befindenden Friedhofs?[60] Die Fragen können nur aufgeworfen, aber zu diesem Zeitpunkt in keiner Weise vollständig beantwortet werden. Sie stellen vielmehr einen Untersuchungsgegenstand für kommende Arbeiten dar.

Es lässt sich zusammenfassend festhalten, dass Gedenkseiten im Internet versprechen, das kommunikative Gedächtnis, das nur über wenige Generationen reicht, zu erweitern und damit einen Verstorbenen bis in die Ewigkeiten zu erinnern. Diese Zusicherung, die dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach etwas Überdauerndem entspricht, kann aber nicht aufrecht erhalten werden. Stattdessen entsteht eine neue Form des Erinnerns, die sich an digitalen Techniken bedient, aber selbst nicht das Vergessen von Toten verhindern kann.

[58] Interview Wandscher vom 26.04.2013
[59] Assmann, A.: Erinnerungsräume. 1999, S. 326.
[60] Vgl. Fischer, Norbert: Erde. 1997, S. 161.

## Die QR-Codes in den Medien

Im Jahr 2012 hielt die Diskussion um QR-Codes auf Grabsteinen Einzug in die deutschen Medien. Eine zwar unvollständige, aber dennoch sehr informative Übersicht zu den Veröffentlichungen in Zeitungen, im Radio und im Fernsehen bietet eine Internetseite des Steinmetzes Andreas Rosenkranz.[61] Da die Links zu den Fernsehbeiträgen abgelaufen sind hat Andreas Rosenkranz im März 2014 die Beiträge in Youtube eingestellt. Alle Beiträge sind sogenannte Kurzbeiträge, vor allem innerhalb des Morgen- oder Nachmittagsprogramms. Den ersten Bericht im deutschen Fernsehen sendete RTL am 9. Märtz 2012 - allerdings im Nachtprogramm und war bisher der einzige Beitrag dieses Senders. Auch im deutschen Online-TV gab es bislang auch nur eine deutschsprachige Sendung. [62] In fast allen Beiträgen steht der Kölner Steinmetz Andreas Rosenkranz im Mittelpunkt der Reportage, der als Pionier des Grabsteincodes in Deutschland betrachtet werden darf.

Was kann in den kurzen Beiträgen, die zwischen drei und vier Minuten dauern, vermittelt werden? Die Frühstückssendung „Volle Kanne“ des ZDF zeigte am 01. November 2012 den Beitrag von Rebecca Ramlow „Die letzte Ruhe im Internet.“[63] Damit steht diese Sendung im Kontext des kirchlichen Feiertags Allerheiligen, an dem vielerorts Gräbersegnungen stattfinden. Die ARD veröffentlichte am 18. November 2012 den Beitrag „Vom Grabstein ins Internet“ von Anja Friehoff.[64] Dieser wurde im Rahmen der ARD-Themenwoche 2012 „Leben mit dem Tod“ vom 17.-23. November in der Ratgebersendung „Haus + Garten“ präsentiert. Die Ausstrahlung dieser Beiträge im letzten Quartal 2012 zeigt deren Ausrichtung auf den sogenannten „Trauermonat“ November.

Gemeinsam ist allen Beiträgen die Absicht, grundlegend über die Möglichkeit QR-Codes auf Grabsteinen anzubringen zu informieren. Dennoch lassen sich unterschiedlich dominante Intentionen ausmachen. In der ARD bleibt der Beitrag inhaltlich sachlich. Das ZDF geht über die Informationen hinaus und versucht die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Werten

[61] Siehe Rosenkranz, Andreas: Grabmal.info, http://www.grabmal.info/ [28.03.2014].
[62] Siehe Spiegel Online Video: Grabstein 2.0. Digitale Erinnerung für die Ewigkeit, http://www.spiegel.de/video/grabstein-2-0-per-qr-code-auf-dem-friedhof-erinnerungen-speichern-video-1226101.html [28.3.2014].
[63] Siehe Ramlow, Rebecca: Die letzte Ruhe im Internet. Online-Gedenkstätten halten Erinnerung wach. Ausgestrahlt am 01.11.2012 im ZDF https://www.youtube.com/watch?v=zJEpWW4Jt0U [28.3.2014]
[64] Siehe Friehoff, Anja: Vom Grabstein ins Internet. Ausgestrahlt am 18.11.2012 im ARD, https://www.youtube.com/watch?v=ypEYANZGRAk [28.3.2014]

und Normen zu illustrieren. Das heißt es wird gefragt, welche vorherrschende Meinung es bezüglich des Friedhofs gibt und wie QR-Codes zum Störfaktor werden können. In der ARD wird der Fokus auf das Grab und die Gedenkseite von Yannick (Wohkittel) gelegt. Mit dieser individuellen Geschichte wird der Sachverhalt weniger abstrakt. Die persönliche Geschichte veranschaulicht wie ein Grab mit QR-Code abgebildet aussehen kann. Leider erfährt der Zuschauer nicht, an welcher Stelle die kleinen Steine mit Namen und QR-Code an einer Küste im Wasser liegen. Es bleibt fragwürdig, ob die Aufnahmen am Meer nur inszeniert sind, um die persönliche Geschichte von Yannick zu untermalen. Der Beitrag des ZDF beginnt mit einem Beispiel aus Dänemark. Hier wird ebenfalls eine persönliche Geschichte, in diesem Fall von Kirsten Pedersen, aufgegriffen. Darüber hinaus zeigt der Beitrag als deutsches Beispiel den Privatfriedhof von Fritz Roth in Bergisch-Gladbach. Das ZDF bedient sich dabei an einem amerikanischen Werbevideo der Firma „Quiring Monuments“[65], um zu illustrieren, wie Trauer und Gedenken durch QR-Codes aussehen könnte.

Die Atmosphäre während der Beiträge bleibt meist ruhig; der Gedanke der Totenruhe wird somit unterstrichen. In dem Beitrag der ARD wird das Lied „Heaven“ von Emeli Sandé als Hintergrundmusik verwendet. Dabei werden wiederholt von dem Sprecher Pausen eingelegt, um die Bilder mit dieser Musik wirken zu lassen bzw. den Zuschauer zum Nachdenken anzuregen. Darüber hinaus stellt das Lied einen transzendenten Bezug her und Sandé fragt, ob sie trotz Fehler in den Himmel kommt.

Das Verhältnis von bestehenden Traditionen und modernen Abweichungen bestimmt alle Beiträge. Aber während die ARD nur von einer Verbindung von Tradition und Moderne spricht, stehen die Beiträge des ZDF den QR-Codes kritischer gegenüber. So bezeichnet die ZDF-Autorin Ramelow den QR-Code ironisch mit „Link ins Jenseits“. Natürlich bestimmt nicht nur Ironie die Berichte. Im ZDF wird auf die Wandlungsprozesse bezüglich des Friedhofs hingewiesen und „QR-Codes als Tor in die virtuelle Ewigkeit versus reale Störung der Totenruhe“ diskutiert.[66]

[65] Siehe Quiring Monuments: Living Headstones, http://www.monuments.com/living-headstones [13.06.2013].
[66] Ramlow, s. Anm. 62

Welche Wirkungen hatten die Berichte ? Sicher ist, das im Lauf des Jahres 2012 bis Mitte 2013 eine gesellschaftliche Auseinandersetzung stattfand. Offenbar entstand durch zahlreiche Anfragen bei den örtlichen Friedhofsverwaltungen ein Handlungsbedarf auf höherer Ebene. Sie mündete schließlich in einer vom Deutschen Städtetag im November 2013 versendeten „Handlungsempfehlung zum Umgang mit dem QR-Code“.[67] Die Empfehlungen erlauben ausdrücklich die Anwendung und sprechen sich gegen ein Verbot aus. Allerdings: die Entscheidung bleibt bei der jeweiligen Friedhofsverwaltung. So verlagerte sich die Diskussion auf die lokalen Ebenen, die nunmehr für die lokalen Medien Bedeutung haben.

## Fazit

„Das Ende des Lebens ist das Tor zur Ewigkeit“ ist auf dem ersten deutschen Grabstein mit QR-Code zu lesen. Das Leben des Körpers endet in den meisten Fällen in einem Grab, doch durch QR-Codes können die Toten auf virtuellen Gedenkseiten ewig lebendig bleiben. Dies ist zumindest der Grundgedanke von QR-Codes auf Grabsteinen.

Aus der Frage wie QR-Codes Friedhof, Erinnerung und Trauer beeinflussen ergeben sich sowohl positive wie auch negative Folgerungen. Die Abbildung von QR-Codes auf Grabsteinen verändert das Friedhofsbild im Allgemeinen und die Grabinschriften im Besonderen, insofern für Menschen unlesbare Zeichen erscheinen. Der Friedhofsbesucher ist zum dechiffrieren auf technisches Zubehör angewiesen. Damit sind die Informationen über den Toten nicht jedem frei zugänglich. Außerdem verdeutlicht es die zunehmende Abhängigkeit des Menschen von technischen Geräten. Gleichzeitig passt sich der Friedhof dadurch aber an aktuelle Entwicklungen an, denn Smartphones gehören mittlerweile zu den alltäglichen Gegenständen des Menschen.

Durch QR-Codes verknüpfte Gedenkseiten stellen einerseits eine einfache Erweiterung der Grabinschrift dar, indem mehr und vielfältigere Informationen, Foto- und Audiomaterial zur Verfügung gestellt wird als auf einem einfach Grabstein möglich ist. Andererseits können

[67] Der Link dazu in: http://gedenken-gestalten.de/news/1312/Handlungsempfehlung-zum-Umgang-mit-dem-QR-_%20Code_DST.html

QR-Codes eine Verbindung zwischen offline und online Lebenswelten herstellen, die wiederum zu „mixed realities“ führen.[68]

Auch wenn die Interviews ergeben haben, dass die Friedhofsruhe durch QR-Codes nicht gestört wird, bleibt diese Frage offen. Schließlich haben die medialen Beiträge gezeigt, dass die Friedhofsruhe ein entscheidender Punkt der QR-Code-Kritiker ist. Ein vielfach genannter weiterer Kritikpunkt in den Interviews als auch in den Fernsehbeiträgen ist die Ausstrahlung von Werbung auf den Gedenkseiten und die Unkontrollierbarkeit der Inhalte und Verlinkungen der Internetseiten.

Schließlich kann gesagt werden, dass QR-Codes nicht, wie beispielsweise Aschebeisetzungen und anonyme Bestattungen, zu einer radikalen Veränderung des Friedhofsbildes beitragen. Stattdessen zeigen sie vielmehr, dass auch Friedhofskultur ständigen, wenn auch meist weniger dominanten, Veränderungsprozessen unterliegt.

Die Trauerkultur hat sich besonders durch die Gedenkseiten gewandelt, die neue Möglichkeiten der individuellen Trauerbewältigung bieten. Durch die Verortung der digitalen Gedenkseite an einem Grab mittels QR-Code wird dem Problem der „Entkörperlichung“[69] des Todes entgegengetreten, das häufiger Kritikpunkt der virtuellen Gedenkseiten ist.[70]

Trauerseiten im Internet stellen jedoch mehr Potential für die Bewältigung von Trauer zur Verfügung als deren Verbindung mit dem Grab durch QR-Codes. Dies liegt besonders daran, dass Grabsteine und damit auch QR-Codes erst nach einer gewissen Zeit am Grabplatz aufgestellt werden können. Deswegen hat der QR-Code keinen entscheidenden Einfluss auf akute bzw. anfängliche Trauerphasen. Vielmehr dient der QR-Code am Grab der Erinnerung von Verstorbenen. So fällt die Erinnerung an die Toten durch das Abrufen von Internetseiten am Grab des Verstorbenen leichter, weil dadurch mehr Sinnesmodalitäten angesprochen werden.

Obwohl QR-Codes und damit verbundene Gedenkseiten versprechen, die Toten bis in die Ewigkeit zu erinnern, kann dieses gesellschaftliche Bedürfnis nach etwas Überdauerndem

[68] Vgl. Luthe: Trauer. 2012, S. 31.
[69] Fischer: Geschichte. 2001a, S. 90.
[70] Vgl. Spieker/Schwibbe: Vergessene. 2005, S. 236.

nicht befriedigt werden. Stattdessen wird in der Betonung der Erinnerung bis in die Ewigkeit die Suche nach säkularen Umgangsformen mit dem Tod deutlich. Sörries hat bereits herausgestellt, dass Grabinschriften als Zeichen von Säkularisierung zu verstehen sind. [71] Die quantitative Zunahme des Inhalts durch Grabinschriften in Form von QR-Codes und die Betonung des Bewahrens für die Ewigkeit kann somit als eine fortgeschrittene säkulare Erinnerungsform und Umgang mit dem Tod gedeutet werden.

QR-Codes sind ein Resultat gesellschaftlicher Veränderungsprozesse. Die zunehmende Individualität, Flexibilität, Pluralität und Mobilität beeinflussen das gesellschaftliche Bedürfnis auch in Hinblick auf die Friedhofs-, Trauer- und Erinnerungskultur. Diese Bedürfnisse können durch QR-Codes auf dem Grabstein erfüllt werden. Gleichzeitig nähren sie die Entwicklungen einer Gesellschaft, die mehr Individualität, Flexibilität, etc. erwartet.

Im 21. Jahrhundert gibt es zwei höchst unterschiedliche Tendenzen mit Tod und Verstorbenen umzugehen. Auf der einen Seite wollen Menschen den Tod verdrängen, anonymisieren und vergessen. Auf der anderen Seite versuchen sie Trauer und Abschied bewusst und öffentlich zu gestalten.[72] Die anfangs aufgestellte These, dass QR-Codes auf Grabsteinen ein Ausdruck von reflektierter Auseinandersetzung mit Trauer und Erinnerung sind, hat sich bestätigt. Bereits die Entscheidung für einen QR-Code und letztendlich auch die Auswahl und Gestaltung der Inhalte der Gedenkseite zeigen, dass Menschen das Bedürfnis haben, Verstorbenen in schriftlichter und öffentlicher Form zu gedenken. Dabei stellen sich Betroffene die Fragen: Wie will ich gedenken? An was soll erinnert werden? Die Beantwortung der Fragen setzt eine reflektierte Auseinandersetzung mit dem Leben des Toten und der eigenen Beziehung zu ihm voraus. Für die Einrichtung von Gedenkseiten wird immer wieder der Grund der besseren Trauerbewältigung genannt. Damit zeigt sich, dass Menschen aktiv nach Lösungswegen suchen, um mit ihrer Trauer umgehen zu können. Auch wenn QR-Codes das Grab erst nach einer gewissen Zeit mit der digitalen Gedenkseite verbinden, spielt für die Menschen dennoch Trauer für die Aufstellung des QR-Codes eine Rolle. Damit wird deutlich, dass QR-Codes ein Ausdruck für den reflektierten Umgang mit Erinnerung und Trauer sind und den Tendenzen der Anonymisierung und Verdrängung entgegenstehen.

[71] Sörries: Anfängen. 2009c, S. 14-15.
[72] Vgl. Uden: Toten. 2006, S. 112.

Es ist davon auszugehen, dass zukünftig mehr Gräber mit QR-Codes und Gedenkseiten ausgestattet werden. Erste QR-Codes mit einer zugehörigen Gedenkseite lassen sich unkompliziert und günstig über Internetanbieter erwerben.[73] Aus diesem Grund ist es für zukünftige Arbeiten zu diesem Thema interessant, mit Trauernden selbst zu sprechen und durch ihre Perspektive die Beeinflussung des Trauerprozesses durch QR-Codes zu untersuchen. Außerdem kann zu einem späteren Zeitpunkt tiefgehender untersucht werden, inwiefern QR-Codes zur längerfristigen Bereicherung des Friedhofs beitragen und dabei eine „Bedeutungsaufwertung des sich im Verschwinden befindenden Friedhofs“[74] sind.

**Zur Autorin**

Teresa Adriana Schubert, geb. 1988. Von 2010 bis 2013 Bachelorstudium der Europäischen Ethnologie und Skandinavistik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Von 2011 bis 2013 wissenschaftliche Hilfskraft in der Bibliothek des Instituts für Volkskunde in Freiburg. Seit 2013 Masterstudentin für Interkulturelles Management und Internationale Geschäftsbeziehungen an der Université de Haute-Alsace in Mulhouse, Frankreich.

[73] Stani, Raimund: QR-Gedenken, http://www.qr-gedenken.com/ [28.3.2014].
[74] Vgl. Fischer, Norbert: Erde. 1997, S. 161.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Mai 2014

Charlotte Löffler

# Gerahmte Erinnerung.

## Zur Bedeutung von materieller Kultur im Pflegeheim am Beispiel von privaten Fotografien

*Ein Pflegeheim irgendwo in Stuttgart. Ausgestattet mit einem kleinen Aufnahmegerät klopfe ich an einer der Zimmertüren, die rechts und links von einem langen Gang abgehen. Ein Namensschild sowie ein kleines Foto verraten mir, wer hinter der Türe mit der Nummer 3.4 wohnt. Vorsichtig betrete ich den Raum. Der Bewohner, ein Mann um die 90, sitzt verloren auf seinem Bett. Neben der Standardausstattung in diesem Heim – Pflegebett mit Nachttisch, Kleiderschrank, Kommode und ein Tisch mit zwei Stühlen – gibt es hier auf den ersten Blick nur wenige persönliche Gegenstände. Ich erkläre dem Mann mein Anliegen, dass ich Studentin bin und gerne mit ihm über seinen Alltag im Pflegeheim Sprechen möchte. Er fängt schnell an zu reden. Ich frag ihn nach seinem Umzug ins Pflegeheim und danach, welche Dinge er von Zuhause mitgebracht hat. Sofort zeigt er auf ein Foto an der Wand, das ihn und seine verstorbene Frau bei der goldenen Hochzeit zeigt. Seine Augen fangen an zu leuchten als er von ihr spricht. Das Eis ist gebrochen.*

### Gewohnte Dinge

Den Übergang vom selbstständigen Wohnen in eine Pflegeeinrichtung sowie die durch die räumliche wie materielle Beschränkung spezifische Wohn- und Dingwelt von Bewohnern eines Pflegeheims habe ich im Rahmen meiner Magisterarbeit mit dem Titel „Gewohnte Dinge“ untersucht.[1] Die Frage, welche Bedeutung den Dingen im institutionellen Kontext und

[1] Die gesamte Arbeit wurde in der Tübinger Vereinigung für Volkskunde veröffentlicht: Löffler, Charlotte: Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim. Tübingen 2014 (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 47).

im Prozess von Raumaneignung und ‚Beheimatung' zukommt, stand dabei im Mittelpunkt. Ein zentrales Anliegen der ethnographischen Analyse war es, nicht über Pflegeheimbewohner zu forschen und zu diskutieren, sondern mit ihnen. Die Forschung, so kritisiert der Gerontologe Andreas Ackermann, habe sich der immer größer werdenden Gruppe Pflegeheimbewohner bisher weitgehend verschlossen:

> „Untersuchungen *über* Pflegeheimbewohner findet man zuhauf. In den seltensten Fällen jedoch werden Forschungsvorhaben mit den Betroffenen selbst als Informationsträger ausgewählt. Da werden Pflegeakten nach Informationen durchforstet, Sterbeurkunden analysiert, Pflegekräfte und Angehörige über Pflege- und Versorgungsqualität befragt."[2]

In einer Mikrostudie wurden daher zehn Bewohner eines als ‚klassisch' definierten Pflegeheims, das *Haus Franziska* in Stuttgart, zu ihrem Umzug ins Pflegeheim und ihrem Wohnalltag dort befragt.[3] Klassisch meint, dass es sich um eine Institution handelt, die durch standardisierte Vollversorgung gekennzeichnet ist. Die Institution kümmert sich in diesen Häusern um die Mahlzeiten, die medizinische Versorgung, die Pflege und die Unterhaltung ihrer Bewohner sowie die Reinigung und Instandhaltung ihrer Wohnräume. Der Einzug ist in der Regel erst dann möglich, wenn dem Betroffenen die Pflegebedürftigkeit durch die Vergabe einer sogenannten Pflegestufe bestätigt wurde. In ein solches Heim ziehen die Bewohner[4] in der Regel nicht präventiv und freiwillig, sondern aus einer akuten Notsituation heraus. Statistisch gesehen sind die Bewohner beim Einzug ins Pflegeheim derzeit im Durchschnitt etwa 85 Jahre alt, die durchschnittliche Verweildauer liegt bei rund zwei Jahren.[5]

Vor meinen ersten Erfahrungen im Feld hatte ich angenommen, dass die Menschen viele Erinnerungsstücke mit ins Pflegeheim nehmen und von den damit verbundenen Geschichten erzählen würden. Doch anders als erwartet gab es nur wenig solcher ‚geschichtsträchtiger' Gegenstände in den Zimmern und vieles wirkte wie zufällig in diesen Räumen, anstatt

---

[2] Andreas Ackermann: Empirische Untersuchungen in der stationären Altenhilfe. Relevanz und methodische Besonderheiten der gerontologischen Interventionsforschung mit Pflegeheimbewohnern. Münster 2005, S. 5.

[3] Der Name des Pflegeheims sowie die Namen aller Bewohner wurden aus Gründen der Anonymität geändert.

[4] Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird im Folgenden bei Personenbeschreibungen durchgängig nur die männliche Schreibweise verwendet und auf Doppelformen verzichtet. Alle Bewohnerinnen des Haus Franziska sind in diese Bezeichnung aber ausdrücklich mit eingeschlossen.

[5] Vgl. Karin Wilkening/Roland Kunz: Sterben im Pflegeheim. Perspektiven und Praxis einer neuen Abschiedskultur. Göttingen 2005, S. 17.

bewusst ausgewählt zu sein. Einzig private Fotografien waren – mal in großer, mal in kleiner Stückzahl – in jedem Zimmer präsent. Private Fotografien gelten in unserer Gesellschaft als *die* Erinnerungsstücke schlechthin, nirgends scheinen
biographische Spuren deutlicher sichtbar als beispielsweise auf Familienfotos. Welche Bedeutung und Funktion kommt privaten Fotografien im Wohnalltag eines Pflegeheims zu? Spielen sie aufgrund ihrer starken Aufladung mit Erinnerung eine besondere Rolle im institutionellen Kontext und im Prozess der Raumaneignung? Diese Fragen sollen im Folgenden anhand des empirischen Materials beantwortet werden. Im ersten Schritt möchte ich dabei auf die Raumaneignungsprozesse im Pflegeheim im Allgemeinen eingehen, bevor in einem zweiten Schritt die privaten Fotografien in den Mittelpunkt der Analyse gestellt werden.

*Foto: Merik van Soest*

**Gebrauchswert vor Gefühlswert**

Empirische Studien verweisen darauf, dass Heimbewohner sich hauptsächlich innerhalb der Institution und dort wiederum den größten Teil des Tages in ihrem Zimmer aufhalten. Dem privaten Raum kommt im Alltag der Bewohner demnach eine zentrale Rolle zu.[6]

Bei ihrem Einzug handelt es sich um einen standardisierten Raum und es stellt sich die Frage, wie und in welchem Maß die Bewohner zu diesem eine Beziehung aufbauen. Bei diesem Prozess der Raumaneignung[7] wird der Raum durch das Einrichten und Gestalten verändert und an individuelle Bedürfnisse und Wünsche angepasst. Das Ergebnis der Raumaneignung ist schließlich ein Produkt, mit dem sich der Handelnde identifizieren und in dem er seine eigenen Entscheidungen erkennen kann: Der vorher unbekannte Raum wird zum gelebten Raum.[8] Die Möglichkeiten zur Raumaneignung sind in Institutionen wie einem Pflegeheim grundsätzlich begrenzt, weil beispielsweise bauliche Veränderungen und Maßnahmen wie das Streichen von Wänden oder das Verlegen eines neuen Bodenbelags in der Regel nicht gestattet sind. Die Personalisierung und Markierung des Raumes kann aber auch durch dessen Ausstattung mit Gegenständen wie Möbeln oder deren Inszenierung, also ihre Anordnung im Raum, geschehen.

Das Kuratorium Deutsche Altershilfe fordert schon seit Jahren, dass es den Bewohnern in jeder stationären Pflegeeinrichtung erlaubt sein muss, biographiebezogene Möbelstücke mitzubringen, weil durch sie Normalität erzeugt werde.[9] Im Pflegeheim Franziska ist es fast uneingeschränkt gestattet, eigene Möbel mitzubringen.[10] Allerdings wird von diesem Angebot nur sehr wenig Gebrauch gemacht, alle Bewohner hatten die Standardausstattung übernommen und diese lediglich mit eigenen Kleinmöbeln wie zum Beispiel einem Sessel ergänzt. Der Umzug ins Pflegeheim warf bei allen von mir befragten Bewohnern und ihren

---

[6] Vgl. Winfried Saup/Monika Reichert: Die Kreise werden enger. Wohnen und Alltag im Alter. In: Eckart Frahm/Gerhard Nägele/Annette Niederfranke (Hg.): Funkkolleg Altern. Opladen 1999, S. 245-287, hier S. 261.

[7] Es bleibt anzumerken, dass es sich bei der hier thematisierten Aneignung von Wohnraum um eine Sonderform handelt. In der Ökopsychologie und Humangeographie wird der Begriff vor allem in Verbindung mit Städteplanung und Architektur verwendet.

[8] Vgl. Tilmann Habermas: Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung. Frankfurt a.M. 1999, S. 124-130.

[9] Vgl. Kuratorium Deutsche Altershilfe (Hg.): Rund ums Alter. Alles Wissenswerte von A bis Z. München 1996, S. 177f.

[10] Einzige Ausnahme ist das Pflegebett, das von den Bewohnern übernommen werden muss.

Angehörigen die gleiche Frage auf: Was brauche ich, beziehungsweise was braucht mein Verwandter im Heim? Der folgenden Aussage der 90-jährigen Frau Putz würden wahrscheinlich die meisten Heimbewohner zustimmen: „So viele Sachen, die ich auch nicht mehr brauche jetzt.“[11] Die Begründungen der Bewohner, warum kaum Möbel aus dem früheren Haushalt übernommen wurden, ähneln sich in der Hinsicht, dass ihre Abwesenheit aus funktionalistischer Sicht erklärt wird: Fehlende Notwendigkeit und Platzmangel wurden häufig als Argumente genannt. Die emotionalen Qualitäten der Möbel werden hinter die Frage nach ihrer praktischen Funktion innerhalb der neuen Umwelt zurückgestellt: Gebrauchswert vor Gefühlswert. Dass auf die Mitnahme von eigenen Möbeln größtenteils verzichtet wurde, lag darüber hinaus auch daran, dass es Hilfe von außen erfordert hätte, diese ins Heim zu bringen: Anstatt immer um Hilfe zu bitten und damit Gefahr zu laufen, den Angehörigen, die für den Transport der Dinge ins Heim zuständig waren, zur Last zu fallen, verzichten einige der Bewohner lieber auf bestimmte geliebte Objekte wie das folgende Zitat der Heimbewohnerin Frau Putz belegt:

> „Dass ich eigene Möbel..? Nee, das hab ich gar nicht groß angefangen. Ich kann keine so Umstellung brauchen und meine Nichte hat das jetzt auch gar nicht geschafft und ich will auch gar nicht so viel Zeug haben. […] Und da will ich mich bescheiden, nicht dass man nachher wieder weiß Gott was ausräumen muss.“[12]

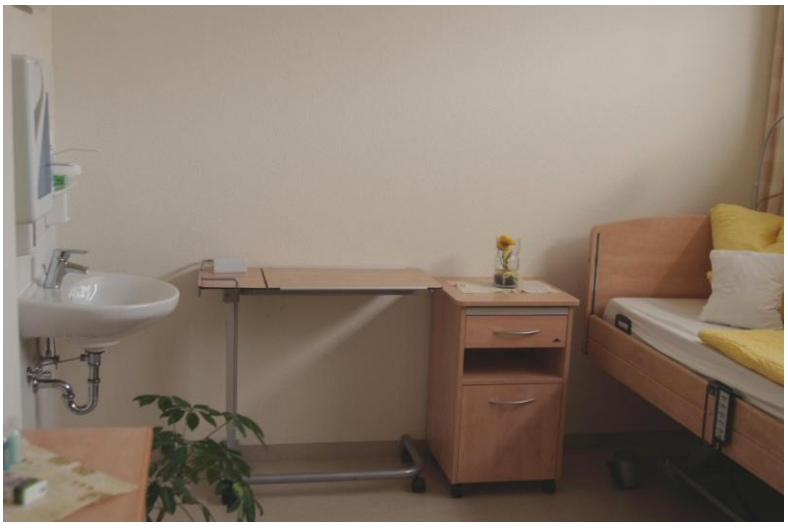


*Foto: Merik van Soest*

[11] Frau Putz, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 04.11.2010.
[12] Ebd.

**Nackte Wände versus Wohnlichkeit**

Eine weitere Möglichkeit der Personalisierung eines standardisierten Raumes besteht darin ihn zu dekorieren. Die Wände sind als größtenteils freie Fläche für diese Form der Aneignung prädestiniert. In den 1980er-Jahren kam es zu einem Umdenken im Pflegeheimbau: Die neuen Heime wurden zunehmend auch als Wohnstätten und nicht mehr nur als reine Orte der Pflege konzipiert.[13] Neben Alltagsorientierung und Selbstbestimmung ist „Wohnlichkeit" heute zentrales Qualitätskriterium jeder stationären Pflegeeinrichtung. Auch im Haus Franziska sollen sich die Bewohner wohl und wie Zuhause fühlen. Nackte Wände sind mit den Attributen ‚Wohnlichkeit' und ‚Gemütlichkeit' nicht zu vereinbaren, daher werden nicht nur die Wände der öffentlichen Räume vom Personal geschmückt, sondern es ist den Bewohnern auch erlaubt etwas an die Wände in ihren Zimmern zu hängen: „Ja, das soll man und darf man. Jeder macht halt wieder neue Löcher. Das halte ich sogar für großzügig, nicht? Denn das muss man ja nachher alles ausbessern wieder"[14], erklärt mir eine Bewohnerin. Eine der Befragten, Frau Haas, ist beispielsweise selbst Künstlerin und hat viele ihrer selbstgemalten Aquarelle aufgehängt und so das Zimmer zu ihrer eigenen kleinen Galerie gemacht. „Aber ich bin froh, wenn Besucher kommen, sagen sie: ‚Ach, so wollte ich es auch haben.'"[15] Den Besuchern kann sie zu jedem Bild eine kleine Geschichte erzählen. Zusammen mit neueren Werken hängt dort zum Beispiel auch ihr erstes Aquarell, das sie mit 17 Jahren gemalt hat.
Neben Gemälden, Zeichnungen oder anderen Kunstwerken eignen sich besonders private Fotografien als Wandschmuck. Der Heimleiter betont im Interview die Bedeutung von privaten Fotografien für die Bewohner des Heims. Im Vorgespräch werden deshalb die Angehörigen gebeten, ihrem Verwandten Fotos und Fotoalben ins Pflegeheim zu bringen:

> „Und dann bespricht man halt mit ihnen, was man so braucht, welche persönlichen Gegenstände mitgegeben werden sollen. Fotos zum Beispiel. […] Fotos, Fotobände, wo vielleicht die ganze Geschichte von denen drin ist"[16]

[13] Kuratorium Deutsche Altershilfe (Hg.): Neue Konzepte für das Pflegeheim – auf der Suche nach mehr Wohnlichkeit. Köln 1988, S. 14.
[14] Frau Putz, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 04.11.2010.
[15] Frau Haas, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 12.2.2011
[16] Herr Taler, Heimleiter des Haus Franziska. Interview am 06.03.2011.

Die privaten Fotos dienen dem Beschäftigungsteam des Heimes auch als Grundlage für die sogenannte „Biographiearbeit“, die im Haus Franziska regelmäßig auf dem Programm steht und bei der mit den Bewohnern über ihre persönlichen Lebensgeschichten gesprochen wird – sie haben also auch eine ganz praktische Funktion im Heimalltag.

**Materialisierte Erinnerung**

1977 führten die Psychologen Mihaly Csikszentmihaly und Eugene Rochberg-Halton für ihre Studie zur Beziehung zwischen Mensch und Ding eine breit angelegte Befragung von 82 Familien durch. Alle wurden nach „besonderen Objekten“, also nach für sie bedeutungsvollen und signifikanten Dingen, gefragt. Die Dingkategorie Fotos wurde in der Studie, bei der jeweils mehrere Generationen einer Familie befragt wurden, von den Familienältesten als sehr bedeutsam eingestuft: „Nach Häufigkeit geordnet, rangiert die Objektkategorie ‚Fotografien‘ bei der jüngsten Generation an sechzehnter Stelle, bei den Großeltern an erster Stelle.“[17] Dies hängt auch damit zusammen, dass private Fotografien für ihre Besitzer nicht nur dekorativ-ästhetische Funktion haben, sondern in erster Linie der Erinnerung dienen. „Sich zu erinnern wird im Alter oft dringlicher, nicht nur, weil mit jedem Tag die Geschichte und Geschichten mehr werden, die Zeit, sie zu bedenken, zu bewältigen und zu erzählen weniger wird.“[18]
Auch der Psychologe Tilman Habermas zählt Fotografien zu den Erinnerungsobjekten, die er als symbolische Objekte mit Zeichenfunktion beschreibt, die keine direkten praktischen Zwecke erfüllen.[19] Der Anthropologe Adam Drazin und der Medienwissenschaftler David Frohlich sprechen in ihrem Aufsatz über Fotokontextualisierung, dem eine ethnographische Untersuchung in englischen Wohnhäusern zugrunde liegt, von Fotos als „materialised memories“[20]. Auch für die Bewohner des Hauses Franziska sind Fotografien auf das Engste mit dem Begriff der Erinnerung verknüpft, wie die Reaktion einer Bewohnerin auf die Frage, ob etwas in ihrem Zimmer besonders mit Erinnerung verbunden sei, zeigt: „Nein eigentlich

[17] Mihaly Csikszentmihaly/Eugene Rochberg-Halton: Der Sinn der Dinge. Das Selbst und die Symbole des Wohnbereichs. München 1989, S. 86.
[18] Gabriella Dixon: Die Anordnung der Dinge. Materielle Kultur im Altersheim. In: Cornelia Meran (Hg.): an/sammeln, an/denken. Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst. Salzburg/Wien 2005, S. 43-45, hier S. 43.
[19] Vgl. Habermas 1999 (wie Anm. 7), S. 287.
[20] Adam Drazin/David Frohlich: Good Intentions: Remembering through Framing Photographs in English Homes. In: Ethos, 72, 2007, S. 51-76, hier S. 51.

bis jetzt nicht… Sie meinen Fotos oder so?“[21] Eine andere Bewohnerin assoziierte ähnlich: „Bilder zum Beispiel. Das ist doch ne‘ Erinnerung! Da sind viele schon gestorben.“[22] Der Kunsthistoriker Geoffrey Batchen hat bereits bemerkt, dass der Gedanke, Fotografien seien selbst „art of memory“, so populär geworden sei, dass die Begriffe „Fotografien“ und „Erinnerung“ im Alltag längst synonym konstruiert würden.[23]

**Auswählen und Anbringen**

Aber nicht allein der Inhalt beziehungsweise das Motiv der Fotos ist wichtig, sondern auch ihre Integration in die häusliche Sphäre, das heißt ihre Selektion und ihr Arrangement.[24] Der Akt des Auswählens und Anbringens selbst ist Bestandteil des aktiven Raumaneignungsprozesses und der Erinnerungsarbeit. Drazin und Frohlich bezeichnen ihn als „framing“:

> „In short, people put photos in different places including in frames, on boards, in books, and in envelopes, and it is these practices we refer to with the term framing. Framing illustrates how remembering is not only an abstract, internalized, passive process, but a socially creative act which happens in interaction with the external, material world. “[25]

Durch die Anordnung und Präsentation der Bilder – ihre Architektur – lässt sich auch Wertigkeit ausdrücken: Ein Rahmen beispielsweise hebt eine Fotografie optisch hervor und signalisiert Dauerhaftigkeit. Aber auch die Platzierung des Fotos sagt etwas über die Bedeutung des Bildes aus. Fotoalben werden explizit angelegt, um die Fotos darin zu konservieren und zu sammeln, während die Fotos an Pinnwänden eher informellen Charakter haben und regelmäßig ausgetauscht werden.[26]
Bei meiner Forschung zeigte sich, dass für das Aufhängen der Bilder im Pflegeheim meist die Angehörigen der Bewohner verantwortlich sind, weil den alten Menschen selbst die

[21] Frau Putz, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 04.11.2010.
[22] Frau Haas, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 12.02.2011.
[23] Vgl. Geoffrey Batchen: Forget me not. Photography and Remembrance. N.Y. 2004, S. 8.
[24] Vgl. Fiona R. Parrott: Bringing Home the Dead: Photographs, Family Imaginaries and Moral Remains. In: Mikkel Bille/Frida Hastrup/Tim Flohr Soerensen (Hg.): An Anthropology of Absence. Materializations of Transdence and Loss. N.Y. 2010, S. 131-138, hier S. 132.
[25] Drazin/Frohlich 2007 (wie Anm. 19), S. 53.
[26] Vgl. ebd., S. 58-64.

Werkzeuge, die Kraft, die Koordination oder der Wille dazu fehlen: „Der älteste Sohn, unser Werner, der hat die Sachen da aufgehängt, mit einem ganz kleinen Nägele sind die da alle befestigt.“[27] Eine weitere Bewohnerin erzählt von den vielen Familienfotos, die sie in ihrer früheren Wohnung an den Wänden hatte. Auf die Nachfrage, warum sie diese in ihrem neuen Zimmer nicht aufgehängt hat, stellte sich heraus, dass dies ganz praktische Gründe hat: „Ach ja, ich weiß nicht. Ich hab keinen Nagel und keinen Hammer. Ich hab nichts an Werkzeug.“[28] Eine andere Bewohnerin erlebte eine ganz besondere Weihnachtsüberraschung:

> „Da war ich Weihnachten bei meiner Tochter […]Und dann sind sie da hin, wo meine Wohnung noch ist. Und da hat es so viel Schnee gehabt […] und die sind reingegangen. Ich hab nicht gewusst, was die wollten. Und dann sind sie gekommen mit, ich weiß nicht was für Taschen und Hammer und Nägel. Und dann ist sie hier gekommen und hat alles hin montiert.“[29]

**Präsenz des Abwesenden**

In einem anderen Zimmer war eine Wand fast komplett von Fotografien eingenommen, die im Stil einer Collage angebracht sind. Als Überraschung hatte eine Angehörige von Frau Türk schon vor ihrem Einzug den Grundstock dafür gelegt und einige Familienfotos aufgehängt. Seither ist die Collage zu einer lebendigen Bilderwelt geworden, die immer weiter wächst und stetig ergänzt und aktualisiert wird. Auch in der Familie von Herrn Schlosser, der während des Interviews immer wieder auf die Fotos an den Wänden verwies, ist die Weitergabe und der Austausch von Fotos ein wichtiges Ritual. Sein Sohn hat ihm einen digitalen Bilderrahmen installiert, auf dem Familienfotos, vor allem Bilder seiner zwei Enkelkinder, wie auf einem Film ablaufen.

Die beiden Beispiele zeigen, wie wichtig Familienfotografien für die Familienmitglieder sind. Drazin und Frohlich gehen so weit zu sagen, dass der Prozess des Teilens von Familienfotos ein konstitutives Element von Familie ist.[30] Das Austauschen und Selektieren der Bilder sind soziale Aktivitäten, die Nähe zwischen Familienmitgliedern und Freunden erzeugen. Gleichzeitig fungieren die Fotos als eine Art Platzhalter, wenn die darauf Abgebildeten nicht

[27] Herr Küster, Bewohner des Haus Franziska. Interview am 04.11.2010.
[28] Frau Lewandowski, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 12.01.2011.
[29] Frau Henker, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 11.02.2011.
[30] Vgl. Drazin/Frohlich 2007 (wie Anm. 19), S. 52.

anwesend sein können, und als materielles Verbindungsglied zwischen Menschen und Orten: Sie sind Präsenz des Abwesenden. „Ich will die Familie immer in der Nähe haben“[31], erklärt mir Herr Schlosser, als wir über den digitalen Bilderrahmen sprechen. Mit den Worten „dann hab ich sie immer vor Augen“[32] betont auch Frau Türk die Bedeutung der Fotos ihrer Verwandten, die teilweise weit entfernt in Amerika leben, an ihrer Wand.

Was die Auswahl der Fotos betrifft, die im Raum exponiert werden, hat Parrott festgestellt, dass es vor allem die makellosen und nostalgischen Fotos sind, die im auch für Besucher zugänglichen Bereich eines Hauses – Flur, Wohnzimmer, Esszimmer, Küche – gezeigt werden.[33] Die Bilder zeigen meist glückliche und harmonische Momente, erinnern an besondere Erlebnisse. Ihre Betrachtung ist der Versuch, die eingefangene Stimmung wieder heraufzubeschwören. Die Präsentation im Raum hat außerdem die Funktion, dass dadurch mit anderen Menschen über die abgebildeten Situationen oder Menschen gesprochen werden kann. Sie sind für Besucher eine Einladung zum Anschauen und evozieren bei ihren Besitzern Erzählungen.

Gabriela Dixon beschreibt in ihrem Aufsatz über materielle Kultur im Altersheim, dass die Dinge im Heimzimmer nach ihrer emotionalen Bedeutung angeordnet werden und eine Art Musealisierung des vergangenen Lebens stattfindet:

> „Was zu Hause eine beiläufige Ansammlung war, kann in der absichtsvollen Anordnung der Dinge im Heim zum Museum werden und macht die Bewohner zu Kuratoren; nur die Besucher bleiben, was sie waren: Besucher. In den ausgestellten Objekten sind ihre Lebensgeschichten als Geschichten vergangener Alltage eingeschrieben.“[34]

Den klassischen Verlauf des Umziehens, bei dem Dinge ausgewählt, ausgemustert und in Kisten gepackt werden, erlebte im Gegensatz dazu keine der im Haus Franziska befragten Personen beim Übergang ins Heim, da sie größtenteils direkt vom Krankenhaus in die Pflegeeinrichtung kamen. Einen bewussten und ‚kuratorischen‘ Umgang mit den Dingen wie Dixon ihn beschreibt, gab es daher in der Regel nicht. Die Dinge, die im Zimmer vorhanden sind, wurde ihnen von ihren Angehörigen (mit)ausgewählt, ins Heim gebracht und – wie sich

[31] Herr Schlosser, Bewohner des Haus Franziska. Interview am 04.11.2010.
[32] Frau Türk, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 23.02.2011.
[33] Vgl. Parrott 2010 (wie Anm. 23), S. 133.
[34] Dixon 2005 (wie Anm. 17), S. 45.

im Fall der Fotografien gezeigt hat – zumindest auch teilweise angeordnet bzw. angebracht. Private Fotografien können als „Standardrepertoire einer personalisierten Zimmerausstattung“[35] betrachtet werden und es ist daher sehr naheliegend, dass diese den Weg vom alten Zuhause hin in die Pflegeeinrichtung finden: Es sind die Gegenstände, mit denen man einen Raum am einfachsten individualisieren und emotional aufladen kann. Die Bewohner sind in der Regel dankbar für die Fotos: „Ich hab mich ja gefreut, dass ich etwas habe. Ich habe vorher nichts hier gehabt“[36], berichtet mir Frau Henker und Frau Haas erklärt: „Ich habe viele Bilder, Fotos, davon zehre ich.“[37]

Hinzu kommt, dass Fotos im Gegensatz zu beispielsweise Schmuck, den keiner der Bewohner im Heimzimmer aufbewahrt, nur für die Besitzer von Wert sind, sodass die Sorge um Diebstahl in diesem Zusammenhang kein Thema darstellt: Der Kreis der Menschen, bei denen die Fotos im Heimzimmer „biographische Assoziationen“[38], Erinnerungen und Vertrautheit wecken, ist äußerst klein. Helga Raschke hat während ihrer volkskundlichen und musealen Beschäftigung mit Lebenserinnerungen die Erfahrung gemacht, dass Familien oftmals nach dem Tod eines Angehörigen oder bei dessen Umzug ins Heim die zurückbleibenden Fotos entsorgen: „Die Nachfahren haben in der Regel kein Interesse an alten Familienaufnahmen, da sie keine Beziehung zu den abgebildeten Personen haben und diese in den Alben kaum oder unzureichend beschriftet sind.“[39] Der Schwiegertochter von Frau König fehlte der persönliche Zugang zu deren Fotos und so hat sie diese im Rahmen der Wohnungsauflösung kurzerhand entsorgt. „Und da hab ich viele Bilder und die sind alle weg. Die sind weg! Ach, wie viele Kästen hatte ich? Von allen Reisen. Ich hab sie nicht mehr gesehen. Tja. Naja, damit muss man sich abfinden, das ist das Beste.“[40]

Private Fotos sind für viele Bewohner der vielleicht persönlichste Besitz. Ihre Bedeutung manifestiert sich in ihrer Exponierung im Raum, die die Abwesenden dauerhaft präsent macht. Hinzu kommen die aus der Präsentation entstehenden Möglichkeiten zur Kommunikation über die Fotos mit Besuchern und somit auch über Vergangenheit,

[35] Ebd., S. 44.
[36] Frau Henker, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 11.02.2011.
[37] Frau Haas, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 12.02.2011.
[38] Habermas 1999 (wie Anm. 7), S. 295.
[39] Helga Raschke: Alltag im Foto. In: Irene Ziehe/Ulrich Hägele (Hg.): Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag. Münster 2004, S. 295-305, hier S. 287f.
[40] Frau König, Bewohnerin des Haus Franziska. Interview am 18.01.2011.

Gegenwart und Zukunft.

*Foto: Merik van Soest*

*Ich spreche den Bewohner auf andere Dinge im Raum an, von denen ich denke, dass sie für ihn Erinnerungswert haben könnten. Eine Puppe fällt mir auf und eine alte Uhr. Auffällig ist, dass er sich immer erst orientieren muss, das angesprochene „Ding" im Raum suchend: Ich habe den Eindruck, dass er selbst nicht so genau weiß, was er eigentlich alles in seinem Zimmer hat. Einzig auf das Foto seiner Goldenen Hochzeit verweist er selbst. Irgendwann klopft es an der Türe, es ist Zeit für das Mittagessen. Gemeinsam machen wir uns auf den Weg in den Speisesaal. Der Bewohner hat mir mehr als nur seine Zimmertür geöffnet, er hat mir einen Einblick in seine Geschichte und seinen Alltag im Heim gegeben. Lachend winkt er mir zum Abschied.*

**Zur Autorin**

Charlotte Löffler, geb. 1986. Von 2005 bis 2012 Studium der Empirischen Kulturwissenschaft, Neueren deutschen Literaturwissenschaft und Religionswissenschaft an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Von 2009 bis 2012 wissenschaftliche Hilfskraft bei der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwestdeutschland“ des Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft. Seit 2012 Volontärin bei der ZF Kunststiftung in Friedrichshafen. 2014 erschien ihre Magisterarbeit "Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim" bei der Tübinger Vereinigung für Volkskunde.

# Die Erzählungen des Wilhelm Hampp

Kindheit und Jugend in Stuttgart 1894 – 1914

Bearbeitet und kommentiert von Gerhard Prinz

Neu zusammengefasst und ergänzt[1]

Stuttgart, Wilhelmsplatz um 1900 © Stadtarchiv Stuttgart

Inhalt

Vorbemerkungen des Bearbeiters 2
Vorrede von Wilhelm Hampp 8
Herkunft und Familie 9
Kindheit 13
Erste Schulzeit 22
Attraktionen 25
Schulzeit, Fortsetzung 38
Ferien in Ostelsheim 48
Der Ernst des Lebens 67
Militärzeit 73
Ausblick 101

1 Bisher waren 3 Teile der Edition publiziert. Mit dieser Publikation ist die Edition vollständig. Der große Umfang und die besondere Situation einer Biographie mit Kommentaren in den Fußnoten führten zu Veränderungen der sonst üblichen Textstruktur.

## Vorbemerkungen des Bearbeiters

### Stuttgart vor dem Ersten Weltkrieg

Mit Ausnahme eines kurzen Ausblickes auf sein späteres Berufsleben behandeln die Erzählungen von Wilhelm Hampp (1890–1967) einen Zeitraum, der um 1894 beginnt und 1914, mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges, endet. Es sind also Berichte aus der als „Wilhelminisches Zeitalter“ bezeichneten Epoche. Ihre Bezeichnung bezieht sich zwar auf den von 1888 bis 1918 regierenden Hohenzollernkaiser Wilhelm II., doch hat sie in Württemberg doppelte Gültigkeit: Auch hier amtiert von 1891 bis 1918 ein zweiter Wilhelm, der allerdings in Auftreten und Amtsführung mit seinem Berliner Namensvetter wenig gemeinsam hat. In der Rückschau gehört seine Ära bis zum Kriegsbeginn zu den mit dem Prädikat „Gute alte Zeit“ versehenen Epochen. Wirtschaftlich ist sie das ohne Zweifel, vor allem im Hinblick auf das, was danach kommen würde. Von kurzen Konsolidierungsphasen abgesehen, beginnen anhaltend bessere Zeiten erst wieder durch das bundesrepublikanische „Wirtschaftswunder“ der 1950er-Jahre. Eine gute Zeit ist die wilhelminische Ära auch im Vergleich mit den vorangehenden „Gründerjahren“: Auf den um 1860 einsetzenden, durch die Reichsgründung von 1871 verstärkten, doch schon nach dem Wiener Börsenkrach von 1873 endenden Boom folgt nämlich eine lange Phase der wirtschaftlichen Depression. In den 1880er-Jahren geht es allmählich wieder aufwärts, doch eine längere, bis 1914 anhaltende Hochkonjunkturphase setzt erst um 1895 ein[2]. Zugleich vollendet sich nun die Entwicklung Württembergs vom Agrar- zum Industrieland. Dadurch verändert sich auch Stuttgart: Die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts „geistig und kulturell ungemein lebendige, wirtschaftlich aber stark gehemmte Haupt- und Residenzstadt des kleinen Königreichs Württemberg“ wird jetzt „zur modernen Großstadt und zur Wirtschaftsmetropole des Mittleren Neckarraums“ – so formuliert es Paul Sauer in seinem Standardwerk zu diesem

2 Überblick in: Boelcke, Willi A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800 – 1989. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, 16). Stuttgart, Berlin und Köln 1989. S. 225 f.

Zeitabschnitt der Stadtgeschichte[3]. Einige Zahlen machen das deutlich: Hauptsächlich durch Zuwanderung, aber auch durch Eingemeindungen wächst die Einwohnerzahl der Stadt zwischen 1895 und 1910 von 158.000 auf 286.000 Personen[4]. Im Jahre 1895 sind 40.000 Personen in gewerblichen Betrieben beschäftigt; 1907 sind es fast doppelt so viele, nämlich 76.000[5]. Die Menge der mit der Eisenbahn nach Stuttgart gelieferten Kohle, des Hauptenergieträgers dieser Zeit, steigt zwischen 1893 und 1910 von 159.000 auf 397.000 Tonnen![6]

Stuttgart um 1890 © Stadtarchiv Stuttgart

**Aus dem Blickwinkel der „kleinen Leute“**

Solche Entwicklungen bleiben nicht ohne Auswirkungen auf das alltägliche Leben der Stuttgarter und Stuttgarterinnen. Wilhelm Hampps Erzählungen geben vielfältige und oft detaillierte Einblicke in diese stürmische Modernisierungsphase. Sie tun dies

3 Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988, S. 10.
4 Ebd., S. 31.
5 Ebd., S. 142.
6 Ebd., S. 134.

aus dem Blickwinkel der „kleinen Leute“, für die Licht und Schatten der neuen Zeit nahe beieinander liegen. Der Fortschritt macht das Leben leichter und interessanter, doch nicht alle können daran teilhaben oder müssen sich zumindest ihre Teilhabe sauer verdienen. So ist es auch bei den Eltern des Erzählers. Der Vater ist das uneheliche Kind eines Fuhrmanns, bleibt ohne Berufsausbildung, wird „Vorspannbub“ bei der Stuttgarter Pferdestraßenbahn und avanciert dort nach der Ableistung seines Militärdienstes zum Kutscher. Nach einigen Jahren wechselt er in gleicher Funktion zur neu gegründeten Berufsfeuerwehr, bleibt dort zwölf Jahre und lässt sich dann zum Desinfektor ausbilden. Seine Ehefrau kommt „vom Land“, aus den für Altwürttemberg so typischen kleinbäuerlichen Verhältnissen und muss sich gleich nach der Schule als Dienstmädchen verdingen – „dienen gehen“ heißt das damals. Irgendwann kommt sie nach Stuttgart, wo sie vor ihrer Heirat Köchin im Haushalt eines Bankdirektors ist.

Auf lange Sicht wird die Geschichte dieser Familie auch zur Geschichte eines über mehrere Generationen hinweg verlaufenden sozialen Aufstiegs werden. Darin wiederum ist sie nicht untypisch, denn viele solcher familiären Langzeitaufstiege aus oft ärmlichen Verhältnissen heraus beginnen in der Prosperitätsphase des späten Kaiserreichs. Schon Wilhelm Hampps Vater zählt mit seiner Desinfektorenstelle im öffentlichen Dienst nicht mehr zum großen Heer der Ungelernten in mehr oder weniger prekärer Lage. Dass Aufstieg etwas mit Qualifikation zu tun hat, ist auch damals schon bekannt, und so wird der Erzähler auf die „Bürgerschule“ geschickt, auch wenn das Aufbringen des Schulgeldes nicht leicht fällt. Diese Bürgerschule ist ein nur in Stuttgart vorhandener Schultyp, der etwas weiter führt als die obligatorische Volksschule. So kann Wilhelm Hampp anschließend eine kaufmännische Lehre absolvieren, die die Grundlage ist für seinen späteren beruflichen Aufstieg zum langjährigen und gut bezahlten Vertreter einer Maschinenbaufirma. Die jüngere seiner beiden Töchter schließlich wird einmal studieren, ihr Studium in den 1950er-Jahren mit der Promotion abschließen und danach als Beamtin im Landesdienst tätig sein.

Von solchen Dingen ahnt das Kind Wilhelm Hampp noch nichts, als es kurz vor der Jahrhundertwende beginnt, seine Umgebung wahrzunehmen und zu erschließen.

Dass es dabei Zeuge einer bislang nach Intensität und Geschwindigkeit noch nie da gewesenen Umbruchphase wird, kann ihm natürlich nicht bewusst sein. Die Unterscheidung von Neuem und Altem, deren Nebeneinander ja für uns heutige Leser von besonderem Interesse ist, setzt ein historisches Bewusstsein voraus, über welches erst der zurückblickende Erzähler verfügt. Für den kindlichen Betrachter sind technische Innovationen zunächst einmal Sensationen. Das beginnt beim frühesten Objekt von Wilhelm Hampps Begeisterung, der Feuerwehr, die in Stuttgart neuerdings professionell als Berufsfeuerwehr mit modernster Ausrüstung betrieben wird. Tief beeindruckt ist der Sechsjährige vom Besuch der weit über Stuttgart hinaus Aufsehen erregenden Elektrotechnischen Ausstellung von 1896. Einige Jahre später macht er eher unangenehme Bekanntschaft mit der neuen Energie in Form von elektrischen Schlägen bei der noch ungenügend isolierten Straßenbahn. Deren Netz wird in jenen Jahren zügig ausgebaut, und auch bei der Eisenbahn gibt es Verbesserungen: Endlich erhält sein geliebtes Ostelsheim einen eigenen Haltepunkt, der die langen Fußmärsche vom und zum Bahnhof des Nachbarortes überflüssig macht. Auch von weniger spektakulären, aber dennoch den Alltag verändernden Neuerungen ist immer wieder zu erfahren. So bedient sich seine Mutter zum Fahnennähen, dem dringend benötigten Nebenerwerb, einer Nähmaschine. Einer seiner Spielkameraden ist stolzer Besitzer eines Fahrrades mit neuartiger Schlauchbereifung. Seine Kaufmannslehre macht er in einer Firma, die hauptsächlich Zentralheizungen einrichtet. Geschrieben wird in den Büros bereits mit Schreibmaschinen, und auch Telefonanschlüsse sind schon vorhanden. Kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges kommt er zur Firma Bosch und somit in eine damalige Hochtechnologiebranche. Bevor Wilhelm Hampp diese Stelle antritt, erfüllt er sich einen lange gehegten Wunsch und reist mit der Eisenbahn an den Bodensee. Möglich ist das schon seit 1850, doch für ihn als kleinen kaufmännischen Angestellten wäre das einige Jahrzehnte zuvor kaum erschwinglich gewesen. Weniger zu erfahren ist dagegen über Fortschritte in anderen Bereichen. Durch die berufliche Tätigkeit seines Vaters lernt er eine frühe Vertreterin der beruflichen Frauenemanzipation kennen – Henriette Arendt, die erste Polizeibeamtin Deutschlands. Nicht zuletzt profitieren beide Eltern auf unterschiedliche Weise von

neuen hygienischen und medizinischen Entwicklungen: Sein Vater erhält bei der Stadt Stuttgart eine der neu eingerichteten Desinfektorenstellen, und die Magengeschwüre seiner Mutter werden im Katharinenhospital von einem der damals führenden Chirurgen erfolgreich operiert.

**Die „alte“ Welt**

Daneben gibt es aber immer noch die alte, sozusagen vorindustrielle Welt, und die ist gerade im langjährigen Wohnviertel der Hampps zu finden, der seit eh und je ackerbürgerlich geprägten Stuttgarter Leonhardsvorstadt. Einmal in der Woche wird da ein Heu- und Strohmarkt abgehalten, und jeden Herbst findet auf dem Wilhelmsplatz ein großer Mostobstmarkt statt. Das Bier hat zwar schon längst seinen Siegeszug angetreten, doch gerade für die weniger Wohlhabenden ist der selbst angesetzte Most die preiswertere Alternative. Einige Bewohner des Viertels treiben noch ihren „Wengert“ um, und so schenkt mancher Wirt eigenen Wein aus. Ausgeprägter vertreten ist die alte Zeit aber im Ferienparadies des Erzählers, dem Dorf Ostelsheim im Heckengäu. Hier wird vielfach noch so gelebt und „geschafft“, wie man es seit Menschengedenken tut. Hochzeiten und Beerdigungen werden als große öffentliche Ereignisse begangen. Das Getreide wird noch mit der Sichel geerntet, und wer sich dabei in die Hand schneidet wie unser Berichterstatter, der geht nicht zum Arzt, sondern, mit Erfolg übrigens, zum Kräuterweib. Zu lesen ist aber auch vom kommenden Wandel dieser Welt, in dessen Verlauf aus Kleinbauern und Dorfhandwerkern auspendelnde Feierabendbauern werden, wodurch nicht zuletzt der Gebrauch der Ortsmundart immer mehr zurückgehen wird

Auch in anderer Hinsicht finden sich Relikte, die im Widerspruch stehen zu einer sich technisch und wirtschaftlich rasch modernisierenden Gesellschaft. Trotz seiner unverkennbaren politischen Liberalität ist auch Württemberg immer noch ein Obrigkeits- und Ständestaat, und das tritt in seiner unmittelbarsten Gestalt beim Militär zutage. Wilhelm Hampp dient in einem Eliteregiment, in dem der Anteil adeliger Offiziere sehr hoch ist. Doch ob adelig oder von bürgerlicher Abkunft – die Kluft zwischen den Offizieren auf der einen und den Unteroffizieren und Mannschaften auf der anderen Seite ist schier unüberwindlich. Ungerechtfertigte

Strafen müssen widerspruchslos hingenommen werden, denn der einfache Soldat darf nur reden, wenn er gefragt wird. Manifest werden solche Klassenunterschiede auch in materieller Hinsicht: Die Verpflegung der Mannschaften zum Beispiel ist schlichtweg erbärmlich.

**Zum Manuskript**

Der hier vorgestellte Text ist die bearbeitete und kommentierte Fassung eines in der Manuskriptsammlung der Landesstelle für Volkskunde Stuttgart verwahrten Typoskriptes, bei dem es sich um die Transkription von (im Original nicht mehr vorhandenen) Tonbandaufnahmen handelt. Diese sind in den Jahren 1966 und 1967 entstanden – sozusagen im letzten Moment, denn Wilhelm Hampp ist im Sommer 1967 verstorben. Beim Erzählen will er zwar der Reihe nach vorgehen, doch lassen sich zeitliche Vor- und Rückgriffe wohl nicht vermeiden. Für die vorliegende Bearbeitung wird durch entsprechende Umgruppierungen der Textteile eine durchgehende chronologische Abfolge hergestellt. Weggelassen werden einzelne redaktionelle Anmerkungen des Erzählers, inhaltlich belanglose Überleitungen usw. Auffallend in dem vermutlich in hohem Maße wortgetreuen Typoskript ist der vielfache Wechsel von Hochsprache und mundartlich geprägter Stuttgarter Umgangssprache. Um die Erzählungen auch für Nichtschwaben lesbar zu machen, werden die umgangssprachlichen Textteile in der Hochsprache wiedergegeben. Hierbei wird jedoch der für die Umgangssprache charakteristische Satzbau belassen, so dass diese Passagen auch in übersetzter Form erkennbar bleiben. Beibehalten werden auch die häufigen stereotypen Formulierungen und Redewendungen. Sie sind zwar stilistisch unbefriedigend, sollen aber ein Bild vermitteln von der zugrunde liegenden mündlichen Erzählsituation. Mundartliche Bezeichnungen, die eine von der Hochsprache abweichende Bedeutung haben, werden in den Anmerkungen erläutert.

## Vorrede von Wilhelm Hampp

Wilhelm Hampp um 1940
© Landesstelle für Volkskunde Stuttgart

So, da sitze ich jetzt vor meinem neuen Tonbandgerät. Wie ich zu dem gekommen bin? Ja, meine Frau und ich, wir haben kürzlich unsere Goldene Hochzeit gefeiert, am 23. September 1966, und da hat mir meine Tochter Irmgard ein Tonbandgerät geschenkt mit dem deutlichen Wink: Ich soll mich jetzt einmal hinsetzen und soll meine Erinnerungen mit diesem Ding aufzeichnen.

Das ist natürlich schneller gesagt wie getan, denn ich bin ja schließlich kein gelernter Fernseh- oder Radioansager. Andererseits reizt mich dieses Ding natürlich schon, also diesem Apparat meine Erinnerungen von früher anzuvertrauen. Nun, das ist nur, bis man den Anfang gefunden hat. Und wo soll ich anfangen? Ja, das ist auch wieder nicht so einfach. Jetzt werde ich dann in den nächsten Wochen 76 Jahre alt, und da ist es doch, wie man so sagt, Zeit, dass man sozusagen sein Haus bestellt. In materieller Hinsicht habe ich da allerdings nicht viel zu bestellen, so dass ich mich also doch ausschließlich auf meine Erinnerungen konzentrieren kann. Aber, wo soll man da anfangen? Ich denke, das Beste wird sein, ich erzähle einmal zunächst von meinen Großeltern. Denn was vor denen war, das ist ja in dem, wie heißt's, Familienbuch, das bei meiner Tochter Irene in Stammheim aufbewahrt wird, enthalten. Das Buch habe ich ja seinerzeit während des Dritten Reichs angefangen. Da habe ich Eintragungen besorgt, bin von Pfarramt zu Pfarramt gefahren, habe die alten Kirchenbücher nachgesehen, und was ich dort gefunden habe, das steht alles in dem Buch, so dass ich mich jetzt, wie gesagt, heute darauf beschränken kann, bei

meinen Großeltern anzufangen. Jetzt erhebt sich natürlich die Frage, wie soll ich das Band besprechen? In meinem angestammten Schwäbisch oder in Schriftdeutsch oder in Hochdeutsch? Ich meine, ich gehe so einen Mittelweg und probier's einmal mit unserem bekannten Stuttgarter Honoratiorenschwäbisch[7]. Ich glaube, das verstehen dann alle.

## Herkunft und Familie

### Familie des Vaters

Von dem Großvater väterlicherseits kann ich zwar nicht viel berichten, denn seinerzeit, als von ihm in unserer Familie gesprochen worden ist, da war er schon tot und ich noch ein kleiner Kerl. Aber soviel weiß ich doch noch, was mein Vater erzählt hat. Und das war so: Mein Vater, das war ein uneheliches Kind. Das Mädchen hat er seinerzeit sitzen lassen, der Großvater, und hat eine andere geheiratet. Aber seinen unehelichen Sohn, meinen Vater, den Fritz, den hat er zu sich genommen. Er war damals Fuhrmann in der Mühle in Waiblingen und hat dort dem Müller sein Mehl ausgeführt. Nach meinem Vater sind nochmals vier weitere Brüder gekommen und zwei Schwestern, und zwar nach meinem Vater der Karl, nach dem Karl der Christian, nach dem Christian der Paul und nach dem Paul der Hermann. Kann auch sein, dass zuerst der Hermann gekommen ist und dann der Paul; das weiß ich nicht mehr so genau. Und dazwischen die zwei Schwestern, die Marie und die Berta. Mein Vater muss eine ziemlich traurige Jugend gehabt haben, denn gleich nach der Schule hat er müssen fort und irgendetwas verdienen. Und was hat er getan? Zunächst ist er einmal zum Kommiss gekommen. Das war 1887 bis 89. Man hätte damals zwar noch drei Jahre dienen müssen beim Kommiss, aber weil meinem Vater sein Vater gestorben ist, hat man damals irgend eine Eingabe gemacht, und dann ist er mit zwei Jahren davon gekommen, ist also 1889 wieder frei geworden. Er hat damals schon meine Mutter kennen gelernt gehabt und hat im Jahre 1890 geheiratet,

7 Gemeint ist hier die Stuttgarter Umgangssprache. Unter „Honoratiorenschwäbisch" wird jedoch die mundartlich gefärbte Sprache insbesondere der Gebildeten verstanden, deren Versuche, sich dem Schriftdeutschen zu nähern, oft manieriert wirken. Vgl. hierzu Rahn, Fritz: Der schwäbische Mensch und seine Mundart. Beiträge zum schwäbischen Problem. Stuttgart 1962. S. 8 und S. 26-29.

und zwar Anfang Oktober. Und jetzt passt auf, jetzt kommt der Clou: Am 1. Dezember des gleichen Jahres bin ich auf die Welt gekommen. Aber *nota bene* nicht allein! Mit mir ist noch der Karl gekommen. Wir sind also Zwillinge gewesen. Allerdings, der Karl hat mich bald wieder verlassen. Wie ich gehört habe, schon nach ein paar Wochen; er soll gestorben sein an den so genannten Gichtern[8], das ist also eine Kinderkrankheit, von der man heute praktisch gar nichts mehr weiß. Nach uns zwei sind aber noch einmal zwei gekommen. Da waren also noch einmal zwei Buben. Nein, nicht noch einmal zwei Buben, nur noch ein Bub, der hat auch wieder Karl geheißen, und ein Mädchen, das war die Frieda.

**Die Mutter**

Mutter Hampp um 1910
© Landesstelle für Volkskunde Stuttgart

So, ich denke, von meinem Großvater väterlicherseits habe ich jetzt genug erzählt. Jetzt können wir zu meinen Großeltern mütterlicherseits übergehen. Da kann ich ruhig Großeltern sagen; bei meinem Großvater väterlicherseits hat es ja nicht ganz gestimmt. Denn dem seine Frau war ja meine Stiefgroßmutter. Aber wie gesagt, meine Großeltern, meiner Mutter ihre Eltern, bei denen kann ich mich recht kurz fassen, denn ich habe sie überhaupt nie kennen gelernt. Die sind auch schon gestorben gewesen, bis ich auf die Welt gekommen bin. Umso mehr habe ich aber meiner Mutter ihre Geschwister kennen gelernt; das sind, warte mal – eins, zwei, drei, vier, fünf Buben gewesen, fünf

8 Krämpfe, Konvulsionen; im 19. Jahrhundert mangels genauerer Diagnosemöglichkeiten häufig angegebene Todesursache bei Säuglingen.

Buben. Also fünf Brüder hat sie gehabt, und sie war das einzige Mädchen. Sie ist wie mein Vater im gleichen Jahr, 1867, in Ostelsheim, damals noch Oberamt[9] Calw, geboren. Ihre Leute[10] waren Bauern, wie damals der ganze Flecken. Dieses Ostelsheim hat damals so vierhundert Einwohner gehabt etwa, es können auch vierhundertfünfzig gewesen sein, aber durchweg lauter Kleinbauern. Dadurch, dass es seinerzeit noch die Erbteilung[11] gegeben hat, sind halt die Stückle[12], die Äckerle, die Wiesle immer an die ganze Nachkommenschaft verteilt worden und sind dadurch immer kleiner geworden, so dass die Bäuerlein haben kaum davon leben können. Deswegen haben die meisten auch noch müssen nach irgendeinem Nebenverdienst gucken. So auch meiner Mutter ihre Brüder. Der Älteste hat noch eine Schreinerei gehabt neben seinem Bauerngeschäft; ein anderer, der ist Schullehrer geworden, das war der Adam. Schullehrer war der in Bonfeld bei Heilbronn. Ein dritter ist Bauer geblieben. Ein vierter, der ist Werkmeister geworden; das war der Jakob, in Schussenried in dem württembergischen staatlichen Eisenwerk[13]. Und der Kleinste, der Karl, der hat Küfer gelernt und hat sich später selbständig gemacht als Küfermeister und hat in Schwäbisch Hall eine Weinhandlung und Schnapsbrennerei angefangen. Ob er heute noch lebt, das weiß ich nicht einmal.

Meine Mutter selbst ist, wie es damals so üblich war auf dem Land, gleich nach der Schule fort gekommen, Dienen gehen, hat man damals gesagt, also in die Stadt als Dienstmädchen. Das heißt, sie ist nicht gleich in die Stadt. Als junges Mädchen mit vierzehn Jahren nach der Schule kam sie zuerst zu den Müllersleuten in die Mühle nach Aidlingen[14] als Kindermädchen. Hat halt dort müssen auf die Kinder aufpassen. Dort ist sie eine Zeit lang gewesen, und dann ging sie nach Stuttgart. In Stuttgart ist sie in verschiedenen Stellungen gewesen als Dienstmädchen, zuletzt auch als Köchin, unter anderem beim Direktor von der Reichsbank; das war, glaube ich, ihre letzte Stelle, der Reichsbankdirektor Schulze in Stuttgart. Zu der Zeit hat sie dann schon meinen Vater kennen gelernt gehabt, und dann war's aus mit dem

9 Verwaltungseinheit; flächenmäßig kleinere Vorgängerin des heutigen Landkreises.
10 Hier: Angehörige, insbesondere Eltern.
11 Gemeint ist die auf altwürttembergischem Gebiet übliche Realteilung im Gegensatz zum Anerbenrecht.
12 Landwirtschaftlich genutzte kleine Grundstücke.
13 Wilhelmshütte bei Schussenried in Oberschwaben.
14 Bei Böblingen.

Dienstmädchengeschäft. Dann hat sie also geheiratet und der junge Hausstand war gegründet.

**Der Vater**

Mein Vater, der war zu der Zeit bei der Stuttgarter Straßenbahn, und zwar hat er da schon als ganz junger Kerl angefangen zu einer Zeit, wo die noch mit Pferden gefahren sind, die Stuttgarter Pferdebahn. Das war so Ende der 80er-Jahre, bevor er zum Militär kam. Damals haben die Pferde die Straßenbahnwagen auf der ebenen Strecke recht gut ziehen können. Ist aber ein Buckel gekommen, dann ist's meist nicht mehr weit her gewesen; dann hat man einen Vorspann gebraucht. Und am Fuß dieser Steigungen, da musste immer ein so genannter Vorspannbub mit zwei Pferden warten, und ein solcher Vorspannbub war mein Vater als junger Kerl mit etwa sechzehn, siebzehn Jahren.

Pferdebahn vor dem Königsbau, 1887 © Stadtarchiv Stuttgart

Später ist er noch bei der Straßenbahn geblieben und ist Fahrer geworden, auch mit den Pferden; das war so 90, 91, 92. Gewohnt haben meine Leute nach ihrer Hochzeit zunächst einmal in Berg, und zwar im so genannten, ich weiß nicht, hat's Grüner Hof geheißen oder? Ja, ich glaube, Grüner Hof hat die Wirtschaft geheißen.

Es war ein Haus, das war gegenüber von zwei Straßenbahnhallen. Die eine Straßenbahnhalle war für die paar Wagen, die damals die Straßenbahn gehabt hat, und die andere Halle, die war für die Pferde. Und dazwischen drin, da war dieses Gasthaus zum Grünen Hof, kann auch Grüner Baum geheißen haben[15]; das weiß ich nicht. In dem Haus haben meine Leute gewohnt, und in dem Haus bin ich und mein Zwillingsbruder geboren. Wir haben dort gewohnt bis zum Jahr 1893. In dem Jahr sind wir dann ein Stückchen weiter stadteinwärts gezogen, und zwar in die Villastraße. Und in der Villastraße ist dann im Jahr 1893 meine Schwester Frieda geboren.

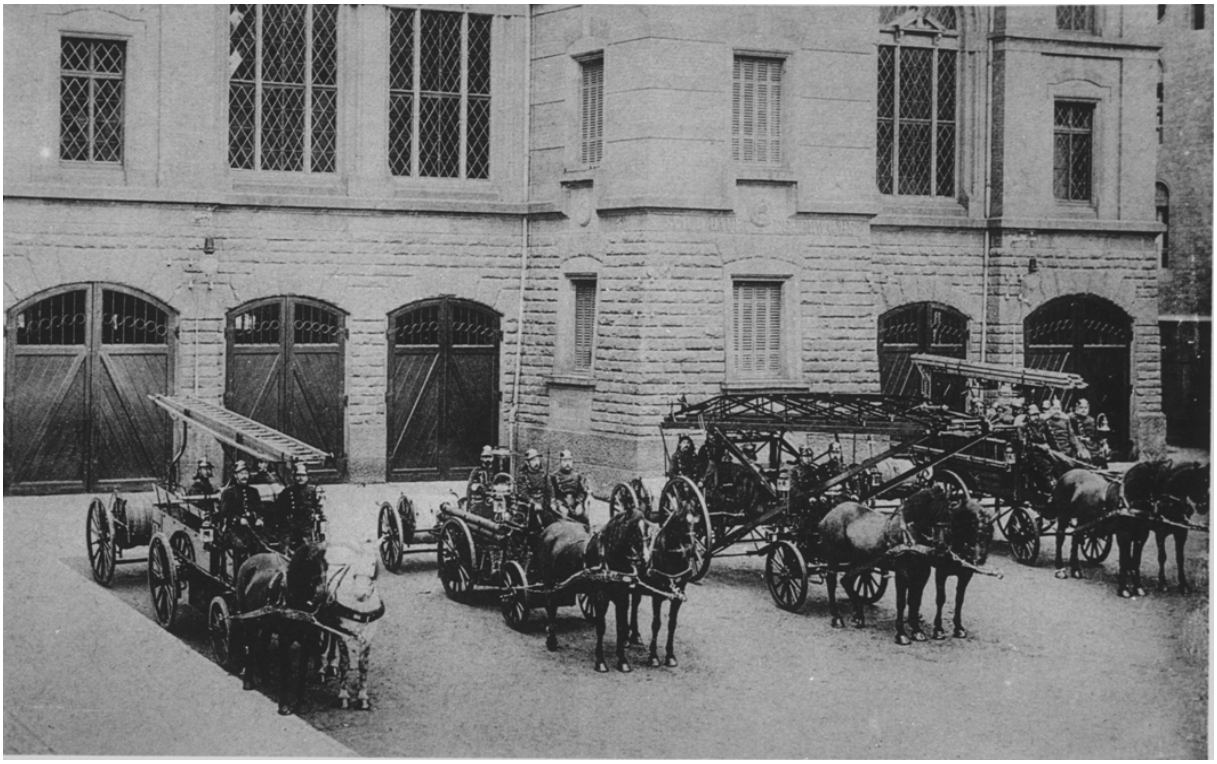
## Kindheit

### Faszination Feuerwehr

So weit zurück kann ich mich allerdings selbst nicht erinnern, aber vielleicht halt ein Jahr später; von dort weiß ich noch sehr viel. Wir sind damals also, 1893, ausgezogen wieder in der Villastraße, und zwar in die Gutenbergstraße, ein paar Häuser oberhalb von der Johanneskirche. Und da kann ich mich noch erinnern, wie meine Schwester Frieda im Kinderwagen gelegen ist. Und da erinnere ich mich auch noch an den ersten Schnee, den ich gesehen habe. Das war damals ein Schneetreiben; es wird im Winter 93 oder 94 oder 95 gewesen sein. Schneeflocken so groß wie Taler sind herunter gekommen. Ich habe vom Zimmer aus nicht mehr auf die gegenüber liegende Straßenseite sehen können. Das hat mich unheimlich beeindruckt, denn das war tatsächlich der erste Schnee, an den ich mich erinnern kann. Inzwischen hat sich aber auch bei meinem Vater etwas getan wieder. Er ist von der Straßenbahn weg und ist zur Stuttgarter Berufsfeuerwehr, die gar nicht lang

15 Die Wirtschaft „Grüner Hof“ befand sich im Gebäude Poststraße 6:
Adreß- und Geschäfts-Handbuch der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart für das Jahr 1893. Stuttgart o.J. S. 480.

vorher, vielleicht ein Jahr oder zwei vorher erst neu gegründet worden ist[16]. Dort ist er als Fahrer eingestellt worden und war tatsächlich zwölf Jahre dabei. Die Feuerwehrleute mussten damals nach Möglichkeit in einem gewissen Umkreis um die Feuerwache wohnen, damit sie im Alarmfall schnell auf der Wache sein konnten. Wir sind deshalb von dieser Gutenbergstraße in die Katharinenstraße Nr. 1[17] gezogen, und zwar direkt neben die Feuerwache.



Stuttgarter Berufsfeuerwehr um 1895; der Fahrer des zweiten Fahrzeugs von links ist Fritz Hampp
© Stadtarchiv Stuttgart

Wenn man vor der Feuerwache Nr. I[18] steht, ist rechterhand ein altes, hohes Haus mit fünf Stockwerken. In diesem Haus haben wir oben im fünften Stock gewohnt. Zwei kleine Zimmerchen und eine noch kleinere Küche, alles sehr primitiv. Die Zimmer, das waren früher einmal Kammern, die dann der Hauswirt in eine kleine

16 Die Berufsfeuerwehr wurde 1891 gegründet: Chronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart 1898. Stuttgart 1899. S. 146.
17 Offensichtlicher Versprecher; an späterer Stelle wird die korrekte Anschrift (Katharinenstraße 12) genannt.
18 Heute Feuerwache1 Süd.

Wohnung hat umbauen lassen. Aber in Wirklichkeit waren es eben nach wie vor Kammern, sonst nichts. Für mich war es aber trotzdem das reinste Paradies. Denn von der Wohnung aus, vom Fenster aus, konnte ich den ganzen Betrieb bei der Feuerwehr tagtäglich mit ansehen: Morgens wachte ich mit der Feuerwehr auf; abends ging ich mit der Feuerwehr ins Bett. Ich sah zu, wie die Feuerwehrleute morgens exerzierten; ich sah zu, wenn Alarm war und sie ausrückten; ich sah zu, wie einmal der damalige König[19] zu Besuch kam, um die Feuerwehr zu besichtigen. Er kam mit der Kutsche angefahren, stieg aus. Der Branddirektor, der so genannte Brandjakob[20], wie er im Volksmund hieß, hat ihn begrüßt, und dann haben die Feuerwehrleute ein Exerzieren hingelegt, das sich gewaschen hatte. Meine Schwester und ich konnten natürlich von unserem fünften Stock herab alles genau mit ansehen.

**Ein Anzug**

Meine Anzüge, die wurden natürlich beim Juden gekauft, denn der damalige Kleiderhandel war ja, man kann ruhig sagen ausschließlich in den Händen von Juden. Diese Leute waren in ihrer Art, Geschäfte zu machen, weit und breit bekannt, und es war für mich jedes Mal ein himmlisches Vergnügen, mit meinem Vater zum Einkauf eines Anzugs zu gehen. Man kann sich kaum vorstellen, was das für ein Handel war, bis ich den Anzug endlich hatte. Verlangte der Mann nach damaligem Geld etwa für einen Anzug für mich zwanzig Mark, so bot mein Vater zehn dagegen. Und dann ging die Handlerei los. Der Jude ging ein bisschen zurück auf neunzehn oder achtzehn; mein Vater tat auch eine Mark dazu, und schließlich hat man sich dann auf fünfzehn Mark geeinigt und ich bekam das Anzügle. Konnte man nicht einig werden, was auch ab und zu vorkam, und mein Vater sagte „Ha, dann gehe ich halt woanders hin, wenn Sie so nicht wollen“, und ging zur Tür, nahm mich an der Hand und wir gehen fort, da rannte uns der Jude nach, nahm meinen Vater am Rockzipfel und redete wieder auf ihn ein, bis er sich erweichen ließ und wieder ins Geschäft

19 Der von 1891 bis 1918 regierende Wilhelm II. von Württemberg.
20 Der dem Stadtpolizeiamt unterstehende Brandmeister Bruno Jacoby:
Hof- und Staats-Handbuch des Königreichs Württemberg 1894. Stuttgart 1894. S. 358. Den Titel „Branddirektor“ erhielt er erst später; als solcher ist er erwähnt etwa in Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Württemberg 1910. Stuttgart 1910. S. 275.

zurück kam, wo dann der Kauf endlich unter Dach und Fach kam. Am Schluss bekam ich dann ein kleines Spiegele, mein Vater eine Dreipfennigzigarre, und wir zogen hoch beglückt nach Haus, Wunder was für einen günstigen Kauf wir gemacht haben.

**Feuerwehr, nochmal**

Übrigens, ich muss noch einmal auf das Thema Feuerwehr zurückkommen, und zwar in Bezug auf die Ausrüstung und die Organisation der Stuttgarter Berufsfeuerwehr. Man kann wohl sagen, dass die Stadt Stuttgart bei der Ausrüstung sehr großzügig vonstatten gegangen ist. Die Stuttgarter Feuerwehr war im ganzen Land anerkannt als die bestausgerüstete und schlagfertigste Truppe.

Sobald etwas Neues auf den Markt kam in Bezug auf die Feuerbekämpfung – es wurde bestimmt von der Stuttgarter Feuerwehr ausprobiert. So zum Beispiel eine neue Leiter, die Magirus in Ulm gebaut hat, und zwar im Gegensatz zu den in Betrieb befindlichen Leitern, die aus Holz waren, eine Leiter aus Stahlrohr. Diese Leiter war wesentlich leichter und dabei um mehrere Meter höher ausziehbar als die seitherigen. Allerdings hatte sie einen Nachteil: Sie hatte kein Geländer, das für die Feuerwehrleute, die die Leiter bestiegen, als Schutz gedient hätte. Ich glaube, dass das auch der Grund gewesen ist, weshalb die Leiter, nachdem sie einige Wochen, vielleicht auch Monate, hier in Stuttgart ausprobiert worden ist, wieder zurück ging.

Der „Brandjakob““: Feuerwehrkommandant
Bruno Jacoby,um 1900 © Stadtarchiv Stuttgart

Einige Jahre später kam dann wieder eine solche Leiter aus Ulm, und die war dann mit dem Schutzgitter ausgerüstet und ist es bis heute geblieben. Nur mit dem Unterschied, dass damals die Leiter noch von Hand hochgetrieben und ausgeschwenkt werden musste, während das heute mit Motorkraft gemacht wird. Was die Organisation betrifft, so muss ich sagen, dass diese ganz und gar militärisch war, also genau wie beim Kommiss. Die Feuerwehrleute mussten exerzieren; wie die Soldaten mussten sie stramm stehen. Der Posten vor der Feuerwache, der alle zwei Stunden abgelöst wurde, musste, wenn der Alte, wie man damals zum Brandjakob sagte, wenn der Alte vorbei kam, musste er mit dem Beil, mit der Axt vielmehr, die er auf der Schulter trug, präsentieren. Die Oberfeuerwehrleute mussten militärisch gegrüßt werden. Auch die Einteilung war ganz ähnlich wie bei einer Kompanie des Heeres. Die Feuerwehrleute waren die gewöhnlichen Soldaten; die Oberfeuerwehrleute waren die Unteroffiziere, und über denen stand dann der Feldwebel, der bei der Feuerwehr tatsächlich Feldwebel hieß, und über dem zuletzt, wie ich schon sagte, der Alte, der Branddirektor Jacoby. Der Drill war ganz ähnlich wie beim Militär: Jeder Handgriff an den Fahrzeugen, dem Gerät, musste Dutzende, Hunderte Mal geübt werden, so dass im Ernstfall alles reibungslos klappen musste.
Ich erinnere mich noch, dass damals die Stuttgarter Feuerwehr einen Rekord inne hatte, der die Zeit betraf, welche verging vom Eingang des Feueralarms bis zur Abfahrt des ersten Wagens. Die ausrückende Wache bestand damals aus drei Fahrzeugen: dem Mannschaftswagen, der Drehleiter und der Dampfspritze. Übrigens Dampfspritze, da fällt mir etwas ganz Besonderes noch ein: Ursprünglich hatte die Feuerwehr nur eine uralte große, große Dampfspritze mit einem sehr großen Dampfkessel, oben ein Mords Kamin, das Ganze mit Messing umkleidet, und außen stand in großen Metallbuchstaben „König Karl“[21]. Diese Spritze war anfangs noch im Dienst. Sie wurde später, so etwa 95, 96, durch eine modernere Spritze abgelöst. Diese neue Spritze, die war nur noch halb so groß wie die alte, aber in der Leistung hat sie ziemlich das Doppelte geleistet wie die alte. Es war wirklich ein Vergnügen zuzusehen, wenn sie übungshalber in der Katharinenstraße aufgestellt war und die Feuerwehrleute sie bedienen mussten, die Schläuche ausgelegt waren und das

21 Der von 1864 bis 1891 regierende König Karl von Württemberg.

Wasser aus den Strahlrohren pfiff, kann man ruhig sagen. Die Kraft dieser Spritze war so stark, dass vorne am Strahlrohr, also am Ende des Schlauchs, immer zwei Feuerwehrleute nötig waren, um das Strahlrohr überhaupt halten zu können. Hätte es nur einer gehalten, hätte ihm der Druck das Strahlrohr aus der Hand gerissen. Die alte Spritze wurde nun in Pension gegeben. Das heißt also, in der Wagenhalle ziemlich nach hinten geschoben, und niemand dachte daran, dass man in wenigen Jahren nochmals froh sein würde an ihr. Das war in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1902, als in Stuttgart das Hoftheater abbrannte. Doch darauf komme ich dann noch zu sprechen.

**Alarm**

Für heute möchte ich noch zwei Erlebnisse erzählen, eines beinahe zum Lachen, und das andere für mich persönlich nicht gerade zum Lachen. Das erste war ein Alarm, bei dem ich auch zum Fenster hinaus schaute und die abfahrende Feuerwehr beobachtete. Darauf nichts wie die Treppe hinunter und hinterher. Beim Ausrücken fuhr immer der Stabswagen, das war so ein Wagen in der Art eines Landauers[22], voraus. In diesem Stabswagen war der Brandjakob. Je nachdem war sogar auch seine Frau dabei. Nun, an diesem Tag war sie also zufällig nicht dabei. Der Wagen raste die Katharinenstraße hinauf, bog am Wilhelmsplatz links ein in Richtung auf die Torstraße, und an der Ecke der Torstraße – ich kam gerade dazu – nahm der Fahrer die Kurve in die Torstraße hinein etwas stramm, mit dem Erfolg, dass dieser Stabswagen umkippte und der Brandjakob auf dem Boden saß. Ich war nur froh, dass mein Vater nicht der Fahrer gewesen ist. Es war ein anderer; sein Kollege namens Haisch hat ihn gefahren. Denn wer den Brandjakob gekannt hat, kann sich ungefähr vorstellen, was es da später für ein Donnerwetter gegeben hat, wo sie wieder daheim gewesen sind.

Der zweite Fall, der betraf mich selber. Es hat halt auch mal wieder alarmiert. Es war wahrscheinlich an einem Mittwochnachmittag oder Samstagmittag, wo ich habe nicht in die Schule müssen, und ich habe zugeguckt, wie sie ausgerückt sind. Auch wieder die Treppe hinunter und hinterher. Natürlich sind die mir schon ziemlich voraus

22 Viersitziger Wagen.

gewesen. Ich bin die Jakobstraße hinunter, die Esslinger Straße vor, und da habe ich gerade noch gesehen, wie die Feuerwehr die Neckarstraße[23] hinunterrast. Die war schon ziemlich unten beim Neckartor. Ich nicht faul, renne hinterher und springe und springe und springe. Und erreiche sie auch noch am Brandplatz, der vielleicht so zweihundert bis dreihundert Meter unterhalb vom Neckartor gewesen ist. Es war eine Bäckerei namens Mantel, die damals gebrannt hat. Also bis ich gekommen bin, hat man nicht mehr viel gesehen. Es hat nicht mehr geraucht und nicht mehr gebrannt, und die Feuerwehr ist gerade dabei gewesen, wieder abzufahren. Dann habe ich gedacht: Bist halt umsonst gerannt, musst halt den Weg wieder heim laufen[24]. Das war immerhin so zwischen drei und vier Kilometer. Dann habe ich mich auf den Weg gemacht und bin wieder heim gelaufen. Ich bin abends ins Bett wie immer. Am anderen Morgen, wo ich hätte sollen in die Schule, will ich aufstehen und bemerke an meinen Füßen[25], dass die nicht mehr funktionieren. Und zwar deswegen, weil meine beiden Knie steif gewesen sind. Also stocksteif sind die Knie gewesen. Ich habe meiner Mutter gerufen; die ist rein gekommen, hat mir herausgeholfen aus dem Bett, und dann bin ich so dahin gestakst an den Tisch hin, habe mich mit Mühe und Not angezogen. Dann sagt sie: „Ha, Bub, so kannst natürlich nicht in die Schule." Das ist mir gar nicht so arg zuwider gewesen. Andererseits, Schmerzen habe ich keine gehabt mit der Geschichte; nur meine Füße sind halt steif geblieben. Dann im Laufe des Tages habe ich probiert und probiert, habe hinten hingedrückt, habe vorne hingedrückt; auf einmal sind sie ein bisschen gegangen. Ha, habe ich gedacht, probier's nur weiter. Und tatsächlich, so bis gegen Abend habe ich sie wieder bewegen können und bin wohlgemut ins Bett. Am anderen Morgen wieder das gleiche Theater: Sie sind halt steif gewesen. Dann habe ich mich aber nicht abhalten lassen, sondern bin gleich dahinter gegangen und habe probiert und probiert und habe es tatsächlich hingebracht, vielleicht nach einer halben Stunde oder Stunde, dass sie wieder gegangen sind. Und dann bin ich doch in die Schule gegangen. Und so ist das etwa vierzehn Tage fort gegangen; jeden Morgen habe ich halt steife Füße

23 Heute in diesem Abschnitt Willy-Brandt-Straße.
24 Gehen.
25 (Auch) Beine.

gehabt. Nun, es ist auch vorbei gegangen. Schließlich habe ich wieder normal laufen können wie andere Leute auch.

**Die Mutter näht**

Ich habe ja da vorhin auch von den sozialen damaligen Verhältnissen gesprochen. Da muss ich noch Einiges dazu sagen. Wie ich schon erwähnt habe, hat mein Vater ja durch Dienst, den er außerhalb, (wohl: in, G.P.) seiner Freizeit gemacht hat, noch einen kleinen Nebenverdienst gehabt. Aber trotzdem hat es nicht gelangt, und deswegen ist meine Mutter hergegangen und hat Heimarbeit angenommen. Zu dem Zweck haben wir natürlich zuerst eine Nähmaschine anschaffen müssen. Gut, mein Vater hat eine gekauft, und zwar war es eine Kochs Adler-Nähmaschine, die damals hundertzwanzig Mark gekostet hat. Das Geschäft war in Stuttgart am Leonhardsplatz. Bezahlt hat man sie, indem man jeden Monat fünf Mark dorthin gebracht hat. Ich habe es müssen meistens hintragen.

Ab und zu hat man es aber auch nicht hintragen können, weil wir kein Geld gehabt haben. Nun, die Zeit ist trotzdem abgelaufen; die Nähmaschine ist bezahlt worden, und meine Mutter hat fleißig darauf genäht. Zuerst hat sie für die Firma Ferdinand Gehrung in der Eberhardstraße Fahnen genäht, denn damals sind nämlich die Stuttgarter wie verrückt gewesen auf Fahnen: auf die schwarz-weiß-roten fürs Deutsche Reich, auf schwarz-rote fürs Land Württemberg und auf schwarz-gelbe für die Stadt Stuttgart. Jedes Haus hat damals in Stuttgart eine Fahnenstange gehabt, und da sind die Dinger gehängt vielleicht drei Meter breit, zehn Meter lang. Und diese Fahnen hat meine Mutter zuhause auf Ihrer Nähmaschine zusammengenäht, also die einzelnen farbigen Bahnen. Das stelle man sich einmal vor, so eine Fahne von, wie ich gesagt habe, zehn Meter Länge und ein paar Meter Breite! Ha, die hat ja unser Stübchen beinahe allein ausgefüllt. Bis die meine Mutter bloß durch die Maschine durchgerasselt gehabt hat! Ich habe müssen lupfen[26], dass sie die Bahn einigermaßen gerade hingekriegt hat, und so ist es dann schließlich gegangen. Ist die Fahne fertig gewesen, dann habe ich sie müssen nehmen und fort tragen zum Gehrung. Die war gar nicht leicht, natürlich. Und auf dem Heimweg, nicht dass ich da

26 Anheben, hochheben.

leer gelaufen wäre: Da habe ich wieder neue Fahnen mitgekriegt zum Nähen. Und so ist das längere Zeit fort gegangen, und meine Mutter hat wenigstens auch etwas beitragen können zum monatlichen Auskommen. Sie hat später auch noch Vorhänge genäht. Aber wie gesagt, die Fahnennäherei, die hat eigentlich am meisten eingebracht.

**Erste Schulzeit**

Nun, für mich ist jetzt die Zeit gekommen, wo ich habe in die Schule müssen. Wohin in die Schule? Mein Vater und meine Mutter haben sich entschlossen, mich in die Bürgerschule[27] anzumelden. Ich habe damals natürlich noch nicht verstanden, was das für die Leutchen bedeutet hat. Denn die Schule hat Schulgeld gekostet. Nicht viel zwar; ich glaube, im Vierteljahr hat sie so vier, fünf Mark gemacht. Aber trotzdem war das eben schon wieder eine Belastung für die Familie. Aber mein Vater hat gesagt: Der Bub muss in eine Mittelschule gehen. Und so ist es dann auch geschehen. Mich hat man angemeldet; meine Mutter ist mitgegangen, und der Lehrer dort, der unsere Anmeldung entgegen genommen hat, der hat mir arg gut gefallen. Und wie ich dann tatsächlich in die Schule gekommen bin, ist das mein Klassenlehrer geworden. Herr Stark hat er geheißen. Ein wirklich angenehmer Lehrer; ein Mann, der uns also die Anfangsgründe des Schreibens, Rechnens und Lesens beigebracht hat. Ein Pädagoge, wie er im Buch steht. Den Stock hat er kaum einmal gebraucht. Dafür hat er manchmal sein Bübchen mitgebracht; der ist etwa vier, fünf Jahre alt gewesen. Und, was glaubt Ihr, der Bub, der hat Röckchen angehabt wie ein Mädchen. Das ist damals nämlich Mode gewesen in Stuttgart. Da haben Buben bis zu ihrem fünften, manche bis zum sechsten Lebensjahr Röckchen angehabt wie die Mädchen. Wenn dann so ein Bub womöglich noch blonde Lockenhaare gehabt hat, dann haben ihm seine Leute alles wachsen lassen, bis sie auf die Schultern hinunter gefallen sind. Und der mit dem Röckchen an: Dann hat man nicht mehr gewusst, ist das ein Bub oder ein Mädchen.

27 Die bereits 1863 eingerichtete Bürgerschule in Stuttgart war ein zwischen der Volks- und der Realschule stehender Schultyp: Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 327.

**Das Grüne Wägele**

Mein Schulweg, der war nicht gerade nahe. In der Katharinenstraße haben wir, wie ich gesagt habe, gewohnt, und meine Schule, die ist draußen gewesen in der Kasernenstraße[28]. Das war für meine kleinen Füße[29] damals immerhin eine halbe Stunde zum Laufen[30]. Und den Weg habe ich vier Mal am Tag machen müssen, denn wir haben vormittags Schule gehabt und nachmittags. Manchmal habe ich aber Glück gehabt. Mein Vater hat unter anderem auch den Gefangenenwagen kutschieren müssen. Das ist also das so genannte „Grüne Wägele" gewesen, wo die Häftlinge transportiert worden sind, also vom Polizeipräsidium – das hat damals Polizeidirektion geheißen – zum Gericht und so.

Gefangenentransportwagen um 1900[31]

Der Wagen ist also von der Feuerwache weggefahren zur Polizeidirektion, und da war er zunächst leer. Und wenn mein Vater den Wagen gefahren hat, hat er mir das gesagt. Und dann ist er um halb zwei immer weggefahren. Um zwei hat bei mir die Schule angefangen; sagt er zu mir: „Komm, Du darfst mitfahren." Dann bin ich also eingestiegen in den Gefangenenwagen, und zwar hinten rein, dort, wo der Begleitpolizist immer gesessen ist, denn der war ja zunächst noch nicht da. Der Wagen war ganz leer, und dann ist mein Vater losgefahren. Und ich habe hinten herausgeguckt. Die Leute haben natürlich überall die Augen aufgesperrt, ob sie nicht

28 Heute Leuschnerstraße.
29 (Auch) Beine.
30 Gehen.
31 www.justiz.nrw.de/Justizvollzug_News/archiv/gruene_minna/gruene_minna1/index.php.

einen sehen können von den Gefangenen da drin. Die hat man natürlich nicht gesehen. Und droben im Hof von der Hospitalkirche, also im heutigen Hospitalhof, hat mein Vater den Wagen hingestellt und hat sich in den Nebenraum begeben und dort seine weiteren Aufträge abgewartet. Die haben nicht lange auf sich warten lassen, denn dort sind schon meistens fünf, sechs so Kerle bereit gestanden. Also ich habe natürlich alle als Verbrecher angeguckt, denn so ab und zu sind auch welche dabei gewesen, die haben Handschellen angehabt. Dann hat man den Schlag aufgemacht, und die Kerle hat man hineintransportiert; der Schlag ist zu und mein Vater ist abgefahren. Ich bin dann von dort an (weiter, G.P.)[32]; ein paar hundert Meter habe ich gehabt in die Schule.

**Henriette Arendt**

Bei der Gelegenheit habe ich auch eine Frau kennen gelernt, und zwar die erste weibliche Polizistin Deutschlands. Die war in Stuttgart damals auf dieser Polizeidirektion, und zwar hat die ihr Dienstzimmerchen gehabt neben dem Raum, wo mein Vater sich aufgehalten hat. Das war eine gewisse Frau Henriette Arendt.

Titelblatt einer Publikation von Henriette Arendt, 1922

Es war also die erste und einzige Polizistin in Deutschland. Sie hat müssen in der Hauptsache natürlich Jugendliche betreuen beziehungsweise vernehmen usw., dann gefallene Mädchen usw., nicht. Also sie hat sich nur mit weiblichen Personen, die mehr oder weniger mit den Gesetzen in Konflikt gekommen sind, abgeben müssen. Frau Arendt war, soviel ich weiß, eine ganze Reihe von Jahren in Stuttgart tätig[33].

32 Sinngemäße Ergänzung einer in der Tonbandaufnahme fehlenden bzw. akustisch unverständlichen Stelle.

33 Henriette Arendt (1874 – 1922) wurde 1903 als Polizeiassistentin angestellt und legte nach vielen Anfeindungen 1909 ihr Amt nieder. Über sie gibt es mehrere biographische Darstellungen, so zum Beispiel: Riepl-Schmidt, Maja: Wider das verkochte und verbügelte Leben. Frauenemanzipation in Stuttgart seit 1800. Stuttgart 1990. S. 198-212.

## Attraktionen

### Seiltänzer

Nun wird es vielleicht noch interessieren, wie wir Lausbuben uns in den 90er-Jahren außerhalb der Schule die Zeit vertrieben haben. Nun, da gab es allerhand. Zunächst am Wilhelmsplatz; auf dem Wilhelmsplatz, da stand der alte Marktbrunnen. Eingesäumt war der Platz mit etwa einem Dutzend Steinblöcken. Das waren Steine etwa ein Meter bis ein Meter fünfzig hoch und etwa dreißig bis vierzig Zentimeter Durchmesser, ähnlich wie Kilometersteine, nur etwas größer. So standen etwa ein Dutzend auf dem Platz herum.

Wilhelmsplatz um 1900 © Stadtarchiv Stuttgart

Das waren für uns die richtigen Geräte zum Bockhopfes tun[34]. Andererseits war jedes Jahr große Aufregung, meist im Sommer, in der Vakanz[35]. In den Vakanzen, da kam der Seiltänzer, und zwar in den ersten Jahren war es der Seiltänzer Knie. Der baute sein Seil auf auf dem Wilhelmsplatz unter Assistenz der dortigen Jugend.

34 Bockspringen.
35 Schulferien.

Hochseilartist Knie bei einem Auftritt in der Schweiz mit Seilspannern, um 1900
© Fotoarchiv Gebrüder Knie, Rapperswil

Wir halfen beim Spannen des Seils, und zwar ging dieses Seil damals von einem Haus am Wilhelmsplatz aus einer Dachluke über den ganzen Platz hinweg auf ein gegenüber liegendes Haus, wo es wieder in einer Dachluke endete. Das scheint aber später dann verboten worden zu sein, denn nach zwei oder drei Jahren wurde das Seil verkürzt. Es ging nur noch von dem Haus auf der einen Seite bis ans Ende des Platzes dort, wo die Straße zu dem gegenüber liegenden Haus begann. Dort endete das Seil. Es war also etwa zwanzig Meter kürzer; dafür aber brauchte es die Straße nicht mehr zu überqueren. Für uns Buben war das natürlich ein gefundenes Fressen, die Vorstellungen der Seiltänzer.

Hochseilartist Knie um 1900 © Fotoarchiv Gebrüder Knie, Rapperswil

Zunächst war eine Seiltänzerin auf dem niederen Seil, das so ungefähr zwei Meter über dem Boden war, und vollführte dort ihre Schneckentänze. Dann kam das hohe Seil. Auf dem hohen Seil, da produzierte sich ein Seiltänzer ganz besonders gut. Wir nannten ihn den „Champigny“[36]. Wie er hieß, das weiß ich nicht mehr. Aber jedenfalls waren wir Buben gut mit ihm bekannt, denn an der Ecke des Wilhelmsplatzes war eine Wirtschaft. In dieser Wirtschaft hatte die Seiltänzerfamilie – es waren ja lauter Familienmitglieder, die da gespielt haben – ein Zimmer bekommen, wo sie sich umzogen und sich, solange sie nicht auftraten, aufhielten. Da haben wir natürlich manchen Spruch gemacht mit den Angehörigen der Truppe, unter anderem auch mit diesem Champigny. Ganz besonders hat er uns gefallen, wenn er aufs Seil stieg, vor sich auf dem Bauch ein kleines Öfelchen. In dem Öfelchen brannte ein Feuer, wahrscheinlich Benzin oder Öl oder was weiß ich. Um den Hals trug er einen kleinen Krug, in dem war Teig, Pfannkuchenteig. In der Mitte

36 Vermutlich Bezug nehmend auf Champigny-sur-Marne bei Paris, einen der Schlachtorte des Krieges von 1870/71.

des Seils angekommen, setzte er sich nieder, setzte sein Öfelchen vor sich hin und fing an, in einer ebenfalls mitgebrachten Pfanne Pfannkuchen zu backen. Er machte zwei oder drei oder gar vier Stück, warf sie hinunter und legte den letzten Rest seines Weges auf dem Seil zurück. Der gleiche Seiltänzer gab dann meistens am letzten Tag des Gastspiels eine Sondervorstellung, und zwar behängte er sich von oben bis unten mit Feuerwerkskörpern. Diese Körper zündete er auch wieder in der Mitte des Seils an, und es war ein prachtvoller Anblick, wie diese Feuerräder sich drehten, die Raketen in die Luft stiegen, die Schwärmer platzten und donnerten. Ein wunderbares Schauspiel für uns Buben.

Dieser Seiltänzer Knie ist dann eines Jahres nicht wieder gekommen, und an seiner Stelle kam der Seiltänzer Stein. Der Stein selber ist mir noch in sehr guter Erinnerung, denn er hatte eine Figur, die unvergesslich war: Klein, dick, Beine, durch die man ein Fass hindurchrollen konnte, wuselig und immer beschäftigt. Auch der war natürlich froh an uns Lausbuben, wenn wir ihm halfen, seine Sachen aufzubauen. Die größeren unter uns, die durften sogar beim Besteigen des hohen Seils an den Sicherungsstricken ziehen, die rechts und links vom Seil herab auf den Boden hingen. Mit diesen Stricken wurde das Seil gespannt. Das Spannen mussten immer irgendwelche Zuschauer, meistens ältere Buben, übernehmen. Man musste so ziemlich kräftig ziehen, um das Seil gut zu spannen und es in Ruhe zu halten. Das war für den Seiltänzer, der es überschreiten sollte, sehr wichtig. Wir brauchten dafür bei der Vorstellung dann nichts zu bezahlen. Feste Preise gab es da sowieso nicht. Innerhalb einer gewissen Umzäunung waren einige Bänke aufgestellt; dort kostete es, ich glaube, zwanzig Pfennig. Außen herum war ein Seil gespannt. Da gingen Angehörige der Familie Knie und später Stein mit einem Teller hausieren und nahmen, was man ihnen gab. Da ist manchmal nur ein Pfennig oder ein Zweier oder ein Fünferle, wenn’s hoch kam ein Zehnerle, in den Teller geworfen worden.

**Markttage**

Eine weitere Attraktion in unserer Straße war der damalige Heu- und Strohmarkt.

Damals sind ja noch in Stuttgart viele Pferde gelaufen, Brauerei-, Landpferde, außerdem Feuerwehr natürlich; dann gab es noch einige Kutschgeschäfte usw. Alle

diese Pferdebesitzer kamen in die Katharinenstraße und auf den Wilhelmsplatz. Dort waren die großen Stroh- und Heuwagen aufgefahren. Jede Woche Mittwoch oder Donnerstag; weiß ich nicht mehr so genau, aber jede Woche einmal. Diese Strohhändler kamen meistens vom Strohgäu drüben, der Gegend von Leonberg, Ditzingen usw., und verkauften hier ihr Stroh und ihr Heu. Auch die Feuerwehr hat dort ihren Bedarf gedeckt. Das war für uns natürlich ein gefundenes Fressen, zuzuhören, wie die Verkäufe abgeschlossen wurden. Da gab es Rede und Widerrede und Handschlag und was alles dazugehört. Auf den Straßen war damals natürlich kein so großer Verkehr wie heute; es konnte manchmal Stunden dauern, bis irgendein Fuhrwerk durch die Katharinenstraße fuhr. Dabei war das Fahren auf diesen Straßen gar nicht so einfach. Es gab keine Asphaltstraßen, sondern nur Pflasterstraßen oder chaussierte Straßen. Und die chaussierten Straßen, die waren gewölbt. Damit das Wasser rechts und links ablaufen konnte, waren sie gegen den Kandel[37] hin ziemlich stark oder mehr oder weniger stark gewölbt. Das war übrigens auch die Ursache für den vorhin beschriebenen Unfall mit dem Stabswagen der Feuerwehr. Weil die Straße dort so gewölbt war und der Fahrer die Kurve etwas scharf nahm, ist der Wagen überhaupt umgekippt. Nun, diese Straße, die war gleichzeitig unser Spielplatz. Da wurde Ball gespielt, Schlagball; es wurde Steinisles gespielt[38]. Es wurde mit Bohnen gespielt; es wurde Rad gefahren. Fahrräder gab es nämlich damals, und zwar in den ersten Jahren diese so genannten Hochräder. Die hatten vorne ein sehr hohes – vielleicht anderthalb Meter im Durchmesser – Rad und hinten ein kleines. Eine Übersetzung durch Kette gab es an diesem Rad nicht. Der Fahrer saß hoch oben auf dem Bock und musste die Pedale treten, und so wie er die Pedale trat, so drehte sich das Rad. Anfahren war auf diese Art unmöglich. Man musste ihn immer anschieben, bis das Rad einige Umdrehungen gemacht hatte und er dann die Pedale weiter treten konnte. Nun, einige Jahre später, es war auch so etwa 98, 99, kamen die ersten modernen Fahrräder auf, also Fahrräder, die sich von den heutigen gar nicht viel unterschieden. Denn inzwischen ist der Fahrradschlauch und die Pneumatik erfunden worden, und diese Räder waren schon mit solchen

37 Entwässerungsrinne am Straßenrand.
38 Spiel mit Steinkügelchen (Murmeln).

ausgerüstet. Wir Buben haben damals auf einem Fahrrad, das einem Jungen namens Hugendubel gehörte, (geübt, G.P.)[39]. Der Bub, dessen Vater eine Schlosserei hatte in der Katharinenstraße, bekam ein solches Fahrrad, und da wurde natürlich von uns allen probiert. X Mal sind wir runter gefallen.

Hauptstätter Strasse um 1890 © Stadtarchiv Stuttgart

Übrigens, von dem Leben und Treiben auf dem Wilhelmsplatz ist mir auch noch etwas eingefallen. Jedes Jahr im Herbst, so Ende Oktober, Anfang November, ist der Mostobstmarkt gewesen. Auf dem Markt haben die Stuttgarter ihr Mostobst sich beschafft, haben es in die Mosterei getan und da ihren Most gemacht. Auch mein Vater hat dort gekauft, und wir haben es insofern einfach gehabt, als wir die Mosterei im Hause gehabt haben. Da, wo wir gewohnt haben, Katharinenstraße 12, ist unten eine Wirtschaft gewesen, eine Weinwirtschaft, die hat dem … gehört, dem …, na, wie hat er geheißen? Ach, jetzt ist mir's eingefallen, ja, dem August Rühle. Der hat in der Wirtschaft seinen eigenen Wein ausgeschenkt, weil er nebenher auch noch Weingärtner war, und zwar speziell seinen Sonnenberger. Der Sonnenberger, der ist

39 Sinngemäße Ergänzung einer in der Tonbandaufnahme fehlenden bzw. akustisch unverständlichen Stelle.

da oben gewachsen, etwas unterhalb vom Hohen Bopser[40]. Heute gibt es dort keinen Wein mehr; es ist alles verbaut. Und dieser Rühle, der hat, wie gesagt, hinten im Haus eine Mosterei gehabt. Dort hat mein Vater dann gemostet. Ich habe müssen auch wacker mithelfen, obwohl ich habe eigentlich nur beim Mahlen helfen können. Beim Pressen hat meine Kraft nicht ausgereicht, denn das war noch so eine alte Spindelpresse, wo haben zwei Mann zu tun gehabt, dass sie sie rumgebracht haben. Ich bin dafür an den Auslauf hin von der Presse und habe dort mein Krüglein untergehoben und habe den neuen Most getestet. In manchen Jahren, wo es nicht viel Obst gegeben hat, ist es teuer gewesen für uns zum Mosten. Dann ist mein Vater und auch manche andere Leute her und haben beim Köhler, Kaufmann Köhler in der Hauptstätter Straße, Ecke von der Färberstraße[41], Rosinen gekauft. „Zibeben" hat man's geheißen bei uns, die kleinen schwarzen Rosinen. Und aus denen hat man einen Zibebenmost gemacht. Die hat man zuerst in Wasser eingeweicht, hat sie ein paar Tage stehen lassen, und dann hat man sie in die Presse. Das hat dann den so genannten Zibebenmost gegeben. Ich habe ihn nicht mögen, sowenig wie den Apfelmost. Auch den habe ich bloß mögen, solange er süß war.

**Streiche**

Jetzt möchte ich aber auch noch von einigen meiner Jugendstreiche erzählen, die sich damals in der Zeit, von der ich jetzt gesprochen habe, abgespielt haben. Das erste war die Geschichte mit dem Kragenknöpfchen. Früher hat man ja Taghemden gehabt aus einem farbigen Baumwollstoff, und als Nachthemd hat man das gleiche Hemd anbehalten. Es hat kein Nachthemd extra gegeben. An diesen Hemden, da war oben ein Kragen herum und an dem Kragen zwei Knopflöcher, und durch die Knopflöcher hat man das so genannte Kragenknöpfchen durchgesteckt. Nun, ich bin am Abend ins Bett. Da ist mir's langweilig geworden; ich habe an meinem Kragenknöpfchen herumgespielt, habe es herausgemacht und habe es in dem Mund gesteckt, da mit der Zunge daran herumgespielt. Auf einmal ist das hinten hinuntergerutscht in den Hals und hat meine Luftröhre verstopft. Ich habe nur noch

40 Wohl im Gebiet um die heutige Sonnenbergstraße.
41 Aufgelassen; verlief auf dem Gelände des heutigen Schwabenzentrums.

„H, H, H, H“ machen können, nicht mehr schwätzen[42], keine Luft mehr gekriegt, nichts wie raus aus dem Bett, in die Wohnstube hinaus zu meiner Mutter. Die ist an der Nähmaschine gesessen und hat genäht, und der habe ich bloß noch Zeichen geben können und gestikulieren können. Die hat gleich gemerkt, was los ist. Und ist hergegangen und hat mir eine hinten hinein gehauen ins Kreuz, dass das Kragenknöpfchen drei, vier Meter weit hinausgefahren ist, und mir war’s wieder wohl. Zum Glück hat sie meinem Vater nichts erzählt, denn der hätte jedenfalls noch einen besonderen Krach mit mir gemacht.

Nicht viel später ist schon wieder etwas passiert. Bei uns da oben in dem Juchhe[43] hat in einer Kammer ein junger Mann namens Wilhelm Bofinger gewohnt. Der war Buchdrucker und gebürtig aus Feuerbach. Der ist abends immer bei uns gesessen, hat sich unterhalten mit meiner Mutter, meinem Vater und hat Dummheiten gemacht mit mir. Gut, an einem schönen Tag sagt er, er hätte bald Hochzeit und wir müssten unbedingt zu seiner Hochzeit. Nun, mein Vater, der hat Dienst gehabt. Meine Mutter hat auch nicht gut Zeit gehabt; die hat müssen nähen. Dann bin bloß noch ich übrig geblieben. Also hat es geheißen: „Du gehst hin.“ Gut, ich bin hin, die Torstraße hinum, die Rotebühlstraße hinauf bis an den Saalbau Rosenau, hat das Ding geheißen, wo die Hochzeit war, das Wirtschäftle. Nun, es war schon eine größere Wirtschaft, und da hat mir es recht gut gefallen. Zuerst hat es Kaffee gegeben und Kuchen; später hat es noch ein Vesper gegeben und etwas zu trinken. Von dem zum Trinken haben sie mir auch eingeschenkt, ein kleines Gläschen, und ich habe halt davon getrunken. Ha, geschmeckt hat mir’s nicht; es ist ein bisschen sauer gewesen. Aber auf einmal ist mir es ganz komisch geworden im Kopf, und ich habe gesagt: „Ich muss jetzt heim.“ Und bin fort und schnurstracks heim. Das heißt, schnurstracks, das kann man nicht gut sagen. Ich bin nämlich schon ein bisschen geschwankt und bin nicht mehr geradeaus gelaufen[44]. Aber heim habe ich gefunden. Und daheim bin ich zuerst die Treppe hinauf. Bis in den ersten Stock bin ich gekommen, dann bin ich hinterrücks wieder hinunter gefallen. Getan hat mir es nicht viel, aber schließlich bin

42 Reden, sprechen.
43 In Süddeutschland und Österreich verbreitete Bezeichnung ungeklärter Herkunft für höher gelegene Räumlichkeiten.
44 Gegangen.

ich auch ganz hinauf gekommen meine fünf Treppen. Meine Mutter hat mich bloß angeguckt, sagt: „Ja Bub, wie kommst denn Du heim? Ja, was haben sie denn Dir zu trinken gegeben?“ Dann sage ich: „Ha, ich habe halt etwas getrunken, was die mir gegeben haben.“ „Ha no, Du bist ja besoffen“, hat sie gesagt, „mach’ ja, dass Du ins Bett kommst.“

**Verwandtschaft**

Ja, zu der Zeit haben wir auch öfters Besuch gehabt von Verwandten meiner Mutter. Dann ist einmal der Onkel Adam gekommen, der Schullehrer aus Bonfeld. Ein großer, breiter Mann mit einem Achtung gebietenden Vollbart. Der ist allerdings selten gekommen. Öfters sind die Verwandten von Ostelsheim gekommen, der Onkel Fritz, der Onkel Peter; die haben nicht so weit gehabt. An einem schönen Tag ist auch einmal der Onkel Peter gekommen mit einem Fuhrwerkle und hat da einen jungen Gaul angespannt gehabt davor. Mein Vater hat frei gehabt an dem Tag und sagt zu ihm: „Ha, Peter, ich begleite Dich; wo musst Du denn überall hin?“ Ja ja, er hat Verschiedenes zu besorgen gehabt in der Stadt. „Gut“, hat mein Vater gesagt, „komm’, ich fahre“, und ist hinauf gesessen, und die zwei sind miteinander losgezogen. Das Ding ist recht schön und gut gewesen. Sie sind die Calwerstraße vorgefahren. Auf einmal ist der Gaul erschrocken und ist durchgegangen und ist in der Calwerstraße auf das Trottoir[45] hinauf gekommen und in einem Lädchen, das ein kleines Schaufenster gehabt hat, ist er hinein und hat die Schaufensterscheibe hin gemacht. Dann haben die zwei natürlich dumm geguckt und haben die Scheibe zahlen müssen. Wie es sonst weitergegangen ist, das weiß ich dann nicht mehr.

Auch anderen Besuch haben wir gehabt. Der Onkel Fritz, der Schreiner, der hat in der Hauptsache Küchenbüfett[46] gemacht. So ganz gewöhnliche Küchenbüfett aus Tannenholz, die hat er nach Stuttgart geliefert ins Möbelgeschäft May in der Holzstraße. Wenn er da so zwei, drei fertig gehabt hat, hat er sie auf seinen Wagen geladen und ist von Ostelsheim herunter gefahren und hat seine Küchenbüfett abgeliefert. Dann ist er gewöhnlich auch bei uns vorbei gekommen und hat einen

45 Gehweg.
46 Geschirrschränke.

Besuch gemacht. Die Ostelsheimer sind natürlich nie leer gekommen. Die haben schon gewusst, dass bei uns Schmalhans Küchenmeister war, und haben immer Sach mitgebracht: Butter, Eier, Mehl; was es halt so auf dem Land gibt, Milch usw. Das war uns natürlich immer hochwillkommen und hat uns über manche Schwierigkeit weggeholfen. Die Töchter von diesen zwei Brüdern von meiner Mutter, wo ich vorher erwähnt habe, die sind natürlich im Lauf der Jahre eine um die andere auch nach Stuttgart in den Dienst, also als Dienstmädchen. Und die sind halt auch zu uns gekommen. Es ist kein Sonntag vergangen, ohne dass nicht die eine oder andere da war und hat uns ihre Sorgen erzählt, denn es war nicht überall schön bei diesen Leuten, wo sie gewesen sind. Bei den einen haben sie nichts zu essen gekriegt. Die anderen haben wieder fast keinen Lohn gegeben. Die dritten, da ist der Alte, der ist den Mädchen nachgestiegen, und so ist es weitergegangen. Einmal ist eine nachts, mitten in der Nacht so um zwölf herum gekommen. Die ist durchgegangen gewesen, und zwar war die in einer Weinwirtschaft. Und der Wirt dort, also ihr Chef, ist ihr nach und hat wollen nachts zu ihr in ihre Kammer hinein. Dann ist das Mädchen auf und los, und wo ist sie hin? Sie ist halt zu uns gekommen. Ich muss schon sagen, wir haben recht gute Verbindung gehabt nach dem Ostelsheim. Mein Vater ist dort arg beliebt gewesen. Das war der Fritz vorne und hinten. Und in meinen Schulferien bin ich jedes Jahr halt nach Ostelsheim. Darüber werde ich Euch noch einmal besonders erzählen. Das ist ein Kapitel für sich.

**Der Vater: Desinfektor**

Wie Ihr Euch erinnern werdet, habe ich auch schon davon gesprochen, wie mein Vater sich durch Nebenverdienste sein kärgliches Auskommen zu verbessern suchte. Da ist nun um die Jahrhundertwende etwas Weiteres dazugekommen. Damals wurde in Stuttgart verfügt, von wem, das weiß ich nicht, dass in Wohnungen, wo Personen mit ansteckenden Krankheiten gewesen sind, die betreffenden bewohnten Zimmer desinfiziert werden mussten. Nun, wer soll das machen? Natürlich wieder die Feuerwehr. Aber dazu haben die bei ihrem normalen Dienst keine Zeit gehabt. Also hat man da herumgehört, wer von den Feuerwehrleuten bereit wäre, an seinem freien Tag das zu machen. Mein Vater hat natürlich gleich

zugegriffen. Und er und noch ein zweiter Kollege von ihm sind genommen worden und haben dann an ihren freien Tagen also diesen Dienst bei der Stuttgarter Stadtarztstelle angetreten. Die Leitung dieser Stadtarztstelle hatte ein Professor namens Gastpar[47]. Der hat die zwei Männer unterwiesen, was sie zu tun haben, hat ihnen ihre Ausrüstung übergeben. Die bestand aus einem Dreirad, also ein dreirädriges Fahrrad, das vorne einen Kasten aufgebaut hatte. In diesem Dreirad verwahrten sie ihre Gerätschaften. Diese bestanden aus einem Kupferkessel, der heizbar war, einigen Paketen Watte, und fertig war die Laube. Da sind sie also dann losgezogen mit ihrem Fahrrad an die Stellen, die ihnen angewiesen wurden, und haben dort desinfiziert. Das ging dann folgendermaßen vor sich: In dem betreffenden Raum mussten zuerst die Fenster und dann die Türen mit dieser mitgebrachten Watte abgedichtet werden. Dann kam das Gefäß herein, in dem die Desinfektionsflüssigkeit war. Das Feuer unter dem Kessel wurde entzündet, damit die Flüssigkeit verdunsten konnte, und das Zimmer wurde abgeschlossen. Nach einer gewissen Zeit, so etwa vier, fünf Stunden, wurde das Zimmer wieder geöffnet. Das Desinfektionsmittel war verdunstet; die Fenster wurden wieder geöffnet, und der Fall war erledigt. Nun, diese Arbeit hat mein Vater dann einige Jahre so nebenher gemacht, bis es schließlich mit der Desinfiziererei soweit kam, dass die Stadt dafür vollbeschäftigte Leute brauchte. Diese Gelegenheit hat mein Vater dann benutzt, es war im Jahr 1905, und ist von der Feuerwehr weg und hat sich an die Stadtarztstelle als Desinfektor versetzen lassen.

**Löcher in der Hose**

Etwas möchte ich auch noch erwähnen aus meiner frühesten Jugend, was aber ausnahmsweise einmal nicht mit der Feuerwehr zusammenhängt. Und zwar handelt es sich da um meine Hose. Wir Buben haben bekanntlich alle Augenblicke die Hose zerrissen gehabt. Entweder hinten oder vorne oder am Knie, und haben dadurch unsere Mütter fast zur Verzweiflung gebracht. Dauernd hat es ein Geschimpfe gegeben, wenn man gekommen ist und hat gesagt: „Mutter, ich habe meine Hose

47 Prof. Dr. Alfred Gastpar (1873 – 1944), Stuttgarter Stadtarzt, später Leiter des städtischen Gesundheitsamtes.

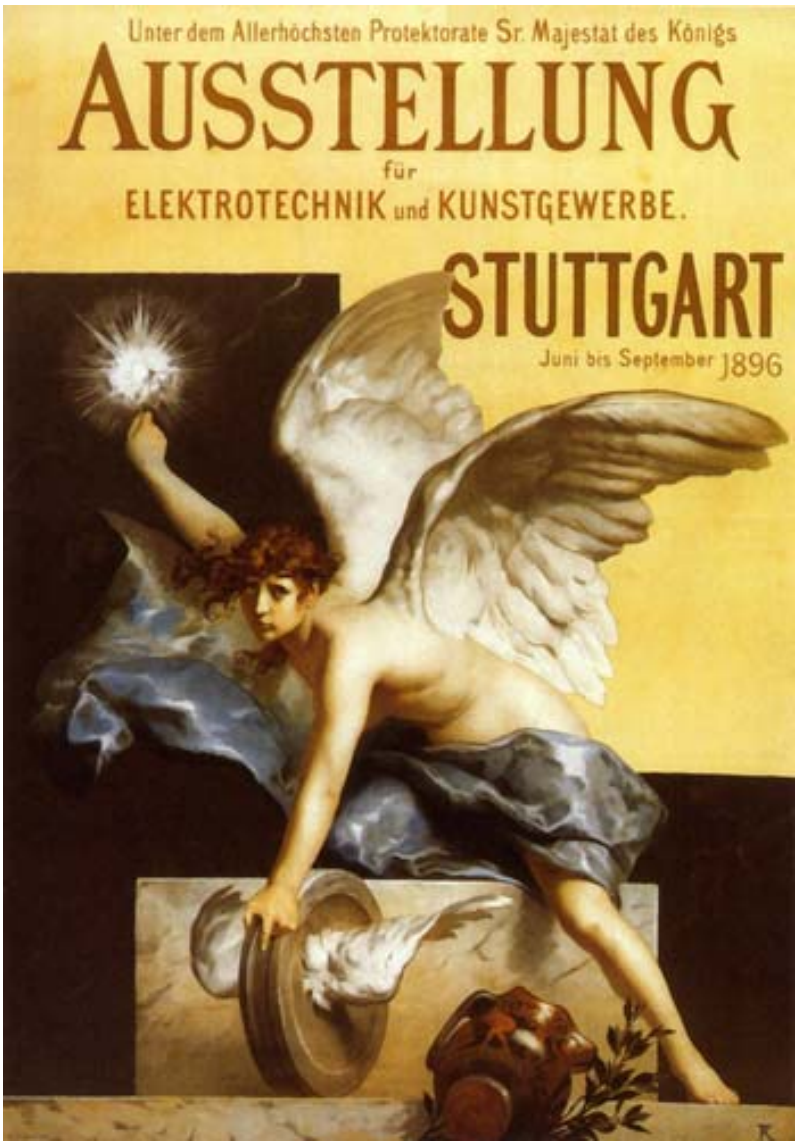
zerrissen; sei auch so gut und flick' mir sie." An einem schönen Tag kommt mein Vater und sagt zu meiner Mutter: „Du, da gibt's einen neuen Stoff, aus dem man Bubenhosen machen kann. Ich meine, da sollte man mal schauen, ob das nicht etwas wäre für unseren Buben." Der Stoff heißt Englisch Leder. Mit Leder hat er allerdings gar nichts zu tun gehabt. Er war Stoff, also Textilfabrikat, aber was für eines. Meine Mutter ist hergegangen und hat also so einen Stoff gekauft und hat davon für mich eine Hose geschneidert. Ein bisschen groß, damit sie auch hoffentlich lange hebt. Die Hose habe ich tatsächlich mehrere Jahre lang getragen, bis sie mir einfach zu klein geworden ist. Sie kaputt zu machen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Kein Nagel, kein Spreißer[48], nichts ist durchgegangen. Die Hose war tatsächlich wie aus Blech, aber biegsam natürlich. Was das für ein Stoff war, kann ich nicht mehr sagen. Also jedenfalls, heute gibt es ihn nicht mehr. Es muss ein Stoff gewesen sein so ähnlich, wie man heute Zeltplanen oder so etwas macht. Also jedenfalls war er tatsächlich unzerreißbar.

**Elektrizität**

Etwas anderes hat mich damals auch sehr beeindruckt. Ich war erst sechs Jahre alt, aber trotzdem ist es mir so in der Erinnerung geblieben, dass ich heute noch viele Einzelheiten weiß. Und zwar war es die Elektrotechnische Ausstellung im Jahr 1896[49]. Die war in Stuttgart auf dem Gewerbehallen-Platz und in der anschließenden Gewerbehalle[50]. Es wurden damals die elektrischen Erzeugnisse gezeigt, die damals bekannt waren. Man sah die ersten Glühlampen, natürlich Kohlefadenlampen. Die waren nicht viel heller als unsere Erdölfunzeln, vielleicht fünf bis zehn Kerzen. Man sah die Motoren, Dynamo-Maschinen und was es sonst noch gab an elektrischen Sachen. Am meisten hat mir imponiert ein Scheinwerfer. Dieser Scheinwerfer war auf dem Dach der Gewerbehalle montiert und hat abends sein Licht ausgestrahlt. Von weitem sah das wunderbar aus, wie dieser Lichtstrahl sich langsam drehte. Dann gab es noch, was mir am besten Erinnerung ist, die elektrischen Bonbons. Die haben

48 Holzsplitter, Holzspan.
49 Die genaue Bezeichnung lautete „Landesausstellung für Elektrizität und Kunstgewerbe": Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 139.
50 Die Gewerbehalle befand sich im Stadtgarten.

mit Elektrizität natürlich nur insofern zu tun, als sie mit Maschinen gemacht wurden, die elektrisch angetrieben wurden. Diese Ausstellung hatte übrigens durch ein Plakat geworben, das künstlerisch so wertvoll war, obwohl ich das damals natürlich nicht verstanden habe. Dieses Plakat war künstlerisch so hervorragend gestaltet, dass, wenn heute noch irgendwo Exemplare davon auftauchen, sie von Sammlern zu horrenden Preisen gekauft werden.




Plakat zur Ausstellung Stuttgart 1896, Landesmuseum Württemberg

Übrigens habe ich mit der Elektrizität wenige Jahre darauf auch einmal eine schlechte Bekanntschaft gemacht, und zwar war es bei der Straßenbahn. Da zwei meiner Onkels, also Brüder meines Vaters, bei der Straßenbahn waren, wie mein Vater früher auch, bin ich öfter mit diesen gefahren, wenn ich Gelegenheit hatte, natürlich umsonst. Und so bin ich auch einmal wieder die Torstraße entlang gefahren, und am Wilhelmsplatz wollte ich aussteigen. Es hat stark geregnet. Ich trat auf die Plattform, hielt mich an dem eisernen Stab, der dort angebracht ist, zum Abspringen. In dem Moment, wo ich den Stab anfasste, bekam ich einen starken elektrischen Schlag. Er hat mir zwar weiter nicht geschadet, aber erschrocken bin ich doch ziemlich. Nicht lange danach, wir sind damals mehrere Buben auf dem Wilhelmsplatz herumgetollt. Es hat auch wieder geregnet gehabt, und wie mich so der Haber gestochen hat, bin ich an so einen Masten hin von der Straßenbahn, sie ist also damals auch schon elektrisch gefahren[51], und habe mit dem Fuß an den Masten hingestaucht. In dem Moment kriege ich wieder einen elektrischen Schlag, der mich zu Boden geworfen hat. Zum Glück hat es weiter auch nichts ausgemacht. Aber da bin ich, wie man sich denken kann, sehr erschrocken. Später in der Schule habe ich dann gelernt, woher solche Erscheinungen kommen. In der Physikstunde wurden diese Erscheinungen als so genannte „vagabundierende Ströme“ bezeichnet, die besonders auftreten, wenn es stark geregnet hat, wie es in diesen beiden Fällen war.

**Das Grüne Wägele, nochmals**

(…) Aber da ist mir noch einmal etwas eingefallen, das möchte ich auch noch erwähnen. Und zwar muss ich da noch einmal zurückkommen auf die Geschichte mit dem Stuttgarter Grünen Wägele seinerzeit, wo ich mit meinem Vater ab und zu in die Schule gefahren bin. Das Grüne Wägele muss ich Euch ein bisschen näher beschreiben. Das war nicht grün, wenn man es auch so geheißen hat, sondern es war so rötlichbraun angestrichen. Es war ein ziemlich großer Kastenwagen; so hoch,

51 Die Elektrifizierung des Straßenbahnnetzes begann 1895: Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 255.

dass ein Erwachsener hat können drinnen aufrecht stehen. Innen drin war rechts und links eine Bank, auf die die Verhafteten haben hinsitzen müssen. Rechts und links war ein vergittertes Fenster, und vorne, und zwar vor dem Sitz des begleitenden Polizeibeamten, war dieser Raum durch eine Tür abgeschlossen. Dann kam der Sitz des Polizeibeamten, wie ich schon sagte, und dann erst die eigentliche Wagentür, die nach außen natürlich auch mit einem Gitter versehen war. Der Fahrer dieses Fahrzeugs, also meistens war es mein Vater, der saß vorne auf dem Bock. Und dieser Bock war auf dem Dach des Wagens angebracht, und zwar war es so hoch, dass er da oben saß wie auf einem Thron. Es war mindestens, vom Boden aus gerechnet, etwa vier Meter hoch. Da saß er nun und lenkte von dort aus seine Gäule. (…)

**Schulzeit, Fortsetzung**

**Lehrer, solche und solche**

Und jetzt zu meiner Schulzeit. Über den Anfang habe ich ja schon berichtet; seinerzeit, wo mich meine Mutter angemeldet hat beim Lehrer Stark. Und bei diesem Herrn Stark, da bin ich also zwei Jahre gewesen, in der ersten und in der zweiten Klasse. Man hat da die Anfangsgründe vom Lesen, Rechnen, Schreiben gelernt, hat auch Hausaufgaben gekriegt. Man hat sie gemacht, hat's auch einmal nicht gemacht, aber sonst ist in der Zeit nichts Besonderes passiert. Das Schönste war aber für mich, dass unser Schulzimmer in den Schulhof hinausgegangen ist, und von dem Schulhof aus habe ich direkt auf die Feuerwache Nr. II[52] gesehen. Nach dem, was Ihr seither von mir gehört habt, könnt Ihr Euch denken, wie mir das gut getan hat. Habe ich doch immer gehört, wann es da alarmiert hat. Natürlich ist es da aus gewesen mit meiner Aufmerksamkeit in der Klasse; da habe ich müssen gucken, was da hüben los war bei der Feuerwehr. Es hat alles gefehlt, dass ich nicht auf bin und fort von der Klasse und der Feuerwehr nachgesprungen. Wir sind damals in der Klasse etwa zwischen fünfzig und sechzig Buben gewesen, und der Andrang an die Schule war damals so stark, dass es von jeder Klasse a, b und c, also drei

52 Heute Feuerwache 2 West.

Abteilungen, gegeben hat. Und in jeder sind es auch zwischen fünfzig und sechzig Buben gewesen. Nun, die zwei Jahre sind herumgegangen; es kam die dritte und die vierte Klasse. Man ist nämlich immer zwei Jahre beim gleichen Lehrer gewesen. Also in der dritten und vierten Klasse kam ich dann zum Herrn Motzer. Das war ein Reallehrer Motzer, schon ein älterer Mann. Bei dem war es auch recht nett; man hat gut bei ihm gelernt. Es hat keine Hiebe gegeben, was die Hauptsache war. Man hat auch einmal können mit ihm ein bisschen das Michele treiben[53]. Wenn er an einem vorbei ist, ist man geschwind hergegangen und hat ihm mit dem Federhalter einen Tintenbutzel[54] auf seinen Kittel hinten hingeschmissen. Und dieser Lehrer ist einmal krank geworden, und was glaubt Ihr, was wir an seiner Stelle dann gekriegt haben? Eine Lehrerin. Man muss sich das vorstellen, was das für uns bedeutet hat. Von Lehrerinnen haben wir noch nie etwas gehört gehabt. Dass es so etwas überhaupt gibt, haben wir gar nicht gewusst. Und da kam also so ein ältliches Fräulein zu uns als Lehrerin. Ich kann Euch sagen, die hat keine schöne Stunde bei uns gehabt. Also der haben wir doch getan, was man hat tun können, was Gott verboten hat. Die hat Glück gehabt, dass nach etwa zehn, zwölf Tagen unser alter Motzer wieder gekommen ist und sie hat können wieder abdrehen. Wir haben ihr nicht nachgeheult. Nun, die zwei Jahre bei dem Herrn Motzer sind auch herumgegangen. Und es kam nun die fünfte und sechste Klasse. In dieser Klasse hatten wir einen Reallehrer; es war der Herr Schumm. Der war ziemlich stramm; wir sind das gar nicht recht gewöhnt gewesen seither mit unseren zwei anderen Lehrern. Also das war schon ein bisschen ein Scharfer. Man hat müssen schon etwas tun bei dem, und wenn es nicht geklappt hat, hat es auch Hiebe gegeben. Aber gelernt hat man etwas bei ihm; das muss ich sagen. Wenn wir allerdings gewusst hätten, was uns in den nächsten zwei Jahren, in der siebten und achten Klasse, bevorsteht, dann wären wir am liebsten bei dem Herrn Schumm geblieben, auch wenn er noch so streng gewesen ist. Denn was da kam, das spottet jeder Beschreibung. Doch davon nachher. In der fünften Klasse begann das erste Mal der Unterricht in Französisch. Und für dieses Französisch hatten wir einen besonderen Lehrer. Er kam, stellte sich vor, und wir sperrten Maul

53 Jemanden ärgern, foppen, vorführen.
54 Tintenklecks.

und Augen auf. Da kam ein fein geschniegelter Herr herein mit einem Spazierstöckchen, tadellos angezogen, und fing mit seinem Unterricht bei uns an. Ich weiß noch das erste Wort in Französisch, das wir lernen mussten: Es hieß „voici“ – „hier ist.“ Dieser Lehrer, der hieß Herr Reiff. Ob er nun Hauptlehrer oder Oberlehrer oder Reallehrer war, das wussten wir eigentlich nie. Es wird wahrscheinlich so gewesen sein, dass er nur einzelne Stunden an unserer Schule gegeben hat und keine ganze Klasse geführt hat. Jedenfalls sah man ihn außerhalb dieser französischen Stunden nie in der Schule. Später habe ich es dann erfahren, dass dieser Herr Reiff ein bekannter schwäbischer Mundartdichter ist, und zwar der Dichter August Reiff[55]. Wir hatten natürlich keine Ahnung davon. Er hat uns auch nie etwas davon erzählt, denn es gehörte ja nicht zu seinem Stundenplan. Aber doch war ich ziemlich beeindruckt, als ich dies später erfahren habe, mit was für einer Geistesgröße wir da zusammen gearbeitet haben.

Nun zur siebten und achten Klasse. Das Drama beginnt jetzt. In diesen beiden letzten Klassen hatten wir jeweils zwei Lehrer, und zwar in der siebten Klasse war der Klassenlehrer der Herr Oberreallehrer Pfeifle. Und als weiterer Lehrer der Herr Professor Bross. Vom Herrn Pfeifle hatten wir Rechnen, Geometrisches Rechnen, Geographie und Zeichnen. Vom Professor Bross die übrigen Fächer: Physik, Geschichte und Religion. Zuerst will ich nun von diesem Professor Bross erzählen, denn er gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen an die Schule. Es war ein alter Herr, schon nahe am Pensionsalter, aber ein Pädagoge, wie man ihn selten trifft. Unauslöschlich sind bei mir seine Unterrichtsstunden in Geschichte geblieben. Dieser Lehrer hatte die Gabe, uns Geschichte, angefangen bei der Klassischen Geschichte der Griechen und Römer, so beizubringen, dass es in seinen Unterrichtsstunden in der Klasse mäuschenstill war. Wir saßen da und hörten nur noch seinen Ausführungen zu. Ein Kriminalroman oder ein Karl May konnte nicht spannender gewesen sein als damals sein Unterricht. Wie viel wir alle davon profitiert haben, das zeigte sich erst viel später. Immer und immer wieder kommen mir heute

55 Zu Leben und Werk August Reiffs (1866 – 1955) vgl. (Anonym): August Reiff, ein schwäbischer Volksdichter. In: Aus Schönbuch und Gäu Jg. 1960, Heft 9/10, S. 33-35.

die Erinnerungen an seinen Geschichtsunterricht. Ähnlich war es mit der Geographie. Geographie war ein Fach, das ich besonders gern getrieben habe. Und auch hier hat er uns so gut unterrichtet, wie man es sich besser gar nicht vorstellen kann. Den Stock hat er überhaupt nie gebraucht. Das Letzte war ein Klassenausflug, den wir einmal mit ihm machten. Wir gingen damals auf die Schwäbische Alb, in die Gegend von Metzingen, Reutlingen da oben. Ich weiß nicht mehr genau, wo es war. Zu Fuß natürlich, vom Bahnhof Metzingen aus; wanderten stundenlang und kehrten dann mal ein in einem Wirtshaus zum Vespern. In diesem Wirtshaus sind wir schon ein, zwei Stunden gesessen, und unserem guten Professor Bross hat es da prima geschmeckt. Er hat gegessen und hat getrunken und hat noch einmal eins getrunken und hat noch einmal eins getrunken. Und wie wir dann fort sind auf den Bahnhof zum Heimfahren, da haben wir gemerkt, dass unser guter Professor Bross ein bisschen schwankt. Er hat sich also ein bisschen einen angetrunken gehabt. Aber natürlich nicht, dass es aufgefallen wäre besonders. Im Gegenteil: Der war der gemütlichste Mann, den man sich denken kann in diesem Zustand. Und wir Kerle haben uns natürlich jesusmäßig gefreut und haben natürlich von der Sache nirgends etwas verlauten lassen.

Jetzt zu seinem Gegenstück, zum Oberreallehrer Pfeifle. Mit dem haben wir uns etwas eingetan. Leute, Leute, ich kann Euch sagen, einen solchen Schläger habe ich vorher und nachher nie mehr erlebt; auch nie etwas davon gehört, dass es so etwas gibt. Bei dem kam der Rohrstock überhaupt nicht zur Ruhe. Wegen jeder Kleinigkeit gab es Tatzen und zwar nicht eine – das wenigste waren sechs. Hatte er einen schlechten Tag und es passte ihm irgendetwas nicht, dann fing er beim Ersten der Klasse an und hörte beim Letzten auf, indem er Jedem sechs Tatzen aufbremste. Ich habe leider bei ihm einen Rekord erlebt, und zwar bekam ich mal an einem Tag nicht weniger als drei Mal sechs Tatzen. Warum, weiß ich heute nicht mehr. Irgendeines besonderen Vergehens war ich mir nicht bewusst. Einen meiner Kameraden stellte er mal vor die Tafel. Dort musste er an der Tafel rechnen. Er stellte sich hinter ihn, und bei jedem geringsten Fehler zündete er ihm eine mit dem Rohrstock übers Kreuz. Und so x Mal; der Bub, er hieß Hummel, musste dann auf die gegenüber liegende

Feuerwehrwache gebracht werden. Und dort hat man ihm den Rücken behandelt; der war voll blauer Striemen. Dieses Martyrium mussten wir zwei Jahre lang ertragen. Ich weiß heute noch nicht, warum es damals niemand gewagt hat, gegen einen solchen Menschen aufzutreten. Zuhause war es so, wenn ich die Hände geschwollen hatte von den Tatzen, dann habe ich sie versteckt. Ich wollte nichts sagen. Hätte ich meinem Vater etwas gesagt, hätte der gesagt: „Du wirst's jedenfalls verdient haben." Und so ist es meinen Kameraden auch gegangen; also jedenfalls ist nichts geschehen. Niemand hat sich beschwert, und der hat können tun und treiben, was er hat wollen. Übrigens war er Reserveoffizier. Das hat sich natürlich auch in seinem Unterricht ausgewirkt. Wir haben auch Turnen gehabt bei ihm, und zwar ist das Turnen in nichts anderem bestanden als in militärischem Exerzieren. Da hat er uns als Versuchskaninchen benützt. Wir haben müssen die gesamte militärische Grundausbildung bei ihm durchmachen. Sogar am Samstagmittag, wo man frei gehabt hat, hat er uns einmal hinaus bestellt beim Westbahnhof[56]. Dort oben war so ein freier Platz; da hat er wollen im Freien mit uns üben und exerzieren. Und an dem Tag hat es geregnet und war wüst und kalt. Nun, eine Stunde oder anderthalb Stunden, wo wir da außen gewesen sind, ist herumgegangen; wir sind wieder heim. Am anderen Tag ist unser Schläger nicht in die Schule gekommen und hat sich krank gemeldet. Er hat sich also erkältet gehabt. Ha, das hat uns gefreut. Wir haben oft, ich hätte beinahe gesagt, (wenn er nur, G.P.)[57] verrecken täte, haben wir gedacht. Aber leider ist er nach kurzer Zeit wieder gekommen, und das alte Leiden ist wieder weiter gegangen. Gelernt hat man natürlich schon etwas bei ihm, denn der hat es einem ja mit Gewalt eingetrichtert. Und was glaubt Ihr, wie der später noch die Treppe hinauf gefallen ist? Man hat nämlich nach einer gewissen Zeit eine zweite Bürgerschule ins Leben gerufen. Wir waren dann die Bürgerschule I, und da wurde eine zweite gebaut, die Bürgerschule II in der Heusteigstraße[58]. Und wer wurde Rektor dieser Schule? Eben dieser Herr Pfeifle.

56 An der Gäubahn oberhalb des Stuttgarter Westens gelegen; heute ohne Personenverkehr.
57 Sinngemäße Ergänzung einer in der Tonbandaufnahme fehlenden bzw. akustisch unverständlichen Stelle.
58 Eröffnet 1906; weitere drei Bürgerschulen folgten bis 1914: Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 327.

Meine Schulzeit, die nähert sich ihrem Ende, denn wir waren ja jetzt in der achten, der letzten Klasse. Doch sie hatte noch eine kleine Überraschung für uns bereit. Eines Tages wurde bekannt gegeben, dass die Schule sich entschlossen habe, einen Kursus in Stenografie einzurichten. Wer daran teilnehmen will, möge sich melden. Mich hat das interessiert, und ich habe mich gemeldet. Die erste Unterrichtsstunde begann, und was glaubt Ihr – wer kam als Lehrer zur Tür herein? Unser alter, hochverehrter Lehrer Stark von der ersten Klasse! Der hat uns den Stenografieunterricht erteilt, und zwar nach dem System Stolze-Schrey. Es gab damals noch zwei Systeme, außer dem erwähnten noch das System Gabelsberger. Und diese beiden Systeme haben sich gegenseitig bekämpft. Jeder wollte das bessere System sein; jeder wollte den anderen übertrumpfen. Nun, unser Herr Stark hat uns erklärt: „Buben“, sagt er, „ich schreibe beide Systeme. Ich kann Stolze-Schrey und kann auch Gabelsberger und glaube, dass ich’s deswegen beurteilen kann, dass beide gleich wert sind.“ Und der Mann hat recht gehabt, denn später hat man sich darauf geeinigt, aus diesen beiden Systemen eines zu machen, und das hat dann die deutsche Einheitsstenografie gegeben. Der Unterricht war natürlich bloß einmal in der Woche eine Stunde, und wie das Jahr herum war, ja, da hat man es vielleicht auf hundertzwanzig, hundertdreißig Silben in der Minute gebracht. Aber ich habe dann später weitergemacht in der Lehre. In der kaufmännischen Berufsschule habe ich auch wieder einen Kurs in Stenografie belegt und habe es später tatsächlich bis auf rund zweihundert Silben gebracht. Das Schönste ist aber, dass ich diese Stenografiekenntnisse überhaupt nie gebraucht habe, obwohl ich einen kaufmännischen Beruf ergriffen habe. Doch davon sprechen wir dann, wenn es Zeit ist.

Zunächst möchte ich noch ein bisschen etwas von der Schule erzählen, und zwar jetzt vom Zeichenunterricht. Den haben wir also auch von dem Herrn Pfeifle gehabt. Im Zeichenunterricht hat er den Stock nicht bei sich gehabt, aber nichtsdestoweniger sind wir nicht drum herum gekommen, Hiebe zu kriegen, und zwar auf eine besondere Art. An einer seiner Hände trug er nämlich einen Ring mit einem ganz großen Stein. Und wenn man so da saß, hat seine Zeichnungen gemacht, ging er

von Schüler zu Schüler, trat hinter einen, sah zu, was man gemacht hat, und da hat ihm irgendetwas nicht gepasst – flugs hatte man mit dem Stein einen Schlag auf den Kopf, dass nachher die schönste Beule da war. Also auch hier die Schinderei. Nun, auch das ging vorbei. Ich selbst habe mich damals für das Körperzeichnen entschieden. Körperzeichnen, da darf man sich natürlich nicht menschliche Körper darunter vorstellen, sondern wir hatten da in der Schule Holzmodelle, und zwar von griechischen Vasen und ähnlichen Sachen, also lauter klassische Vorlagen: Säulen, korinthische, ionische und was es noch für gab. Die musste ich zeichnen, und ich muss sagen, es ist mir recht gut gelungen. Ich habe nach der Schule eine ganze Mappe voll dieser Zeichnungen mit nach Hause genommen. Nur sind sie leider im letzten Krieg verbrannt, also nicht mehr da, was ich sehr bedauert habe. Vom Malen, es bestand in der Hauptsache aus einfachen Aquarellmotiven, da wollte ich nicht viel wissen. Es wurde auch nicht unbedingt verlangt, dass ich das machen musste. Der Lehrer, der wusste schon, wofür der oder jener sich besser eignete. Also ich ließ die Finger davon und blieb bei meinem Körperzeichnen. Nun hatten wir aber auch noch geometrisches Zeichnen. Das war schon etwas komplizierter. Man musste da also geometrische Figuren aller Art zeichnen. Was eben so in der Geometrie vorkam, vom einfachen Viereck bis zur komplizierten Ellipse, und hatte für diese Arbeit ein Reißbrett, eine Reißschiene und zwei oder drei Winkel. Bei dieser Zeichnerei, da habe ich leider keine Lorbeeren ernten können. Was aber nicht an mir lag, sondern an meinem Handwerkszeug. Und das kam so: Bei der dauernden Geldnot meiner Eltern war es nicht möglich, dass man mir für diesen Unterricht ein neues Reißbrett, eine neue Reißschiene und neue Winkel gekauft hätte. Nein, mein Vater hat irgendwo, von einem Kollegen oder sonstwie einem Bekannten, diese Sachen gebraucht aufgetrieben. Und die musste ich eben nun mitnehmen in die Schule. Das Reißbrett war nicht mehr ganz eben; die Reißschiene entlang der Linie, auf der man einen geraden Strich zeichnet, war sie krumm und buckelig, und mit diesem Werkzeug sollte ich nun solche geometrischen Zeichnungen machen. Ihr könnt Euch vorstellen, was dabei herausgekommen ist. Nun, der Lehrer hat es ja schließlich sich denken können, woher das kam. Er hat mein Werkzeug angeguckt und hat nichts

gesagt. Ich habe halt schlechte Noten gekriegt dafür. Hätte ich ein gutes Handwerkszeug gehabt, hätte ich bestimmt mehr erreicht. Aber so war es halt.

**Mehr zur Feuerwehr**

Das Kapitel Feuerwehr habe ich eigentlich als abgeschlossen betrachten wollen. Aber gerade jetzt in den letzten Tagen ist da noch etwas gewesen, was mich veranlasst, doch noch einmal darauf zurückzukommen. Und zwar hat am 1. November 66 die Stuttgarter Feuerwehr ihr fünfundsiebzigjähriges Jubiläum gefeiert. Da war eine große Ausstellung auf dem Stuttgarter Marktplatz. Da sind die alten Feuerlöschgeräte schon aus dem Mittelalter zu sehen gewesen, natürlich auch die Geräte aus der Anfangszeit der Berufsfeuerwehr bis zu den modernsten. Und das Schönste war: Bei diesen Geräten aus meines Vaters Zeit haben sie sogar Gäule davor gespannt gehabt. Natürlich hat die heutige Berufsfeuerwehr keine Gäule mehr. Da haben sie die Gäule von den Brauereien entlehnt. Bei denen stehen sie noch für Repräsentationszwecke, fürs Volksfest; müssen sie den Bierwagen ziehen im Festzug, mit schön silberbeschlagenen Geschirren usw. Gut, also die Gäule hat man jetzt vor die alten Feuerwehrwagen hingespannt. In der Zeitung sind natürlich eine Anzahl Abbildungen gekommen von diesen alten Geräten und Fahrzeugen. Und was glaubt Ihr, was ich da entdeckt habe? In den „Stuttgarter Nachrichten“ kam eine Abbildung von der alten Feuerwache I aus dem Jahr 1905. Da waren die drei Fahrzeuge, von denen ich schon erzählt habe, also der Mannschaftswagen, die Leiter und die Dampfspritze nebeneinander aufgefahren, wie wenn sie jetzt gerade ausfahren wollten. Und auf der Dampfspritze, wer saß da als Fahrer? Mein Vater! Könnt Ihr Euch denken, wie ich mich gefreut habe. Das Bild habe ich extra aufgehoben. Es ist zwar bloß ein Zeitungsdruck, aber immerhin eine schöne Erinnerung. So, das habe ich noch wollen von der Feuerwehr erzählen. Ich hoffe, dass das Thema jetzt endgültig erschöpft ist.

**Die Mutter erkrankt**

Jetzt möchte ich einmal zu einem Thema übergehen, das ich nicht missen möchte, denn es betrifft meine Mutter. Von meinem Vater habe ich jetzt haufengenug[59] erzählt. Und zwar die Tage der Krankheit; das heißt, Tage ist zu wenig gesagt. Es waren Wochen, Monate und Jahre einer Krankheit. Sie war damals etwa Anfang Dreißig, als sich die ersten Anzeichen zeigten. Sie bestanden in Schmerzen etwas oberhalb im Bauch; wie sich später herausstellte, war es der Magen. Die Krankheit äußerte sich so, dass sie immer, wenn sie etwas gegessen hatte, nach etwa zwei Stunden alles wieder von sich geben musste. Das ging Tage zunächst, Wochen fort. Man ließ allerhand Mittelchen kommen, die in der Zeitung als für Magenleidende angepriesen worden sind. An einen Arzt dachte man zunächst noch nicht, denn der Vater war ja nicht in der Krankenkasse. Das gab es gar nicht damals bei der Feuerwehr; die mussten alles selbst bezahlen. Deswegen hat man einen Arzt nur im äußersten Notfall kommen lassen. Aber schließlich ging es doch nicht mehr anders. Es kam einer; er untersuchte und stellte fest, dass meine Mutter an Magengeschwüren leide. Nun, die Behandlung bestand einmal in erster Linie darin, dass der Arzt den Magen ausgespült hat. Was das bedeutet, das wissen nur die, die es schon selber mitgemacht haben. Man stelle sich vor, man muss einen etwa fingerdicken Schlauch schlucken. Der wird einem mit mehr oder weniger Gewalt durch die Speiseröhre in den Magen hinunter gedrückt, und dann wird der Magen mittels dieses Schlauches ausgespült. Nun, das wurde bei meiner Mutter mehrere Male gemacht. Besser wurde es nicht. Sie war auch mal eine Zeit lang im Krankenhaus; in welchem, weiß ich nicht mehr genau. Es mögen acht oder vierzehn Tage gewesen sein. Ich bin in der Zeit bei einem der Brüder meines Vaters gewesen, damit ich ein Unterkommen hatte. Aber schließlich ging es nicht mehr anders. Der Arzt meinte, es bleibe nur noch eine Operation übrig. Man hat sich natürlich müssen entschließen. Und mein Vater hat halt gesagt: „Ja, was sein muss, muss sein.“ Und meine Mutter ist ins Katharinenhospital gekommen. Dort wurde sie dann operiert,

59 Im Übermaß, reichlich.

und zwar von dem später sehr berühmt gewordenen Professor Burckhardt[60]. Sein Denkmal steht heute noch im Katharinenhospital an der äußeren Mauer[61]. Dieser Professor Burckhardt hat sie also operiert und hat festgestellt, dass sie tatsächlich Magengeschwüre hatte, und zwar am Magenausgang. Dort, wo der Magen in den Darm mündet, und daher kam auch die Sache mit dem ewigen Erbrechen. Die Speisen konnten nicht mehr durch und kamen wieder oben raus. Nun, die Operation verlief recht gut. Meine Mutter war etwa sechs Wochen im Krankenhaus, wurde dann entlassen – und das Schönste: Sie konnte von da ab wieder alles essen und ist doch beinahe siebzig Jahre alt geworden mit ihrem operierten Magen. Mein Vater hat damals den Professor gesprochen und von ihm hören wollen, was er meine, wie lange die Sache wohl halten würde. Na, sagte der Professor, so fünf bis zehn Jahre rechne er schon. Tatsächlich hat sie aber viel länger gehalten, über dreißig Jahre. Und meine Mutter konnte bis zu ihrem Tod, kann man ruhig sagen, so ziemlich alles essen.

Während der Zeit ihrer Krankheit ist natürlich bei meinem Vater mehrmals die Frage aufgetaucht, was mache ich mit meinen Kindern in der Zeit. Die Mutter hat müssen im Bett liegen, und die Kinder haben doch etwas zu essen gebraucht. Nun, meine Schwester Frieda, die hat man einmal fort getan nach Poppenweiler[62]. Dort war eine weitläufige Verwandte von ihrer Ostelsheimer Verwandtschaft, die war dort Kinderschwester. Dort war sie also etliche Wochen. Sie erzählt noch heute davon, wie schlecht sie es da gehabt hat: Wenig zu essen gekriegt und Hiebe, das war die Schwester; Kinderschwester hat man sie geheißen. Ich bin daheim geblieben, aber etwas zu essen habe ich doch auch gebraucht. Also hat sich mein Vater an den Stuttgarter Wohltätigkeitsverein gewandt. Das war also eine Vereinigung, wie der Name schon sagt, für wohltätige Zwecke. Denn ein so genanntes, wie sagt man heute, Fürsorgeamt, das hat es damals noch nicht gegeben, obwohl es da noch nötiger gewesen wäre wie heute. Also wie gesagt, mein Vater hat sich mit denen in Verbindung gesetzt, und die haben mir eine Familie angegeben, wo ich täglich zum

60 Prof. Dr. Hermann von Burckhardt (1847 – 1907), Arzt, seit 1883 Leiter der chirurgischen Abteilung des Katharinenhospitals. Nachruf in: Chronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart 1907. Stuttgart o.J. S. 20.
61 Ecke Kriegsbergstraße/Herdweg.
62 Bei Ludwigsburg.

Mittagessen kommen konnte. Es war eine sehr vornehme Familie in Stuttgart, und zwar war es Kommerzienrat Stübler; sie haben eine Villa gehabt in der Danneckerstraße. Zu diesen feinen Leuten habe ich also jeden Tag zum Essen kommen können. Natürlich nicht bei ihnen am Tisch. Ich habe müssen hinten durch den Lieferanteneingang hinauf in die Küche zu der Köchin. Und die hat mir aufgetischt, was es eben jeden Tag gegeben hat. Das hat mir geschmeckt; es war gut. Ich habe essen können, soviel ich habe wollen. Und wisst Ihr, was es da jeden Tag gegeben hat, was der Herr Kommerzienrat jeden Tag hat auf den Tisch wollen: Spätzle, nichts wie Spätzle, aber täglich. Es mag gegeben haben, was es will – Spätzle mussten dabei sein. Ich hätte es nicht glauben können, wenn ich es nicht selber gesehen hätte, dass die Köchin jeden Tag Spätzle gemacht hat. Bis ich sie einmal gefragt habe. „Ja“, hat sie gesagt, „so ist es. Der Herr Kommerzienrat, der will jeden Tag seine Spätzle.“ Das muss also ein richtiger Schwabe gewesen sein.

## Ferien in Ostelsheim

### Eine andere Welt

Also zunächst muss ich noch erklären, wo dieses Ostelsheim überhaupt ist, denn auf der Landkarte findet man es kaum. Man muss schon einen ganz großen Maßstab haben. Also es ist ein Dorf, das liegt an der Bahnlinie von Stuttgart nach Calw, und zwar etwa in der Mitte zwischen Weil der Stadt und Calw. Wie ich schon (…) erzählt habe, ist dieses Ostelsheim der Geburtsort meiner Mutter, die eine geborene Gehring war, und zwar das Gehrings Rösle. Das Gehrings Rösle hat man natürlich mit „e“ geschrieben, also Gehring, aber kein Mensch hat so gesagt. Die Ostelsheimer haben halt „Gähring“ gesagt. Warum, das weiß ich auch nicht, aber es ist halt so gewesen. Und durch die Brüder meiner Mutter und die Vettern und Basen ist halt der halbe Ort mit uns verwandt gewesen. Und in dieses Ostelsheim bin ich halt jedes Jahr in den Sommerferien hingefahren und habe dort so ziemlich sechs Wochen lang zugebracht. Ich kann Euch sagen, das war wohl die schönste Zeit in meiner Jugend. Schon die Vorbereitungen für die Reise: Das war damals für so einen Kerle wie mich mit sechs, sieben Jahren tatsächlich eine Reise, wenn es auch nur fünfunddreißig

Kilometer gewesen sind von Stuttgart nach Ostelsheim. Aber es war eine Reise, und die hat allerhand Vorbereitungen nötig gehabt. Schon wochenlang vorher bin ich aufgeregt gewesen und habe von Ostelsheim geschwätzt[63] und mein Zeug so ein bisschen hergerichtet, was ich alles mitnehmen will und so. Bis endlich dann der Tag gekommen ist, wo die Ferien begonnen haben, und dann ist es gleich losgegangen. Gleich am anderen Tag sind wir abgefahren. Entweder ist meine Mutter mit, oder, wenn mein Vater gerade dienstfrei gehabt hat, dann ist der mit. Natürlich bloß die ersten zwei, drei Mal; nachher bin ich alleine gefahren. Also, man ist mit Sack und Pack auf den Stuttgarter Bahnhof, und zwar war das damals noch der alte Bahnhof in der Schlossstraße[64]. Die Stuttgarter wissen ja, wie der früher ausgesehen hat:

Alter Stuttgarter Bahnhof um 1900, Postkarte

So ein Renaissancebau mit diesen großen Eingangsbögen; dann kam die große Halle, und in der Mitte der Halle, da hing die große Uhr. Die hat ihre besondere Bedeutung gehabt. Jeder Stuttgarter hat, wenn er einen bestellt hat, gesagt: „Wir treffen uns unter der Uhr.“ Und damit war alles gesagt. Jeder hat gewusst, wo das ist. Rechts und links von der Uhr sind die zwei Bahnsteige gewesen. Und zwischen

63 Geredet.
64 Der heutige Stuttgarter Hauptbahnhof wurde zwischen 1922 und 1927 in Betrieb genommen. Bei der erwähnten Straße handelt es sich um die heutige Bolzstraße, also die damalige und nicht die heutige Schlossstraße.

denen ist entlang ein langer Gang gegangen. Da sind rechts und links die Wartesäle gewesen und Wirtschaften.

Alter Stuttgarter Bahnhof,1913, Postkarte 1913

Damals hat es noch eine Wirtschaft erster Klasse, zweiter Klasse und dritter Klasse gegeben, und ganz hinten, am Ende des Ganges, da war der Wartesaal dritter Klasse. Der war ziemlich groß. Und ich erinnere mich noch so gut: Der hat immer so arg nach Bodenöl gerochen, denn damals hat es Parkettböden oder so etwas oder Steinböden in so einem Raum nicht gegeben. Da sind halt tannene Böden darin gelegen, und die sind mit Öl eingeölt worden, damit sie möglichst lange gehoben haben. Im Wartesaal, da sind eine Portion Bänke gestanden, wo die Reisenden, die auf den Zug gewartet haben, gesessen sind, ringsum ihr Gepäck verstaut. Am Ausgang auf den Bahnsteig ist eine große Tür gewesen, da ist eine Art Bahnhof- oder Wartesaalschaffner[65] gestanden. Der hat, ich kann mich erinnern, in meiner ganz frühesten Jugend eine besondere Uniform angehabt, und zwar hat der auf dem Kopf so einen Dreispitz gehabt. Und dem seine Aufgabe war nichts anderes, als die

65 Die offizielle Bezeichnung war „Bahnhofportier“: Prinz, Gerhard: Eisenbahner im Königreich Württemberg. Der Arbeitsalltag des württembergischen Eisenbahnpersonals um 1900 (Der Eisenbahner-Genealoge, Abteilung C, 3). Frankfurt (Main) 1990. S. 16.

Züge auszurufen. Der ist also hereingekommen, und dann hat er gerufen: „Einsteigen in der Richtung nach Cannstatt, Fellbach, Waiblingen, Backnang!“ usw., oder „… nach Stuttgart[66], Feuerbach, Zuffenhausen, Korntal, Weil der Stadt, Calw!“ Und das ist also meine Richtung gewesen. Gut, also mein Vater oder meine Mutter haben mich an der Hand genommen, und ich habe mein Gepäck aufgenommen, und dann ist es hinausgegangen in das Züglein hinein, das da gestanden ist, und die Fahrt ging los. Die kam mir natürlich wie eine Ewigkeit vor. Es hat damals natürlich auch länger gedauert wie heute, wo man elektrisch fährt. Man ist damals die fünfunddreißig Kilometer, da ist man mindestens anderthalb Stunden gefahren, wenn nicht noch länger. An jedem Misthaufen hat er gehalten, der Zug, bloß nicht in Ostelsheim, denn Ostelsheim hat keinen Bahnhof gehabt. Also hat man müssen, wenn man nach Ostelsheim hat wollen, schon in Schafhausen aussteigen. Schafhausen ist auch wieder so ein Ausdruck: Das Örtlein heißt nämlich „Schofhause.“ Aber die Ostelsheimer haben einfach „Schaffhause“ gesagt, wie wenn das da am Rheinfall wäre. Also in Schafhausen hat man müssen aussteigen und den Weg nach Ostelsheim, das ist so eine knappe halbe Stunde gewesen, zu Fuß machen. Später hat das Nestlein allerdings eine Weile auch einen Bahnhof gehabt. Die haben so ein ganz kleines Bahnhöflein gebaut[67], und da ist so ein Bahnhofsvorsteher hinaufgekommen. Und zwar war der „Mädchen für alles“: Der hat müssen also die wenigen Güter da verladen, hat müssen Fahrkarten verkaufen, den Zug hereinlassen, wieder abfahren lassen usw., was alles dazu gehört, also ein sogenannter Einmannbetrieb. Und wie kann es anders sein: Dieser Bahnhofsvorsteher war natürlich auch ein Verwandter von mir, und zwar ein Vetter, der Sohn vom zweitältesten Bruder meiner Mutter. Er ist jetzt schon einige Zeit tot. Und der hat das Ämtlein vielleicht zehn Jahre lang, bis nach dem Zweiten Weltkrieg, geführt. Und dann an einem schönen Tag ist der pensioniert worden und das

66 Wohl versehentlich genannt.
67 Der Haltepunkt Ostelsheim wurde 1905 eröffnet: Hopfenzitz, Egon: Von der Königlich Württembergischen Staatseisenbahn zur Deutschen Bundesbahn und DB AG. 1845 – 1994. Organisation, leitendes Personal und Besonderheiten der Direktion, aller Ämter, Bahnhöfe, technischer und nichttechnischer Dienststellen und sonstiger Einrichtungen. Heidenheim 1999. S. 377.

Bahnhöflein ist aufgelassen worden[68]. Das heißt, heute hält wieder kein Zug mehr dort. Man kann wohl – der Zug hält wohl; ja, dass Ihr mich recht versteht, der Zug hält, aber es ist niemand da, keine Sperre und nichts. Man kann aussteigen und kann einsteigen, und die Fahrkarte, die muss man halt im Zug lösen. Man hat wenigstens das Gute, dass man nicht von Schafhausen aus da runter laufen[69] muss. Damit aber jetzt diejenigen, wo dieses Ostelsheim nicht so kennen, auch mitkommen, muss ich Euch Einiges über die dortige Mundart erzählen. Fangen wir zunächst bei der Ortsbezeichnung selbst an: Ostelsheim hat geheißen „Auschluze." Niemand hat anders gesagt. Übrigens, „gsait" hat geheißen gesagt. „Noa" hat geheißen nein. „Moarner morne", das war morgen früh. „Neanich", das war nirgends, und „oimets", das war irgendwo. „Hoalich", das war heimlich, und „zairscht" zuerst. „Ghaiert" hat gehört geheißen[70]. Die Verwandtschaft hat man die „Freundschaft" geheißen. Der „Ähne" und die „Ahna", das war Opa und Oma. Die Vettern und Basen, die hat man als „gschwistrich Kender" bezeichnet. Und das Schönste sind die Bezeichnungen von den einzelnen Einwohnern gewesen, denn es hat in Ostelsheim insgesamt vielleicht so zehn Namen gegeben, und davon haben die meisten Gehring geheißen. Dann kamen die Stahl, einige Gann und ein paar Hofmeier. Und damit man die so auseinander gekannt hat, hat da jeder seinen Beinamen gehabt. Da hat es also ein Ganna-Michele gegeben, eine Philipp Frieders Marie, dem Schreiner Fritz seinen Gotthilf, des Blo-Fritzen Karl und die Bückeles. Die Bückeles, die hat man deswegen so geheißen, weil denen ihr Haus gerade am Beginn eines kleinen Bückeles[71] gestanden ist; das ist also ein kleines Sträßlein. Ha, das sind mir noch einmal ein paar Wörter eingefallen. Also machen wir weiter: „Fearnd", das heißt letztes Jahr. Eine „Sägets", das ist eine Sense. Eine „Hauzich", na, das ist eine Hochzeit. Aber etwas Einzigartiges dürfte doch die Bezeichnung für eine Hornisse sein. Also Bienen, das waren „Ehma", Immen, und Wespen, das waren „Wefzga."

68 Falsch; Ostelsheim wurde erst 1961 in einen unbesetzten Haltepunkt umgewandelt: Ebenda.
69 Gehen.
70 Die genannten Beispiele belegen, dass die Ortsmundart von Ostelsheim vollständig dem Westschwäbischen zuzurechnen ist. Nach Westen und Norden ist es der letzte rein schwäbische Ort, denn bereits die Nachbarorte Althengstett und Weil der Stadt gehören zum schwäbisch-fränkischen Übergangsbereich: Bohnenberger, Karl: Die alemannisch-fränkische Sprachgrenze vom Donon bis zum Lech. Heidelberg 1905. S. 49.
71 Diminutiv von Buckel = kleiner Hügel oder Berg.

Aber Hornissen, die hat man „Ureisele“ geheißen. Ich weiß nicht, woher der Ausdruck stammt. Vielleicht haben die Mundartforscher das schon herausgebracht; also ich weiß es auf keinen Fall[72]. Also weiter: Eine „Hutsch“, das ist ein Füllen oder ein Fohlen. Die Farben, die waren „raot“, „geal“, „blo.“ Der „Graischt“, das war der Größte, der „Kloascht“ der Kleinste. Gezählt hat man „ois, zwua, drui, vier, faif“ usw. Das Netteste waren die alten Vornamen. Da hat es ein „Bäbele“ gegeben, das war die Barbara. Ein „Madele“, das war die Magdalene. Das „Rösle“, so hat meine Mutter geheißen, das war die Rosine, und das „Agethle“, das war die Agathe. Heute heißen sie halt auch Irmgard und Irene und Renate usw., wie sie halt in der Stadt heißen. Übrigens, zu dem Namen Hofmeier muss ich Euch noch etwas Besonderes erzählen. Also einer dieser Hofmeier war der Fritz Hofmeier. Das war der Bruder eines Bäsles[73] von meiner Mutter. Dieses Bäsle hat den Waldmeister[74] Gehring geheiratet, hat also dann Gehring geheißen. Und ihr Bruder, der Hofmeier, der war nicht verheiratet. Der Hofmeier ist gestorben; es mögen etwa zwanzig Jahre her sein. Und der hat ein Erbe hinterlassen, und zwar mit einer ganz eigenartigen Bestimmung. Er hat sein ganzes Sach dem jüngsten Sohn seiner Schwester Marie, die ich vorher erwähnt habe, hinterlassen, hat aber die Bedingung daran gestellt, dass dieser Sohn, Wilhelm heißt er; er lebt heute noch, seinen Geschlechtsnamen in Hofmeier umändern lässt. Nun, es hat natürlich Verhandlungen mit dem Standesamt usw. nötig gemacht, aber schließlich ist das doch genehmigt worden. Und dieser Wilhelm Hofmeier heißt also heute nicht mehr Wilhelm Gehring, sondern Wilhelm Hofmeier geborener Gehring. Hat seinen Namen gewechselt gerade wie eine Frau, wenn sie heiratet.

Wie ich schon (…) erwähnt habe, hat das Dorf Ostelsheim etwa sechshundert Einwohner gehabt, und für die sechshundert Einwohner sind fünf Wirtshäuser da gewesen. Und zwar das Rössle, die Sonne, der Adler, die Rose und der Metzger. Und in allen diesen fünf Wirtshäusern bin ich mindestens einmal bei einer Hochzeit gewesen. So eine Hochzeit, die ist ungefähr so vor sich gegangen: Am Vormittag gegen zehn oder um elf ist man in die Kirche, hat dort gesungen und gebetet und

72 Vermutlich die mundartlich verballhornte Form der Verkleinerung „Hornissele“.
73 Kusine.
74 Für den Wald (meistens nebenamtlich) zuständiger Bediensteter der Gemeinde.

dem Pfarrer seine Rede angehört und geluchst, wie das vor sich geht mit der Hochzeitmacherei. Ist das vorbei gewesen, dann ist die ganze Hochzeitsgesellschaft gemeinsam ins Haus der Braut gegangen und hat dort die Aussteuer der Braut angeguckt. Das war so Sitte; erst dann ging es zum Mittagessen in eines der Gasthäuser. Zum Mittagessen hat es gegeben in der Regel zuerst eine Suppe mit Einlage. Das waren so gebackene Erbsen, „Steinisle“, wie man es geheißen hat. Dann eine Vorspeise, meistens ein Siedfleisch[75] mit Preiselbeeren, und die Hauptspeise war natürlich, wie sich’s gehört hat, ein Braten mit Spätzle und Salat. Gegen Abend ist dann Musik gekommen, und dann ist es natürlich lustig geworden. Da ist getanzt worden, aber wir Kinder haben natürlich da nicht mehr da bleiben dürfen. Wenn es Zeit gewesen ist um sieben, acht herum, da hat es geheißen: „So, jetzt geht Ihr heim.“ Nun, und wir haben können abziehen. Wann die anderen heim gekommen sind, das haben wir meistens nicht mehr gehört, denn da haben wir selig geschlafen. Was sonst noch auf so einer Hochzeit los gewesen ist, nun, das hört Ihr jetzt aus einem Gespräch, das ich einmal nach meiner Rückkehr von den Ferien mit meiner Mutter gehabt habe.

Also das ist etwa folgendermaßen vor sich gegangen: „Grüß Gott, Mama“ – „Grüß Gott, Bub. Nun, wie hat Dir’s gefallen?“ – „Ha, mir großartig; schade, dass ich habe schon wieder heim müssen“ – „Ich höre schon, Bub, dass auch dieses Mal wieder die Ostelsheimer Sprache angewöhnt hast (sic)“ – „ Ha, weißt Du, die Burschen haben mich halt alleweil ausgelacht mit meinem – mit meiner Stuttgart Sprache. Denen habe ich es aber gezeigt. Nach zwei, drei Tagen habe ich es so gut können wie die. Du hörst es ja“ – „Hast Du auch der Tante Frieda oder der Tante Marie ab und zu geholfen?“ – „Nein, dazu habe ich keine Zeit gehabt. Ich habe beim Fritze-Onkel in der Werkstatt geholfen und bin einmal mit ihm auf die Wiese zum Grünfutter holen, und dann habe ich müssen auch zu den anderen und überall meine Besuche machen. Hauptsächlich bin ich natürlich hin, wenn sie gebacken gehabt haben. Weißt Du, es gibt halt nichts Besseres als so einen warmen Kartoffelkuchen direkt aus dem Ofen. Eine Hochzeit ist auch gewesen, weißt Du, in der Sonne. Da hat der Vetter Heinrich die Hofmeiers Marie geheiratet, und da habe ich dürfen dazu. Ich bin

75 Gesottenes Rindfleisch.

erst nach dem Essen zur Hochzeit gekommen, aber dafür habe ich dann können nachher und am Abend ein ganzes Paar Bratwürste mit Salat alleine essen. Vorher sind auch noch die Hochzeitsgeschenke ausgeteilt worden. Da hat irgend jemand einen ganzen Kretten[76] voller Päckchen in den Saal gestellt, und auf jedem Päckchen ist ein Name gestanden, für wen dass es ist. Auch für mich ist eines dabei gewesen. Da ist drauf gestanden „für den Helmes[77] aus Stuttgart." Und was ist drin gewesen? Eine Schreibgarnitur, bestehend aus einem Federhalter, einem Bleistift, einem Messer zum Spitzen vom Bleistift und den Radiergummis. So, jetzt habe ich Dir das Meiste erzählt. Den Rest erzähle ich dann, wenn der Papa vom Dienst heim kommt. Und meine Ostelsheimer Sprache, die habe ich in ein paar Tagen wieder vergessen, das weißt Du ja, bis nächstes Jahr.

**Von Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen**

Etwas muss ich noch erwähnen in Bezug auf die Hochzeiten. Also die Braut hat immer ein schwarzes Kleid angehabt. Das habe ich noch nie gesehen gehabt. Also bei uns in Stuttgart haben die Bräute halt immer weiße Kleider angehabt. Auf dem Kopf hat die Braut ein weißes Kränzchen gehabt aus so wächsernen Myrten[78]; ja, ich glaube, so hat man es geheißen. Es sind solche gewesen, wie meine Mutter auch einmal eines gehabt hat, und zwar hat die es in der Hutschachtel von meinem Vater seinem Zylinder aufgehoben, hat es in den Zylinder innen hinein gelegt. Sonst hat man auf dem Land das Ding so gemacht: Das Kränzchen hat man unter eine Glasglocke getan, und die Glasglocke hat man auf der Kommode aufgestellt.

Natürlich hat es außer den Hochzeiten auch Taufen gegeben, vielleicht so fünf, sechs Mal im Jahr, und auch Todesfälle, vielleicht ein bis zwei im Jahr, nicht, bei den paarhundert Einwohnern. Von den Taufen habe ich nicht viel wissen wollen. Ist einmal gerade zufällig eine gewesen, solange ich droben gewesen bin, dann habe ich mich davor gedrückt und bin nicht hingegangen. Dagegen bei den Beerdigungen, da habe ich müssen aktiv mitwirken. Und zwar ist das folgendermaßen gewesen: Der

76 Henkelkorb.
77 Mundartliche Kurzform von Wilhelm.
78 Nachbildung des immergrünen, seinerzeit gerne zu Dekorationszwecken verwendeten Gewächses.

Tote ist von der Wohnung vor das Haus gestellt worden auf zwei Böcke hin, und dort ist er gestanden, bis der Herr Pfarrer gekommen ist und hat die Einsegnung vorgenommen. Nach der Einsegnung haben die Glocken geläutet in der Kirche. Vier Männer haben den Sarg auf die Schulter genommen, und der Leichenzug ist zum Friedhof zu Fuß. Das war manchmal näher, manchmal auch weiter, je nachdem das Trauerhaus vom Friedhof entfernt gelegen ist. Aber wie haben jetzt die Buben, die in der Kirche am Glockenseil gehangen sind, wissen können, wann der Pfarrer mit seiner Einsegnung fertig ist und sie anfangen läuten müssen? Das war höchst einfach: Da hat man halt auch wieder die Schulbuben gebraucht, und in den Ferien bin ich da auch dabei gewesen. Da hat man vom Trauerhaus bis zur Kirche so eine Art Stafette aufgestellt. So alle dreißig, vierzig Meter ist ein Bub gestanden, und wenn der Pfarrer fertig war mit seiner Einsegnung, hat der Erste vorne den Arm hochgehalten, und so ist das durchgegangen bis zur Kirche. Das hat ein paar Sekunden gedauert, und die Buben in der Kirche haben gewusst: Ah, jetzt müssen wir anfangen läuten. Natürlich war es nach Beendigung der Beerdigungsfeier auf dem Friedhof genau wieder so: Vom Friedhof zur Kirche war auch wieder diese Bubenstafette aufgestellt. Oh, das hat immer prima funktioniert.

Das Läuten der Glocken war auch an gewöhnlichen Sonntagen natürlich Sache der Dorfjugend. Dass ich da nicht fehlen durfte, das liegt auf der Hand. Und wir machten uns immer ein besonderes Vergnügen daraus, beim Läuten unten an das Seil sich zu hängen und sich vom Seil hochziehen zu lassen durch den Schwung der Glocke. Man musste nur aufpassen, dass man an der Decke nicht den Kopf hinschlug, denn der Glockenraum war höchstens drei bis vier Meter hoch. Auch die Orgel musste von Schulbuben getreten werden, und auch dabei habe ich natürlich dann und wann mitgeholfen. Das war aber eine ziemlich anstrengende Arbeit, den Blasebalg zu treten, und man musste da nach wenigen Minuten abgelöst werden, weil man das nicht länger durchhalten konnte.

Übrigens habe ich da vorhin davon gesprochen, dass der Sarg vors Haus gestellt wurde. Und da fällt mir eben eine kleine Geschichte ein, die damit im Zusammenhang steht. In einem Ort, es muss ja nicht gerade Ostelsheim gewesen sein, ist mal vor langen Jahren ein ziemlich begüterter Bauer gestorben. Seine

Verwandtschaft, die wusste natürlich, dass es da etwas zu erben gab, und bei denen war natürlich die Freude größer als die Trauer. Man hat sich verabredet, am Abend im Trauerhaus zusammenzukommen, um die Sache zu besprechen. Gesagt, getan: Es wurde hin und her geredet, dazwischen getrunken; Wein war ja da aus dem Keller. Man wurde lustiger und immer lustiger, und schließlich hat man sogar getanzt. In der Zeit ging unten der Pfarrer am Haus vorbei, sieht oben im Wohnraum das Licht brennen und hört den Trubel. Er geht hinauf, reißt die Tür auf und stellt die Leute zur Rede: „Wie könnt Ihr nur in dem Haus da drin tanzen, wo ein Toter da liegt?“ „Ha“, haben die gesagt, „Herr Pfarrer, das ist einfach: Den Sarg haben wir vors Haus hinaus gestellt.“

**Ostelsheimer Verwandtschaft**

So, bis jetzt habe ich Euch ja in der Hauptsache von der Ostelsheimer Mundart und von den dortigen Verhältnissen dies und das erzählt. Nun möchte ich auch noch näher auf meine Verwandtschaft zu sprechen kommen, denn die Verwandtschaft war ja die, bei denen ich mich in diesen sechs Wochen Ferien immer herumgetrieben habe. Also, da waren einmal von meiner Mutter ihren Brüdern nur noch zwei als Bauern in Ostelsheim. Die anderen, der eine war Lehrer, und die anderen haben ein Handwerk gelernt, die waren übers ganze Land verstreut und wohnten also auswärts. Nun, der Onkel Fritz und seine Frau, die Sophie, und der Onkel Peter und seine Frau, das Madele. Die haben beide übrigens auch Zwillinge gehabt wie meine Mutter. Also braucht man sich nicht wundern, dass ich auch einer geworden bin. Dann war noch da der Vetter Heinrich, und der war Waldmeister neben seinem Bauerngeschäft. Und seine Marie war eine geborene Hofmeier, von der ich schon erzählt habe. Der Vetter Heinrich, der ist im Ersten Weltkrieg Schultheiß gewesen. Dann war noch sein Bruder da, der Vetter Gottlob und seine Frau Karoline oder Karlene, wie man gesagt hat. Ein weiterer Bruder: der Vetter Wilhelm und seine Frau Sophie. Die letztere, die war nicht von Ostelsheim, im Gegensatz zu diesen anderen Tanten. Die Sophie, die war vom Lehen. Das muss ich Euch aber noch erklären, was das ist, der Lehen. Der Lehen ist nämlich der Ort Lehenweiler[79], zwei, drei Kilometer

79 Zur Gemeinde Aidlingen gehörend.

von Ostelsheim entfernt. Ja, und Kinder haben alle gehabt. Zum Teil in meinem Alter, zum Teil jünger und zum Teil auch ein bisschen älter. Also an Umgang hat mir es da nicht gefehlt.

Etwas besonders Nettes ist gewesen, wenn wir haben Stelzen laufen können. Gerade bei meinem Onkel Fritz, der eine Schreinerwerkstatt gehabt hat, der hat uns Stelzen gemacht. Und mit diesen Stelzen sind wir da herumstolziert, sind den Weg hinunter an den Bach, der am Ort vorbei geflossen ist; ich glaube, Altbach heißt er. Er ist bloß etwa stark anderthalb Meter breit und vielleicht zwanzig, dreißig Zentimeter tief. Und in dem Bach sind wir Stelzen gelaufen. Natürlich sind wir auch ab und zu heruntergefallen und sind in den Bach hinein. Und dann ist das Wasser oben in die Stiefel hinein gelaufen und die Strümpfe sind natürlich patschnass gewesen. Das hat uns weiter nicht gestört, denn weiter drunten im Tal, da war so eine alte Mühle, die nicht mehr benützt worden ist. Man hat sie so langsam verfallen lassen. Und in der alten Mühle, da haben wir uns manchmal herumgetrieben, haben Versteckerles getan und Fangerles und weiß Gott was. Und wenn wir so nasse Strümpfe gehabt haben, dann sind wir hinein und haben den Ofen angezündet, der noch drin war. Irgendein Brennmaterial hat man da immer noch gefunden. Und da haben wir unsere Strümpfe wieder gewärmt und unsere Schuhe wieder getrocknet, bevor wir heim sind. Ein besonderes Vergnügen war es auch, Wespennester auszunehmen. Das heißt, ob man da noch von Vergnügen sprechen kann, das möchte ich bezweifeln, denn es ist nicht immer so glimpflich abgegangen. Wenn man eines entdeckt hat, dann hat man nach einem Stecken geguckt, und mit dem Stecken hat man da in dem Wespennest herumgefuhrwerkt, bis die herausgeflogen sind. Und natürlich hat man da Reißaus genommen, aber manche von diesen Wespen sind halt doch schneller gewesen wie wir und haben uns erwischt und uns jesusmäßig verstochen.

Ab und zu bin ich mal an Ostern in den Ferien nach Ostelsheim gekommen und habe also da die Feiertage verbracht. Da hat es natürlich Eier in Hülle und Fülle gegeben, denn wo ich hingekommen bin bei der ganzen Verwandtschaft, habe ich halt überall

ein paar Eier gekriegt. Und was hat man mit denen getan? So ein paar Spezel[80], mit denen ist man auf die Wiese hinunter, und dann hat man die Eier genommen und so hoch man hat können tief (sic) in die Luft hinauf geschmissen. Ja, Ihr mögt es glauben oder nicht: Die meisten Eier, die da herunter gefallen sind, haben nicht einmal einen Sprung gehabt. Und deshalb, weil die Wiesen sind alle ein bisschen feucht gewesen und dadurch ziemlich weich, so dass die Eier ziemlich weich gefallen sind. Es hat ihnen also meistens nicht getan, und wenn einmal eines kaputt gegangen ist, hat man halt die Schale voll weggemacht und hat es aufgegessen. Ein anderes Spiel war: Man hat ein Ei in die Hand genommen, zwischen Daumen und Zeigefinger, und der Freund, der ist hergegangen, hat mit einem Fünferle oder mit einem Zehnerle auf das Ei hineingestoßen und hat versucht, das Geldstück in das Ei – wie soll ich sagen, in das Ei hineinzuschmeißen, dass es stecken geblieben ist. Hat er es hinein getroffen, dann hat ihm das Ei gehört. Hat er es nicht hinein getroffen, dann hat dem Anderen das Geld gehört.

Schließlich sind aber auch die Ferien einmal herumgegangen und mein Vater ist gekommen und hat mich abgeholt. Nun, ich bin natürlich mehr oder weniger gern wieder mit; ich habe mich auch wieder gefreut auf Stuttgart. Andererseits habe ich gedacht: Das nächste Jahr kommst du ja wieder. Dann habe ich also meine Sächlein gepackt. Mein Vater hat seine Sächlein auch gepackt; und zwar hat der von der ganzen Verwandtschaft, überall, wo er hingekommen ist, etwas mitgekriegt. Da ein Stümplein Mehl, dort einen Butter[81], dort eine Portion Eier – so ist es fort gegangen. Wir haben das natürlich in Stuttgart nötig brauchen können bei der finanziellen Knappheit, von der ich ja schon immer erzählt habe. Und dann ist es losgegangen. Mein Vater ist natürlich schon am Morgen gekommen, ist den Tag über da gewesen und hat seine Besuche gemacht bei der ganzen Verwandtschaft herum, so dass man meistens abends ziemlich spät fort gekommen ist. Dann hat man müssen wieder laufen[82] von Ostelsheim nach Schafhausen auf den Bahnhof, meistens in stockfinsterer Nacht. Man hat oft die Hand vor den Augen nicht gesehen. Aber vorher

80 Aus dem Bairisch-Österreichischen stammender Ausdruck für Kumpane, Freunde oder Spielkameraden.
81 Butter ist im Schwäbischen maskulin.
82 Gehen.

hat man noch einmal eingekehrt, im Rössle, denn das lag gerade an der Straße, wo es nach Schafhausen geht. Denn dort war er auch gut bekannt. Denn meinen Vater hat jedes (sic) gekannt; der war überall beliebt da oben. Und dann sind wir halt wieder heim gedampft und haben unsere Schätze bei der Mutter abgeliefert, die sich natürlich jesusmäßig gefreut hat über das Zeug.

**Nochmal: Der Bahnhof in Stuttgart**

So, Ihr lieben Leute, jetzt muss ich Euch noch etwas erzählen, was eigentlich an den Anfang meiner Geschichte gehört hätte, denn es hängt noch mit der Eisenbahn zusammen. Aber wie es halt so geht bei der Schwätzerei: Da machen meine Gedanken halt ab und zu auch mal einen Purzelbaum, so dass das, was am Anfang kommen sollte, noch an den Schluss hingehängt werden muss. So ist es auch jetzt. Also mit der Eisenbahn war es so: Stuttgart ist bekanntlich ein Kopfbahnhof. Das war der alte Bahnhof schon, und der neue ist es auch. So dass also die Züge, wenn sie hereingefahren sind, vorne gehalten haben, und dann war die Lokomotive richtig gestanden. Wenn der Zug aber hat wieder hinausfahren müssen, dann war die Lokomotive hinten, und das gibt es natürlich nicht bei der Eisenbahn. Also hat man müssen gucken, wie man die Lokomotive wieder vorne an den Zug hinbringt. Und das Problem hat man gelöst, indem man in Stuttgart rechts und links, also an diesen beiden Bahnsteigen am Kopf, je eine Drehscheibe eingebaut hat. Auf die Drehscheibe, da sind die Lokomotiven hineingefahren. Die Scheibe hat sich gedreht; das heißt, die ist gedreht worden. Da war so ein Apparatismus darauf, und da hat ein Bahnbediensteter müssen mit einer Handkurbel daran drehen. Dann hat sie sich schön langsam gedreht; so lange, bis sie wieder ein Gleis gehabt hat, wo sie hat hinausfahren können, also an dem eingefahrenen Zug vorbei nach vorne. Und vorne ist sie dann wieder hingehängt worden an den Zug. Diese Rangiererei, die war oft am Sonntag unser Hauptvergnügen. Stundenlang haben wir können an der Drehscheibe stehen und zugucken, wie die Lokomotiven gedreht worden sind. Man hat immer schon gespannt, was für eine Lokomotive jetzt wohl hereinkommt, denn die Lokomotiven haben alle einen Namen gehabt. Der Name ist am Kessel in Messingbuchstaben dran gestanden, und zwar haben unsere schwäbischen

Lokomotiven alle Namen gehabt von schwäbischen Flüssen[83]. Da hat es also eine „Neckar“ gegeben, eine „Enz“, eine „Fils“, eine „Rems“, eine „Jagst“, eine „Kocher“ usw. Und wisst Ihr, was da einmal passiert ist, einer von diesen Lokomotiven? Es war so um das Jahr 1905 herum. Der Zug ist also hereingefahren, die Lokomotive ist schön langsam auf die Drehscheibe zu, ist hinein auf die Drehscheibe, und dann hat der Lokomotivführer nicht mehr anheben[84] können. Die Lokomotive ist hinaus über die Drehscheibe, ist die – auf die Mauer hinauf. Die war etwa so einen halben Meter hoch, die außen herum gegangen ist um die Drehscheibe. Hat das eiserne Geländer durchbrochen und ist in die Bahnpost hinein, die am Kopfbahnsteig untergebracht war. Dort hat sie Türen eingedrückt und ist im Bahnpostamt stehen geblieben. Außer dem Sachschaden ist ja Gott sei dank nichts passiert[85]. Aber das hat sich natürlich mit Windeseile in der Stadt herumgesprochen, und wir Kerle haben das auch gleich erfahren und sind natürlich gesaut[86] auf den Bahnhof und haben es auch tatsächlich noch gesehen. Also die Aufräumungsarbeiten haben noch nicht begonnen gehabt, so dass wir noch alles mitgekriegt haben. Von dem Unfall hat es dann später Postkarten gegeben, so Fotografien, die man hat kaufen können. Ich habe mir seinerzeit auch so eine Karte gekauft. Sie muss noch da sein irgendwo; vielleicht finden wir sie einmal später.

Wie ich schon einmal gesagt habe, haben die früheren Eisenbahnzüge drei Klassen gehabt: erster, zweiter und dritter Klasse (sic). Und da ist sogar in den Zwanzigerjahren noch eine vierte Klasse dazu gekommen[87]. Das hat man damals aus dem Preußischen übernommen. Die vierter Klasse, das waren natürlich schon mehr Viehwagen, denn da hat es keine Quersitze mehr gegeben wie in den anderen Klassen, sondern bloß rechts und links je eine Bankreihe. Und außen ist dann noch ein Schild dran gehängt, da ist drauf gestanden „Für Reisende mit Traglasten.“ Ah,

83 Nicht ganz richtig, da die württembergischen Lokomotiven auch nach Städten, Bergen, Landschaften usw. benannt wurden. Nach 1896 wurden jedoch keine Namen mehr vergeben; die Bezeichnung beschränkte sich fortan auf Klasse und Betriebsnummer: Mühl, Albert und Seidel, Kurt: Die Württembergischen Staatseisenbahnen. Stuttgart und Aalen 1970. S. 122 f und S. 186-219.

84 Anhalten.

85 Der Vorfall findet in der einschlägigen Literatur keine Erwähnung.

86 Gerannt.

87 Falsch; die vierte Wagenklasse wurde in Württemberg bereits 1906/1907 eingeführt: Mühl, Albert und Seidel, Kurt: Die Württembergischen Staatseisenbahnen. Stuttgart und Aalen 1970. S. 107.

was glaubt Ihr, was da Leute eingestiegen sind! Die halben Haushaltungen haben sie dahergeschleift. Und innen ist natürlich dann alles voll gewesen; es hat gerade noch Plätze gehabt auf diesen Bänken für die Reisenden. Das ist natürlich arg billig gewesen, die Fahrerei in der vierten Klasse. Da hat der Kilometer, wenn ich mich noch recht entsinne, entweder einen oder zwei Pfennige gekostet. Man hat also zum Beispiel um zehn, zwölf Mark nach Berlin fahren können. In den Dreißigerjahren ist es dann wieder abgeschafft worden; dann hat es wieder bloß drei Klassen gegeben[88]. Und später, also heute, gibt es ja bloß noch erster und zweiter Klasse. Noch einmal etwas Besonderes an diesen Eisenbahnwagen: Da ist draufgestanden „K.W.St.E." Was das geheißen hat? Ja nun, wir haben es schon gewusst. Das heißt „Königlich Württembergische Staatseisenbahn"[89]. Wenn aber ein Fremder gefragt hat: „Sag' einmal, was heißt denn das da?", dann hat man gesagt, das heißt „komm' Weib, steig' ein."

Etwas Weiteres muss ich auch noch nachholen, nämlich was den Ostelsheimer Dialekt betrifft. Von dem hört man heute nach sechzig, siebzig Jahren nichts mehr, fast nichts mehr. Und zwar ist das so gekommen: Die kleinen Bäuerle in diesem Ostelsheim bei dem schlechten Boden und dem geringen Einkommen haben halt gucken müssen, wie sie zusätzlich etwas verdienen. Und da hat es sich im Lauf der Zeit eben eingebürgert, dass die Bauern nebenher noch ins Geschäft gegangen sind[90]. Schließlich ist das soweit gekommen, wie es heute der Fall ist: Dass diese Nebenbeschäftigung die Hauptbeschäftigung geworden ist und die Bauern heute bloß noch so genannte „Feierabendbauern" sind. Also daheim muss natürlich die Frau, und vielleicht sind erwachsene Kinder da oder so, die müssen dann die Hauptsache schaffen. Und der Bauer selber, der ins Geschäft geht, der schafft halt am Samstag und nach Feierabend sein bisschen Zeug. Diese Beschäftigung in der Stadt hat es dann mit sich gebracht, dass die Leute viel mehr mit den Stuttgartern in Verbindung gekommen sind. Die meisten sind nach Stuttgart gegangen, nach Leonberg, nach Böblingen, zum Bosch, zum Daimler, nach Zuffenhausen zum SEL

88 Die Abschaffung der vierten Wagenklasse erfolgte 1928: Hartung, Karlheinz: 1835 – 1985. Daten und Fakten aus 150 Jahren Eisenbahngeschichte. Düsseldorf 1985. S. 74.
89 Korrekt ist der Plural: Staatseisenbahnen.
90 Mundartlich für: Ausübung einer außerhäuslichen Erwerbstätigkeit.

und wie sie alle heißen, haben dort in der Hauptsache mit Leuten zu tun gehabt, die Stuttgarter Dialekt gesprochen haben, und dann haben die halt die Mundart auch angenommen. Und heute ist es so, dass man zwischen diesen Ostelsheimern Feierabendbauern und den Stuttgartern in der Mundart keinen Unterschied mehr, fast keinen Unterschied mehr feststellen kann. Es ist schade drum, aber es ist halt einmal so[91].

**Das Bauerngeschäft**

Von meinen Erlebnissen muss ich auch noch etwas erwähnen. Bei meinen Besuchen in Ostelsheim hat man mir natürlich alles Mögliche gezeigt, was es überhaupt im Bauerngeschäft gegeben hat. Ich habe überall dürfen mithelfen, ob es dann im Stall gewesen ist oder auf dem Acker oder auf der Wiese. Ich habe sogar gezeigt gekriegt, wie man Kühe melkt und habe es auch probieren dürfen. Also probieren habe ich alles dürfen. An der Häckselmaschine habe ich müssen das Rad treiben; auf dem Acker habe ich einmal sollen schneiden. Damals hat man nämlich alles noch von Hand geschnitten mit der Sichel und mit der Sense, mit der „Sägets“, wie es da heißt, nicht. Und an einem schönen Tag hat es halt auch geheißen: „Wilhelm, das kannst Du auch einmal probieren. Da, nimm mal so eine Sichel in die Hand.“ Ja, das ist schon recht gewesen – ich bin nämlich ein Linkshänder. Und mit einer Sichel kann man mit der linken Hand einfach nicht schneiden, weil die Schärfe der Sichel ist so geschliffen, dass man sie eigentlich bloß rechts in die Hand nehmen kann.

91 Was hier als Übernahme des „Stuttgarter Dialekts“ beschrieben wird, ist der durch das Arbeitspendeln bedingte Rückgang der Ortsmundart zugunsten einer großräumigeren regionalen Umgangssprache. Diese ist zwar immer noch eindeutig mundartlich geprägt, steht jedoch der Hochsprache etwas näher und wird so auch als weniger „grob“ empfunden.

Getreideernte bei Familie Gehring in Ostelsheim © Landesstelle für Volkskunde Stuttgart

Ja, was blieb mir anders übrig: Ich habe also mal die Sichel rechts in die Hand genommen und angefangen zu schneiden. Ich habe noch keine drei Schnitte gemacht, bin ich mir mit der Sichel in meinen Handrücken von der linken Hand hinein gefahren und habe mir dort einen Flerren[92] herausgeschnitten. Das hat jesusmäßig geblutet. „Ja, was soll man jetzt tun?“, haben die gemeint. Schnell ist einer her und hat wenigstens sein Taschentuch herausgezogen und hat mir meine Hand verbunden. „Ha“, hat es geheißen, „ jetzt gehen wir hinunter zur Tante Marie ihrer Mutter.“ Das war die alte Frau Hofmeier, und die alte Frau Hofmeier, die war bekannt als Kräuterweiblein. Die hat also Kräuter gesammelt und hat da Tränklein davon gemacht, hat sogar Salben gemacht, also Wundsalben. Und da hat sie eine gemacht gehabt, die war kohlschwarz. Gut, zu der ist man hin, und die hat mir meine Hand eingeschmiert mit dieser Salbe, und die hat prima gewirkt. Nun, es hat schon so an die vierzehn Tage, hat es schon gedauert, bis die Narbe einigermaßen wieder zu gewesen ist. Die ist immerhin so drei, vier Zentimeter lang gewesen. Zum Glück ist keine Sehne verletzt gewesen, so dass es also weiter nichts ausgemacht hat. Aber

92 Fetzen.

die Narbe ist mir geblieben; die sieht man heute noch. Nicht mehr ganz so groß; sie ist ein bisschen eingeschnurrt jetzt, aber man sieht sie heute noch.

Wie es mit allem Schönen ist: Einmal ist es aus. So war es auch mit meinen Ostelsheimer Zeiten. Nachdem ich nicht mehr in die Schule habe müssen, bin ich auch bloß noch so ab und zu einmal auf Besuch, auf einen Tag, auf einen halben Tag oder anderthalb Tage einmal hinaufgekommen, sonst nicht mehr. Ich bin dann konfirmiert worden, und zwar in der Leonhardskirche in Stuttgart. Und da ist etwas Nettes vorgekommen. Mein Vater und meine Mutter sind natürlich mit. Mein Vater in einem Gehrock; den hat er allerdings entlehnen müssen, denn einen eigenen hat er nicht gehabt. Einen Zylinder hat er noch gehabt von seiner Hochzeit her, aber den Gehrock hat er müssen, wie gesagt, entlehnen. Aber die Weste zu dem Gehrock hat ihm halt gar nicht gepasst. Ich weiß nicht mehr, ist sie zu weit gewesen oder ist sie zu eng gewesen. Also er hat sie einfach nicht können anziehen. Also, was macht man? Er hat sich halt eine Weste machen lassen und ist zu einem Schneider, der hat ihm eine angemessen und hat versprochen, die wird fertig bis zur Konfirmation. Nun, die Konfirmation ist gekommen. Der Schneider hat die Weste halt nicht gebracht, und mein Vater, der ist immer von einem Fuß auf den anderen und hat auf den Schneider gewartet. Der ist halt nicht hergegangen. Schließlich ist halt Zeit gewesen, dass man in die Kirche gegangen ist. Und dann sind wir gegangen alle miteinander, und vor der Kirche kommt auf einmal einer angeschnauft, gesprungen mit einem Päckchen auf dem Arm. Wer ist es gewesen? Der Schneider, und hat meinem Vater die Weste gebracht. Ja jetzt, was tun? Da steht er vor dem Kirchplatz dran und soll die Weste anziehen. Ja, es ist nichts anderes übrig geblieben: Er hat den Bratenrock ausgezogen und die Weste angezogen. Und dann war der Kittel geflickt[93].

(…) Da ist mir gerade noch etwas eingefallen, was auch noch zu meinen Ostelsheimer Erlebnissen gehört und das ich Euch nicht vorenthalten möchte. Es war nämlich etwas ganz Nettes, und zwar war das so: An einem schönen Tag in den Sommerferien ist der Büttel im Ort herum und hat ausgeschellt, dass in Ostelsheim ein Aufkäufer für Schnecken eingetroffen sei. Die Einwohnerschaft und natürlich insbesondere die Jugend wurde gebeten, möglichst viele Schnecken zu sammeln

93 Redensartlich für: Dann war die Sache erledigt.

und an dem und dem Tag um die und die Zeit im Gasthaus zum Rössle abzuliefern. Gegen Bezahlung natürlich, das Kilo so und so viel; ich weiß nicht mehr genau, wieviel. Also das war natürlich ein gefundenes Fressen für uns Kerle. Zwei von meinen Spezeln, also zwei Vetterle, und ich haben gleich gesagt: „Morgen gehen wir gleich los, morgen früh." Gesagt, getan: Wir haben einen leeren Sack mitgenommen und sind in aller Herrgottsfrühe los. Etwas zu vespern haben wir natürlich auch eingesteckt gehabt, denn wir haben schon gedacht, dass wir da den ganzen Tag unterwegs sein müssen, um möglichst viele Schnecken zusammenzukriegen. Und los ist es gegangen; wir haben angefangen so gleich hinter der „Rose"[94] droben, da auf dem Gechinger Weg, sind dort droben hinauf. Dort oben ist eine ziemlich große Hochebene. Wir haben gedacht, da könnte man ziemlich finden, und tatsächlich, wir haben schon allerhand zusammengekriegt. Na gut, im Laufe des Tages hat sich unser Säcklein immer mehr und mehr gefüllt. Wir haben schließlich einige Kilo beieinander gehabt bis am Abend. Ja jetzt, was tun wir damit? Wo wir daheim gewesen sind, haben wir überlegt, was wir machen. Dann hat einer gesagt: „Ha, die stellen wir halt über Nacht in die Scheuer hinein, denn heute Nacht können wir sie ja nicht mehr dem Mann bringen." Gesagt, getan. Am anderen Morgen war der erste Gang natürlich zu unseren Schnecken. Aber: Oh Schrecken! Im Hof sind lauter Schnecken herumgelaufen. Und wie wir die Scheuerntür aufmachen und nach dem Sack gucken, ist der leer. Der hat nämlich irgendwo ein Loch gehabt, und da sind über Nacht sämtliche Schnecken raus und haben sich im ganzen Hof herum auf die Straße hinaus verteilt. Und da sind sie gewesen – Hunderte von Schnecken. Was blieb uns anders übrig: Wir haben halt alle müssen wieder zusammensammeln. Bloß hat man dieses Mal nicht so weit laufen[95] brauchen, denn die waren in einem Umkreis von fünfundzwanzig Metern etwa verstreut. Aber wir haben jede einzelne müssen wieder aufklauben und in den Sack hineintun. So haben wir es gemacht, und dann haben wir den Sack abgeliefert. Der Mann hat es gewogen; es ist gewesen, ich weiß auch nicht mehr, vielleicht zwei Kilo oder so etwas gewesen. Also wir haben einige Mark dafür gekriegt. Das ist für uns natürlich etwas gewesen, eine Mark. Uns

94 Ostelsheimer Gastwirtschaft.
95 Gehen.

drei hat es, glaube ich, jedem so anderthalb oder zwei Mark gelangt. Das war für uns ein Vermögen damals, könnt Ihr Euch denken, denn anderthalb Mark, da hat man sich können allerhand darum leisten. Also das war die Geschichte mit den Schnecken, die ich Euch habe noch erzählen wollen.

**Der Ernst des Lebens**

**Kaufmännische Lehre**

(…) Es ging also dem Ende der Schulzeit entgegen. Im Frühjahr 1905 war die Schule aus, und dann erhob sich natürlich die Frage, was tut man jetzt mit dem Buben. „Was willst Du denn werden“, hat es geheißen. Ja, lieber Gott, die Entscheidung, die war recht schwer. Denn in dem Alter, da kann sich ein junger Mensch einfach nicht entscheiden, ich will das werden, ich will das werden, denn man kennt ja die einzelnen Berufe viel zu wenig. Nun, man hat halt einmal die Zeitung gelesen und geguckt, was da für Lehrlinge gesucht werden. Da kam einer, der sucht einen kaufmännischen Lehrling. Das war auch der Kommerzienrat Schickhardt am Marktplatz. Dem hat man geschrieben, und der hat wieder geschrieben, ich soll kommen und soll mich vorstellen. Gut, ich bin hin, und zwar an einem Sonntagvormittag hat er mich bestellt. Das Haus war am Marktplatz, Ecke Schulstraße, das uralte Haus. Es war aus dem Mittelalter noch: innen drin Treppen, breit, hoch, Geländer, also wunderbar. Wie halt die Renaissancehäuser früher innen ausgestattet gewesen sind. In dem Haus hat der gewohnt. Er hat mich kommen lassen; es war ein sehr vornehmer Mann. Hat mich also gemustert; ich habe müssen meine Zeugnisse zeigen – dies und jenes gefragt, und dann war ich wieder entlassen. Jetzt weiß ich nicht, hat ihm mein Gesicht nicht gefallen oder haben ihm meine Zeugnisse nicht gefallen. Auf jeden Fall: Ich habe nichts mehr gehört. Der wollte mich nicht haben anscheinend.

Dann hat man also weiter geguckt. Kam wieder einmal eine Annonce. Da hat eine Firma namens Theodor Fischer, Fabrik für Zentralheizungen und sanitäre Anlagen, auch einen Lehrling gesucht. Da hat man auch geschrieben, auch eingeladen worden, sich vorzustellen. Ich bin hingegangen, und dort hat es geklappt. Die haben

mich gleich genommen; da habe ich können eintreten. Ich glaube, es war am 15. Mai so was, 1905. Das Schönste an der Sache war mein Gehalt als Lehrling. Stellt Euch vor, ich habe damals im ersten Lehrjahr im Monat zehn Mark gekriegt, im zweiten zwanzig Mark und im dritten dreißig Mark, jeweils in Gold ausbezahlt. Das waren noch Zeiten, Leute. Wenn du da dein Gehalt in Gold gehabt hast, sagen wir mal einer, der hundert, hundertfünfzig Mark so gekriegt hat im Monat – ha, das war ein ganz nettes Händchen voll Goldstücklein. Also, ich bin da eingetreten, habe natürlich von einem Geschäftsbetrieb keinen blassen Dunst gehabt und habe zunächst halt einmal Augen und Ohren aufgesperrt und geguckt, was da los ist. Da war ein Buchhalter da; es war ein Korrespondent da. Das heißt, der war Korrespondent und Versandleiter, sozusagen Mädchen für alles. Es war ein Fräulein da, die hat an der Schreibmaschine geschrieben. Eine Schreibmaschine: Das war die erste, die ich gesehen habe. Die sind damals erst aufgekommen; es war natürlich eine amerikanische.

Am ersten Tag habe ich müssen, das weiß ich noch, wie wenn es heute gewesen wäre, zunächst eine Portion Post, die schon wochenlang liegen geblieben ist, ablegen. Denn die Leute haben keine Zeit gehabt, die abzulegen und haben gedacht: Da kommt jetzt bald ein Stift, dann soll es der machen. Und so ist es auch gewesen. Es war also eine hohe Beuge[96] Korrespondenz; die habe ich müssen ablegen. Das hat man mir geschwind gezeigt. Das habe ich gleich begriffen, und dann habe ich müssen die Briefe, die natürlich alle damals von Hand geschrieben waren, mit Kopiertinte, die habe ich müssen in einem Kopierbuch kopieren. Das war eine einfache Sache an sich. Und am anderen Tag habe ich es müssen registrieren, damit man es, wenn man es später gesucht hat, wieder gefunden hat. Im Kopierbuch, da war hinten ein Register drin, alphabetisch. Da habe ich müssen die einzelnen Briefe dann eintragen, damit man sie jederzeit wieder gefunden hat, wenn man etwas gesucht hat. Auch telefonieren habe ich müssen damals, das erste Mal in meinem Leben[97]. Heiligs, war das eine Aufregung! Ich habe so Herzklopfen gehabt,

96 Stapel.

97 Zu dieser Zeit war das Telefon zumindest im Geschäftsleben schon weit verbreitet. Die ersten Anschlüsse waren in Stuttgart bereits 1882 eingerichtet worden. Im Jahre 1914, also einige Jahre nach der geschilderten Begebenheit, wurden in Württemberg über 70 Millionen Telefongespräche

das ich habe müssen – ich sage nicht was. Also, ich bin ans Telefon hin und habe die Firma gewählt. Das heißt, da musste man zuerst schellen an dem Apparat, dann hat sich das Amt gemeldet. Dann hat man gesagt: „Bitte die Nummer Soundsoviel“, und dann hat man warten müssen, bis die gekommen ist. Dann hat sich der andere gemeldet; dann hat man gesagt: „Hier ist die Firma Theodor Fischer, Kasernenstraße[98].“ Und dann hat man gesagt, was man hat wollen. Also dieses erste Gespräch: Ich erinnere mich noch genau, wie wenn es heute gewesen wäre. Die Firma Fischer hat also bei dieser Firma Reichert und Ensinger, die so eine Handlung gehabt hat in Röhren und Rohrverbindungsstücken und sonstigen sanitären Sachen, da hat die Firma Fischer eine Portion Sachen bestellt und hat es nicht gekriegt. Und die habe ich müssen reklamieren. Ich habe also müssen sagen: „Wir haben ihnen an dem und dem Tag einen Auftrag erteilt über dieses und jenes und brauchen die Sachen dringend. Bitte, wann kriegen wir’s?“ Und dann habe ich müssen arg die Ohren aufsperren, dass ich überhaupt verstanden habe, was die an der anderen Seite von der Leitung gesagt haben.

**Erste Berufsjahre**

Nun, die Zeit ist herumgegangen. Die drei Jahre Lehrzeit sind auch herumgegangen. Und nach der Lehrzeit bin ich noch über zwei Jahre geblieben bei der Firma; es hat mir so gut gefallen. Und gelernt habe ich sehr viel dort. Also ich kann ruhig sagen, die ganzen Grundlagen für mein späteres berufliches Fortkommen habe ich dort gekriegt, und zwar deswegen, weil die Leute haben arg sparen müssen am Personal. Ich habe bald heraus gehabt, dass es da irgendwie mit dem Kapital nicht gestimmt hat, dass also nicht viel Geld vorhanden war. Und wie ich so dann weitergekommen bin in meiner Lehrzeit, habe ich schließlich Briefe schreiben dürfen selber. Die sind mir nicht diktiert worden; die habe ich selber schreiben müssen. Das habe ich gut können, denn damals ist man schon nebenher in die Handelsschule gegangen[99] und

vermittelt: Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 247.

98 Heute Leuschnerstraße.

99 Der Schulzwang für kaufmännische Lehrlinge wurde in Stuttgart 1905 eingeführt: Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 344 f.

hat dort die Grundlagen für kaufmännische Korrespondenz mitgekriegt. Also ich habe die Briefe von Hand geschrieben, habe müssen den Versand machen, also das Zeug, was man gebraucht hat für so eine Zentralheizung einrichten, fertig machen. Zunächst aus dem Lager heraussuchen, fertigmachen in Pakete oder in Körbe verpacken, auf die Bahn schicken. Da hat man natürlich dem Spediteur angerufen. Was eben so zum Versand gehört, habe ich machen müssen, habe den Lohn ausrechnen müssen für unsere Monteure und Hilfsmonteure, habe Arbeitskräfte einstellen müssen, habe sie entlassen müssen. Man stelle sich vor: Ein Kerl mit sechzehn, siebzehn Jahren hat Leute entlassen müssen und hat sie eingestellt! Und zwar deswegen: Der Chef ist viel unterwegs gewesen auf der Reise; der Prokurist, der hat bloß mit der Buchhaltung zu tun gehabt, und dann bin bloß noch ich da gewesen. Wer hätte das sonst machen sollen?

Der Geschäftsgang ist damals so gewesen, dass unsere Firma dauernd Schwierigkeiten gehabt hat mit dem Geld. Alles, was gekauft worden ist, ist auf Wechsel[100] gekauft worden, und die Wechsel sind natürlich nach drei Monaten fällig geworden. Und so war es halt so, dass alle paar Tage irgendein Wechsel fällig war. Und dann war kein Geld da. Man hat wohl Außenstände gehabt bei den Architekten für die Heizungen, die wir da gebaut haben, aber die Architekten haben halt auch arg langsam, langsam gezahlt. Und dann hat es halt geheißen: „Wilhelm, los, da gehen Sie einmal hin. Da haben Sie eine Portion Quittungen zu den und den Architekten. Da haben wir Geld gut, und schauen Sie, was Sie kriegen können.“ Nun, ich habe mich auf die Socken gemacht und bin los und habe Geld eingetrieben, soweit es halt möglich war. Wo ich etwas gekriegt habe, ist es recht gewesen. Wenn ich nichts gekriegt habe, dann habe ich nichts machen können. Aber meistens ist es so gewesen, dass alles, was ich zusammengekriegt habe, gelangt hat wenigstens, um den Wechsel einzulösen. Wo ich gekommen bin, war natürlich das Nächste, jetzt los auf die Reichsbank: Das Geld auf die Reichsbank tragen und den Wechsel einlösen. Und so war das jede Woche ein, zwei Mal, manchmal drei Mal, der Umtrieb mit diesen Wechseln. Nun, es ist schließlich soweit gekommen, dass die Firma am Schluss Konkurs gemacht hat, und zwar etwa vierzehn Tage, nachdem ich nicht

100 Übertragbare und terminierte schriftliche Verpflichtung zur Zahlung eines bestimmten Betrages.

mehr dort gewesen bin. Ihr braucht natürlich nicht glauben, dass die deswegen Konkurs gemacht haben, weil ich nicht mehr da war. Aber jedenfalls war es so. Man hat vorher schon einmal einen Vergleich gemacht. Das hat nichts genützt; es ist weiterhin bergab gegangen, und mein guter Chef, der Herr Fischer, ist halt ein guter Mann gewesen, ein sehr feiner Mann, elegant, sehr gebildet. Ja, aber kein Geld hat er halt nicht gehabt. Und sein Vater, der hat daneben gewohnt; der hat ein Parkettgeschäft gehabt, ein sehr renommiertes Parkettbodengeschäft in Stuttgart. Der hat wohl Geld gehabt und ein großes Haus dastehen, aber ich weiß nicht: Seinem Sohn hat er einfach nicht aus der Patsche geholfen. Sein Schwiegervater, ja, der hat ihm ein paar Mal geholfen, aber zuletzt ist es dem auch zu dumm geworden, und dann war es halt Schluss, und ich bin ausgetreten gewesen.

Von dem Unterricht in der Städtischen Handelsschule habe ich ja schon etwas erwähnt. Also da hat man auch arg viel gelernt. Und zwar haben wir dort einen Lehrer gehabt, einen ganz jungen Lehrer. Er hieß J.R., also ein ganz französischer Name, anscheinend eine Hugenotten-Abstammung. Also dieser J.R., der hat uns den kaufmännischen Beruf so schmackhaft gemacht und so beigebracht alles, was nötig ist im Rechnen, im Schreiben, Korrespondenz, dass es eine wahre Freude war, von dem unterrichtet zu werden. Er selber ist aus der Praxis hervorgegangen, wie er uns oft erzählt hat. Er war auch Lehrling in einem Bankhaus in der Calwer Straße und ist dann erst später in den Lehrberuf übergetreten als Handelslehrer. Er hat es später noch weit gebracht. Er ist noch Professor geworden und erst im Alter von über neunzig Jahren vor kurzer Zeit in Stuttgart gestorben. Ich habe ihm damals zu seinem achtzigsten Geburtstag geschrieben und habe ihm gratuliert und ihm davon geschrieben, an die (sic) unvergessliche Zeit, die ich bei ihm in der Schule erlebt hätte. Er hat sich darüber sehr gefreut und hat mir einen sehr netten Antwortbrief geschickt.

Aus meiner Lehrzeit ist mir übrigens gerade eben auch noch etwas eingefallen. Stellt Euch vor: Am ersten Tag, wo ich eingetreten bin, läuft mir da einer entgegen im Haus. Und wer ist das? Ein Schulkamerad von mir, der Haussmanns-Karle. Der ist auch bei der gleichen Firma eingetreten, und zwar als Technikerlehrling. Der hat nicht gewusst, dass ich da eintrete als Kaufmann, und ich habe nichts (sic) von ihm

gewusst, dass er da als Techniker lernen will. Das ist natürlich eine Mords Freude gewesen, nicht. Übrigens, dieser Haussmann hat sich dann später selbständig gemacht, in Stuttgart eine Fabrik für Zentralheizungen gegründet, die er heute noch mit seinem Sohn betreibt. Außerdem war er in seinen jüngeren Jahren ein ganz bekannter Stuttgarter Sportler. Er war damals bei den Stuttgarter Kickers und hat in der Leichtathletik eine große Rolle gespielt. Eine ganze Anzahl von Meisterschaften in allen möglichen Disziplinen hat er sich geholt. Etwas anderes Bemerkenswertes habe ich auch noch erlebt. Wir suchten mal einen Ingenieur, und da hat sich unter anderem ein Ungar namens E.S. gemeldet. Dieser Ungar wurde eingestellt. Er war ein sehr ruhiger, wirklich angenehmer Mensch. Aber das Besondere an ihm war sein Aussehen. Er hatte blauschwarzes Haar, schräg stehende Augen und eine braune Gesichtsfarbe. Er sprach ein tadelloses Deutsch, aber das Netteste an ihm war seine Schrift. So etwas Zierliches von Schrift habe ich vorher und nachher nie wieder gesehen. Wie ich den zum ersten Mal gesehen habe, da ist mir wieder die Geschichtsstunde mit unserem alten Professor Bross eingefallen, wo wir gelernt haben, dass die Ungarn, die heutigen Ungarn von den Hunnen abstammen. Hier hatte ich nun das lebende Beispiel für diese geschichtliche Tatsache. Denn wenn uns dieser Herr als Chinese oder Japaner vorgestellt worden wäre, wäre das gar nicht besonders aufgefallen – er sah genau so aus.

Jetzt werdet Ihr natürlich auch wissen wollen, wie es dann in meinem Beruf weitergegangen ist. Also ich war jetzt neunzehn Jahre alt, musste dann das erste Mal zur Musterung und bin dort durchgefallen, das erste Mal, und ein Jahr zurückgestellt worden. Beim Fischer bin ich inzwischen ausgetreten. Dann musste ich mir also eine neue Stellung suchen. Bin hingesessen, Bewerbungsbrief geschrieben und habe gleich wieder etwas gehabt. Es war bei der Firma J.C. Eckardt, Fabrik für Manometer und Messinstrumente in Cannstatt. Dort bin ich dann gewesen bis zum Einrücken beim Militär. (…)

**Militärzeit**

**Zu den Olgagrenadieren**

(…) Wie ich schon erzählt habe, bin ich also bei der ersten Musterung durchgefallen. Und bei der zweiten Musterung, da hat es dann geklappt. Und zwar war das so damals: Bei dieser zweiten Musterung hat man erfahren am Schluss, zu welchem Regiment dass man kommt und natürlich zu welcher Waffengattung. Und da habe ich mir gedacht, das wäre doch fein, wenn du nach Stuttgart kämst, zu den 119ern, zum Grenadierregiment[101] Königin Olga. Aber wie machen? Denn die Stuttgarter, die haben sie mit Vorliebe nach Straßburg getan, zu den 126ern[102]. Also habe ich mir einen Plan ausgeheckt, und den habe ich eingehalten. Die Musterung ist gekommen; diesmal bin ich also als tauglich befunden worden. Dann hat es geheißen: „Infanterie." Dann bin ich zu dem letzten von der Kommission gekommen; das war ein Offizier. Dann hat mich der gefragt: „Haben Sie einen besonderen Wunsch, wo Sie hin möchten"? Dann habe ich gesagt: „Nein, mir ist es egal, wohin." „Gut", hat er gesagt, „Grenadierregiment 119." Hoffentlich hat der nicht gemerkt, was mir für ein Stein vom Herzen geplumpst ist. Und dabei habe ich müssen das Lachen verbeißen, wo ich gemerkt habe, wie gut mein Plan funktioniert hat.

Also dabei ist es geblieben. Zum Grenadierregiment 119 habe ich müssen einrücken, und zwar war das Anfang Oktober 1911[103]. Gut, an dem Oktobertag bin ich losgezogen von der Heimat. Habe weiter nichts mitzunehmen gehabt als eine leere Schachtel, wo man nachher seine Zivilkluft hat wieder heimbringen können, und (wohl: man, G.P.) ist in den Kasernenhof. Und da sind schon eine Anzahl Kandidaten gestanden. Dann ist man halt auch zu dem Haufen hin, wo „Grenadierregiment 119" draufgestanden ist. Und dann ist man eingeteilt worden in die verschiedenen Kompanien, und zwar ist das der Größe nach gegangen. Ich bin damals 1 Meter 79 so etwas gewesen, und dann habe ich gedacht, dann wirst du wahrscheinlich schon

101 Als Grenadiere wurden traditionell die Elitetruppen der Infanterie bezeichnet, was auch in der numerischen Rangfolge dieses Regiments zum Ausdruck kam, das als „1. Württembergisches" firmierte.
102 (8. Württembergisches) Infanterieregiment 126 Großherzog Friedrich von Baden.
103 Diensteintritt am 12.10.1911: Militärpass Wilhelm Hampp, S. 1.

zur ersten Kompanie kommen. Und schlag' michs Blechle[104], tatsächlich: Zur ersten Kompanie bin ich gekommen. Ich bin da gerade nicht der Größte gewesen, denn es sind auch welche da gewesen, die haben 1 Meter 80, 1 Meter 82, 1 Meter 83 gehabt. Und wie ich später festgestellt habe, bei der alten Mannschaft, die also noch ein Jahr hat dienen müssen, da war der Größte 1 Meter 96. Heiland, war das ein Dinger! Wenn der das Gewehr in der Hand gehabt hat, das ist gerade gewesen, wie wenn ich mit einem Kindergewehrchen gespielt hätte. Das ist dem gerade bis an die Koppel hin gegangen, während es bei uns wenigstens bis an die Achselhöhle gegangen ist.

In der alten Rotebühlkaserne, die ich ja eigentlich noch nie von innen gesehen gehabt habe, außer außen den Hof, da ist uns das Zäpfle schon ein bisschen hinunter[105]. Wie wir da in den ersten Stock hinauf sind und haben das Kompanierevier betreten und sind da eingeteilt worden in die verschiedenen Korporalschaften[106]. Und immer so eine Korporalschaft hat eine Stube miteinander gekriegt. Das waren – eine Korporalschaft, ich glaube zwölf Mann, so etwas, in der einen Stube. Und was war drin in der Stube? Da waren also einmal sechs Doppelbetten[107] drin, sechs Kästen, ein langer Tisch und sechs Stühle ohne Lehne, also einfache Hocker. Nun, man hat sich da häuslich eingerichtet, und dann ist es schon losgegangen. Schon ist gerufen worden: „Rekruten raustreten! Uniformen, Ausrüstung fassen!" Unter Führung vom Kammerunteroffizier[108] ist es dann also losgegangen oben hinauf in die Kaserne, in den Dachstock. Dort war die Kammer; da hat man die Klamotten gefasst. Und was für Dinger! Jesus, Jesus, Leute: Ich glaube, die Uniformen, die wir gekriegt haben, die haben sie schon bei der Völkerschlacht bei Leipzig[109] angehabt, so alt sind die gewesen. Alt, dreckig, zum Teil zerrissen. Oh, die hat man dir einfach hingeschmissen – angezogen, passt! Gepasst hat es immer: Ob die Hosen zu kurz gewesen sind und die Ärmel zu lang – hat gepasst. Hat man dir's einfach hingeschmissen, dann hast du können abhauen.

104 Ausdruck der Verwunderung oder Überraschung.
105 Redensartlich für: den Mut verlieren, eingeschüchtert sein.
106 Die Kompanien waren intern in Züge eingeteilt, diese wiederum in Korporalschaften, die im Regelfall von einem Korporal (niederster Unteroffiziersdienstgrad) geführt wurden.
107 Gemeint sind wohl Stockbetten.
108 Zuständig für Bekleidung und Ausrüstung.
109 Im Jahre 1813.

Ein Paar Stiefel, die hat man sich können selber heraussuchen. Da sind hunderte von Stiefelpaaren umeinander gestanden, und da hat man halt geguckt, dass man möglichst welche kriegt, die also noch nicht ganz hin gewesen sind. Schließlich habe ich dann ein Paar gefunden, dazu noch ein Paar Schnürschuhe. Das sind Schnürschuhe, die man also für den leichteren Dienst im Kasernenhof, zum Turnen usw. angehabt hat. Die hat man müssen auf der Seite zuschnüren.

Gut, mit dem Zeug ist man los, hinunter, und hat es mal näher angeschaut, und dann ist es losgegangen. Dann hat man zuerst die Uniformen reinigen müssen mit allen möglichen Mitteln, hat sie müssen so weit wie möglich flicken. Nähzeug hat man auch gekriegt; das heißt, das hat man kaufen müssen. Da hast du so eine Art Beutel gekriegt; da ist das Nötigste drin gewesen, also Faden und Nadel und ein paar Knöpfe und Putzzeug vor allem. Das war das Wichtigste: Putzen, die Messingknöpfe und das Koppelschloss und das Zeug, ha was. Also wie gesagt, zuerst ist es losgegangen, die Klamotten ein bisschen wenigstens herzurichten, dass man sie hat anziehen können. Ich habe einen ziemlich hellblauen Rock erwischt, während die Mehrzahl der anderen Röcke, die waren schwarz. Und mit dem hellblauen Rock, habe ich nachher gedacht, hättest du ihn nur nicht genommen, denn mit dem bin ich halt immer aufgefallen. Der ist schon ziemlich abgeschossen gewesen; da ist nicht mehr viel blau dran gewesen. Nun, aber er hat mir wenigstens einigermaßen gepasst. Die Hose, nun, die hat schließlich auch gepasst, ohne dass ich sie habe ändern müssen. Den Drillichanzug, den hat man auch passend gemacht, und dann hat man halt seine Zivilkleider eingepackt und hat sie mal in einer Schachtel einstweilen aufgehoben. Und hat gedacht, ha, da gehst du am nächsten Sonntag heim und kannst das Zeug heim tun.

Ja Pfeifendeckel, von wegen heim am nächsten Sonntag! Wir sind einen ganzen Monat in der Kaserne gewesen, bis wir das erste Mal haben hinausdürfen. Und wie lange dann? Von zwei bis vier. Nun, für mich hat es gerade gereicht. Ich bin also hinten hinaus am Kasernentörle und die Gutenbergstraße hinauf mit meinem Päckchen und habe immer geguckt, dass ich ja keinen Unteroffizier sehe, von wegen dem Grüßen und so. Denn mit der Grüßerei war es natürlich noch nicht so arg weit her. Nun, ich habe Glück gehabt; ich bin keinem begegnet. Und daheim ist natürlich

ein Mords Hallo gewesen, wie ich gekommen bin. Nun, die zwei Stunden sind schnell herum gegangen. Ich habe müssen zurück wieder in die Kaserne. Und dann ist es weiter gegangen mit der Grundausbildung. Das war so ein Theater, Grundausbildung, kann ich Euch sagen. Also mir persönlich hat sie nicht viel ausgemacht, denn ich habe Euch ja schon erzählt, wie wir in der Schule von unserem Pfeifle gedrillt worden sind. Also das, was die Unteroffiziere uns haben beibringen wollen, das habe ich schon lange im Schlaf können. Aber die anderen natürlich, die Bauernbuben da vom Land herein und so, die von Exerzieren und Turnen und so keine Ahnung gehabt haben und keinerlei Übung – oh, die hat sie jesusmäßig geschlaucht. Also die Kerle haben oft manchmal nicht mehr die Treppe hinauf laufen[110] können. Auf allen Vieren haben sie müssen hinauf kriechen, so haben sie Turnfieber gehabt. Also wie gesagt, ich bin da glimpflich davongekommen. Wir Rekruten sind so etwa sechzig Mann gewesen, denn die ganze Kompanie, also Rekruten und die alte Mannschaft, waren so rund hundertundzwanzig Mann. Wir haben drei Offiziere gehabt: Der Hauptmann[111], das war der Freiherr von Hügel; von dem muss ich dann noch erzählen. Einen Oberleutnant haben wir gehabt, das war der Herr Baron von Hoiningen-Huene, und einen Rekrutenleutnant, das war der Leutnant Freiherr von Erbach. Also lauter adelige Offiziere. Ja, das war ja auch kein Wunder: Wir sind ja schließlich das Grenadierregiment Königin Olga gewesen. Da hat es überhaupt bloß adelige Offiziere gegeben[112]. Der Leutnant, der war einigermaßen genießbar. Der Oberleutnant, das war ein gemütliches Haus. Das war ein Baltendeutscher, Baron von Hoiningen-Huene, wie ich schon gesagt habe. Das war ein sehr netter Mann. Der hat uns nicht geschlaucht, das kann man nicht sagen, und war immer gut aufgelegt. Anders der Hauptmann, Freiherr von Hügel. Wenn der gekommen ist in den Kasernenhof am Morgen und wir sind dagestanden, sind geschlaucht worden, gedrillt worden, und der kam oben herein am Querbau zu dem mittleren Durchlass auf dem Gaul hereingeritten, dann hat er da oben schon angefangen zu brüllen. Und wie! So, dass wir es unten – wir sind vielleicht so

110 Gehen.
111 Chef der Kompanie.
112 Falsch; auch in diesem Regiment gab es zu dieser Zeit einen beträchtlichen Anteil von Offizieren bürgerlicher Abkunft. Vgl. das Verzeichnis der Offiziere in: Hof- und Staatshandbuch des Königreichs Württemberg 1910. Stuttgart 1910. S. 226 f.

zweihundert Meter weiter unten im Hof gestanden – schon gehört haben und schon gezittert haben. Und dann ist es losgegangen. Also, der hat doch an allem und jedem etwas auszusetzen gehabt. Das war also, wie soll ich sagen, ein Klob[113], wie er im Buche steht – ein richtiger Schwabe. Und besonders uns Stuttgarter, wir sind ja bloß zwei oder drei gewesen in der Kompanie, die hat er ganz besonders aufs Korn genommen. Und hat uns x Mal gesagt, wie er uns Stuttgarter Früchtle schon noch hinbringen werde usw. Man muss sich heute noch an den Kopf greifen, wenn man so darüber nachdenkt, was später im Krieg gekommen ist. Denn unsere hauptsächlichste Ausbildung war nichts als Parademarsch und Griffe klopfen. Jeden Tag, morgens bis abends, Parademarsch, Griffe klopfen. Hat es nicht geklappt, hat man müssen abends noch, nach Feierabend sozusagen, im Revier weiterüben. Wir sind manchmal am Abend um neun, halbzehn noch im Revier gestanden – es hat schon lange geblasen gehabt zum Schlafen[114] – und haben noch Griffe geklopft.

Endlich kam dann die Zeit der ersten Besichtigung. Zunächst war natürlich eine Besichtigung durch den Major; hat der seinen Senf dazugegeben über den Stand der Ausbildung. Nachher kam der Herr Oberst, und schließlich kam auch noch ein General; welcher, das weiß ich auch nicht mehr. Das war dann die Hauptbesichtigung. Die ist also bei uns tadellos ausgefallen, muss man sagen. Es war ja auch kein Wunder bei dem Schliff, den wir hinter uns gehabt haben. Ab und zu ist natürlich auch das geübt worden, was eigentlich beim Soldaten die Hauptsache sein sollte, sollte man meinen: der Felddienst, also Gefechtsübungen. Die sind aber ziemlich klein geschrieben worden. Das waren nicht viel, und wenn sie gewesen sind, dann war die Hauptsache: Marschleistungen – möglichst weit marschieren. Das war das A und O. Wir sind einmal als weitestes eine Strecke von siebzig oder fünfundsiebzig Kilometer marschiert, ohne Unterbrechung, und zwar von unserer Kaserne aus bis in den Kreis Vaihingen. Hochdorf hat das Nest geheißen. Und an dem Tag hat es geregnet! Geregnet den ganzen Tag, so dass wir in Hochdorf angekommen sind, hätten sollen eine Weile ausruhen, uns hinlegen. Das war natürlich gar nicht möglich, denn da war der Boden patschnass, so dass wir haben

113 Mensch mit grobem Auftreten.
114 Nach dem Blasen des Zapfenstreichs.

also ständerlings[115] die zehn oder fünfzehn Minuten Pause herumbringen müssen. Und dann ging es wieder zurück, den gleichen Weg. Also ich muss sagen, das war ein Schlauch, wie ich ihn später bloß noch im Krieg erlebt habe. Aber wir haben es geleistet; es hat keiner schlapp gemacht. Obwohl wir gegen Schluss, als wir nach Stuttgart hereingekommen sind, einige gehabt haben, denen hat man müssen das Gewehr abnehmen. Das hat der Nebenmann dann auch noch getragen, damit der ein bisschen Erleichterung gehabt hat und hat sich vollends heim geschleppt. Und dann am Kasernentor einmarschieren, dann hat es geheißen: „Achtung!“ Und „Achtung!“ bedeutet soviel wie Parademarsch. Also im Parademarsch hinein in den Hof und noch einmal am Hauptmann vorbei. Das war der Schlusspunkt. Dann konnte man wegtreten und sich den Schweiß abwischen und schließlich auch noch etwas zu sich nehmen – wenn man noch etwas gekriegt hat.

**Wachdienst und Manöver**

Nun, jetzt ist es allmählich soweit gewesen, dass wir jungen Rekruten haben auf die Wache dürfen. Die Wachtparade, die ist also jeden Mittag um zwölf von der Rotebühlkaserne aus die Rotebühlstraße hinunter, die Poststraße[116] hinunter, in die Königstraße eingeschwenkt, die Königstraße hinunter, am Schlossplatz die Planie hinauf und dort in den Akademiehof[117]. Und in dem Akademiehof selbst, da war die Hauptwache. Von dieser Hauptwache aus wurden dann die einzelnen Posten besetzt. Natürlich, wir Rekruten haben nicht gleich als Doppelposten vor das Wilhelmspalais[118] hinstehen dürfen. Wir haben müssen zunächst einmal Nachtposten besetzen. Auch bei mir ist es so gewesen, natürlich. Als erster Posten war ich bei Nacht in der Kommandantur in der Kriegsbergstraße, wo also der Kommandierende General – ich weiß auch nicht mehr, wer das gewesen ist – gewohnt hat und seine Dienststelle gehabt hat[119]. Da hat man also müssen nachts die Patrouille machen um das Haus herum, ist alle zwei Stunden abgelöst worden

115 Stehend.
116 Heute Alte Poststraße.
117 Innenhof der hinter dem Neuen Schloss gelegenen, im Zweiten Weltkrieg zerstörten und nicht wieder aufgebauten Akademie; heute Akademiegarten.
118 Wohnsitz König Wilhelms II.; zukünftiges Stadtmuseum.
119 Gemeint ist das Generalkommando des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps, dem alle württembergischen Truppen unterstanden.

und drunterhinein[120] ist auch mal ein Kontrolloffizier gekommen und hat geguckt, ob man nicht geschlafen hat auf dem Posten. Wehe dem, der geschlafen hat! Vierzehn Tage strenger Arrest wären ihm sicher gewesen. Mein nächster Posten ist gewesen vor dem Kriegsministerium. Das Kriegsministerium war damals am Charlottenplatz, dort, wo heute das Hochhaus vom Leicht[121] steht. Dort stand ich also Posten, und zwar das erste Mal bei Tag. Daheim habe ich das natürlich schon erzählt gehabt, und zwar war das an einem schönen Sonntag. Ha, habe ich gedacht, ich will bloß sehen, ob nicht von meinen daheim jemand kommt und guckt, wie ich da stehe. Tatsächlich, es hat nicht lange gedauert, dann habe ich gesehen meinen Vater anmarschieren auf der anderen Seite drüben. Er hat nicht sich getraut, herüberzukommen, natürlich, sondern hat bloß von drüben ein bisschen herum gewunken und ist dann dagestanden und hat gewartet und hat geguckt, was ich für Griffe mache, wenn einer kommt[122]. Nun, es ist gegangen; es ist auch Abend geworden.

Und da hast du müssen aufpassen wie ein Häftelmacher[123], ob nicht ein Offizier womöglich in der Straßenbahn drin gestanden ist. Tatsächlich ist es mir passiert, dass ich einen Offizier nicht gesehen habe, der in der Straßenbahn drin war. Ich habe gerade noch die Straßenbahn gesehen und habe ihn noch mit einem Auge erwischt hinten. Aber bis ich habe meine Griffe gemacht, war die Straßenbahn vorbei. Nun, habe ich gedacht, ich will auch sehen, wie das geht, ob der eine Meldung macht. Richtig, am anderen Morgen beim Antreten lässt mich der Spieß[124] vortreten und sagt: „Nun, wie war denn das gestern? Haben Sie den Offizier nicht gesehen in der Straßenbahn?“ Habe ich gesagt: „Jawohl, Herr Feldwebel, ich habe ihn wohl gesehen, aber zu spät. In dem Moment, wo ich habe präsentieren wollen, war die Straßenbahn schon vorbei.“ Sagt er: „Ja, das war der Hauptmann Soundso von der und der Kompanie. Der hat mir das heute erzählt. Aber von einer Bestrafung

120 Zwischendurch.
121 Bürohochhaus Ecke Charlottenstraße/Hauptstätter Straße, erbaut von der Schwabenbräu-Besitzerfamilie Leicht.
122 Gemeint sind die Präsentiergriffe beim Vorbeigehen oder -fahren von Offizieren oder Angehörigen des Herrscherhauses. Zu den Ehrenbezeugungen vgl. Hein, …: Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Kiel und Leipzig 1901. S. 288 f.
123 Haftelmacher: Handwerker, der Haken und Ösen herstellt. Die Redensart veranschaulicht besonders genaues Aufmerken oder Vorgehen.
124 Kompaniefeldwebel.

will man absehen. Gehst nachher hinauf und putzt mir meine Stiefel, dann ist der Fall erledigt."

Die beliebteste Wache, das war natürlich die Kasernenwache. Denn erstens hat man da nicht mit der Parade mitmüssen, also in die Akademie hinunter, sondern ist gleich dageblieben und hat, von der Stube aus sozusagen, die Kasernenwache bezogen. Kaum ist man drin gewesen im Wachhäuschen, ist es schon losgegangen und man hat Karten gespielt; so lange, bis man drangekommen ist zum Posten stehen. Da stand man also seine zwei Stunden vor dem Wachhäuschen. Gegenüber von unserem war das Wachhäuschen von den 125ern[125]; dort stand auch ein Posten. Und nach zwei Stunden ist man wieder abgelöst worden; dann hat man wieder vier Stunden frei gehabt. Dann ist es wieder losgegangen, und die Zeit hat man sich, wie gesagt, mit Kartenspielen vertrieben. Einmal bin ich auch dort auf Wache gewesen, und da hat es geheißen: Das Regiment bekommt Besuch, und zwar kommt der Prince of Wales von England; Eduard hat er geheißen. Und zwar ist das der nachmalige König Eduard III. oder IV. – ich weiß nicht, der wievielte. Und zwar derjenige, der bloß ein paar Monate König war und dann sein Amt niedergelegt hat, damit er hat die bürgerliche Frau da, die Amerikanerin, heiraten können und der heute noch lebt[126]. Das war damals ein Bürschle von etwa siebzehn, achtzehn Jahren. Der ist also gekommen; aus welchem Anlass, das weiß ich heute auch nicht mehr[127]. Also auf jeden Fall bin ich an dem Tag auch auf Wache gewesen und, hat es geheißen, es wird nach Möglichkeit vorher der Wache bekannt gegeben, wenn der die Kaserne betritt. Ich bin auf Posten gestanden und, schlag' michs Blechle, solange ich da gestanden bin, ist auf einmal einer hereingesaut[128] gekommen und hat gerufen: „Er kommt! Er kommt!" Ich natürlich schnell hin an unsere Glocke, die über der Türe gehängt ist, und dort geschellt. Das war nämlich das Alarmsignal. Das hat für die Wache geheißen: Raustreten unters Gewehr! Dann hat natürlich der

125 (7. Württembergisches) Infanterieregiment 125 Kaiser Friedrich, König von Preußen.
126 Edward VIII. (1894 – 1972); musste noch im Jahr der Thronbesteigung (1936) wegen seiner Heirat mit einer geschiedenen Frau wieder abdanken.
127 Der Prince of Wales besuchte Stuttgart im März 1913 und nahm an der Einweihung des neuen Kunstgebäudes teil: Sauer, Paul: Das Werden einer Großstadt. Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871 bis 1914. Stuttgart 1988. S. 72.
128 Hereingerannt.

Wachhabende antreten lassen: „Das Gewehr über!“ Und dann hat er noch geluchst, ob der kommt, und wie er gesehen hat, dass der hereinkommt zum Kasernentor, er kam übrigens zu Fuß, hat es geheißen: „Achtung! Präsentiert das Gewehr!“ Und da hat der Trommler sein Programm da heruntergetrommelt; der ist vorbei und hat gegrüßt und ist ins Kasino hinum. Dann war der Fall für uns erledigt. Das heißt, noch nicht ganz, denn den gleichen Zirkus haben wir wieder machen müssen nach vielleicht zwei, drei Stunden, wo der wieder fort ist. Aber es war doch interessant, den jungen Mann zu sehen. Sonst hätten wir ihn jedenfalls überhaupt nie gesehen.

Nun, das erste Jahr hat sich dem Ende zugeneigt. Es kam die Zeit des Herbstmanövers. Vorher waren wir noch im Truppenübungsplatz Münsingen zum Scharfschießen, sogenannten Gefechtsschießen. Oh, da muss ich auch etwas dazu sagen, zu dieser Schießausbildung. Ja liebe Leute, was war das für eine Schießausbildung! Wir haben vielleicht zehn Patrönchen gekriegt, und die haben wir müssen verschießen im gefechtsmäßigen Angriff, also: „Sprung auf, marsch marsch!“ Die paar Patronen – das war die ganze Ausbildung. Und draußen in so vier- bis fünfhundert Metern sind so Figuren aufgestellt gewesen, Scheiben. Auf die hat man geschossen, und nachher ist geguckt worden, was man getroffen hat. Meistens haben wir nicht viel getroffen. Das war die ganze gefechtsmäßige Schießausbildung. Nun ging es also fort ins Manöver, und zwar damals in die Gegend von Bopfingen[129]. In Bopfingen wurden wir also ausgeladen damals aus dem Zug, und ich kam zum ersten Mal in ein schwäbisches Quartier. Es war in der Hauptstraße. Ich glaube, es war ein Bäckermeister, bei dem ich da einquartiert worden bin. Da sind wir recht gut empfangen worden und haben zu essen und zu trinken gekriegt, soviel wir haben wollen. Leider sind wir bloß eine Nacht dort geblieben; am nächsten Tag ist es schon losgegangen. Und was war das Manöver in der Hauptsache? Marschieren, marschieren und wieder marschieren! Und drunterhinein Gefechtsübungen, und so hat das zwei Tage gedauert. Dabei hat es gegossen; in Strömen hat es gegossen. Wir sind hinübergekommen bis ins Hohenlohische. Es hat immer noch gegossen, und nach drei Tagen ist das Manöver abgebrochen worden wegen des schlechten Wetters – wir wären sonst voll versoffen. Obwohl, es hätte also fünf bis sechs Tage

129 Zwischen Aalen und Nördlingen gelegene Kleinstadt in Ostwürttemberg.

dauern sollen. Dann ist man also wieder heimgefahren, und das erste Jahr war herum.

**Der Steckelespfeifer**

Die alte Mannschaft, die ist entlassen worden, und dann sind wir Jungen die Alten gewesen, denn jetzt sind in den nächsten vierzehn Tagen die neuen Rekruten gekommen. Bevor die aber gekommen sind, sind noch die verschiedenen Ämtchen unter uns Alten verteilt worden. Der eine ist dorthin abkommandiert worden, der andere dahin. Der eine hat müssen Bursche werden beim Herrn Leutnant oder Oberleutnant Soundso, und mir hat auch etwas geblüht. Da kommt der Spieß zu mir, sagt: „Hampp“, hat er gesagt, „Du wirst Spielmann.“ „So“, habe ich gesagt, „jawohl, Herr Feldwebel.“ Und schon war es geschehen; ich bin also Spielmann[130] geworden, und zwar Hornist und „Steckelespfeifer“[131]. Ich habe das natürlich schon vorher gespannt gehabt, denn schon einige Wochen oder Monate – ja, kann man ruhig sagen, vielleicht zwei Monate vorher – hat schon der Bataillonstambour[132] so seine Fühler ausgestreckt, wen er da als Spielmann für das nächste Jahr sich herausfischen könnte. Und da hat er mich auch ins Auge gefasst. Und da habe ich damals schon mit müssen ausrücken mit den Spielleuten und üben, die verschiedenen Märsche pfeifen und Signale lernen. Nun, das ist für mich eine Kleinigkeit gewesen. Die Märsche, die habe ich alle auswendig können. Noten habe ich keine gekannt; ich kenne sie heute noch nicht, aber die Märsche habe ich alle gepfiffen. Und dann kamen also die neuen Rekruten, und wir Alten haben unseren neuen Dienst angetreten. Ich bei den Spielleuten, und war also im ganzen zweiten Jahr Spielmann. Und zwar war ich der größte Spielmann des XIII. Armeekorps. Ich war damals schon – ich bin vielleicht noch einen Zentimeter gewachsen, bin also

130 Die nur bei der Infanterie vorhandenen Spielleute hatten mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen Signale abzugeben; sie galten jedoch nicht als Militärmusiker im eigentlichen Sinn: Hein, …: Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Kiel und Leipzig 1901. S. 113.
131 Stöckchenpfeifer; die Bezeichnung nimmt Bezug auf das stöckchenartige Aussehen der beim Militär verwendeten hölzernen Querpfeifen. Die Zuteilung zu den Spielleuten (mit der offiziellen Bezeichnung „Hornist“) erfolgte am 22.09.1912: Militärpass Wilhelm Hampp, S. 4.
132 Vorgesetzter der Spielleute eines Bataillons: Hein, …: Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Kiel und Leipzig 1901. S. 113. Bataillone waren bei der Infanterie die den Kompanien übergeordneten Einheiten.

vielleicht 1 Meter 80 groß gewesen – am rechten Flügel der ersten Kompanie des ersten Regiments, und das war doch der Flügel des XIII. Armeekorps. Also bei der Parade, Königsparade, auf dem Cannstatter Wasen habe ich müssen die Richtung angeben für das ganze Armeekorps. So wie ich marschiert bin, haben alle anderen müssen mitmarschieren. Habe ich den Richtungspunkt verfehlt, dann ist die ganze Schlachtordnung zusammengefallen. Das hat natürlich Übung gekostet, bis das soweit war. Was haben wir da exerzieren müssen, oh je, oh je – aber es hat geklappt.

Diese Zeit bei den Spielleuten, das war allerdings für mich eine wirklich angenehme Zeit. Ich habe viel Freizeit gehabt, denn der Bataillonstambour, der hat mich können gut leiden und hat mir viel frei gegeben. Wenn der etwas zu besorgen gehabt hat, dann hat er halt mich fortgeschickt. Ich habe müssen einmal Noten kaufen, einmal irgendetwas anderes Privates für ihn besorgen usw. Also ich habe manchen freien Nachmittag gehabt. Und was habe ich getan? Ich bin halt heimgegangen in der Regel, meistens schon zum Mittagessen. Meine Leute, die haben damals in der Poststraße gewohnt, bloß so zwei- bis dreihundert Meter von der Kaserne weg. Ha, das war natürlich prima: Da bin ich in zwei Minuten daheim gewesen, und dann habe ich Mittag gegessen, und dann habe ich meine Sachen besorgt, und dann bin ich wieder heim, und dann bin ich so allmählich wieder zurück in die Kaserne. Und so ist das fort gegangen; das ganze Jahr hindurch habe ich viel Freizeit gehabt. Bin ich auf Wache gewesen, dann habe ich brauchen nicht mehr Posten stehen, denn der Spielmann hat brauchen keinen Posten beziehen, sondern der hat müssen abends blasen mit seinem Horn, seiner Trompete. Also zuerst locken[133] und dann der Zapfenstreich und am anderen Morgen das Wecken. Das ist mein ganzes Geschäft gewesen. Die übrige Zeit habe ich geschlafen und Karten gespielt und drunterhinein gegessen. Entweder hat mir meine Mutter das Essen gebracht oder damals meine Freundin; also damals hat man gesagt halt „mein Mädchen.“ Ha, Ihr braucht nicht lachen – das ist heute Eure Großmutter. Die hat mir also das Essen gebracht auf die Wache, und da habe ich mir es schmecken lassen. Das war eine schöne Zeit, kann ich Euch sagen.

133 Ankündigung des eigentlichen Zapfenstreichs.

Zum Üben ist man hinaus ins Feuerbacher Tal. Dort am Feuerbach entlang ist ein Wäldchen gewesen, und in dem Wäldchen, da haben wir unsere Märsche usw. geübt; da ist gepfiffen und getrommelt worden. Und wenn es Zeit gewesen ist zum Aufhören, dann ist man los und ist das Feuerbacher Tal hinunter und hat eingekehrt in der Wirtschaft „Zum schönsten Wiesengrunde." Da ist es natürlich hoch her gegangen. Und schließlich ist man dann wieder heim. Meistens ist der Bataillonstambour – Teufel hat er geheißen, Josef Teufel; der hat aber auch so ausgesehen, ein kohlschwarzer Dinger. Ich glaube, das ist ein halber Zigeuner gewesen auch aus dem Land draußen her; ich weiß nicht, woher. Und dann hat er gesagt: „Hampp, Du führst sie heim!" Dann habe ich die Spielleute heimgeführt. Natürlich ist das auch wieder so ein Geschäft gewesen. Unterwegs hast du müssen immer die Augen aufmachen, ob nicht ein Offizier kommt. Denn hast du einen gesehen, dann hat es geheißen: „Achtung!" Und wir paar Männeken haben müssen da Parademarsch klopfen auf der Straße vor den anderen Leuten dran, bis der vorbei war. Na ja, man hat sie glücklich heimgebracht.

**Erdbeben, Einjährige usw.**

Da ist mir übrigens noch etwas eingefallen, noch Einiges eingefallen aus der ersten Zeit meines Rekrutenjahres, das ich Euch nicht vorenthalten möchte. Also wir sind erst etwa vierzehn Tage eingerückt gewesen, es war so Anfang November, sind abends um neun – hat man damals im Bett sein müssen, im Sommer um zehn. Also um neun sind wir in der Falle gelegen, nicht lange; wir haben kaum geschlafen. Auf einmal fangen unsere Fallen an zu wackeln und zu gautschen[134]. Es hat natürlich nicht lang gedauert, zehn Sekunden oder so, aber jedenfalls hat es gewackelt. Wir sind natürlich raus, haben uns zunächst einmal dumm angeguckt: Was ist denn da los – was ist denn da gewesen? Dann hat man auf die Straße hinausgeguckt; da sind die Leute auch aus den Häusern gesprungen, und alles war aufgeregt. Am anderen Morgen haben wir es erfahren: Da war in der Nacht in Stuttgart ein Erdbeben[135]. Es war nicht besonders stark, aber jedenfalls uns hat es gelangt.

134 Schaukeln.
135 Beschrieben wird das Erdbeben vom 16.11.1911.

Unserem großen Kasernenbau hat das natürlich nicht viel anhaben können, aber in der Stadt hat es doch manchen Schaden angerichtet, hauptsächlich durch heruntergefallene Schornsteine.

Am Tag darauf, da ist noch etwas Komisches vorgekommen. Ich gucke gerade vom Revierfenster hinaus auf den Kasernenplatz und sehe da zum Kasernentor einen Polizisten – es kann auch ein Landjäger[136] gewesen sein – hereinkommen mit einem Zivilisten. Und der geht direkt auf unser Revier zu. Der Kerle, den er bei sich gehabt hat, der hat einen ziemlich schlechten Eindruck gemacht: mager, bloß ein Klappergestell, verlumpt angezogen, nicht rasiert und nicht gewaschen, also augenscheinlich ein Landstreicher. Und was glaubt Ihr? Der kommt bei uns im Revier die Treppe herauf, kommt herein und geht mit dem schnurstracks auf unser Dienstzimmer zu und liefert ihn dort ab. Wie es sich dann herausgestellt hat, ist das tatsächlich ein Landstreicher gewesen, und zwar hat der sich schon mehrmals um die Musterung gedrückt. Dann ist man kurzerhand her und hat den Kerle verhaftet und hat ihn mir nichts, dir nichts zu uns gebracht. Wir müssten ihn aufnehmen in unsere Kompanie. Oh je, die Gestalt, wenn man die bloß angeguckt hat. Der Spieß hat zu welchen gesagt: „Ja, Ihr geht jetzt zuerst mit dem hinunter ins sogenannte Bad.“ Es hat zwar keine Badewannen gehabt, aber wenigstens ein paar Duschen. Und da hat man den Kerle zunächst einmal gewaschen. Und dann ist man mit ihm zum Friseur, hat ihm die Haare schneiden lassen und hat ihn rasiert, so dass man mal endlich wenigstens gesehen hat, wie der ausgesehen hat. Und bei der Baderei, was hat sich da gezeigt? Der Kerle hat einen Schnitzbuckel gehabt. Stellt Euch einmal vor: ein Soldat mit einem Schnitzbuckel! Wäre der zur Musterung gegangen, wäre der im Leben nie Soldat geworden wegen dem Schnitzbuckel. Weil er aber nicht zur Musterung gegangen ist, hat er müssen einrücken, und ausgerechnet zu uns. Nun, man hat ihn halt dagehabt; was tut man jetzt mit ihm? Zunächst hat man ihn mal ein bisschen eingekleidet wie uns auch, hat ihn auch ein paar Mal mit hinunter genommen auf den Kasernenhof. Aber an den ist nichts hinzubringen gewesen. Der war krumm nach allen Seiten, nicht bloß der Buckel. Es war eine

136 Angehöriger der militärisch organisierten, dem Innenministerium unterstehenden Polizeitruppe des Königreichs Württemberg. Städte ab einer bestimmten Größe hatten jedoch eine eigene städtische Polizei.

Trauergestalt. Aber er ist nun mal da gewesen; dann hat man sich also müssen mit der Sache abfinden. Das hat man so gemacht: Den hat man dauernd versteckt. Der hat müssen nicht ausrücken, nicht exerzieren. Der hat sozusagen müssen den Hausknecht machen für die ganze Kompanie, hat putzen müssen, dem Feldwebel sein Zeug erledigen, was der zu tun gehabt hat für ihn. Und sonst hat der halt den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Ist etwas gewesen, zum Beispiel eine Besichtigung, wo die Stärke der Kompanie hat gemeldet werden müssen, dann hat man den immer in die Krankenstube geschickt, hat der sich müssen krank melden, damit man hat angeben können: ein Mann im Revier. Denn für den Fall, dass nachgezählt worden wäre und man hätte ihn so versteckt, dann hätte ja der Mann gefehlt. Also so hat man es halt gemacht. Wäre dieses Rindvieh, muss ich geradezu sagen, zur Musterung gegangen, wäre der ewig nicht Soldat geworden. Aber andererseits hat er auch wieder eine gescheite Nase gehabt, denn so schön, wie der es bei uns gehabt hat in diesen zwei Jahren, hat der es bestimmt vorher und nachher in seinem Leben nicht mehr gehabt. Bei uns hat er seine Stube gehabt, sein Bett, hat sein Essen gehabt. Es ist allerdings bloß das Kommissessen gewesen; es war danach, nicht wahr, aber er hat wenigstens sein tägliches Essen gehabt. Und sonst hat man ihn halt in Ruhe gelassen. Er ist dann auch mit uns entlassen worden, und man hat eigentlich nie mehr was von ihm gehört. Bei späteren Kompaniezusammenkünften usw. war er nie dabei. Ich weiß also nicht, was aus ihm geworden ist.

Nochmal einen komischen Vogel haben wir gehabt. Wir sind auch erst kurz eingerückt gewesen, kam da eines Tages auch wieder ein Familienzuwachs zu uns. Ein Soldat, aber schon in Uniform, und zwar kam der aus dem Festungsgefängnis Ulm. Das war also einer von unserer alten Mannschaft, die also vor uns da war. Und der hat wegen irgendetwas, war es Wachvergehen oder so etwas, hat der also einige Monate Festungshaft in Ulm gehabt. Inzwischen sind dem seine Kameraden entlassen worden, und er ist immer noch in Ulm gehockt, ist aber eines schönen Tages dann zu uns gekommen nachdienen, und war bei uns als sogenannter Soldat zweiter Klasse. Was das bedeutet hat, das muss ich Euch noch ein bisschen erklären. Ich glaube, so etwas gibt es heute nicht mehr. Also der Soldat zweiter

Klasse, das waren also vorbestrafte, mit Festungshaft vorbestrafte Soldaten. Die waren dadurch kenntlich, dass sie an ihrer Mütze keine Kokarde hatten. Die Mütze hatte ja zwei Kokarden: unten die schwarz-rote württembergische und oben die schwarz-weiß-rote deutsche. Diese beiden Kokarden fehlten an der Mütze. Ebenso am Helm; die Kokarden, die rechts und links angebracht waren, fehlten bei diesen Soldaten auch. Nun kann man sich natürlich vorstellen, dass ein solcher Mann mit einer Mütze ohne Kokarden sich nicht gewagt hat, in die Stadt zu gehen. Er ist die ganze Zeit natürlich in der Kaserne geblieben, musste mit uns ausrücken wie jeder andere auch, hat auch weiter unter seinem Vergehen nichts zu leiden gehabt. Er wurde nicht besonders hochgenommen oder so. Nein, das gab es nicht, aber er war halt dazu verdammt, dauernd in der Kaserne zu bleiben. Nun, nach – ja, wie lange ist es gewesen, vielleicht anderthalb, zwei Monaten kam auch für ihn die Entlassung, und wir waren froh, dass wir ihn los hatten.

(…) Noch einen interessanten Besuch hatten wir in dieser Zeit. Ich weiß nicht mehr genau, war es 1913 oder war es noch 1912, aber ich glaube, es war 1912, denn ich war damals noch nicht bei den Spielleuten. Also im Jahr 1912 ist in Stuttgart die altbekannte und beliebte Herzogin Wera gestorben[137]. Diese Herzogin Wera war eine Großfürstin von Russland. Sie wurde natürlich mit militärischen Ehren beerdigt, und der Zar von Russland hat zur Beerdigung eine Abordnung geschickt. Die bestand aus einem General, einem Oberst, einem Major, einem Hauptmann, einem Leutnant und einem Feldwebel. Nun, von den Offizieren haben wir weiter nichts gesehen. Der Feldwebel dagegen, der wurde unserer Kompanie zugeteilt zur Unterbringung und Verpflegung während der Dauer des Aufenthalts in Stuttgart. Nun war das natürlich so eine Sache: Der konnte nicht deutsch und wir nicht russisch. Aber zum Glück hatten wir einen bei der zweiten Kompanie, das war ein Russlanddeutscher, der in Russland geboren war, aber seine Dienstzeit bei uns in Deutschland abgedient hat. Der Mann sprach russisch, und der wurde also als Dolmetscher über diese Zeit zu uns versetzt. Ich habe heute noch eine Postkarte, auf der der russische Feldwebel und dieser Dolmetscher abgebildet sind. Der Mann war

137 Todestag 11.04.1912: Chronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart 1912. Stuttgart 1915. S. 5.

klein gerade nicht, aber untersetzt, etwas o-beinig, gutmütiges Gesicht, und hatte eine ganze Anzahl Auszeichnungen. Nun, es wurde ihm allerhand gezeigt in unserer Kaserne. Er durfte zusehen beim Exerzieren, und gerade unsere Kompanie war dazu ausersehen, ihm vorzuexerzieren. Nun, das haben wir gemacht; der hat nur so gestaunt, denn wir haben uns damals angestrengt, mehr als bei jeder Besichtigung. Das Exerzieren, die Griffe, die haben so tadellos geklappt wie vorher und nachher nicht mehr. Aber auf den Russen hat das einen anscheinend tiefen Eindruck gemacht.

Von einer anderen Gruppe unserer Kameraden möchte ich auch noch etwas erzählen, und zwar handelt es sich um unsere „Einjährigen." Was Einjährige sind, das wissen heute nur noch die älteren Leute, denn es gibt sie ja nicht mehr. Ich muss es Euch also etwas erklären. Einjährige, das waren Schüler, die in der Realschule oder im Gymnasium in der neunten Klasse die Einjährigenprüfung bestanden hatten. Diese Prüfung entspricht heute etwa der Mittleren Reife[138]. Mit diesem Prüfungszeugnis hatten sie die Berechtigung, freiwillig beim Kommiss ein Jahr lang nur zu dienen. Sie konnten sich die Waffengattung selbst auswählen, auch das Regiment, in dem sie dienen wollten, und hatten noch so manche Privilegien. Allerdings kostete das allerhand Geld, denn der Einjährige aß nicht in der Kaserne, sondern musste sich selbst verpflegen. Er wohnte nicht in der Kaserne, sondern musste in der Stadt irgendwo ein Zimmer mieten. Er musste einen Putzer unterhalten, also einen unserer Kompanieangehörigen, der ihm seine Sachen instand setzte. Er musste diesem natürlich auch eine Kleinigkeit bezahlen. Und dann vor allem: Er musste seine gesamte Ausrüstung von Kopf bis Fuß selbst bezahlen. Also nicht nur eine Uniform, sondern mehrere: eine Ausgehuniform, eine Exerzieruniform, einen Drillichanzug, Stiefel, Turnschuhe, kurzum alles, was dazugehört. Aus diesem Grund konnten von diesem einjährigen freiwilligen Dienst natürlich nur Leute Gebrauch machen, die einen entsprechend begüterten Vater

138 Nicht ganz korrekt; erforderlich für den „Einjährig-freiwilligen Dienst" war der erfolgreiche Abschluss der damaligen sechsten Gymnasialklasse (Untersekunda), somit der heutigen zehnten Klasse, oder ein als gleichwertig anerkannter Abschluss einer anderen weiterführenden Schule: Hein, …: Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Kiel und Leipzig 1901. S. 84 f. Die Bezeichnung „Einjähriges" für die Mittlere Reife hat sich bis in bundesrepublikanische Zeiten erhalten.

hatten, denn dieses eine Jahr kostete damals in Goldmark immerhin zwischen zweitausend und dreitausend Mark. Nun, die meisten dieser Einjährigen sind ja nicht nach der neunten Klasse von der Schule abgegangen, sondern haben noch das Abitur gemacht und kamen erst nach dem Abitur zu uns. Sie konnten sogar ihren Dienst noch weiter hinausschieben. Wenn sie studierten, konnten sie einige Semester studieren, dann ein Jahr unterbrechen für den Militärdienst und dann wieder weitermachen. Sie konnten, wenn sie wollten, ihren Dienst bis zum achtundzwanzigsten Lebensjahr hinausschieben[139]. Aber dann war Schluss; dann mussten sie ran. Nun, von dieser Möglichkeit hat kaum mal einer Gebrauch gemacht. Die meisten waren zwischen zweiundzwanzig und fünfundzwanzig Jahre alt. Nur die, die nicht das Abitur gemacht hatten, sondern mit dem Einjährigenzeugnis abgingen, die sind meistens schon mit achtzehn Jahren als Freiwillige eingetreten und waren dann mit neunzehn schon fertig und sind meistens dann erst in eine Lehre gegangen.

Ich muss sagen, mit unseren Einjährigen haben wir eigentlich in beiden Jahren Glück gehabt. Es waren durchweg nette Leute, gute Kameraden, gute und schlechte Soldaten wie wir auch. Einige waren dabei, an die hat man überhaupt nichts hinangebracht. Andere waren wieder prima Soldaten – wie es halt so geht. Sie waren kaum ein Vierteljahr bei uns, da waren sie schon Gefreiter, nach einem halben Jahr Unteroffizier, und nach dem Jahr wurden sie dann entlassen als Vizefeldwebel und Offiziersanwärter. Sie mussten im kommenden Jahr dann wieder eine Übung machen, etwa vier Wochen, und wurden schon Reserveleutnants[140]. Aber wie es halt damals war, wir waren in Deutschland ein Ständestaat. Diese Reserveoffiziere wurden natürlich von den Berufsoffizieren nie für voll genommen, immer etwas über die Achsel angesehen. Und von uns Soldaten wurden sie eben „Reservebockler“ genannt. Aber 1914, da war man natürlich froh an ihnen, denn wo sollte man damals die vielen Offiziere hernehmen, die man brauchte. Äußerlich waren diese Offiziere erkenntlich an ihrer Kokarde an der Mütze, und zwar ist diese Kokarde bekanntlich

139 Nur in Ausnahmefällen; die reguläre Grenze war das 23. Lebensjahr: Ebenda, S. 86.
140 Nicht korrekt; die Entlassung nach einem Jahr erfolgte als Unteroffizier. Danach waren zwei Übungen von je acht Wochen zu absolvieren. Nach der ersten Übung erfolgte die Beförderung zum Vizefeldwebel, erst nach der zweiten die zum Reserveleutnant: Ebenda, S. 88.

ein rundes Abzeichen von etwa zwei Zentimeter Durchmesser, damals in schwarz-weiß-rot. Und in diesem Rot in der Mitte, das ja nur ein paar Millimeter Durchmesser hatte, da war ein schwarzes Eisernes Kreuz drin. An diesem Zeichen konnte man den Reserveoffizier erkennen. Da war es nun immer interessant zu beobachten, wenn sich so ein Reserveoffizier auf der Straße mit einem aktiven begegnete. Schon am Grüßen merkte man, wer von den beiden der aktive war und wer der Reservist. Der Reservist, der grüßte ziemlich stramm, wie er es gelernt hatte, der Aktive immer etwas von oben herab.

So, noch mal etwas, aber nicht von den Einjährigen diesmal, sondern von uns gewöhnlichen Infanteristen. Es war 1912 oder 1913, auch das weiß ich nicht mehr hundertprozentig genau, da war in Leipzig das Deutsche Turnfest[141]. Zu diesem Turnfest waren auch Angehörige der Wehrmacht[142] zugelassen. Und wir hatten in unserer Kompanie einen ausgezeichneten Turner. Es war der Gefreite Eugen Rieber aus Ebingen. Dieser Rieber nun bekam extra Urlaub, um zum Turnfest nach Leipzig zu fahren. Nun, das Turnfest war vorbei, und was glaubt Ihr, was unser Kamerad Rieber dort erreicht hat? Er wurde deutscher Turnfestsieger dieses Turnfestes! Zwar nicht der erste, denn der erste war ein Österreicher. Die Österreicher durften damals auch mitmachen beim Deutschen Turnfest. Aber der erste deutsche, also der beste deutsche Turner. Nun stelle man sich die Begeisterung vor, die bei uns geherrscht hat, als wir das hörten. Nach Beendigung des Festes kam unser Eugen zurück, und was glaubt Ihr, wie der empfangen worden ist! Auf dem Hauptbahnhof in Stuttgart ist er und noch andere Kameraden, auch aus Stuttgarter Regimentern, es war so etwa ein Bäckerdutzend[143] gewesen – sind von der Regimentsmusik empfangen worden und unter Musikbegleitung in die Kaserne gekommen. Natürlich wurden sie dann von den Vorgesetzten – Bataillonskommandeur, Regimentskommandeur – vor versammelter Mannschaft hoch geehrt. Unser Eugen bekam vom Regiment ein schönes Bild; wahrscheinlich hat er es heute noch in seiner Stube hängen. Und zwar

141 Es war das 12. Deutsche Turnfest im Juli 1913.
142 Hier versehentlich verwendete, erst 1935 eingeführte Bezeichnung für die deutschen Streitkräfte.
143 Dreizehn Personen.

war es eine Reproduktion eines Gemäldes vom Übergang Blüchers bei Kaub in der Nacht. In der Silvesternacht 1814 war es, glaube ich, ja[144].

**Das Hoftheater**

Etwas anderes Nettes muss ich Euch auch noch erzählen. Wie überall in der Welt, wenn irgendwo Leute gebraucht werden für etwas, was die anderen nicht gerne machen wollen, wen holt man dann? Wenigstens war es damals so: die Soldaten. Und so war es auch bei uns. Wenn das Theater, das damalige Königliche Hoftheater, Statisten gebraucht hat, wen hat man geholt: die Soldaten. Nun, da ist unser Spieß abends beim Appell – hat er verlesen: „Ich brauche so und so viele Soldaten als Statisten. Wer meldet sich?“ Nun, in der Regel haben sich gleich ein paar gemeldet, denn es sind immer solche gewesen, die den kleinen Nebenverdienst, den es da gegeben hat – man hat für einen Abend, ich glaube, eine Mark oder so etwas gekriegt, haben schon brauchen können. Und die hat man dann genommen. Und die haben müssen zwei bis drei Mal ins Theater, denn die haben bei den Proben natürlich auch dabei sein müssen und am Aufführungstag selbst natürlich erst recht. Nun, mich hat das Ding arg gepfupfert[145], auch einmal da mitzumachen, und in einem günstigen Moment habe ich einmal zum Spieß gesagt – und der Feldwebel Schuon, der hat mich sehr gut leiden können, muss ich sagen; über den muss ich noch besonders sprechen. Also zum Feldwebel Schuon habe ich gesagt: „Herr Feldwebel, ich tät’ so gern auch einmal mitmachen bei diesen Statisten im Theater. Ließe sich das nicht machen?“ „ Ha ja“, sagt er, „das nächste Mal meldest Dich halt, und wenn ich’s vergesse, dann trittst selber vor.“ Und so habe ich es gemacht. Es hat keine vierzehn Tage gedauert, sind wieder Leute angefordert worden, und diesmal bin ich dabei gewesen. Also wir sind mittags[146], vielleicht um zwei oder drei herum etwa – wieviel sind wir gewesen, fünf bis sechs Mann so etwas; sind dann später von anderen Kompanien auch (wohl: weitere, G.P.) dazu gekommen. Also man hat schon eine nette Anzahl gebraucht – sind wir hinunter marschiert ins damalige

144 Der preußische Generalfeldmarschall Fürst Blücher war der wohl populärste Heerführer der Befreiungskriege. In der Neujahrsnacht 1813/14 überschritt er mit seinen Truppen bei Kaub den Rhein, die damalige Grenze Frankreichs.

145 Gereizt, interessiert.
146 Hier: nachmittags.

Interimstheater, denn das alte Hoftheater war ja bekanntlich 1902 abgebrannt, und bis zum Bau des neuen hat der König damals ein sogenanntes Interimstheater in kleinerem Umfang bauen lassen[147]. Also in diesem Interimstheater wurde damals gespielt, und dort wurden wir dann eingewiesen. In der Hauptsache waren wir zunächst hinter den Kulissen tätig, und zwar mussten wir damals in einem Drama – ich glaube, es hieß „Julius Cäsar" von Shakespeare, soviel ich weiß, mussten wir die nicht sichtbare Volksmenge demonstrieren, und zwar das Gemurmel dieser Volksmenge. Das ist so vor sich gegangen: Da hat jeder ein Stück Zeitung in die Hand gekriegt, dann hat es geheißen: „So, da liest jetzt jeder herunter, was auf der Zeitung steht. Ob das dann Reklame ist oder Traueranzeigen oder Geburten oder politische Artikel – jeder liest, was er vor sich hat. Und zwar je nach dem Lichtzeichen, das Ihr da drüben seht, leiser oder lauter." Und jetzt stellt Euch einmal vor, wenn so ein Dutzend Kerle jeder etwas anderes liest, was das für ein Volksgemurmel gibt. Nach dem Lichtzeichen hat man einmal leiser gelesen, einmal lauter und schließlich ganz laut, und dann war es aus. Das hat man also x Mal probieren müssen, und dann kam der zweite Teil unseres Auftritts. Da mussten wir unsere Uniform wechseln, und zwar sind wir da als römische Legionäre eingekleidet worden. Unten so trikotfarbige Dinger über die Füße[148], über unsere nackten Füße, und oben ein Brustpanzer und ein Helm mit so einem Mords Busch drauf und an der Seite ein Mords Schwert. Und so sind wir halt hinter der Bühne aufgestellt worden. Und dann mussten wir auf ein Stichwort hin auf die Bühne rennen und unsere Schwerter ziehen und vor den Cäsar hin und rufen: „Heil Cäsar!" Und dann ist der Vorhang gefallen, und unser Auftritt war aus. Für mich war natürlich vor allem interessant, diesen Betrieb einmal von innen zu sehen, nicht als Zuschauer von außen. Und die Mark habe ich natürlich auch eingeschoben, wo wir da gekriegt haben.

Wir sind nach der Aufführung damals ziemlich spät in die Kaserne zurückgekommen. Es hätte beinahe eine Sauerei gegeben, und zwar deswegen, weil die einen haben noch einkehren wollen. Die haben möglichst gleich die Mark auf den Kopf stellen

147 Das Interimstheater befand sich auf dem Areal des heutigen Landtagsgebäudes.
148 (Auch) Beine.

wollen. Und zudem hat es, wie wir herausgekommen sind aus dem Theater, geschüttet, was hat herunter können. Also das war furchtbar. Wir zwei, drei Mann von unserer Kompanie, wir sind immer wieder gesprungen an den Häusern entlang die Eberhardstraße hinauf. Und dort an der Eberhardstraße, Steinstraße am Eck ist ein Wirtschäftle gewesen, das steht heute auch nicht mehr, dort sind wir hinein und haben uns eine Weile untergestellt und haben ein Glas Bier getrunken. Es können auch zwei gewesen sein; also jedenfalls sind wir immerhin eine Stunde dort drin gehockt, bis es ein bisschen nachgelassen hat mit dem Regen. Und dann sind wir voll hinauf in die Kaserne. Da ist es aber dann beinahe eins gewesen, bis wir gekommen sind, und vielleicht um elf, viertelzwölf[149] – das haben ja die gewusst in der Kaserne, wie lange das dauert im Theater, ist das aus gewesen. „Ha“, hat es geheißen, „wo kommt Ihr her?“ – schon an der Wache. „Ja“, haben wir gesagt, „ da hat’s so unheimlich geregnet. Also wir haben nicht mehr weiter können; wir wären ja patschnass geworden. Dann sind wir halt untergestanden eine Weile. Und dann, wo es dann nachgelassen hat, dann sind wir halt weiter, und jetzt sind wir da.“ Nun, es ist dann weiter nichts darauf gekommen. Es ist noch mal gut vorbeigegangen. Der Spieß hat zwar ein bisschen das Gesicht verzogen, aber ich bin dabei gewesen; dann ist sowieso nichts geschehen.

Und wieder einmal haben wir ins Theater dürfen, aber diesmal ganz anders. Und zwar ins neue; das war noch nicht eröffnet, aber fertig ist es gewesen[150]. Und dann wollte die Leitung des Theaters einmal ausprobieren, wie die Akustik beschaffen ist, wenn das Haus gesteckt voll ist. Nun, was lag näher, das Haus zu füllen – man hat halt Soldaten geholt. Und zu diesem Zweck hat unser ganzes Regiment damals ins Theater müssen. Mittags um zwei oder drei herum ist man angetreten, und zwar im Ausgehanzug, so wie man sonntags in die Stadt ist. Wir haben keine Ahnung gehabt, was los ist, haben uns gar nicht denken können, was die auch mit uns vorhaben wollen in unserem Sonntagshäs[151]. Nun, man ist marschiert, marschiert, und schließlich sind wir vor dem neuen Theater gestanden. Und dann hat es geheißen:

149 Süddeutsche Zeitzählung: 23.15 Uhr.
150 Das neue Hoftheater wurde am 14.09.1912 feierlich eröffnet. Bericht darüber in: Chronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart 1912. Stuttgart 1915. S. 104-108.
151 Sonntagsgewand.

„So, jetzt rein. Jeder sitzt hin, wo es Platz hat!“ Und wir sind hinein, haben uns verplatzt, und es sind immer mehr und immer mehr und immer mehr Soldaten hereingekommen von allen möglichen Regimentern. Denn der große Zuschauerraum hat immerhin, soviel ich weiß, so zwölfhundert Leute gefasst[152]. Also schließlich ist es halt voll gewesen, und es hat niemand mehr rein dürfen. Die Türen sind abgeschlossen worden, und dann ist es losgegangen. Dann ist zunächst einmal ein Akt aus einer Oper gespielt worden; welche, das weiß ich heute nicht mehr. Gut, das war herum, dann kam ein Akt aus einem Schauspiel. Das hat auch noch eine halbe Stunde, dreiviertel Stunde gedauert, und dann ist die ganze Geschichte vorbei gewesen. Die haben festgestellt, wie die Akustik ist, und wir haben können wieder heimgehen. So, wie wir gekommen sind, sind wir auch wieder heim marschiert.

Nun, meine Dienstzeit, die nähert sich also jetzt ihrem Ende. Und zwar im September 1913 sind wir entlassen worden[153], nachdem wir vorher noch im Manöver waren, und vor dem Manöver sind wir noch zum Scharfschießen in Münsingen gewesen[154] und sind dann von Münsingen aus direkt ins Manövergelände gefahren. Das war damals so in der Gegend von Nördlingen; wir sind beinahe ins Bayerische hinüber gekommen. Dort droben sind wir umeinander gehüpft. Aber bevor wir nach Münsingen sind, ha je, da ist mir noch etwas passiert. Liebe Leute, da habe ich drei Tage Arrest gekriegt. Und wie? Das muss ich Euch genau erzählen. Das Ding war so: Zu der Zeit habe ich mir schon Gedanken darüber gemacht, was ich tue, wenn ich entlassen bin, wie ich zu einer Stellung komme wieder. Nun, an einem schönen Sonntag habe ich einmal eingegeben gehabt: Urlaub nach Heilbronn. Nun, der Urlaub ist genehmigt worden, und ich bin sonntags abgehauen mit meinem Urlaubsschein in der Tasche und bin zunächst einmal schnurstracks heim in meine Poststraße zu meinen Leuten, habe dort zu Mittag gegessen, bevor ich nach Heilbronn habe fahren wollen. Zu dem ist es aber nicht gekommen. Denn mein Vater sagt: „Du, guck’ einmal da in die Zeitung hinein. Da kommen heute ein paar Sachen

152 Das „Große Haus“ des Hoftheaters hatte 1 450 Sitzplätze: Chronik der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart 1912. Stuttgart 1915. S. 104 f.
153 Dienstentlassung am 26.09.1913: Militärpass Wilhelm Hampp, S. 2.
154 Auf dem dortigen Truppenübungsplatz.

drin, die täten für Dich gut passen. Ich meine, es sei gescheiter, Du tätest dableiben und tätest Offertbriefe[155] schreiben, anstatt nach Heilbronn zu fahren. Was meinst Du?“ „Ja“, sage ich, „freilich; es wird endlich Zeit, dass ich etwas kriege.“ Und bin hingehockt und habe auf zwei Anzeigen meine Offertbriefe geschrieben. Und das hat nicht den ganzen Mittag gedauert, denn so um fünf, sechs herum bin ich fertig gewesen. „Nun“, sagt mein Vater, „gehen wir halt noch ein bisschen fort.“ Sind ein bisschen spazieren gegangen, und abends gehe ich in die Kaserne mit meinem Urlaubsschein im Sack, nichts ahnend, was am anderen Morgen auf mich hereinbrechen wird.

**„Im Bau“**

Am anderen Morgen, die Kompanie angetreten – wir haben inzwischen im zweiten Jahr einen anderen Hauptmann gehabt, nicht mehr den Freiherrn von Hügel, von dem ich schon erzählt habe, der jeden Tag x von unseren Kameraden Arrest versprochen hat. Aber hineingetan hat er nie einen; nicht ein einziger ist hineingekommen. Dagegen der andere, den wir jetzt gehabt haben im zweiten Jahr, das war der Freiherr von Neurath. Es war ein Bruder des im Dritten Reich bekannten Außenministers Neurath[156]. Dieser Freiherr von Neurath war Adjutant beim König und ist dann wieder zurückversetzt worden zur Truppe. Warum, weiß ich nicht; ist uns auch egal gewesen. Der kam zu uns, und das war ein gemeiner Kerl. Der hat nicht soviel geschrieen und getobt und getan, aber jeden wegen jeder Kleinigkeit in Arrest geschickt. Nun, also am anderen Tag ist man angetreten, die ganze Kompanie. Der Hauptmann ist gekommen; der Feldwebel stand vor der Kompanie, und der Kompanieschreiber stand beim Feldwebel. Und der Kompanieschreiber guckt mich auf einmal an und hebt dann die Hand mit gespreizten Fingern vors Gesicht. Ha, habe ich gedacht, was macht denn der für Grimassen da. Erst nachher ist mir gekommen, was das bedeuten soll. Das hat soviel geheißen: Du kommst ins Kittchen. Also der Hauptmann ist gekommen; der Feldwebel hat ihm gemeldet, und dann kam vom Hauptmann das Kommando: „Der Gefreite Hampp[157] vortreten!“ Ich

155 Bewerbungsbriefe.
156 Konstantin Freiherr von Neurath (1873 – 1956), Reichsaußenminister von 1932 bis 1938.
157 Die Beförderung zum Gefreiten war am 30.11.1912 erfolgt: Militärpass Wilhelm Hampp, S. 2.

bin vorgetreten – so: „Wohin habe ich Sie gestern beurlaubt?“ Sage ich: „Nach Heilbronn, Herr Hauptmann.“ „So, und wo sind Sie gewesen?“ „In Stuttgart, Herr Hauptmann.“ „So, also, ich bestrafe Sie wegen Belügen eines Vorgesetzten mit drei Tagen Mittelarrest[158]!“ Nun, da habe ich es gehabt. Jetzt habe ich gewusst, was das bedeutet hat, wo der Schreiber da mir angezeigt hat. Ich habe natürlich nicht sagen dürfen, warum dass ich nicht nach Heilbronn gefahren bin, denn er hat mich ja nicht danach gefragt. Und wie es damals beim Kommiss war: Ungefragt durfte man ja nichts sagen. Ich hätte die Möglichkeit gehabt, mich über die Sache zu beschweren. Aber erstens musste man da mindestens vierundzwanzig Stunden darüber hingehen lassen, und zweitens: Beschwere dich einmal beim Teufel seiner Großmutter über den Teufel!

(…) Der Unteroffizier hat mich hinum geführt ins Arresthaus. Dort bin ich hinein, nun wie sagt man denn, in die Zelle. Na ja, die Zelle, da war nichts darin als ein Hocker und ein Tischlein und eine ganz glatte Holzpritsche, sonst nichts. Also auf der Holzpritsche, da liegt keine Matratze drauf und nichts, bloß eine Holzpritsche. Und da ist ein Krug Wasser gestanden; den Laib Brot habe ich unterm Arm gehabt. Und da bin ich hineingehockt, und der Arrestvorsteher hat außen zugeschlossen. Nun, da bist du gehockt. Ha, hinausgucken hast du nicht können. Das Fensterchen ist so hoch gewesen, dass du hast nicht können hinausgucken. Was sollst du tun? Dann bin ich halt auf dieser Pritsche gehockt und habe vor mich hingetrielt[159]. Zu essen hast du nichts gekriegt als das Wasser, das da gestanden ist, und deinen Laib Brot, den du mitgebracht hast. Also, ich kann Euch sagen: Die drei Tage, die sind mir vorgekommen wie eine Ewigkeit. Schon nach dem ersten Tag habe ich können nicht mehr hocken und nicht mehr liegen, denn den ganzen Tag auf dieser Holzpritsche liegen, da tun einem nach ein paar Stunden sämtliche Knochen weh. Also ich glaube, in der dritten Nacht bin ich überhaupt nicht mehr hingelegen, bloß noch darin herumgelaufen[160]. Und dann sind die drei Tage herum gewesen. Dann ist der Unteroffizier wieder gekommen und hat mich geholt. Aber jetzt kommt noch das

158 Mittelschwere Form der für Mannschaften und Unteroffiziere vorgesehenen Arreststrafen: Hein, …: Das kleine Buch vom Deutschen Heere. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur Belehrung über die deutsche Kriegsmacht. Kiel und Leipzig 1901. S. 291-296.
159 Hier: hingestarrt, hingedämmert.
160 Herumgegangen.

Schönste: Wie ich hinüber komme in meine Stube in der Kaserne, hat mich fast der Schlag getroffen. Ich komme hinein, gucke den Tisch an, und was glaubt Ihr, was auf dem Tisch stand? Der Tisch war voll mit lauter Fressalien, Bierflaschen, Weinflaschen, was weiß ich alles, also zum Brechen voll war der Tisch mit lauter Zeug. Und in der Mitte drin ein kleines Beugle[161] mit lauter Markstückchen. Und das war der Empfang für mich von meinen Kameraden. Denn jeder einzelne in der Kompanie hat gesagt: Der Mann hat das nicht verdient, dass er in Arrest gekommen ist. Denen habe ich es ja erzählt, wie es in Wirklichkeit war. Und deswegen haben die das getan und haben das für mich gesammelt und auf dem Tisch aufgebaut. Kurz vorher, bevor ich gekommen bin, ist auch noch der Feldwebel gekommen, unser Schuon, und hat das Ding angeguckt und hat sich auch noch jesusmäßig gefreut. Wie ich dann da war, ist er auch zu mir gekommen und hat zu mir gesagt: „Weißt Du, Hampp, ich habe getan, was ich habe können, um den Alten abzubringen davon. Aber es ist mir einfach nicht gelungen.“ Sage ich: „Ja, Herr Feldwebel, das macht nichts. Die drei Tage sind auch herumgegangen.“

Nun, wie ich dann entlassen worden bin, dann kriegt man ja ein Zeugnis über Führung usw. Dann hat mir dieser Hauptmann scheinheilig dieses Führungszeugnis in die Hand gedrückt und hat gemeint: „ Na, wenn ich Sie habe auch drei Tage verurteilen müssen (sic), ich habe Ihnen trotzdem für Führung ‚Gut’ gegeben. Der Fall ist vergessen.“ Na, habe ich gedacht. Aber das Schönste kommt noch. Gleich am anderen Tag, wo ich vom Arrest zurückgekommen bin, ist man abmarschiert nach Münsingen. Ich mit meinen kaputten Knochen habe mich müssen da hinauf schleifen auf den Truppenübungsplatz. Das war der größte Schlauch, den ich beim Kommiss durchmachen habe müssen. Das war noch zehnmal mehr als die drei Tage Arrest, bis ich da oben gewesen bin. Und dann ist man von Münsingen aus, wie ich schon gesagt habe, direkt ins Manöver. Das ist dieses Mal nicht ausgefallen wegen Regen wie im Jahr vorher. Und am Schluss des Manövers – das hat hauptsächlich auch wieder aus Marsch und Marsch und wieder Marsch bestanden und drunterhinein kleine Gefechtchen. Das war alles: hauptsächlich Marsch und am Schluss eine Parade. Also, und am Schluss ist es heim gegangen, und am Tag

161 Diminutiv von Beuge = kleiner Stapel.

darauf hat es geheißen „Reserve hat Ruh“, und wir sind entlassen worden. Das war natürlich unser schönster Tag, nach so langer Zeit. Natürlich sind wir mit unseren neuen Zivilanzüglein, die wir gehabt haben, denn die alten haben ja nicht mehr recht gepasst nach zwei Jahren, nicht gleich direkt heim, sondern da haben wir zuerst müssen feiern. Wir sind also in der Rotebühlstraße ein Stückchen hinauf. Oberhalb der Kaserne, auf der anderen Seite, da war ein schönes großes Restaurant; der „Sonnenhof“ hat es geheißen. Dort haben wir uns zuerst einmal gütlich getan, haben gegessen und getrunken, und dann haben wir unsere Strohhüte aufgehabt, aufgesetzt wieder, haben unsere Reservestöckchen unter den Arm geklemmt, und dann ist es losgegangen: einmal durch die Stadt durch, ein bisschen gejohlt und dummes Zeug gemacht usw. Da hat natürlich sich niemand daran aufgehalten. Das war so üblich; das waren die Leute schon gewohnt. Dann ist es wieder irgend in ein Wirtshaus gegangen, und so ist es allmählich Abend geworden. Dann ist man schließlich auch einmal heimgegangen – daheim mit großem Hallo empfangen natürlich.

**Verpflegung: miserabel**

(…) Bevor wir weitermachen, muss ich doch noch etwas erzählen. Nämlich über die Verpflegung und die Unterkunft beim deutschen Kommiss von damals. Also die Verpflegung, da kann ich bloß sagen: Die war unter aller Kritik. Das Einzige, was es genug gegeben hat, das war das Brot. Da hat es entweder alle drei Tage zwei Laibe gegeben oder alle vier Tage drei Laibe. Das weiß ich nicht mehr ganz genau. Ich glaube, es waren alle drei Tage zwei Laibe, also auf alle Fälle genügend. Aber das Andere – Frühstück, Mittagessen, Nachtessen! Zum Frühstück hat es halt gegeben einen leeren Kaffee oder Tee oder Kakao, alles neunundneunzig Prozent Wasser. Heute haben ja die Soldaten, so wie ich kürzlich einmal gelesen habe, viertausend Kalorien pro Tag zu beanspruchen. Wir haben nicht einmal zweitausend gehabt; meiner Schätzung nach sind es höchstens fünfzehnhundert gewesen. Das Nachtessen, das war auch wieder das gleiche wie das Frühstück, also entweder Kaffee oder Tee oder Kakao. Ab und zu hat es auch mal einen Käse gegeben oder mal ein Stückchen Wurst. Da fällt mir übrigens auch wieder ein nettes Geschichtchen

ein: (Es geht um den Wunsch eines Soldaten, Kaffee nachzufassen, G.P.)[162] „Da hätte ich gerne noch mehr. Meinst Du, ich könnte noch nachfassen, drunten in der Küche?“ Sagt er: „Ha, gehst einmal hinunter und fragst. Aber das ist doch heute kein Kaffee gewesen, das war doch Kakao.“ „Ha no“, hat er gesagt, „das ist egal. Dann fasst man halt Kakao nach.“ Und ist ab und in die Küche zum Küchenbullen und hat dort sein Sprüchlein hergesagt. „Ha“, sagt der, „Du willst Kakao? Ha, heute gibt’s doch keinen Kakao, heute haben wir doch Tee!“ Dies zur Illustration dieser Getränke. Vom Mittagessen kann man auch nicht behaupten, dass das genügend gewesen wäre und auch abwechslungsreich – nein. Es hat nichts gegeben als Erbsen oder Reis, vielleicht einmal eine rote Wurst mit Salat, kein Gemüse. Sonntags einmal, wenn es gut gegangen ist, ein Stückchen Fleisch. Soll Braten gewesen sein, so ein Stückchen mit fünfzig Gramm etwa und dazu Kartoffelsalat. Vorher laut Speisezettel, der jeden Tag angeschlagen war, eine Königinsuppe. Ha, von einer Königin aber war in der Suppe nichts zu finden: also auch eine Wassersuppe. Dagegen hat es einmal, an einem Freitag war es, Dampfnudeln mit Mischobst gegeben. Da haben wir uns arg gefreut drauf, aber die Enttäuschung war groß. Von wegen Dampfnudeln! Eine einzige haben wir gekriegt, aber nicht so, wie es die Mutter gemacht hat, so aufgezogene, sondern vom Bäcker gebackene[163]. Und das Mischobst, das haben wir gleich wieder ausgeschüttet, und zwar deswegen, weil auf dem gekochten Mischobst oben hunderte von kleinen Würmchen geschwommen sind. Stellt Euch einmal das vor! Uns ist bald[164] wieder alles raufgekommen, was wir gegessen gehabt haben. Da haben es wenigstens unsere Kameraden besser gehabt, die vom Land gewesen sind. Die haben sich halt von daheim immer Fresspaketchen schicken lassen und haben auch reichlich gekriegt. Die anderen, die haben sich eben müssen etwas zukaufen. Sonst wäre man nicht zurecht gekommen. Man hat auch von dem Brot immer übrig gehabt, und das übrige, das hat man verkauft. Da sind immer die Leute gekommen an die Kaserne von der Stadt, die gerne Kommissbrot gegessen hätten und haben uns das übrige Brot abgekauft. Für einen Laib hat man, ich glaube

162 Sinngemäße Ergänzung einer in der Tonbandaufnahme fehlenden bzw. akustisch unverständlichen Stelle.
163 Aufgezogene Dampfnudeln sind in Milch gar gekochte Hefeteigstücke, gebackene jedoch ein normales Hefeteiggebäck.
164 Hier: fast.

zwanzig oder fünfundzwanzig Pfennig gekriegt. Und für das Geld haben wir uns dann für das Frühstück Wecken[165], ab und zu auch mal eine Schneckennudel gekauft. Etwas Primas, das war unsere Milchfrau. Jeden Tag, wenn man am Vormittag mit dem Exerzieren fertig war, da stand unsere Milchfrau schon da im Revier, und die hat kalte und warme Milch gehabt. Das haben wir jeden Tag getrunken; einen Schoppen[166] oder einen Liter, wie es uns gerade geschmeckt hat.

Übrigens habe ich jeden Monat einmal einen Nachmittag lang auf der Intendantur[167] aushelfen müssen, weil die nicht mehr fertig geworden sind mit dem Geschäft. Und zwar habe ich da ein interessantes Geschäft gehabt. Ich habe nämlich müssen die Verpflegung ausrechnen und habe da festgestellt, dass pro Mann und Tag ein Verpflegungssatz von fünfunddreißig Pfennig – habt Ihr gehört, fünfunddreißig Pfennig pro Mann und Tag festgesetzt war! Nun, bei der Kocherei, da habe ich feststellen müssen, was alles ausgegeben worden ist für die verschiedenen Nahrungsmittel. Da habe ich die Belege usw. gekriegt; das habe ich alles müssen in ein Buch eintragen, und dann hat man am Schluss da zusammengezählt, was ausgegeben worden ist an jedem Tag. Und diese Tagesausgabe hat man dann dividiert mit (sic) der Anzahl der verpflegten Soldaten, und dann hat es sich gezeigt, ob man mit fünfunddreißig Pfennig ausgekommen ist oder ob man einen Überschuss gehabt hat oder ob man zuviel ausgegeben hat. Hat man zuviel ausgegeben, dann ist das wieder an anderen Tagen eingespart worden. Hat man zuwenig ausgegeben, nun, dann haben sie mal ein bisschen etwas dazugetan. Aber wie gesagt, dieser Betrag war einfach zu wenig. Wenn ich meinen Vater nicht gehabt hätte, der mir einen manchen Taler zugesteckt hat, da wäre mir es auch übel ergangen. (…) Und im zweiten Jahr, das habe ich ja schon erzählt, da bin ich oft zum Mittagessen heim, wo ich habe hinauskönnen aus der Kaserne, und zum Nachtessen manchmal auch. Da ist mir es also noch prima gegangen.

Die Unterbringung in der Kaserne, die war ziemlich primitiv. Wie ich ja schon erwähnt habe, waren wir in einer Stube, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Quadratmeter groß, zwölf Mann untergebracht (sic), mit sechs Doppelbetten und noch ein bisschen

165 Brötchen.
166 Halber Liter.
167 Für Verwaltung, Rechnungswesen usw. zuständige Stelle beim Divisionskommando.

anderes Zeug, ein Tisch und Hocker usw., nicht. Und da ist man also aufeinander gehockt wie die Filzläuse. Die Disziplin innerhalb der Kaserne, die war außerordentlich streng. Jeder Unteroffizier musste x Mal gegrüßt werden. Wenn man ihn zehn Mal am Tag gesehen hat und ist an ihm vorbei, hat man halt jedes Mal grüßen müssen. Ist der Unteroffizier irgendwo gestanden und man hat selber vorbei müssen, dann hat man müssen fragen: „Gestatten Herr Unteroffizier, dass ich vorbeigehe?“ Oder ist man in ein Zimmer hinein von einem Unteroffizier, dann hat man vorher fragen müssen: „Gestatten der Herr Unteroffizier, dass ich eintrete?“ Oder ist man in eine andere Stube hinein, hat man müssen auch zuerst fragen: „Gestattet der Stubenälteste?“ usw. Ist man die Treppe hinunter und es ist einem ein Offizier begegnet, da musste man auf die Seite treten; nicht weitergehen, sondern auf die Seite treten und Front zu dem Offizier machen. Also ich kann bloß sagen, das war nichts anderes als ein Affentheater.

**Ausblick**

**Ziviles Intermezzo**

Also nach dem Militär war ich nur kurze Zeit, ich glaube, ein halbes Jahr so etwa, auch wieder in einer Zentralheizungs- und Dampfkesselfabrik, bei Wagner & Eisenmann in Obertürkheim. Da hat mir es nicht arg gefallen. Ich weiß nicht, mit dem Chef dort bin ich nicht recht ausgekommen. Dann habe ich mich halt wieder hingesetzt und habe mal einen Bewerbungsbrief geschrieben an die Firma Robert Bosch in Stuttgart. Da habe ich auch gleich Antwort gekriegt, ich solle mich vorstellen. Ich bin dort hingegangen und bin engagiert worden. Ich bin dort eingetreten, ich glaube, es war der erste oder fünfzehnte April so etwa, 1914, und bin da in der Militärstraße[168] im Hauptbau, so im dritten, vierten Stock oben, einer Abteilung, Auftragsabteilung hat sie geheißen, vom Lichtmaschinenbau zugeteilt worden. Am Anfang hat mir es gar nicht gefallen. Denn das Geschäft, was ich dort habe machen müssen, das hätte gerade so gut jeder ungelernte Arbeiter tun können.

168 Heute (in diesem Teil) Schlossstraße; der Firmensitz befand sich nahe des heutigen Berliner Platzes.

Ich habe einen ganz großen Stoß – da ist mir es gegangen wie seinerzeit beim Antritt meiner Lehre – einen ganz großen Stoß unerledigte Arbeitskarten vom Betrieb hingelegt gekriegt. Und die habe ich müssen nachtragen, was da versäumt worden ist in Wochen, wo die anderen nicht dazu gekommen sind. Das war eine geisttötende Arbeit. Ich wäre am liebsten nach den ersten paar Tagen wieder davon gelaufen. Aber ich habe gedacht, ja lieber Gott, es wird auch einmal anders kommen, und es ist dann im Lauf der Zeit auch anders gekommen. Ich bin also durch diese Sache mal mit der Nase drauf gestoßen worden, dass man überall halt vorne anfangen muss. Die Zeit dort bei Bosch hat allerdings schon nach einem Vierteljahr einen vorläufigen Abschluss gefunden, denn es war inzwischen Juli/August 1914 und der Krieg brach aus. Ich musste mich am dritten Mobilmachungstag[169] melden, wurde eingezogen und es kam die Kriegszeit (…).

[An anderer Stelle Ergänzendes zu diesem Zeitabschnitt, G.P.:]
(…) Die Zeit von meiner Entlassung beim Militär bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, das waren rund neun Monate. In diesen neun Monaten bin ich eben ins Geschäft gegangen. Habe auch meine Stellung gewechselt, bin am 15. April 1914 in Obertürkheim bei der Firma Wagner & Eisenmann ausgetreten, und am 15. Mai 1914 konnte ich erst bei Bosch eintreten. Ich hatte also rund vier Wochen Urlaub. Nun war es schon lange mal mein Wunsch, den Bodensee zu sehen. Jetzt konnte ich es mir vielleicht erlauben. Ich hatte mir Einiges zusammengespart, und so bin ich hergegangen, habe in der letzten Aprilwoche mein Wanderzeug zusammengepackt, mich entsprechend ausstaffiert, Rucksack auf den Buckel genommen, und bin in den Zug nach Friedrichshafen gesessen. Je näher ich dem Bodensee kam, umso aufgeregter wurde ich, denn ich hatte ja, wie gesagt, noch nie den Bodensee gesehen und war deshalb sehr gespannt. Ich kam immer näher; hinter Ravensburg sah man dann die Berge hervorschimmern, den Säntis[170], und schließlich kam ich nach Friedrichshafen und sah dort zum ersten Mal den See. Der Anblick war

169 Am 03.08.1914.
170 Mit 2 502 Metern der höchste Berg des Alpsteinmassivs in der Nordostschweiz.

überwältigend, wobei ich erwähnen muss, dass gerade diese letzte Aprilwoche wunderbares Wetter hatte, vom ersten bis zum letzten Tag.

**Erster Weltkrieg**

[Eigene Schilderungen Wilhelm Hampps zu diesem Lebensabschnitt liegen nicht vor. Er wurde gleich zu Beginn des Krieges am 04.08.1914 zum Infanterieregiment 125[171] eingezogen. Am 09.11.1914 erlitt er bei Mesen in Westflandern durch Granatsplitter Verletzungen am linken Oberarm und an der rechten Hand[172]. Wohl deshalb erhielt er am 19.11.1914 das Eiserne Kreuz II. Klasse[173]. Nach langem Lazarettaufenthalt wurde er am 06.10.1915 einer Ersatzeinheit zugeteilt und am 23.12.1915 in die Heimat entlassen. Zum 01.06.1916 wurden ihm 60 % Erwerbsbeschränkung und eine monatliche Rente von 42 Mark zuerkannt. Am 23.09.1916 heiratete Hampp. Erwerbsbeschränkung und Rente wurden zum 01.08.1917 auf 40 % bzw. 33 Mark herabgesetzt. Endgültig aus dem Heeresdienst entlassen wurde Hampp allerdings erst am 03.09.1919[174]. Ob er schon vor diesem Zeitpunkt seine Berufstätigkeit wieder aufgenommen hatte, ist nicht bekannt. G.P.]

**Weiteres Berufsleben**

(…) Nach dem Krieg bzw. nach meiner Verwundung und der Wiederherstellung meiner Gesundheit bin ich wieder zurück zu Bosch und habe dort eine wirklich mich befriedigende Tätigkeit im Betriebsbüro in der Betriebsführung gefunden. Meine Hauptaufgabe dort war Statistik. Ich habe schließlich eine Gruppe von acht oder zehn Angestellten geleitet, bin später noch stellvertretender Abteilungsleiter geworden. Bis mich mal wieder der Haber gestochen hat, und zwar wurde mir von einem Feuerbacher Fabrikanten, den ich irgendwie kennen gelernt hatte, ein Floh ins Ohr gesetzt, ich solle doch bei Bosch weg und solle zu ihm kommen. Ich könne bei ihm gleich Prokurist werden. Nun, ich habe bei Bosch gekündigt, bin weg und bei

171 (7. Württembergisches) Infanterieregiment 125 Kaiser Friedrich, König von Preußen.
172 Militärpass Wilhelm Hampp, S. 8 f.
173 Besitz-Zeugnis des Generalkommandos des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps vom 16.03.1916.
174 Militärpass Wilhelm Hampp, S. 8-11 und S. 16 f. Das Datum der Eheschließung ergibt sich aus der Bemerkung in der Vorrede, dass am 23.09.1966 Goldene Hochzeit gewesen sei.

diesem Feuerbacher Betrieb, er hieß damals Vester & Müller, eingetreten. Es war eine kleinere Metallwarenfabrik, vielleicht mit vierzig, fünfzig Arbeitern. Der Chef, der technische Chef, war der Herr Vester, der kaufmännische Chef ein Herr Müller. Und dieser Herr Müller hat sich als derart unangenehmer Mensch entpuppt, dass ich dort nach einem halben Jahr wieder weggegangen bin. Ich konnte einfach nicht mit ihm auskommen.

Es war also wieder einmal Zeit, einen Bewerbungsbrief zu schreiben. Ich habe übrigens in meiner ganzen Laufbahn keine zehn Bewerbungsbriefe geschrieben. Es hat immer gleich geklappt, also auch jetzt wieder. Ich schrieb mal, ohne dass eine Anzeige in der Zeitung stand, nur mal versuchsweise an die Fortuna-Werke in Cannstatt. Und schon nach einigen Tagen bekam ich dort Antwort, ich solle mal vorbeikommen und mich vorstellen. Nun, das habe ich getan und bin sofort eingestellt worden. Dass ich dann bei dieser Firma volle zehn Jahre geblieben bin, habe ich damals noch nicht geahnt. Die Firma hatte zwei Hauptabteilungen: In der ersten wurden Metallbearbeitungsmaschinen, zum Beispiel Schleifmaschinen, dann Messinstrumente und dergleichen gebaut, in der zweiten Abteilung Lederbearbeitungsmaschinen. Und da vor allem die bekannte Fortuna-Schärfmaschine, und diese Maschine war mein Arbeitsfeld. Und zwar im wahrsten Sinne des Wortes, denn es fing so an: Als ich am ersten Tag ins Geschäft kam, wurde mir bedeutet: „Bringen Sie doch morgen einen Arbeitsmantel mit.“ Nun, das habe ich getan. Am anderen Tag im Arbeitsmantel erschienen; da hieß es: „So, jetzt gehen Sie mal runter ins Parterre zu unserem Meister Soundso.“ Bei dem habe ich mich gemeldet, und der führte mich in diesem sogenannten Vorführungsraum an die verschiedenen Typen der Maschinen, zeigte mir dies und jenes, erklärte sie mir, obwohl ich also so ein Ding im Leben vorher noch nie gesehen hatte, also keine Ahnung hatte, was die überhaupt für einen Zweck haben sollten. Nun, er zeigte es mir, und dann hieß es auf einmal: „So, jetzt gehen Sie mal her und bauen Sie diese Maschine ganz auseinander.“ Ich glaube, ich habe zunächst einmal ein dummes Gesicht gemacht, habe mich dann aber doch mal hingesetzt, Zangen, Schraubenzieher usw. in die Hand genommen und begonnen, die Maschine auseinander zu nehmen. Schließlich, ich glaube, so gegen Abend, bis zum

Feierabend, war es soweit: Ich hatte sie tatsächlich auseinander gemacht. Am andern Tag hieß es dann: „So, jetzt bauen Sie die Maschine wieder zusammen." Das war natürlich nicht so einfach wie das Auseinandernehmen. Ich hätte nie geglaubt, dass das so ein großer Unterschied ist. Aber unter Mithilfe des Meisters habe ich schließlich auch das fertig gebracht. Von der Geschäftsleitung wurde mir gesagt: „Wissen Sie, Sie müssen diese Abteilung betreuen, müssen die Korrespondenz mit der Kundschaft führen, müssen Probearbeiten für die Kundschaft auf diesen Maschinen, den verschiedenen Typen, machen. Und dazu müssen Sie die Maschine in- und auswendig kennen, denn Sie können ja nicht über etwas schreiben, das Sie gar nicht kennen." Das hat mir natürlich eingeleuchtet, und ich war froh, dass ich gleich so richtig rangenommen wurde.

Nach etwa einem Jahr, anderthalb Jahren hieß es mal, ich solle mal auf die Reise gehen und die Maschine zu verkaufen suchen. Nun, ich ging fort. Es war nicht weit; ich glaube, es war drüben Backnang. Nein, in Schorndorf war es. Ich besuchte dort die Lederfabrik. Eine Schuhfabrik war damals auch dort, und ich habe tatsächlich beim ersten Mal gleich eine Maschine verkaufen können. Darob große Freude im Betrieb. Und von dort an durfte ich in regelmäßigen Abständen die ganze Kundschaft in Süddeutschland besuchen. Es war natürlich nicht wie heute, dass man mit dem Wagen gefahren ist. Nein, da musste ich alles noch mit der Bahn fahren. Baden, Württemberg, Bayern habe ich abgegrast von oben bis hinunter, sämtliche Lederwarenfabriken, sämtliche Schuhfabriken besucht und tatsächlich also recht schöne Verkäufe erzielt. Obwohl ich ein gutes Gehalt hatte und auch die Spesen vergütet bekam, erhielt ich trotzdem noch von jeder verkauften Maschine eine Anerkennungsprovision von fünf Prozent. Darüber habe ich mich ganz besonders gefreut. Und was das Schönste war: an Weihnachten eine Art Tantieme. Man hat es nicht Weihnachtsgeld damals geheißen, denn man bekam es schon im Oktober, November, und da hieß es Tantieme. Das war ein ganz netter Betrag, gewöhnlich etwas das halbe Gehalt. Also wie gesagt, ich arbeitete bei der Firma zehn Jahre, und zwar von 1922 bis 1932. Und bekanntlich war in den Jahren 28/29 der Anfang einer geschäftlichen Flaute größten Ausmaßes[175]. Der Geschäftsgang ließ rapid nach.

175 Ungenau; die Wirtschaftskrise begann erst nach dem „Schwarzen Freitag", dem 25.10.1929.

Man konnte kaum noch eine Maschine verkaufen; alles half nichts. Es wurde 1930; es wurde immer schlimmer. Die ersten wurden entlassen, Arbeiter, Angestellte; 1931 ging die Sache weiter und 1932 war dann ich soweit. Ich hatte in meiner Abteilung tatsächlich nichts mehr zu tun. Es kamen keine Aufträge; niemand wollte eine Maschine kaufen. Da hieß es zunächst einmal schon 1931 – wurde da rumgedruckst und so, nicht wahr. Dann wurde ich mal in die Buchhaltung versetzt. In der Buchhaltung habe ich dann noch ein Jahr gearbeitet, bis Anfang 1932. Da bekam ich also dann an einem schönen Tag den blauen Brief und musste austreten.

Nun saß ich mal zunächst auf dem Trockenen, aber ich blieb es nicht lang. Ich streckte gleich meine Fühler aus, setzte mich mit einer Maschinenfabrik in Offenbach, der Firma Müller & Kurth, die damals auf dem Gebiet des Schärfmaschinenbaus unser Konkurrent war, ins Benehmen und versuchte, diese Firma in Süddeutschland zu vertreten. Es wurde mal gebeten, vorbeizukommen. Ich bin hingefahren; wir haben das Nötigste besprochen, und es wurde mir zugesagt, ich solle die Sache mal versuchsweise übernehmen, ohne festen Vertrag. Gut, ich habe es gemacht. Inzwischen war es dann 1933 geworden, nachdem ich also nahezu ein Jahr sozusagen arbeitslos war. Also ab 33 hat es dann so langsam wieder angefangen. Das Geschäft zog wieder etwas an; es war wieder möglich, wenn auch nicht viele, aber doch ab und zu Aufträge hereinzuholen. Und meine Tätigkeit scheint die Firma in Offenbach befriedigt zu haben, denn man gab mir etwa im Jahr 33, Anfang 34 einen Vertrag, in dem alles festgelegt war, die Höhe der Provision, der Bezirk usw., so dass ich also nun mal richtig loslegen konnte. Dass ich damals noch nicht daran gedacht habe, bei dieser Firma dreißig Jahre zu bleiben, das werdet Ihr wohl verstehen können. Aber es war mal so. Zweiunddreißig Jahre habe ich für diese Firma gearbeitet, bis zu meinem zweiundsiebzigsten Lebensjahr. Das war eine wirklich angenehme Zeit, kann man sagen, denn mit den Leuten in Offenbach war verhältnismäßig gut zu arbeiten. Und der große Vorteil war gegenüber Fortuna, dass die Offenbacher nicht nur diese eine Maschine, also die Schärfmaschine, gebaut haben, sondern noch etwa dreißig, später vierzig, beinahe fünfzig verschiedene Maschinen. Alles für die Lederwarenbearbeitung, und da sind natürlich die Verkaufsmöglichkeiten dementsprechend viel, viel günstiger.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info März 2015

Helen Ahner

# Gin mit Sinn

## Erinnerungen an das *Centro Español* in Oberndorf a. N.

### Ein besonderer Cuba Libre

> „Auf der ganzen Welt, egal wo du bist, in Amerika, in Südamerika, egal wo, ist ein Cuba Libre mit Rum! – Nur in diesem kleinen gallischen Dorf: in Oberndorf [am Neckar], gibt es Cuba Libre nur mit Gin. [...] Egal, wo ich hinkomme auf der Welt, wenn ich einen Cuba Libre bestelle, dann muss ich den zurückgehen lassen und sagen: ‚Cuba mit Gin!', und die Leute gucken dich auf der ganzen Welt, in jeder Bar, ob das auch in Berlin ist oder in Stuttgart oder in Rottweil, egal wo, wenn du sagst einen Cuba Libre mit Gin, dann gucken die dich doof an – ‚Was ist denn das?! Ein Cuba Libre mit Gin, das kann doch nicht sein!', so bin ich aufgewachsen und so hab ich das gelernt! [...] Das ist ein Alleinstellungsmerkmal, wirklich wahr! Und alle von uns, ob das der Jepp ist oder der Flip, alle meine Kumpels, der Karle, alle trinken das seit 40 Jahren. Es gibt keinen Cuba mit Rum!"[1]

Diese ungewöhnliche Cuba-Libre-Gewohnheit hat ihren Ursprung im spanischen Kulturzentrum *Centro Español* – von OberndorferInnen kurz *Centro* genannt. Anfang der 1960er Jahre von spanischen ‚Gastarbeitern' eröffnet, entwickelte sich das Centro schnell zum Zentrum der spanischen Community in der ganzen Region und in den späten 1970ern und 1980ern zu einem Mittelpunkt des Oberndorfer Nachtlebens. Bei günstigen Getränken, Tapas und gelöster Atmosphäre traf man sich dort, um zu diskutieren und zu feiern. 2009 schloss das Centro endgültig seine Türen, seine Geschichte aber wird weiter erinnert und erzählt – und auch den Cuba Libre trinkt man in Oberndorf noch heute mit Gin. Diese Arbeit beschreibt gewissermaßen einen sehr tiefen Blick ins Glas und durch die Zeit. Es geht darum, dem Getränk auf den Grund zu gehen, die flüssigen Erinnerungen ans Centro zu erkunden und

[1] Alfred. Gruppeninterview 19.07.2014. Alle Namen wurden anonymisiert.

dabei den gläsernen Boden der Zeitmaschine als Lupe für Vergangenes und Verzerrinstrument zugleich zu verstehen.

Im Kern dieser Betrachtung stehen die Erzählungen dreier OberndorferInnen von den Zeiten im Centro. Bei der Analyse der erzählten Erinnerungen treten zwei Felder der Kulturwissenschaft besonders in den Vordergrund: die Erinnerungs- und Gedächtnisforschung sowie Forschungen über Migration. Dabei ist sowohl der öffentliche als auch der wissenschaftliche Diskurs um Migration nicht unproblematisch: Mit großer Trennschärfe separieren Grenzziehungen unter dem „Paradigma kultureller Differenz“[2] Menschen – meist gemäß ihrer Nationalität, denn diese wird in einer solchen Denkweise gleichgesetzt mit der Zugehörigkeit zu einer räumlich fixierten, nach innen homogenisierenden, nach außen kontrastierenden ‚Kultur’. Jene so konstruierte kulturelle Differenz wird als konfliktreich empfunden und stellt in ihrem Konfliktreichtum die „Prämisse der Wahrnehmung und Auseinandersetzung in der Debatte über Migration in Deutschland“[3] dar.

Die erinnerten und erzählten Geschichten über das Centro könnten also von ihren ErzählerInnen aber auch von deren ZuhörerInnen durchaus dazu gebraucht[4] werden, solche gängigen Deutungsmuster vom Fremden und Eigenen, vom Dazugehören und Dazukommen, von Gleichheit und Differenz auszuloten und wirksam zu konstruieren – vielleicht sogar dazu, die Problemhaftigkeit der kulturellen Differenz zu zeichnen. In Überlegungen zur Rolle der Kulturwissenschaft innerhalb des Diskurses über Migration wird gerade die Konstruktion jener Differenzen intensiv diskutiert. Anstatt innerhalb der Strukturen solcher Kategorisierungen zu arbeiten und diese so zu reproduzieren, werden sie kritisch hinterfragt und selbst zum Forschungsgegenstand. Dabei geht es darum, „wie gesellschaftliche ‚Wirklichkeit’ als Sinn-, Ordnungs- und Bedeutungsmuster konstruiert wird und wie sich

[2] Martin Sökefeld: Zum Paradigma kultureller Differenz. In: Reinhard Johler u. a. (Hg.): Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung. Bielefeld 2007, S. 41–57, hier S. 49.
[3] Ebd., S. 54.
[4] Denn was in Erinnerung bleibt, wird laut Aleida Assmann maßgeblich von dessen Gebrauchswert bestimmt: „[D]as, was wir erinnern, [richtet sich] nicht nach dem, was eigentlich gewesen ist, sondern danach, wovon wir später eine Geschichte erzählen können. Was aus der Vergangenheit erinnert wird und was nicht, hängt deshalb nicht zuletzt davon ab, von wem und wozu diese Geschichte in welcher Situation *gebraucht* wird.“ Aleida Assmann: Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. Berlin 2006, S. 190.

diese Konstruktionen langfristig als Routine oder Allgemeinwissen etablieren“, so schreiben Ansgar Thiel, Andreas Walther, Klaus Seiberth und Reinhard Johler in ihrem Sammelband über Migrationsforschung.[5] Die erzählten Erinnerungen an das Centro sollen und wollen als solche wirklichkeitskonstituierenden Muster verstanden und beschrieben werden, in denen ‚SpanierInnen’ und ‚Deutsche’ nicht aufeinandertreffen, sondern vielmehr erst zu solchen werden, sich selbst als ‚SpanierInnen’ oder ‚Deutsche’ platzieren und erfahren. Oder auch nicht (!) – denn diese Kategorisierungen sollen von vornherein überschritten werden und nicht als Ausgangspunkt dieser Arbeit dienen.

Wie stellt sich das Bild vom Eigenen und vom Fremden, vom Gemeinsamen und Trennenden in den Erinnerungen an das Centro dar? Wie erscheint das Damals durch die Deutungsfolie, die das Heute zur Hand reicht? Die Auseinandersetzung mit diesen Fragen kann zunächst als eine Arbeit über die „Normalität von Migration“[6], wie sie von Sökefeld vorgeschlagen wird, verstanden werden. Dieser wendet sich dabei den Interaktionsräumen zu und versucht, die alltäglichen Beziehungen und Vernetzungen in den Mittelpunkt zu rücken, anstatt Differenz zu problematisieren. Zudem handelt es sich um eine Arbeit über kollektive Erinnerungen, über ihre Praxis und Zwecke. Zugespitzt aber geht es um die eine große Frage: Warum gibt es in Oberndorf einen besonderen Cuba Libre und wie kommt der Sinn in den Gin?

**Elixier zum Erinnern**

Zur Klärung dieser Frage können Jenny, Alfred und Benno beitragen. Die drei OberndorferInnen und Centro-BesucherInnen erzählen in den ehemaligen Räumen des Centro von ihren Zeiten dort. Im Rahmen eines narrativen Gruppeninterviews erinnern sie sich gemeinsam. Die Gruppe fand sich selbstständig zusammen, als alte Bekannte, die Lust auf einen gemeinsamen Abend hatten. Jenny ist in Oberndorf aufgewachsen; ihre Eltern kamen

[5] Ansgar Thiel/Andreas Walther/ Klaus Seiberth/ Reinhard Johler: Europa und seine Fremden – Migration, Integration und die Gestaltung kultureller Vielfalt. In: Reinhard Johler u.a. (Hg.): Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung. Bielefeld 2007, S. 13-26, hier S. 17.

[6] Ebd., S. 54f.: „Ich glaube, dass etwa die Erforschung von Migrationsfolgephänomenen in schwäbischen Kleinstädten zu anderen Ergebnissen führen würde, als die üblichen Studien über Berlin Kreuzberg, Duisburg Marxloh oder Hamburg Wilhelmsburg. Sie finden nur viel zu wenig statt, weil das ‚Unproblematische’ kaum als untersuchungswürdig gilt.“

aus Spanien und sie wurde als Repräsentantin der ‚spanischen Seite' von Alfred zum Interview mitgebracht. Im Verlauf der Unterhaltung wird schnell deutlich, dass Jenny die ihr zugewiesene Rolle zwar einnimmt, sie allerdings um viele Dimensionen erweitert: Sie wechselt die Seiten, mal identifiziert sich mit ‚den SpanierInnen', mal distanziert sie sich und entkräftet die ihr zugewiesene Kategorie so in ihrer Letztgültigkeit.

Das Gespräch über das Centro stellt sich so als *conversational remembering* dar, als erzählendes Erinnern einer Geschichte, die sich fragmentarisch gibt und prozesshaft, in gegenseitiger Ergänzung und Korrektur verfasst wird.[7] Die hier entstandene Erzählcollage ist kein fixes Abbild von Vergangenheit wie sie war, auch kein festes Bild der Erinnerungen, wie sie vermeintlich immer abgerufen werden, sondern bildet einen an den Moment ihrer dialogischen Fertigung gebundenen Ausblick auf diese. Einen Ausblick, der zunächst ein buntes Panorama entfaltet:

> „Und dann bist du hier her gelaufen und da vorne bei der Tankstelle hat's schon gerochen, nach allem was es hier gibt – nach Gambas, also nach Stockfisch, nach allem. Und geraucht und laut. Dann bist du hier durch diese Barackentüre rein, weil es war ja eigentlich auch wie eine Holzbaracke, da bist du rein. Bist gegen die Wand gelaufen aus Lärm, Rauch und allem. Und dann ist dein Besuch, der hat nicht gewusst was jetzt los ist, gell, und wurde da halt hingeführt und dann nach dem zweiten Cuba hat keiner mehr Heim wollen! [...] Das war das spanische Centro!"[8]

Solche detailreichen und lebendigen Beschreibungen lauern hinter der Tür zum Gedächtnis ans Centro. Es scheint vor allem diese sinnlich-intensive Atmosphäre zu sein, die dort besonders präsent ist, der zugleich auch eine besondere Aussagekraft zugestanden wird. So erklärt Benno im Gespräch: „Normal solltest du von dieser Zeit ein Video haben, zehn Minuten und das würde alles beschreiben."[9] Die Erinnerung ans Centro ist aber nicht nur an Bilder sondern auch an Geschmäcker und Gerüche geknüpft. So diktiert Alfred bei einem ersten Telefongespräch ein inzwischen wohlbekanntes Rezept zum Erinnern: Cuba Libre – wie könnte es anders sein – zubereitet nicht mit Rum, sondern Gin, zimmerwarm und gekrönt von einer Zitrone mit Fischaroma. Dieses Getränk, so versprach er, würde die Erinnerung ans

[7] Harald Welzer: Das gemeinsame Verfertigen von Vergangenheit im Gespräch. In: Ders. (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg 2001, S.160–178, hier S. 164.
[8] Alfred, 19.07.2014.
[9] Benno, 19.07.2014.

Centro stimulieren und in den Untiefen des Gedächtnisses Schlummerndes aus dem Dornröschendasein reißen.[10] Es ist Jenny, Benno und Alfred gelungen, auch ohne die Hilfe dieses Elixiers zahlreiche Erinnerungen ans Centro zu sammeln und zu erzählen. Auch wenn Alfred bedauert: „Du kommst manchmal gar nicht mehr drauf, was hier alles passiert ist“[11], so reicht das, worauf die GesprächsteilnehmerInnen kamen, doch aus, um die Frage nach dem Sinn des Gins zu stellen und zu bearbeiten.

**Erinnerung im ‚Multi-Kulti‘-Duktus**

Das Centro wird in der Lesart des Multikulturalismus erinnert, erzählt und gedeutet. In den 1980er Jahren – der „Hochphase“[12] des Centro – wird dieses Konzept immer wichtiger, nicht nur für Institutionen wie Museen, sondern auch in Alltagsdiskursen. Multikulturalismus stellt einen Versuch dar, „einer ethnisch vielfältigen Gesellschaftsformation eine politische Gestalt zu geben, die die Gleichheit der Gesellschaftsmitglieder auf der Basis ihrer kulturellen Differenz zu organisieren vermag.“[13] Multikulturalismus ist geprägt von drei Grundannahmen: Erstens die der kulturellen Differenz, die MigrantInnen kennzeichne; zweitens wird ein kultureller Relativismus angenommen, der die Idee der Pluralität von gleichwertigen, nebeneinander bestehenden Kulturen beinhaltet; drittens wird schließlich die Präsenz solcher Kulturen, die von MigrantInnen mitgebracht würden, als positiv und bereichernd gedeutet.[14] Als ‚mitgebrachte Kultur’ wird dabei in erster Linie Konsumier- oder Vorführbares verstanden und akzeptiert: Essen, Trinken, Musik, Volkstänze und -feste, die

[10] Ähnliches widerfährt und beschreibt auch Marcel Proust in seiner in der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung viel zitierten Madeleine-Episode. Beim Goutieren einer Madeleine mit Tee ergießen sich die Sturzbäche seiner Kindheitserinnerungen über ihn. Vgl. Assmann 2006 (wie Anm. 4), S. 182.

[11] Alfred, 19.07.2014.

[12] Ebd.

[13] Gisela Welz: Inszenierung der Multikulturalität: Paraden und Festivals als Forschungsgegenstände. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.):Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin 2007, S. 221–233, hier S. 223.

[14] Vgl. ebd., S. 224f.

# Zähes Ringen von Erfolg gekrönt

**Ein Jahr Centro Español / Geburtstagsfeier am Wochenende / Tanz- und Gesang**

(de) **Oberndorf.** Genau ein Jahr besteht das Centro Español, das spanische Kulturzentrum in Oberndorf, dessen Aufgabe es ist, die spanischen Gastarbeiter Südwürttembergs (rund 10 000) zu betreuen und ihnen ein Stückchen Heimat zu

das spanische Temperamen... ...schauer, daß diese vor Begeisterun... ...e"-Rufe feuerten die Tänzer ... der Bühne herumwirbel... ...iteten sie. Der Sa... ...e Spanier fü... ...heimisch. ...en Inseln ...ihrer Heimat. ...as Publikum sie an, ...dig gewesen wäre. Einige ...selbst auf die Bühne und gaben ...gangs hatte der Sekretär, der mun... ...uflosplauderte und durchs Programm ...te, die Gäste begrüßt, darunter die Bürgermeister von Oberndorf und Hochmössingen. Bürgermeister Kenntner überbrachte die Glückwünsche der Stadt.

Nach einem Gottesdienst am Samstagvormittag ...genheit gegeben, die Ausstellung von ...ungen und Aquarellen zu ...einige recht beacht... ...tagabend

## Fünfhundert Spanier feiern Fiesta

**Bürgermeister Kenntner: „Freundliche Atmosphäre" / Besuch des Konsuls**

Der spanische Konsul Marcelo Fraga Iribarne

## Aus Fremdarbeitern werden Mitbürger

**Seit zehn Jahren in Oberndorf / Feier der Spanier bei Heckler & Koch**

...or zehn Jah... ...ern, hernach ...eiter ein. Im

Bürgermeister Kenntner verwies in seine ...sprache an den in der katholischen Kirch... „Tag des ausländischen Mitbürgers" gefei...

## „Ganze Bürger geworden" 4.7.1964

**Spanier feiern Fiesta zum dreijährigen Bestehen des Oberndorfer Centro**

**Oberndorf.** Aus Anlaß des dreijährigen ...ders zu schätzen, vor allem in den Industri... ...betrieben. Die Produktion ließe sich ohne au...

SPANISCHER TANZ im „Schützen". Foto: Scheck

...ell. ...auf ...und ...Monat ...Gast... ...arbeiter ...

Zwei aufregen... ...ten die Spanier am Wochenen... ...Tage, in denen „Geburtstag" gefeiert ... ...er Clou aller Veranstaltungen war sicherlich ...er „Gran Festival Español" am Samstagnachmittag im Schützen. Die Sängerin Marina Merida hatte extra deswegen ihre Tournée durch die Schweiz unterbrochen, um zu kommen. Außerdem trat die Tanzgruppe „Saludos Amigos" auf, der Gastarbeiter aus Stuttgart angehören. Sie schürten

MARINA MERIDA trägt mit viel Temperament ein Lied aus ihrer Heimat, den Kanarischen Inseln, vor.

überlegen mit 7:1 Toren. Die Zuschauer feuerten ihre Leute lautstark an. Der Denksport wurde auch nicht vergessen: Mit einem Schachturnier gegen Leute des Centro Español aus Schwäbisch Gmünd und Heidenheim gingen die Festtage am Sonntag nach einer Filmvorführung zu Ende. Präsident Martin überreichte allen Mitwirkenden Preise als Dank und Anerkennung.

22.6.1964
(siehe auch 21.6.1964)

Bild 1: Das Centro war von Beginn an kommentierter Teil des Stadtgeschehens, Berichte darüber füllten den Lokalteil des Schwarzwälder Boten.
Quelle: Schwarzwälder Bote 1961-2009.

häufig Klischees reproduzieren und so stigmatisieren. ‚Multikulturalität' ist dabei ein „Euphemismus für eine Art ‚Bereicherungsthese' [...], die das Angebot der fremden Kultur als Erweiterung der eigenen kulturellen Möglichkeiten begreift".[15]

Die Erinnerungen ans Centro sind durchzogen von einer solchen multikulturellen Romantik. „Leckeres Essen, günstig und Party!"[16], so beschreibt Jenny ihre ersten Assoziationen zum Centro und benennt damit ebenjene Bereiche, aus denen der Multikulturalismus Kapital schlägt: Kulinarik und fröhliche Folklore. Überhaupt – die Erinnerungen an das Centro sind gewürzt und garniert mit Paella, Bocadillo, Chorizo, Calamares, Sangria und – natürlich– Cuba Libre, zubereitet nach dem oben beschriebenen Rezept. Es waren auch das ‚leckere Essen' und die ‚Party', die den „legendären"[17] Centro-Stand auf dem Oberndorfer Stadtfest zur überlokalen Attraktion machten, so erinnert sich Alfred stolz: „Da sind sie dann auch mit Bussen gekommen! Mit Bussen, überleg mal!"[18] Die Anreise erfolgte den Erinnerungen zufolge nicht nur aufgrund der Gaumenfreuden, sondern auch des Flamenco-Tanzens wegen: „Das war einfach klar: Am Samstagmittag um vier haben die Spanier, die Oberndorfer Spanier fürs Stadtfest einen Tanz aufgeführt. Wir waren ganz hin und weg – alle."[19] Ähnlich muten auch die Berichte über das spanische Drei-Königs-Fest an: verkleidete Drei-Könige auf der Bühne, Musik und Flamenco, dazu gelöste Stimmung.[20]

Der erinnerten Multikulturalität kann auch eine gewisse Widerspenstigkeit attestiert werden, sie muss nicht ausschließlich als entpolitisierte Feier der weltumspannenden Formenvielfalt interpretiert werden, sondern birgt durchaus auch Widerhaken: Es handelte sich beim Centro nicht um das Ergebnis politischer Anstrengungen oder kulturpädagogischer Bemühungen um (Re-)Präsentation einer ‚kulturellen Vielfalt' – von solchen ist eher die Beschreibung und Deutung aus heutiger Sicht geprägt. Auch als Ressource fürs Stadtmarketing fungiert das Stilisieren und Zelebrieren einer ‚kulturellen Vielfalt' erst seit kurzem – im Jahr 2014, das in

[15] Köstlin, Konrad: Kulturen im Prozeß der Migration und die Kultur der Migration. In: Carmine Chiellino (Hg.): Interkulturelle Literatur in Deutschland. Ein Handbuch. Stuttgart/Weimar 2007, S. 365–386, hier S. 367.

[16] Jenny, 19.07.2014.

[17] Benno, 19.07.2014.

[18] Alfred, 19.07.2014.

[19] Ebd.

[20] Vgl. ebd.

Bild 2: Feste und Sportevents die im oder mit Beteiligung des Centro veranstaltet wurden, werden bis heute erinnert. Quelle: Schwarzwälder Bote 1961-2009.

Oberndorf als „Jahr der Vielfalt“ begangen wurde, sogar in besonderem Ausmaß. Von der damit zusammenhängenden Berichterstattung und der transportierten Vorstellung einer fröhlichen Multi-Kulti-Gesellschaft geprägt mögen die Erzählenden auch im Centro den Hort einer solchen erkannt haben.

Das Centro stellt sich vielmehr auch als ein Selbstermächtigungsprojekt des Trägervereins dar und trägt durchaus Züge einer, wie von der Kulturanthropologin Gisela Welz beobachteten, „‚reflexiven’ Selbstethnisierung, die Ethnizität als eine Ressource zur kreativen kulturellen Selbstbeschreibung nutzen und gleichzeitig mit den Kategorisierungen eines

multikulturalistischen Modells radikal brechen“[21]. So blieb das Centro nicht auf seinen zugewiesenen Platz auf dem Stadtfest beschränkt, auf das Verwalten einer ‚spanischen Kultur’, sondern eignete sich auch andere Räume aktiv an: zum Beispiel die Oberndorfer Fasnacht. Anlässlich dieser, erinnert sich Jenny[22], fand im Centro ein Kostümball mit Prämierung statt – ein Kostümball jenseits von Flamenco und Paella, mit Alleinunterhalter am Keyboard und Kostümen aus der schwäbischen Folklore.

**Wer sind ‚die Anderen’? – othering im Gespräch über das Centro**

In der Erinnerung an das Centro wird kulturelle Differenz konstruiert und im Multi-Kulti-Duktus inszeniert. Nur oberflächlich allerdings herrscht in den Erzählungen die stringente Sortierung nach ‚Spaniern’ und ‚Deutschen’. Sie werden zwar im Grundton, nicht aber im Konkreten als gegenseitig Anderes konstruiert. Vielmehr lassen sich in der Tiefe viele unterschiedliche Wirs, viele verschiedene Andere finden. Die Praxis der (sprachlichen) Konstruktion solcher Pole, der „self-construction through opposition to others“[23], nennt man o*thering*. Das Ergebnis einer solchen Praxis ist nicht nur das Andere, sondern zugleich auch ein Selbst: „It has become clear, that every version of an ‘other’, wherever found, is also the construction of a ‘self’, and the making of ethnographic texts […] has always involved a process of ‘self-fashioning.’”[24] Nicht nur das Schreiben ethnographischer Texte, sondern eben auch das Erzählen von Erinnerungen beinhaltet ein solches selbstkreierendes Moment. Nur, wer ist Wir in den Erzählungen vom Centro und wer sind die Anderen?

**‚Deutsche’ und ‚Spanier’:**

Zuallererst schwingt in den Erinnerungen jene bereits angeschlagene Bassline mit, die im Grundton des Paradigmas kultureller Differenz gestimmt ist und in deren Tonus das ‚Wir‘ und ‚die Anderen‘ auf Grundlage der Grenzziehung zwischen den ‚Deutschen’ und den ‚Spaniern’

[21] Welz 2007 (wie Anm. 13), S. 232.
[22] Jenny, 19.07.2014.
[23] Lila Abu-Lughod: Writing against Culture. In: Richard Fox (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe 1991, S. 137–162, hier S. 139.
[24] James Clifford: Introduction: Partial Truth. In: Ders./George E. Marcus (Hg.): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkley/Los Angeles/London 1986, S. 1–26, hier S. 23f.

konstruiert werden. So kontrastiert Alfred beispielsweise: „Also viele haben dann auch richtig gezockt hier, das haben wir ja nicht so gekannt. Wir zocken zwar auch ein bisschen, aber die Spanier haben richtig Geld liegen lassen.“[25] Ähnliches geschieht auch auf der als solche konstruierten ‚anderen’ Seite. So berichtet Jenny von der Fasnacht: „Wenn dann oben [in der Oberstadt] halt der Umzug für die Spanier rum war, dann ist man halt nicht ins [Café] Pfanner wie die Deutschen, weil wir da den Anschluss gar nicht hatten, dann ist man halt ins Eigene – und dann auch, von Jahr zu Jahr sind auch immer mehr Deutsche dabei gewesen.“[26]

Durch othering wird das Fremde nicht nur beim Namen genannt, es wird vielmehr erst fremd, anders gemacht: „Das Benennen des Fremden und der fremden Kultur läßt [sic.] sich als Erfindung und Konstruktion beschreiben. Sie gehört zu einer Kulturtechnik des Abgrenzens in der Moderne.“[27] Das othering in der Erinnerung produziert also das Andere, es produziert es aus dem Heute rückwirkend für damals, aber auch mit Wirkungsmacht für die Gegenwart, denn Wir gibt es nicht in Vergangenheitsform. Die hier wirksame Grenzziehung trennt auch die InterviewpartnerInnen und ‚verändert’ sie einander.

**‚Unverständige’ und ‚Insider’:**

Auch bezüglich des Alters wird das Centro als Basis von othering wirksam: Es gibt die Generation, die es miterlebt hat, und die andere, die dafür zu jung ist. Zudem stellt die Centro-Kenntnis und das damit verbundene Eingeweiht-Sein die Basis für weiteres othering dar. Besonders deutlich wird dies in der Erinnerung an den Umgang mit den Kindern der BetreiberInnen, die dort bis spät nachts wach waren und dann manchmal auf den Bänken schliefen.

„Da sind die [Kinder] so lange rumgerannt bis sie müde waren und dann haben natürlich die deutschen Gutmenschen und Pädagogen gesagt: ‚Das geht doch nicht, dass die Kinder nachts um zwölf in einem verrauchten, lauten Raum...!’ Und wir haben uns natürlich alle totgelacht,

[25] Alfred, 19.07.2014.
[26] Jenny, 19.07.2014.
[27] Köstlin 2007 (wie Anm. 15), S. 380.

die haben ja selig geschlafen“[28], erzählt Alfred und konstruiert damit ein Wir, das aus all denjenigen besteht, die die Regeln beziehungsweise die Regellosigkeit des Centro akzeptierten und Insider genug waren, um sich nicht über solche Lappalien zu echauffieren. Das Insidertum begrenzt sich allerdings auf die Akzeptanz und Kenntnis, nicht aber auf ein Überwinden kultureller Differenz, denn dass die Kinder auf den Bänken schlafen und nicht normgerecht zu festen Schlafenszeiten ins Bett gebracht werden, das gilt eben nur für die Anderen: „Da gab’s keinen Babysitter oder man hat die Kinder um acht nach Hause getan, damit die schön durchschlafen – so ein Quatsch gab’s bei euch nicht, gell!“[29] Dieses Andere wird legitimiert und zeitweise zum Eigenen. Es wird zum Eigenen angesichts wiederum Anderer, die sich unverständig und heuchlerisch zeigen, deren Anders-Sein in diesem Falle ausschlaggebender zu sein scheint. Trotzdem bleibt es doch anders, es wird zum eigenen Anderen.

**‚Oberndorfer’ und ‚Auswärtige’:**

Eine weitere Unterscheidung wird zwischen den ‚OberndorferInnen’ und den ‚Auswärtigen’ gemacht. Dabei wird das Centro nun ganz klar zum Oberndorf eigenen erklärt. Das geschieht vor allem aufgrund seiner exotischen Anmutung, so gebiert sich das Centro zunächst als Schmuckstück, als lokale Attraktion, mit deren Fremdheit andere konfrontiert werden können, während die eigene Kompetenz und Souveränität im Umgang damit gezeigt werden kann: „Durch das, dass es auch exotisch war, für uns natürlich nicht, aber für andere, da haben natürlich viele, die Besuch gehabt haben auch gesagt, sie gehen ins Centro mit denen.“[30] Ähnliches schwingt auch in einer Beschreibung der überlokalen Beliebtheit mit: „Und das musst du dir mal vorstellen, das gab’s nirgends. Und dann auch noch die Stimmung hier drin, des fremdländische, für die anderen, für die aus Horb oder aus Sulz, die haben das nicht gekannt, weißt.“[31]
Das Andere wird hier zum einverleibten, ja geradezu gezähmten Eigenen, das man stolz vorführen kann. Othering auf diese Weise eint die Centro-GängerInnen zu einem starken Wir,

[28] Alfred, 19.07.2014.
[29] Ebd.
[30] Ebd.
[31] Ebd.

während es all diejenigen zu Anderen macht, die sich damit nicht auskennen, die nicht zum Stammpublikum zählen. Hier, ganz wie beim vorangegangenen Punkt, ist das Centro nicht Schauplatz solcher Kategorisierungen, sondern wird selbst zu einer Kategorie: Entweder man gehört dazu oder nicht; entweder man weiß, dass Gin im Cuba Libre drin ist, oder nicht.

„Menschen *sind* nicht einfach anders, sondern sie *tun* einiges, um sich von anderen zu unterscheiden. ‚Sich unterscheiden' ist ein sehr aktiver Prozess."[32] Der hier von Sökefeld beschriebene Vorgang findet auch beim Erinnern an das Centro statt. Dabei wird die Frage nach dem Wir und den Anderen einerseits rückwirkend beantwortet. Andererseits bezieht sich der Prozess auch auf das Heute, denn im Erinnern, vor allem auch im kollektiven Erinnern, findet sich Baustoff für Identitäten. Beispielhaft hierfür steht das anfangs beschriebe Erinnerungselixier. Die ungewöhnliche Cuba-Libre-Gewohnheit kennzeichnet all diejenigen, die dabei waren im Centro und grenzt sie vom Rest der Welt ab. Der Cuba Libre mit Gin wird so zum Symbol des Centro stilisiert, markiert dessen Besonderheit und ist eine ganz praktische und goutierbare Form von othering. Eine othering-Praxis, die das Centro überdauert hat, denn noch heute, das ist inzwischen bekannt, wird der Cuba Libre ‚nur' in Oberndorf und in einem spanischen Ort, in dem einige ehemalige Centro-BetreiberInnen ihren Ruhestand verbringen, mit Gin zubereitet und noch heute wird er von den Erzählenden, wie diese beteuern, so genossen.

**Ordnung und Unordnung – das Centro als Gegenwelt**

Sich befreien von gängigen Regeln, das enge Normkorsett abschütteln und über die Stränge schlagen – die Erzählenden erinnern sich, dass sie eine Möglichkeit dazu im Centro fanden. Es stellt sich als Freiraum dar; im Rahmen einer dort erfahrbaren Exotik waren Exzesse möglich, konnte experimentiert und Grenzen aller Art – nicht nur kulturell-konstruierte – überschritten werden. So werden voller Begeisterung rauschhafte Nächte erinnert und als typisch für das Centro erzählt:

[32] Söefeld, Martink (2007): Problematische Begriffe: „Ethnizität", „Rasse", „Kultur", „Minderheit". In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin, S. 31–50, hier S. 31.

> „Also wenn ich manchmal denk, was freitags hier abging!! Das kann man sich gar nicht vorstellen, das gibt's nirgends so was! [...] Total Besoffene. Da. Und du bist dann raus gekommen und wolltest aufs Klo und dann waren da schon welche, die so an der Wand [gelehnt haben], die sind nicht bis zum Klo gekommen. Und dann hast du gemeint, was ist denn hier los, falscher Film oder was?! Da konnte man sich einfach gehen lassen, da hat keiner gesagt so und so zu dir. Da hättest du dich ja nicht so benehmen können irgendwo, weißt!"[33]

Im Centro, einem Raum der sich nicht unter der Kontrolle des Oberndorfer Establishments zu befinden schien, waren gängige Verhaltensregeln nichtig und außer Kraft gesetzt. Auch an die Überschreitung und Auflösung sozialer Grenzen wird sich erinnert:

> „Also dieser Mix an Leuten hier: Da war der – Hartz IV gab's früher nicht – aber da war der Arbeitslose, der stringente Alkoholiker, der Manager, der Abteilungsleiter von Heckler und Koch und der Bürgermeister. So! Und die waren alle hier drin. Und das war diese Melange und das war das Einzigartige. Weißt du, nicht die Gruppe oder die Gruppe oder die Gruppe. Hier drin hast du Anzugsträger genauso gesehen wie den letzten Penner und alle haben sich verbrüdert und haben zusammen was getrunken. Und das war das Erstaunliche daran – ohne dass es aufgesetzt war! Das war einfach normal! Natürlich, wenn du Nichtraucher warst, dann hast du echt ein Problem gehabt, weil hier drin war die Luft zum Schneiden."[34]

Das Chaos wird Normalität, was trennt, wird niedergerissen, hier sind alle vereint, in einer Wolke aus Rauch und im Cuba-Libre-Dampf – wehmütig, vielleicht sogar ein bisschen verklärt, erzählen alle GesprächsteilnehmerInnen mehrere solcher Exzess-Episoden, erfreuen sich an Störungen der Ordnung. Seien es die Plastikbecher mit „Matsch aus dem Sangria"[35], die beim Stadtfest das Oberndorfer Pflaster verunreinigten, sei es die Familie, die im wilden Freitagsabend-Durcheinander an weiß betuchtem Tisch eine Paella genießt, während „die Party parallel gelaufen"[36] ist – die Erzählenden erinnern sich gerne an solche kleinen Rebellionen.

[33] Jenny, 19.07.2014.
[34] Alfred, 19.07.2014.
[35] Ebd.
[36] Benno, 19.07.2014.

In den Erinnerungen stört das als fremd konstruierte Centro die soziale Ordnung, es zerstört sie sogar. Das hat aber nicht die Forderung einer Assimilation zur Konsequenz, evoziert nicht den Schrei nach Integration – zumindest nicht in der Erinnerung von Jenny, Benno und Alfred. Vielmehr wird es als verlockendes Angebot begriffen. Das Fremde wird zwar als „wild, als unkultiviert gesehen, doch wird diese ‚Wildheit' in einer Mischung von Abscheu und Faszination wahrgenommen"[37] – in den Erinnerungen an das Centro stellt sich eine solche Wahrnehmung sogar als auf die Faszination beschränkt heraus. Eine solche Faszination habe, so schreibt Konrad Köstlin, ihren Ursprung in der Imagination der andern Kultur, in der „Bilder von der verlorenen Ordnung der eigenen Kultur"[38] zu finden seien. Hier handelt es sich vielmehr um eine verlorene Unordnung, die ihren Platz im Centro findet, nicht weil es dort ohnehin ‚unordentlich' zugegangen wäre, sondern weil das Centro anders genug gedacht wurde, sie dort zu errichten, die eigene Unordnung. Eine Unordnung, die geblieben ist – zumindest was die unorthodoxen Getränkevorlieben ehemaliger Centro-GängerInnen betrifft.

**Das Centro – ein Dritter Raum?**

Das Centro stellt sich in der Erinnerung als Freiraum dar, in dem gängige Grenzziehungen ihre Wirklichkeit verlieren und neu ausgelotet werden. Es stellt sich als Raum dar, in dem kulturelle Differenz erfahrbar und verhandelbar wird – denn das Andere wird zum Eigenen und das Eigene zum Anderen. Es stellt sich gewissermaßen als Zwischenraum dar, in dem Differenzen zwar nicht aufgelöst, aber als variabel erkannt und neu konstituiert werden. Somit kann es als Dritter Raum gedeutet werden: „Der dritte Raum (third space) entsteht im Spannungsfeld zwischen Identität und Differenz und beschreibt das Bild eines Ortes, an dem sich Differenzen ohne Hierarchisierung treffen, die Grundvoraussetzung für Hybridisierung."[39] Homi K. Bhabha vergleicht dabei den Dritten Raum mit einem Treppenhaus, einem Raum, der dem Dazwischen-Sein gewidmet ist, in dem die Differenz (im

[37] Köstlin 2007 (wie Anm. 15), S. 375.
[38] Vgl. ebd., S. 378.
[39] O.A.: Dritter Raum. In: Glossar zum Thema Transkulturalität. Übungskurs (2008/2009): Textuelle und mediale Dimensionen der Transkulturalität. Bremen: Universität. http://transkulturalitaet.blogspot.de/2009/01/dritter-raum.html (Zugriff:26.08.2014).

Bild des Treppenhauses die von oben und unten) erfahrbar wird, der aber von Dynamik, von Auf-dem-Weg-Sein geprägt ist und darin erst den Grund seiner Existenz findet:

> „Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet, verhindern, daß [sic.] sich Identitäten an seinem oberen oder unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene oder verordnete Hierarchie gibt.“[40]

Das Centro präsentiert sich in den Erinnerungen als ein solches Treppenhaus, genauso wie die Erinnerungen selbst sich als Treppenhaus, als Dritter Raum deuten lassen. So ergibt sich nicht nur im Erinnerten, sondern auch durch das Erinnern selbst ein Spannungsfeld zwischen Differenz und Identität. Zum Beispiel wenn Jenny berichtet, wie ihr ein Bekannter erzählte, er habe in der Garage, wo der Fisch für den Stand am Stadtfest vorbereitet wurde, noch Wochen später eine Tüte mit Fischabfällen gefunden: „‚Da habt ‚ihr Spanier‘‘ – sagt er zu mir (!) – ‚dann vergessen eine Tüte vom Fischputzen mitzunehmen.‘“[41] Jenny tritt in einen Prozess der Auseinandersetzung, sie will sich nicht unter dem Schlagwort ‚Spanierin’ ablegen lassen, erzählt aber gleichzeitig von ‚uns spanischen Kindern’ und dann davon, dass das „im Centro nicht gejuckt [hat]!“[42] Das Centro bietet hier ein Dazwischen, das die Frage nach der Identität zwar aufwirft, aber genug Raum lässt, sie auch im Dazwischen zu finden. Es handelt sich dabei um ein individuelles Dazwischen, aber auch um eines, das sich zwischen Menschen auftut und ergibt.

> „Diese ‚Zwischen’-Räume stecken das Terrain ab, von dem aus Strategien – individueller oder gemeinschaftlicher – Selbstheit ausgearbeitet werden können, die beim aktiven Prozeß [sic.], die Idee der Gesellschaft selbst zu definieren, zu neuen Zeichen der Identität sowie zu innovativen Orten der Zusammenarbeit und des Widerstreits führen. Beim Entstehen solcher Zwischenräume – durch das Überlappen und *De-platzieren (displacement)* von Differenzbereichen – werden intersubjektive

[40] Homi K. Bhabha: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2007, S. 5.
[41] Jenny, 19.07.2010.
[42] Ebd.

> und kollektive Erfahrungen von *nationalem Sein (nationness)*, gemeinschaftlichem Interesse und kulturellem Wert verhandelt."[43]

Im Centro und in der Erinnerung ans Centro werden Identitäten erschaffen, Erfahrungen von ‚nationalem Sein' ausgehandelt und ausgehend davon entsteht etwas, das man durchaus als Hybridität bezeichnen kann. Wenn beim Erinnern nämlich auf einmal das Multi-Kulti-Idyll zum Szenenbild und zur Ausstaffierung degradiert wird, wenn es nicht mehr um Beschreibungen geht, sondern um tatsächliche Erlebnisse und persönliche Erfahrungen: um Bandauftritte, rotweintriefende Gespräche mit Lehrern, Frauenbekanntschaften, dann entsteht etwas Neues, das so eben nicht hätte in jeder x-beliebigen Kneipe stattfinden können, sondern erst durch die Gestaltungsfreiheit und Auseinandersetzung mit Differenz ermöglicht wird. In den erinnerten Geschichten stellt sich das Centro als Raum dar, in dem sie geschehen konnten, als materieller wie auch ideeller Raum und sie konnten dort geschehen, weil das Dazwischen die Möglichkeit dazu beinhaltete. Das Dazwischen als Neues, Undeterminiertes, Kurzweiliges, in dem Fremdes und Eigenes sich durchkreuzen und ins Fließen kommen, in dem Differenz erfahrbar wird, aber immer schon in ihrer Überwindbarkeit. So stellt das Centro nicht zuletzt auch einen Ort dar – einen realen in der Vergangenheit und einen kognitiven Erinnerungsort, der als Zwischenraum entdeckt werden will: „Und indem wir diesen Dritten Raum erkunden, können wir [...] zu den anderen unserer selbst werden."[44]

**Gintrunken im Treppenhaus**

Die hier beschauten Erinnerungen ans Centro sind Ausblickpunkte auf ein kollektives Gedächtnis kommunikativer Art. Sie sind noch wenig institutionalisiert und gestalten sich als Erinnerungen ‚von unten', die im Alltag gebraucht werden, um sich seiner Selbstheit über die Zeit hinweg zu versichern. Sie zeigen sich so als Baustoff für Identitäten und als emotionaler Kitt, der es vermag, Kollektive als solche zusammenzufügen.

[43] Bhabha 2007 (wie Anm. 40), S. 2.
[44] Homi K. Bhabha: Kulturelle Differenz und Dritter Raum. In: Roland Borgards (Hg.): Texte zur Kulturtheorie und Kulturwissenschaft. Stuttgart 2010, S. 233–249, hier S. 249.

Erinnerungen ‚von unten' – das heißt auch, obwohl die Erzählungen in ihrer Strukturierung zunächst gängigen Deutungsmustern, wie dem Paradigma kultureller Differenz oder dem Multikulturalismus, zu folgen scheinen, enthält ihre Essenz doch widerspenstige Sichtweisen: Es wird unterschieden, es werden Grenzen gezogen, es gibt othering, es gibt ein Wir und es gibt die Anderen – aber dieses Wir und diese Anderen sind variabel. Es gibt keine in Granit gemeißelte Grenze zwischen vermeintlichen ‚Kulturen', zwischen ‚Deutschen' und ‚Spaniern.' Es gibt vielmehr in der Selbstwahrnehmung und Beschreibung der GesprächsteilnehmerInnen eine Vielzahl an Wirs. Differenz wird konstruiert, eröffnet aber ein Dazwischen: Im Dritten Raum, den das Centro entfaltet, lässt sich Differenz nicht essentialisieren, sondern muss stetig verhandelt werden.

Das Centro fungiert so als eigener Statthalter des Fremden, als das eigene Andere, in dem sich die Dichotomie der beiden Pole paradoxerweise erschafft und auflöst zugleich – diese Funktion erstreckt sich bis ins Heute und wird nun von der Erinnerung als kognitivem Dritten Raum erfüllt. Das Heute bietet dabei neue Begriffe, Konzepte und Realitäten, vor deren Hintergrund die Erfahrungen im Centro reinterpretiert werden, mit denen diese Einheit von fern und nah immer wieder neu gedeutet wird. So erzählt Alfred: „Im Endeffekt war das Integration, bevor überhaupt irgendeiner wusste, dass es das gibt, geschweige denn, dass das nötig ist."[45]

Die Erinnerungen ans Centro also beinhalten Geschichten, die im und für das Hier und Jetzt gebraucht werden: um Identitäten zu konstruieren, um sich der eigenen Fähigkeit ‚fremd' zu sein zu versichern, vielleicht auch, um im Kontakt mit als Fremdes Wahrgenommenem souverän agieren zu können. Mit Utz Jeggle kann abschließend auch für das Erinnern ans Centro festgestellt werden, dass durch seine Vergegenwärtigung dieses „überraschend [die] Chance [bekommt], sich nicht am Geschehen festzuhaken, sondern es kann von ihm innerlich loskommen und frei werden, neue Wege zu wagen, die aus dem Bannfeld der Vergangenheit und ihren Versteinerungen hinausführen"[46] – und, so kann hinzugefügt werden, ein Treppenhaus beschreiten, zwischen Damals und Heute, Selbst und Anders, Fern und Nah. Ein

[45] Alfred, 19.07.2014.
[46] Utz Jeggle: Auf der Suche nach Erinnerung [1991]. In: Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 173–186, hier S. 186.

Treppenhaus, in dem reger Verkehr herrscht, das von Bewegung und Dynamik geprägt ist. Ein Treppenhaus, in dem Cuba Libre getrunken wird. Und der Gin darin kann als Symbol für das eigene Andere verstanden werden. Als kleine Rebellion gegen die übereingekommene Ordnung der großen GetränkemischerInnen. Der Sinn des Gins: Er ist Erinnerungselixier und Aktualisierung des Erinnerten zugleich.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Juni 2015

Angelika Maier und Verena Pfeifer

# Das Stadtmuseum wurde besetzt!

So verwirrend die Zeit der 1970/80er war, so irritierend wirkt im ersten Moment auch das Ausstellungskonzept der aktuellen *Protest!*-Ausstellung im Tübinger Stadtmuseum.[1] Stricken, Besetzen, Blockieren wird hier wörtlich genommen. So wurde die Dauerausstellung mit ihren Objekten und Elementen sowie Texten besetzt und teilweise blockiert, teilweise auch inhaltlich weitergesponnen (oder: weitergestrickt).

Der erste Eindruck der Ausstellung äußert sich in einem Gefühl der Überforderung. Sowohl der wenig ansprechende Empfang im Treppenhaus als auch die vielen ungewohnten Eindrücke überfordern die Betrachter_innen. Die Vitrinen und Ausstellungsstücke sind teilweise mit Texten beklebt, in Plastikfolie verpackt oder mit Plakaten und Bannern verhängt. Prägnante Bereichstexte führen in das jeweilige Thema ein. Das markanteste Merkmal der Ausstellung ist ein gelbes Klebeband mit der schwarzen Aufschrift *Protest,* das auf Vitrinen geklebt die Besucher_innen durch die gesamte Ausstellung führt. Durch diese Art der Darstellung wird die Distanz zur Ausstellung aufgehoben und die Besucher_innen werden verleitet, und ertappen sich dabei, sich den Objekten zu nähern und diese zu benutzen und anzufassen. Objekte wie originale Tische (fast schon pathetisch beschrieben als „Wirkungsstätte des damaligen verfassten hochschulpolitischen Studierenden-Gremiums“),

[1] Über drei Semester hinweg haben 20 Masterstudierende des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen unter Leitung von Dr. Gesa Ingendahl die Geschichte der politischen Proteste der 1970er und 80er Jahre in Tübingen erarbeitet. Seit dem 05. Februar werden die Ergebnisse in Form einer Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen der Öffentlichkeit präsentiert.
Studierende des Seminars *Wissenschaft kommunizieren* haben die Ausstellung besucht und Rezensionen verfasst, die in einer Serie veröffentlicht werden und die Bandbreite der Sichtweisen deutlich machen.
Die Ausstellung ist noch bis zum 05. Juli 2015 im Stadtmuseum Tübingen während der regulären Öffnungszeiten (Dienstag bis Sonntag 11-17 Uhr) zu sehen und wird durch ein breites Begleitprogramm ergänzt. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.

Privatfotos, Buttons, Aufkleber, Kleidung und Notizbücher bestechen durch ihre Zeugenschaft. Die Besucher_innen fühlen sich regelrecht in die damalige Zeit versetzt und kommen den Aufforderungen der Mitmach-Angeboten intuitiv nach.

Blick in die Ausstellung. Foto: Peter Ostritsch, http://museumondisplay.blogspot.de/

Die Ausstellung erstreckt sich über die beiden oberen Stockwerke des Stadtmuseums. Sie befasst sich unter anderem mit den Themen *Mitgestalten*, *Repression*, *Wohnen* und *Frauenbewegung*. Die ursprünglichen Bezeichnungen der Räume sind durch Klebebuchstaben umbenannt. So wird aus dem *Marktplatz* nun *Öffentlichkeit* und der Bereich *Universität* wird in *Ernst Bloch Universität* umbenannt.

In dem Raum, der das Thema *besetztes Haus* behandelt, können die Betrachter_innen teilweise noch durch Plastikfolie die Objekte der Dauerausstellung erkennen. Ein auf einem Bildschirm gezeigtes Interview zieht die Aufmerksamkeit der Besucher_innen auf sich. Der in

Dauerschleife geschaltete Beitrag eines Zeitzeugen beschreibt die damaligen Verhältnisse. Der Mann erlebte die Protest-Zeit als eine außergewöhnlich kritische aber dennoch sehr positive Zeit, in der alle Bevölkerungsschichten offen waren für Diskussionen.

Fast schon feindselig wirkt dagegen die Stimmung im zweiten Stockwerk der Ausstellung. Den Besucher erwartet eine stilisierte Blutlache auf dem Boden eines dunkel gehaltenen Raumes. Thematisiert werden Vergewaltigung und Frauenbewegung, wobei sich diese Themen selbst und auch zum unteren Stockwerk als etwas zusammenhangslos darstellen.

WG-Tisch. Foto: Peter Ostritsch, http://museumondisplay.blogspot.de/

Passiert man eine in der Mitte des Raumes aufgestellte Wand, ändert sich die Stimmung schlagartig. Zur linken befindet sich die Inszenierung *Wohnen.* Die Besucher_innen können selbst ein Teil der Szene werden. Ein Esszimmer einer Wohngemeinschaft ist nachgebildet

und verführt die Besucher_innen Platz zu nehmen, obwohl Tisch sowie Stühle Objekte der Ausstellung sind. Überrascht werden die Besucher_innen von der untypischen Verwendung einer Tür als Tisch und von Weinkisten als Wandregal.

Die Ausstellung besticht durch ein reichhaltiges Angebot beispielsweise durch Fernsehdokumentationen, Einsatz eines Touchscreens, Prospekte, Ordner mit Informationen und die Möglichkeit, selbst an einem zur Ausstellung gehörenden Schal mitstricken zu können. Einen Stacheldraht, der mit bunter Wolle zu umwickeln ist, symbolisiert nochmals besonders die gewaltfreien Proteste.

Protest gegen Stationierung der Pershingraketen. Foto: Anne Faden

Die sehr stimmige und durchdachte Ausstellung wird durch manche Themengebiete, die sich dem Besucher weder bei oberflächlicher noch bei näherer Betrachtung erschließen, gestört. Die Bereichstexte setzen beispielsweise in den Themengebieten *Solidarität, Walpurgisnacht* und *Repression* vom Besucher themenbezogenes Wissen voraus.

Besonderheit der gesamten Ausstellung ist das außergewöhnliche Ausstellungskonzept: Die Studierenden bezeichnen das Projekt selbst als Interventionsausstellung, bei der das Stadtmuseum ein Experiment wagt. Die „Dauerausstellung wird durch die Intervention durchbrochen, verstellt, kritisiert oder auch ignoriert, ohne dass sie verschwindet.“[2] Emotionen wie Verwirrung und Überforderung, die die Besucher_innen erleben, sind sowohl ein Kennzeichen der damaligen Zeit als auch die Intention der Kurator_innen.

Zur Ausstellung wurde von den Studierenden ein ausführlicher Ausstellungskatalog angefertigt, der nicht nur die Ausstellung bebildert wiedergibt, sondern eine verschriftlichte Vertiefung zu den einzelnen Themen anbietet. Das Begleitprogramm reicht über den gesamten Zeitraum der Ausstellungsdauer und bietet neben Mützenstricken für Anfänger_innen Autorengespräche, Workshops und regelmäßige Ausstellungsführungen durch die Kurator_innen.

[2] Gesa Ingendahl, Wiebke Ratzeburg: „Protest! Stricken, Besetzen, Blockieren in den 1970/80er Jahren. Eine Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen.“ Tübingen 2015, S. 9.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Juni 2015

Luisa Becker und Annabel Stahl

# Protest!

**Hinsetzen. Einstricken. Nacherleben.**

Masterstudierende bringen in ihrer Ausstellung im *Stadtmuseum Tübingen* nicht nur die Proteste der 1970er/80er Jahre zurück in die Gegenwart, sondern laden auch dazu ein, mit zu protestieren.[1]

Auf den ersten Blick wirkt es verwirrend: Mit auffälligen Protest-Bannern wird zum Besuch der aktuellen Ausstellung im Museum eingeladen während Gerüchte kursieren, dass das Tübinger Stadtmuseum besetzt sei. Gleichzeitig wird unter anderem mit Strickkursen für Anfänger im Zusammenhang mit der Protest-Ausstellung geworben. Was zunächst nicht als ernstzunehmende Kritik der Kuratoren an der eigentlichen Dauerausstellung zur Stadtgeschichte Tübingens wahrgenommen werden kann, erweist sich schnell als ein etwas anderer, aber ohne Zweifel inhalts- und erlebnisreicher Museumsbesuch.

[1] **Protest! Stricken, Besetzen, Blockieren in den 1970er/80er Jahren.**
**Eine Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen.**
Über drei Sester hinweg haben Masterstudierende des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen unter Leitung von Dr. Gesa Ingendahl die Geschichte der politischen Proteste der 1970er und 80er Jahre in Tübingen erarbeitet. Seit dem 05. Februar 2015 werden die Ergebnisse in Form einer Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen der Öffentlichkeit präsentiert.
Studierende des Seminars „Wissenschaft kommunizieren“ haben die Ausstellung besucht und Ausstellungsrezensionen verfasst. Die hier veröffentlichten Rezensionen machen die Bandbreite der Sichtweisen auf die Ausstellung deutlich.
Die Ausstellung ist noch bis zum 5. Juli diesen Jahres im Stadtmuseum Tübingen während der regulären Öffnungszeiten (Dienstag bis Sonntag 11-17 Uhr) zu sehen und wird durch ein breites Begleitprogramm ergänzt. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.

**„Hinsetzen, Anschauen, Lesen“**

Foto: © Anne Faden, Tübingen

Das Lebensgefühl der alternativen Strömung in den 70ern wird dem Besucher nicht nur innerhalb der Ausstellung näher gebracht. Mit einem Rahmenprogramm von Protest-Workshops und Vorträgen, Erzählcafés mit Zeitzeugen und alternativen Stadtführungen über die Spuren der Frauenbewegung in Tübingen, ist den Kurator_innen ein abwechslungsreicher Rundumschlag gelungen. Innerhalb der Museumsräume reicht die Bandbreite der Themen dann von Bürgerinitiativen, über Hausbesetzungen bis hin zum friedlichen Proteststricken. Hierfür wird das Besetzen des Museums ganz praktisch veranschaulicht, was auf den ersten Blick durchaus befremdlich wirkt: Die Dauerausstellung zur Stadtgeschichte wird mit Hilfe von diversen Gestaltungsmitteln, die auch im Bereich des Straßenprotestes eingesetzt werden, überdeckt und muss der Sonderausstellung Platz machen. So sind beispielsweise Ausstellungstexte kaum zugänglich, die Museumsobjekte nicht mehr ersichtlich, Möbel

zugedeckt und Objekte aus der Protestperspektive heraus umgestaltet. Damit wird die Dauerausstellung des Stadtmuseums nicht bloß ergänzt oder entstellt, sondern offensichtlich kritisch hinterfragt.

Protest im Museumslift, Foto: Peter Ostritsch, museumondisplay.blogspot.com

Die Proteststimmung ist deutlich spürbar, ein schwarz-gelbes Klebeband zieht sich durch die gesamte Ausstellung. Ein roter bzw. schwarz-gelber Faden ist damit geschaffen, der Orientierung verleiht. Die Kurator_innen beschränken sich nicht nur auf die Wände, auch Boden und Decke werden genutzt, um die Objekte in Szene zu setzen. So wird beispielsweise durch auf dem Fußboden angebrachte Klebebandaufschriften wie „Öffentlicher Raum“ oder „Hausbesetzer“ deutlich, in welches Themengebiet der Besucher gerade thematisch eintaucht.

Protest gegen Pershingraketen. Foto: Peter Ostritsch, museumondisplay.blogspot.com

**Einstricken und Selbststricken**

Durch die recht offen gestaltete Ausstellung wird der Besucher dennoch herausgefordert, eigenständig seinen Weg zu finden. Durch fehlende Wegweisung und die anfangs

erschlagende Bandbreite an Farben, Originalobjekten und Aufforderungen, sich selbst an der Ausstellung zu beteiligen, kann in dem einen oder anderen Besucher durchaus ein Gefühl der Orientierungslosigkeit wachgerufen werden. Durchstreift man dann die einzelnen Räume und informiert sich über die verschiedenen Bewegungen, wird klar, dass genau diese Unsicherheit den Zeitgeist der 1970er/80er Jahre widerspiegelt. Der Besucher liest nicht nur von diversen Aktivitäten dieser Zeit, sondern erhält auch die Chance, sich in unterschiedlicher Weise einzubringen. Durch das Mitstricken an einem sogenannten Protestschal kann man zu einem Teil dieser Welt der Bürgerinitiativen, Alternativen Wohngemeinschaften und Sitzblockaden werden. Man kann, muss aber nicht. Wer lieber beobachtet und auf diese Weise die Protestbewegungen erlebt und wahrnimmt, muss sich selbst nicht mit „einstricken“. Denn für manch einen wird nicht nur das Mitmachen und Miterleben überfordernd oder befremdend sein, sondern vor allem die dafür verwendeten Mittel. Gerade aus einem klassischen Geschichtsmuseum ist man es gewohnt, Artefakte hinter einer Glasscheibe anzutreffen, weshalb vielleicht mancher Besucher seine Probleme mit dem Ausstellen von Alltagsobjekten haben könnte. Doch gerade das In-Szene-Setzen einer Lila Latzhose oder einer Waschmaschine unterstreichen das, was die Ausstellung vermitteln möchte: jenes Lebensgefühl, das die Jahre der Rebellion ausgemacht hatte. Der offensichtliche Kontrast, den die Alltagsgegenstände dieser Protestkultur zu den wahrhaftig verstaubten Objekten der Dauerausstellung bilden, verstärkt diesen Aspekt zusätzlich. Der Ausstieg aus einer konservativen Zeit und das Vorbringen eigener Ideen und Konzepte, könnte nicht besser plastisch umgesetzt werden.

Es sollte außerdem nicht der Fehler gemacht werden, die Protest-Ausstellung auf ihren Eventcharakter und die Mitmachangebote zu reduzieren. Ergänzt werden die unzähligen Inszenierungen immer durch knapp gehaltene, als Protestschilder gestaltete Ausstellungstexte, die durchaus als informativ bewertet werden können. Der durch das Lesen gewonnene gute Überblick über die Kernthematik der einzelnen Bewegungen, liefert auch über Tübingen hinaus kontextuelle Fakten und wird zum bessern Nachvollzug durch Zeitschriften, Leserbriefe, Zitate oder Interviews ergänzt.

**Vom Frauentaxi zum Nacht-SAM**

Interessant ist außerdem die eigene Entwicklung, die man als Besucher mitmachen kann. Während der Schwerpunkt im unteren Stockwerk auf dem Vermitteln von Informationen zu liegen scheint, fällt es einem im Obergeschoss leichter, Zuschauer der Protestierenden oder sogar Teil dieser zu sein. Im alternativen Wohnraum scheint es, als seien die letzten Bewohner gerade erst vom Tisch aufgestanden. Neben alternativen Musikfestivals und friedlichen Sitzblockaden werden hier in eher dunklerer Atmosphäre alltägliche Probleme und Schwierigkeiten aufgegriffen, die durchaus auch heute noch Relevanz haben. Wer hätte beispielsweise gedacht, dass der Nacht-SAM Tübingens aus einer feministischen Initiative hervorgegangen ist und zum Schutz vor Vergewaltigungen als Frauentaxi eingeführt wurde? Dass ein Nachtfrauentaxi von der Stadt subventioniert wurde, stellt im Deutschland der 1970er/80er Jahre eine gewisse Einmaligkeit dar. Zum Erkennen dieser Einmaligkeit und dem generellen Nachvollzug der noch immer aktiven alternativen Kultur Tübingens, ist ein Ausstellungsbesuch unumgänglich.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Juni 2015

Isabel Zech und Rebekka Finkbeiner

# Wem gehört die Stadt? Protest!

Eine Interventionsausstellung zur Protestbewegung in Tübingen

Das Stadtmuseum Tübingen lädt auf provokante Art in die Interventionsausstellung *Protest! Stricken, Besetzten, Blockieren in den 1970/80er Jahren in Tübingen*, ein.[1] Durch ein großes Protest-Banner an der Hauswand des Museums wird schon vor dem Betreten des Museums klar: Protestieren ist hier Programm!

Foto: Stadtmuseum Tübingen

Die Studierenden beschäftigten sich drei Semester lang mit der ‘bewegenden, Protestkultur in Tübingen in den 1970er/80er Jahren, die ihrer Meinung nach im Stadtmuseum über die Stadtgeschichte bisher gefehlt hat. Mit bunten Plakaten, lauten Geräuschen und neon-farbigen Klebeband mit der Aufschrift *Protest!*, machen die Kurator_Innen deutlich, dass sie mit ihrer Ausstellung ein Zeichen setzen wollen. Historische Büsten, Figuren und Bücher werden in die

[1] 20 Masterstudierende des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen haben unter Leitung von Dr. Gesa Ingendahl die Geschichte der politischen Proteste der 1970er und 80er Jahre in Tübingen erarbeitet. Seit dem 05. Februar werden die Ergebnisse in Form einer Interventionsausstellung im Stadtmuseum Tübingen der Öffentlichkeit präsentiert.
Studierende des Seminars *Wissenschaft kommunizieren* haben die Ausstellung besucht und Rezensionen verfasst, die in einer Serie veröffentlicht werden und die Bandbreite der Sichtweisen deutlich machen.
Die Ausstellung ist noch bis zum 05. Juli 2015 im Stadtmuseum Tübingen während der regulären Öffnungszeiten (Dienstag bis Sonntag 11-17 Uhr) zu sehen und wird durch ein breites Begleitprogramm ergänzt. Zur Ausstellung ist ein Katalog erschienen.

neue Ausstellung weitestgehend integriert oder versteckt und dadurch in neue Zusammenhänge gesetzt. Durch diese Besetzung wird die Ausstellung zur Stadtgeschichte kritisch hinterfragt.

Intervention bei den Geistesgrößen. Foto: Peter Ostritsch, http://museumondisplay.blogspot.de/

In den Ausstellungsräumen wird blockiert, protestiert, gestrickt und mit modernen Medien auf die Situationen und die Akteur_Innen aufmerksam gemacht. Vier Ausstellungsthemen sind uns während des Besuchs besonders aufgefallen, die wir hier in den Vordergrund stellen.
Sehr gut gelungen ist der Themenbereich über neue Wohnformen. Es entstehen alternative Lebensformen, die sich gegenüber dem Wohlstandsdenken der Gesellschaft und der bürgerlichen Kleinfamilie abgrenzen. Neben leeren Bierflaschen, zu Regalen umgenutzten

Weinkisten und Hinweisen an den Wänden, wie man sich als Mitbewohner zu benehmen hatte, kann man visuell nacherleben, wie Wohngemeinschaften, etwa der *LU 15*, Anfang der 1970er lebten. In Abgrenzung zu etablierten Lebensformen wurde etwas so Alltägliches wie Wohnen zu Protest. Entgegen der belächelnden Haltung der meisten Mitbürger_Innen gegenüber den neuen Wohnsituationen, ließen die Student_ Innen sich nicht von ihrem Projekt abbringen und drückten weiterhin ihren Unmut gegen gesellschaftliche Normen mit ihrem neuen Lebensstil aus. Es stellt sich die Frage, ob die Aktion mehr eine private Auflehnung innerhalb des eigenen Raums ist, als eine Debatte, die in der Öffentlichkeit für Diskussionen sorgte.

Foto: Anne Faden, Tübingen

In einem weiteren Bereich stellen die Kurator_Innen das Stricken als Protest gegen das Wohlstandsdenken und die starren Geschlechterrollen dar. Auf einem Sofa laden Wolle und Nadeln dazu ein, selbst an einem sogenannten Protestschal zu stricken und das Gestrickte in einer Tabelle mit Namen und Länge zu vermerken. Selbstgemachte Pullover, Decken und gefärbte Latzhosen werden ausgestellt und machen diesen Themenbereich dadurch anschaulich. Zitate von Zeitzeugen berichten, warum Frauen vor allem in der Öffentlichkeit strickten und wie die Selbermachkultur zum Alltag gehörte. Diese vermitteln ein nachvollziehbares Bild über die Beweggründe der strickenden Frauen und Männer.

Eines der wichtigsten Themen sind die entstandenen Bürgerinitiativen, vor allem dargestellt durch die Initiative gegen den Bau der Nordtangente. Erstmals schlossen sich verschiedene Bürgerschichten zusammen und forderten vom Bürgermeister einen Bürgerentscheid, um den Bau zu verhindern und damit die Stadtstruktur zu erhalten. Die große Bürgerbeteiligung sorgte für einen starken Zusammenhalt innerhalb der Bevölkerung. Das Durchsetzungsvermögen der Bürgerinitiative *Schimpf/Nordtangente* hat im Kopf der Tübinger einen großen Eindruck hinterlassen und viele Bürger_Innen zusammengeschweißt. Objekte spielen hier eine kleinere Rolle, dagegen verdeutlicht ein Film die Protestaktionen. Trotz alledem fragt man sich als Besucher_In, wieso dieser Erfolg, der bis heute im Tübinger Stadtbild sichtbar ist, nur einen so kleinen Platz in der Ausstellung einnimmt. Obwohl die erfolgreiche Durchsetzung der Ziele durch den Bürgerentscheid dafür sorgte, dass ein alternativer Verkehrsplan durchgesetzt wurde, ist das Ausstellungsthema nicht umfangreich dargestellt.

Foto: Anne Faden, Tübingen

Die Ausstellung zeigt nicht nur die friedlichen Auswirkungen des Protestierens, sondern beschäftigt sich auch mit der radikalen Gegenmeinung. In dem kleinen engen Raum unter

dem Titel *Repression* fällt sofort eine Polizeijacke mit Mütze auf, die auf Augenhöhe im Raum hängt. Zwischen Steinfiguren und einem großen Gemälde aus der alten Ausstellung, die nicht abgedeckt sind, versuchen die Ausstellungsmacher_Innen einen Einblick in die linksextreme Szene der Stadt zu ermöglichen. Hier wirkt die Uniform etwas verloren. Was gehört zur neuen Ausstellung und wieso werden die ‘alten, Objekte hier nicht verdeckt? Die Gegenstände der Interventionsausstellung kommen neben den offenen und alten Ausstellungsstücken wenig zur Geltung und sorgen beim Besucher_In für Verwirrung.

Die unterschiedlichen Themenfelder bieten einen facettenreichen Überblick über die wilden Umbruchszeiten, in der sich die Menschen ab den 1970er Jahren befanden. Es fällt jedoch auf, dass wichtige Ereignisse, wie die Blockade des Waffenlagers in Großengstingen, im Gesamtbild der Ausstellung etwas untergehen. Die große Steinstatue, die mit Stacheldraht und bunten Fäden ‘blockiert, wird, rückt eher in das Blickfeld des Betrachters_In als die Information über die Protestbewegung.

Allgemein fällt auf, dass die Verteilung der Themenbereiche oft Schwerpunkte setzt, die für Besucher nicht nachvollziehbar sind. Texte zu Beginn jeden Themas sind oft nicht ausführlich genug und vieles wird ausschließlich in Bildern präsentiert. Zudem ist das grelle Klebeband, mit der die neue Ausstellung gekennzeichnet wird, anfänglich sehr verwirrend und es fällt schwer zu entscheiden, was zur neuen und was zur alten Ausstellung gehört.

Trotzdem bietet die Begleitausstellung dem Publikum ein abwechslungsreiches Programm mit vielen interaktiven Möglichkeiten zum Selbermachen. Das Protestgefühl wird anschaulich vermittelt und regt den Besucher_In an, weiter zu denken und Probleme selber in die Hand zu nehmen. Es wird signalisiert, dass Proteste dauerhaften Erfolg bringen können. Sehenswert und informativ wird die Zeit der 1970er bis 80er Jahre aufgezeigt und es wird deutlich, in welchem Ausmaß und mit welcher Intensität man sich in Tübingen politisch und gesellschaftlich einsetzte.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info August 2015

**Carina Graf**

# „Vom Zug erfasst“

## Die Berichterstattung über Schienensuizide

LOKALES NACHRICHTEN SPORT THEMEN VERANSTALTUNGEN

Ulm / Neu-Ulm Heidenheim Ehingen Göppingen Geislingen
Reutlingen Gaildorf Crailsheim Münsingen Schwäbisch

Schwerpunkte: ZEITUNG UND GRUNDSCHULE JUGEND ENGAGIERT SICH GARTEN &
125 JAHRE MÜNSTERTURM

REUTLINGEN

Bahnstrecke nach Suizid über Stunden gesperrt

Gestern Nachmittag war ein Mann gegen 17 Uhr, kurz nachdem die Bahn d
Metzinger Bahnhof in Richtung Tübingen passiert hatte, von einem Zug

Inhaltsverzeichnis*

Abstract ..... 3
1. Einleitung ..... 3
2. Erkenntnisinteresse und Relevanz ..... 4
3. Wissenschaftlich-theoretischer Überblick ..... 5
3.1. Suizid als kulturelles Konstrukt ..... 5
3.1.1. Begriffsbestimmungen ..... 5
3.1.2. Perspektiven ..... 7
3.2. Statistiken zu Suizid ..... 10
3.3. Die Medien und der Werther-Effekt ..... 11
3.4. Normen und Tabus ..... 14
3.5. Kulturelle Praxis ..... 18
4. Empirische Materialerhebung und Zugang ..... 20
4.1. Eingrenzung des Forschungsfelds ..... 20
4.2. Vorannahmen ..... 21
4.3. Methoden ..... 22
3.6. Selbstreflexion und Rolle im Feld ..... 23
5. Analyse und Interpretation des Materials ..... 24
5.1. Textanalyse ..... 24
5.2. Bildanalyse ..... 26
5.3. Interpretation ..... 26
6. Theoretisierung des empirischen Materials ..... 28
7. Abschließende Reflexion und Ausblick ..... 31
Literatur- und Quellenverzeichnis

* Der Text entstand als „Forschungsorientiertes Studienprojekt“ am Institut für Volkskunde an der Universität Freiburg. Aufgabe war, ein eigenes Forschungsprojekt zu entwickeln.

## Abstract

Das Thema Suizid wird basierend auf der medialen Berichterstattung untersucht. Von der journalistischen Arbeit wird aus Angst vor Nachahmern an dieser Stelle besondere Sensibilität verlangt. Eine eingehende Inhaltsanalyse qualitativer wie auch quantitativer Art soll über mögliche Muster in der Produktion Aufschluss bringen. Diese müssen im Zusammenhang mit normativen Vorgaben gesehen werden. Eine gewichtige Rolle nimmt hierbei die genaue Überprüfung des Felds auf Tabus ein. Anhand des empirischen Materials sollen die Feinheiten in der Aushandlung kultureller Praxis das Feld transparent machen. Zur Eingrenzung der Untersuchung wurden die „Schienensuizid“ Meldungen auf das Jahr 2014 innerhalb Deutschlands beschränkt.

## 1. Einleitung

Der Suizid des Torwarts Robert Enke im November 2009 hatte großes mediales Aufsehen zur Folge. In den Zeitungen wurde über Hintergründe und Hergang berichtet, dazu kamen Trauerbekundungen von Fans und Kollegen. Im krassen Gegensatz dazu stehen die Suizide, die von Unbekannten verübt werden. In den Medien liest man von Verkehrsbehinderungen, Zugausfällen, wartenden Fahrgästen und ähnlichem. Die öffentliche Diskussion ist von vermeintlich fehlender Rührung geprägt. Deutungen in Bezug auf Suizid ausfindig zu machen, wurde zum Anliegen, das in diesem Studienprojekt umgesetzt wird. Dabei findet die Forschung sozusagen auf zweiter Ebene statt, da es sich um eine Medienanalyse handelt. In den Medien werden kursierende Deutungen gefiltert und zurück vermittelt. Dementsprechend schalten sich an dieser Stelle Instanzen ein, die die Deutungshoheit über das Thema einfordern. Mit Rückbezug auf diese normativen Vorgaben gestaltet sich das Feld vor dem Hintergrund mehrerer Faktoren, die in dieser Untersuchung analysiert werden. So soll letztendlich die mediale Produktion als kulturelle Handlung verstehbar und erklärbar werden.

Durch den wissenschaftlich-theoretischen Überblick bekommt das Projekt seine erste Struktur. Anschließend wird in einem Kapitel das genaue empirische Vorgehen samt Fokussierung des Forschungsgegenstands dargestellt, welches den empirischen Teil der Studie einleitet. Im Anschluss daran werden die Quellen ausgewertet und die Ergebnisse vorgestellt.

Diese soll Anknüpfungspunkte für einen theoretischen Rahmen und weiteren Forschungen schaffen. Zunächst wird jedoch im folgenden Kapitel die Relevanz und das wissenschaftliche Erkenntnisinteresse spezifiziert.

## 2. Erkenntnisinteresse und Relevanz

Im Zentrum des Erkenntnisinteresses steht das Phänomen der medialen Konstruktion von „Schienensuiziden“. Dieses Feld ist aufgrund der Prekarität des Themas von besonderen normativen Vorgaben und Tabus geprägt, die es mitgestalten. Deswegen muss dieser Faktor genügend in seiner Gewichtung anerkannt werden, sodass auf einer abstrakteren Ebene als Fragestellung formuliert werden kann: Wie gestaltet sich die kulturelle Praxis der Berichterstattung bei „Schienensuiziden“ in Bezug zu normativen Vorgaben?

Zwar gibt es genügend Literatur zum Tod allgemein, doch zum Thema Suizid wird man zumindest in der Volkskundeabteilung der Bibliothek praktisch nicht fündig. Daran kann bereits die Relevanz der Arbeit für das Fach festgemacht werden. Suizid kann jedoch als kulturelles Phänomen gedeutet werden, das sich durch die verschiedenen Bedeutungszuweisungen äußert. Da in diesem Projekt nicht der Suizid an sich, sondern die Medienberichterstattung darüber in den Fokus genommen wird, kommt es quasi zu einer doppelten kulturellen Prägung; einmal der Suizid als kulturelle Handlung an sich und daran anschließend die Konstruktion desselben in den Medien anhand normativer Vorgaben. Der Anschluss an den volkskundlich wissenschaftlichen Diskurs ist gegeben, da sich das Projekt zwischen „Sterben und Tod“, „Medien“ und „Normen und Tabus“ verorten lässt. Das Studienprojekt kann der Medien- und Tabuforschung zugeordnet werden.

Die Relevanz des Themas für die Gesellschaft lässt sich anhand der Medien und deren großen Einzugsbereich festmachen. Sie sind durchaus in der Position Menschen zu beeinflussen wie anhand des später erläuterten Werther-Effekts erkennbar ist. Mit dem nötigen Wissen könnten die Menschen bedachter mit den Medien umgehen. Umgekehrt kann die Studie auch die Seite der Medien und überhaupt offiziellen Berichterstattern dienen, die eine ungeklärte Kontroverse führen, ob und wie Meldungen zu Suiziden öffentlich gemacht werden sollen.[1] Durch diesen Diskurs ergibt sich auch die Relevanz für das Feld selbst.

[1] Jochheim, Tobias: Suizid ist Chefsache. Stand 15.10.08. Verfügbar unter: http://www.medien-monitor.com/Chefsache-Suizidberichterstatt.1227.0.html; zuletzt eingesehen am 15.09.14.

## 3. Wissenschaftlich-theoretischer Überblick

Bisher liegen fast keine volkskundlichen Arbeiten zum Suizid vor, die für die gewählte Forschungsausrichtung relevant wären. Dafür gibt es viele Arbeiten zum Tod allgemein. Wo es sinnvoll erscheint, da eine Parallele zum Thema „Suizid“ gezogen werden kann, werden diese Arbeiten mit angeführt. Bedingt durch den Mangel an volkskundlichen Forschungen, wird teils Literatur aus anderen Disziplinen herangezogen. Dabei muss klar sein, dass in der Arbeit lediglich Platz für ein Aufzeigen der wichtigsten Aspekte ist und in keinem Fall Anspruch auf Vollständigkeit erhoben wird.

Zum besseren Verständnis der medial vermittelten Deutungen ist ein Kapitel über die kulturelle Komponente von Suiziden unerlässlich. Ebenso werden für die Arbeit medientheoretische Ansätze hinzugezogen, da diese die Plattform der Berichterstattung bilden. In diesem Zusammenhang wird der sogenannte Werther-Effekt erläutert. Um die mediale Wirklichkeit zu kontrastieren, werden zuvor im Unterkapitel 3.2. Statistiken angeführt, deren Zahlen in der Relation aufschlussreich hinsichtlich der Thematik sind. Kern der Arbeit ist die theoretische Verortung zu Normen und dabei besonders dem Tabu, die Deutung und Umgang eines Themas lenken. Deswegen werden deren Konzeptionen ebenfalls in einem Unterkapitel aufgeführt. Es ist zu beachten, dass die Konzepte nur in ihren allgemeinen Grundkonstanten wiedergegeben werden, da für eine genauere und tiefere Auseinandersetzung damit der Raum fehlt.

### 3.1. Suizid als kulturelles Konstrukt

#### 3.1.1. Begriffsbestimmungen

Eigentlich scheint es klar, was mit dem Begriff „Suizid“ gemeint ist: Es ist die absichtliche Selbsttötung einer Person. Demnach wird er der Kategorie der „nicht natürlichen“ Tode zugeordnet, der durch den Faktor „äußere Einflüsse“ definiert wird. Daneben fallen Unfall und Mord in diese Kategorie; als „natürlich“ wird der Tod aufgrund von Alter oder Krankheit gezählt.[2] Raum für Diskussionen lässt diese Definition allemal, wie schon die Sterbehilfedebatte zeigt. Auch Mischler äußert Kritik an der Einteilung. Nach ihm könne der

[2]Lox, Harlinda: Art. „Tod“. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 13. Berlin u.a. 2013, Sp. 696-712, hier Sp. 696.

Aufenthalt in einem Seuchengebiet ebenfalls einer suizidalen Handlung zugerechnet werden, ebenso wie Alkoholmissbrauch oder Motorrad fahren, da jeweils lebensgefährliche Umstände mutwillig herbeigeführt worden seien.[3] Dagegen kann argumentiert werden, dass die Selbsttötung aber nicht Ziel dieser Handlungen war. Andere Balanceakte der Definition aufgrund der Situation, in der sich die Individuen befinden, liefern die folgenden Beispiele: Soldaten, Selbstmordattentäter wie Stauffenberg, Schwerkranke, Bilanzsuizidanten wie Stefan Zweig, Depressive, aus Vermeidung zur Rechenschaft gezogen zu werden wie Hitler, Verwitwete oder religiöse Märtyrer. Die meisten der Gründe, die als Motivation hinter der Handlung gesehen werden, sind gesellschaftlich verurteilt. Nur wenigen Suizidanten wird Verständnis entgegengebracht oder sogar Verehrung. Die ganze Bandbreite der Deutungsmöglichkeiten liegt offen, wenn einmal das Tabu zum Suizid besteht, das andere mal Suizid quasi zur Pflicht wird. Letztere Variante wird von Mischler als Opfertod bezeichnet, der funktionalistisch für die Gesellschaft wirkt. Die andere Form des Suizids sei dementsprechend das Gegenteil, nämlich egoistisch.[4] Die jeweils unterschiedliche Wertung drückt sich auch in den Begrifflichkeiten aus. Ob Suizid, Selbstmord, Selbsttötung oder Freitod als Terminus verwendet wird, kommt auf die Haltung an. Während bei Freitod die philosophische Interpretation von der Selbstbestimmtheit des Individuums mitschwingt, klingt Selbstmord durch die Andeutung eines Gewaltverbrechens mit niederen Motiven sträflich. Suizid ist der wissenschaftliche Terminus, dessen steriler Beigeschmack aber wiederum manchem Kritiker aufstößt.[5] Die Definitionsschwierigkeiten sind symptomatisch für die Deutungsvariabilität. Hierin zeigt sich der kulturelle Bezug der Thematik. Schon Durkheim brachte normative Vorgaben in Verbindung zur Suizidrate.[6] In der modernen Wissenschaft wird dieser Grundgedanke weiterhin verfolgt. Höffe führt die Höhe der Suizidrate in der Schweiz und allgemein Mitteleuropa im Vergleich zu den „islamischen, buddhistischen und hinduistischen Ländern“[7] auf kulturelle Besonderheiten zurück. Ebenso argumentiert Feldmann zur Erklärung der Suizidrate der Vormoderne:

[3]Mischler, Gerd: Von der Freiheit, das Leben zu lassen. Kulturgeschichte des Suizids. Hamburg u.a. 2000, S. 16f.
[4]Ebd., S. 24.
[5]Ebd., S. 25.
[6]Ebd., S. 23.
[7]Höffe, Otfried: Der Tod von eigener Hand: Ein philosophischer Blick auf ein existentielles Problem. In: Bormann, Franz-Josef/Borasio, Gian Domenico (Hrsg.): Sterben. Dimensionen eines anthropologischen Grundphänomens. Berlin u.a. 2012, S. 411-427, hier S. 414.

> „Der Selbstmord war im Abendland in den Jahrhunderten vor Anbruch der Moderne normativ schwer bewacht. […] Doch Säkularisierung, die Individualisierung, Zivilisierung und der Fortschritt der Medizin haben die gesellschaftliche Situation so weit geändert, dass immer mehr Menschen den Suizid in ihr Problemlösungsinventar einbeziehen.“[8]

Die Aushandlung von politischen und sozialen Interessen sowie von Macht, Werten und Normen sind Einflussfaktoren für Deutung und Begriffsbestimmung.[9]

### 3.1.2. Perspektiven

Nahezu in allen Kulturen zu allen Zeiten ist Suizid negativ konnotiert.[10] Die Argumentationen dazu waren unterschiedlich gestaltet. Das Christentum beispielsweise sah darin einen Verstoß gegen göttliches Gesetz, das zum Erhalt des Lebens verpflichtete. Der Suizidant, so glaubt man, nimmt sich eine Befugnis heraus, die sonst nur Gott zustehe. Suizid ist demnach Gotteslästerung und Sünde. Ausgenommen davon waren die Suizide, die als Märtyrertum gedeutet wurden.[11] Die Auffassung von Suizid als Straftat lässt sich in der weltlichen Gesetzgebung wiederfinden. In Preußen hatten diese beispielsweise bis zum Jahr 1751 Bestand.[12] Suizid stand auf einer Stufe mit Mord, zählte also zu den Kapitalverbrechen, welches durch posthume Bestrafung zum Beispiel durch Verbrennung geahndet wurde.[13] Religion verlor zwar in der Aufklärung ihre bisherige Macht, doch waren manche religiös geprägte Deutungen so fest verankert, dass sie säkularisiert in die Ethik übernommen wurden. Ethische Imperative wie der, jedes Menschenleben zu retten, stehen in der Diskussion, zu wenig Raum für individuelle Freiheit zu lassen.[14] Insofern ist auch eine philosophische Richtung in der Deutung von Suizid auszumachen, die vor allem über den Terminus des freien Willens und das daraus folgende Selbstbestimmungsrecht argumentiert. Mischler kumuliert die Gedanken zu den Grundrechten jedes Menschen wie folgt: „Der Zwang zum Suizid ist

[8]Feldmann, Klaus: Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatalogie im Überblick. Wiesbaden 2004, S., 203f.
[9]Fenske, Michaela: Art. „Selbstmord“. In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 12. Berlin u.a. 2007, Sp. 546-552, hier Sp. 546, 549f.
[10]Minois, Georges: Geschichte des Selbstmords, Düsseldorf u.a. 1996, S. 15f.
[11]Feldmann: Tod und Gesellschaft, S. 222.
[12]Minois: Geschichte des Selbstmords, S. 431.
[13]Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel: 1. Volkskunde, Kulturgeschichte. Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: von Abdankung bis Zweitbestattung (= Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur, 1), Braunschweig 2002, S. 282.
[14]Vgl. Glaser, Leopold: Wir verdrängen die eigene Endlichkeit und schaffen gleichzeitig nekrophile, selbstzerstörerische Strukturen. In: Blum, Mechthild/Nesseler, Thomas (Hrsg.): Tabu Tod. Freiburg 1997, S. 9-14, hier S. 12; Mischler: Freiheit, S. 16.

ebenso menschenverachtend wie seine Ächtung und sein Verbot.“[15] Doch er wie auch Höffe kommen auf einem anderen Weg zu dieser Überzeugung, da es gerade die Unfreiheit sei, aus der eine suizidale Handlung entstehe. Sei es ein Verbot oder die Pflicht zum Suizid, in beiden Fällen wären es gesellschaftliche Hintergründe, allen voran die Moral, die die Entscheidung beeinflussen würden. Infolgedessen gäbe es die ethische Verpflichtung Suizid zu verhindern, und dem Menschen stattdessen wieder die Augen für seine Wahlfreiheit zu öffnen.[16] Feldmann dagegen stellt die Freiheit zu jeglichen Zeitpunkt und Zustand eines Menschen in Frage und bezieht sich dabei auf den Philosophen Kamlah. Auch konstatiert er, dass die immer wieder bemühten begünstigenden Faktoren für suizidales Verhalten letztendlich nur bei einem Bruchteil auch zum Suizid führen würden.[17] Faktoren wären zum Beispiel bestimmte psychische Krankheiten, welche seit dem 19. Jahrhundert zur Erklärung der Ursache von Suiziden herangezogen werden. Man pathologisierte den Suizid.[18] Die Klassifizierung zur Krankheit gibt die Deutung vor, dass etwas nicht so ist wie es sein sollte, es ist also ein Hinweis für Abnormalität. Vor diesem Hintergrund erklären sich die Änderungsbestrebungen. „Da das Kranksein ein gesellschaftlich unerwünschter Zustand ist, ist der Kranke einmal verpflichtet, so schnell wie möglich wieder gesund zu werden sowie kompetente Hilfe zu suchen und mit dieser, also den medizinischen Experten, zu kooperieren.“[19] In der westlichen modernen Welt, in der nach Glaser dem Idealtypus des tüchtigen, gesunden, jungen und glücklichen Menschen nachgeeifert wird, würden Krankheit und Tod jedoch nicht ins Bild passen. Wo doch praktisch alles kontrollierbar ist, werde die offensichtliche Grenze der menschlichen Macht kurzerhand verdrängt.[20] Der Tod werde eher als „Betriebsstörung“[21] wahrgenommen, die man so schnell wie möglich überwinden müsste, um zum „business as usual“[22] zurückzukehren. Die ökonomischen Begrifflichkeiten verraten den gesellschaftlichen Kontext, in dem sie entstanden sind. Feldmann führt diesen Gedanken weiter aus:

> „Warum ist der Tod, ein natürliches und soziales Phänomen, 'der Feind'? Die historischen Siege über den frühzeitigen Tod durch Seuchen und Krankheiten

[15]Mischler: Freiheit, S. 208.
[16]Vgl. Mischler: Freiheit, S. 207, 209; Höffe: Von eigener Hand, S. 414.
[17]Feldmann: Tod und Gesellschaft, S. 230, 233.
[18]Mischler: Freiheit, S. 131.
[19]Mischke, Marianne: Der Umgang mit dem Tod. Vom Wandel in der abendländischen Geschichte (= Historische Anthropologie 25). Berlin 1996, S. 233.
[20]Glaser: Endlichkeit, S. 12.
[21]Ebd., S. 12.
[22]Ebd., S. 11.

> haben wahrscheinlich zu einer Generalisierung geführt. Jedenfalls steht ein beunruhigender Dogmatismus hinter diesem 'medizinischen Denkmodell'.“[23]

Auch hier gilt es den Begriff „Krankheit“ kritisch zu sehen und zu hinterfragen, inwiefern er auf das Phänomen Suizid angewandt werden kann. Letztendlich obliegt die Pflicht zum Handeln dennoch beim Individuum. „Individuen haben nicht nur mehr Freiheiten gewonnen, sie müssen auch vermehrt Verantwortung tragen. Dies gilt auch für Krankheit und Tod.“[24] Ohne die Bereitschaft des Individuums, können Hilfsangebote nicht greifen.

Suizid ist nach offiziellen wie wissenschaftlichen Stellen ein Tabuthema.[25] Dennoch oder besser gerade deswegen, gibt es politisch unterstützte Kampagnen wie das Nationale Suizidpräventionsprogramm, das von der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention getragen wird. Argumente für ein erforderliches Eingreifen sind z.B. die Folgenden: „Suizidales Verhalten stellt [...] ein großes gesellschaftliches und gesundheitspolitisches Problem dar, nicht nur wegen des individuellen Leides sondern auch wegen der erheblichen Gesundheitskosten.“[26] Gesundheitsministerin Ulla Schmidt formuliert die Suizidprävention als offizielles Anliegen der Bundesregierung im Gesundheitsreformgesetz von 2000.[27] Die Mitgliedsländer der WHO haben sich seit letztem Jahr dazu verpflichtet die Suizidrate bis 2020 um 10% senken zu wollen.[28] Auch Politik fühlt sich zum Handeln verpflichtet. Neben präventiven Maßnahmen, die zum Beispiel die Umsetzung des Suizidwunsches erschweren bzw. die Verfügbarkeit der nötigen Materialien einschränken, mehren sich auch die psychiatrisch-psychologischen Behandlungsmöglichkeiten. Die zunehmende mediale Berichterstattung zu psychischen Krankheiten, die teilweise als Volkskrankheiten schon einen Status der Normalität erfahren, wirkt der Stigmatisierung entgegen und hilft der

[23]Feldmann: Tod und Gesellschaft, S. 229.
[24]Matter, Max: Sterben, Tod und Trauer. In: Stolle, Walter/Bamberger, Gerald (Hrsg.): Der Tod. Zur Geschichte des Umgangs mit Sterben und Trauer. Darmstadt 2001, S. 11-25, hier S. 22.
[25]Vgl. Schmidt, Ulla: Grußwort. In: Etzersdorfer, Elmar/Fiedler, Georg/Witte, Michael (Hrsg.): Neue Medien und Suizidalität. Gefahren und Interventionsmöglichkeiten. Göttingen 2003, S. 9-10, hier S. 9; O.A.: Kurzinformation über Suizidalität und Suizid. Stand 2012 oder später. Verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/informationen/kurzinfo-suizid.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14; Bolton, Samantha/Brunier, Alison: First WHO report on Suicide Prevention. Stand 04.09.14. Verfügbar unter: http://www.who.int/mediacentre/news/releases/2014/suicide-prevention-report/en/; zuletzt eingesehen am 15.09.14; Jochheim, Tobias: Eine Frage von Leben und Tod. Stand: 15.10.08. Verfügbar unter: http://www.medien-monitor.com/Eine-Frage-von-Leben-und-Tod.1226.0.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.
[26]O.A.: Suizidprävention ist möglich. O.J. Verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/informationen.html; zuletzt eingesehen am 06.09.14.
[27]Schmidt: Grußwort, S. 10.
[28]Bolton/Brunier: WHO report.

Suizidprävention.[29] In den Richtlinien des Nationalen Suizid Präventionsprogramms heißt es explizit: „Suizidpräventiv kann sein, wenn z.B. berichtet wird: Ein Suizid ist immer ein Zeichen für psychische Probleme.“[30] Durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit soll der Tabustatus aufgehoben und das Thema Eingang in die öffentliche Diskussion finden. Nur so kann in der Gesellschaft Bewusstsein geschaffen werden. „Der Wandel der Einstellungen entlastet Suizidgefährdete und ihre Angehörigen und öffnet Wege für eine bessere Prävention und Versorgung suizidgefährdeter Menschen.“[31] Durch die Änderung der Rahmenbedingungen erhofft sich die Deutsche Gesellschaft für Suizidprävention demnach eine langfristige Senkung der Suizidzahlen. Die Verknüpfung mit Krankheit befindet Weis nicht für hilfreich, erst recht nicht für die Prävention. Suizid solle als normales Verhalten wertfrei in der Gesellschaft diskutiert werden. Denn erst dadurch, so seine These, würden sich Betroffene nicht mehr zurückziehen und sich schämen, sondern um Rat fragen.[32] Ebenso spricht sich Feldmann für eine differenzierte soziale Akzeptanz von Suizid aus.[33]

Die aufgezeigten Perspektiven mit denen das Thema „Suizid“ verflechtet ist, sind mannigfaltig. In wessen „Verantwortungsbereich“ Suizid fällt und unter welchen Umständen überhaupt davon als solchem gesprochen wird, ist kulturell determiniert und gibt Aufschluss über vorherrschende Sinnkonstruktionen.

### 3.2. Statistiken zu Suizid

9890 Menschen haben im Jahr 201234 Suizid begangen. Gemäß den Angaben des Statistischen Bundesamtes ergibt das einen Prozentsatz von 1,1% aller in diesem Jahr in Deutschland Verstorbenen. Insgesamt verstarben 3,8% infolge unnatürlicher Todesursachen. Davon begangen also rund 30% Suizid.35 Fiedler betont: „In Deutschland sterben deutlich

[29]Ebd.
[30]O.A.: Suizide, Suizidversuche und Suizidalität. Empfehlungen für die Berichterstattung in den Medien. Stand Mai 2006. Als PDF verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/fileadmin/user_upload/Flyer/pdf-dateien/NASPRO-Medienempfehlungen-2010.pdf; zuletzt eingesehen am 08.09.14.
[31]O.A.: Grundsätze. O.J. Verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/grundsaetze.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.
[32]Weis, Kurt: Der Eigennutz des Sisyphos – Zur Soziologie der Selbstmordverhütung. In: Eser, Albin (Hrsg.): Suizid und Euthanasie als human- und sozialwissenschaftliches Problem (= Medizin und Recht, 1). Stuttgart 1976, S. 180-193, hier S. 188.
[33]Feldmann: Tod und Gesellschaft, S. 232.
[34]Neuere Daten sind noch nicht verfügbar.
[35]O.A.: Todesursachen. Stand 2014. Verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Gesundheit/Todesursachen/Tabellen/EckdatenTU.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

mehr Menschen durch Suizid als durch Verkehrsunfälle, Mord und Totschlag, illegale Drogen und Aids zusammen.“36 Letztere ergeben nämlich in der Summe „nur“ 5375 Opfern, die der oben genannten Zahl von 9890 Suiziden gegenübersteht. Mord ist dabei mit 281 Opfern der geringste Summand. Die Dunkelziffer der z.B. als Verkehrsunfälle getarnten Suizide bleibt dabei außen vor. Auch über die Zahl der Suizidversuche kann nur gemutmaßt werden, Experten wie Fiedler tippen jedoch auf das rund Zehnfache.37 Mit anderen Worten: Jeder Zehnte Suizidversuch endet auch mit dem Tod.

Der Kurvenverlauf zeigt einen allgemeinen Abwärtstrend seit der Zählung 1980, doch vor allem in den ca. letzten zehn Jahren kann ein ungefähr gleicher Wert bei der 10000 Marke verzeichnet werden. In der Statistik ist auch zu sehen, dass mehr Männer als Frauen Suizid begangen haben.38 73,7% der Suizidanten im Jahr 2012 waren männlich. Eine andere Grafik zeigt, dass das Sterbealter von Suizidanten im Jahr 2012 durchschnittlich bei 56,9 Jahren lag. Am höchsten ist die Suizidziffer (Suizide pro 100000 Einwohner) in der Altersgruppe der 85 bis unter 90-jährigen Männer. In der Lebensspanne von nur 25 Jahren zwischen 40 und 65 begingen 45,5% aller Männer Suizid. Bei den Frauen waren 47,2% über 60 Jahre alt.39 Die am häufigsten gewählte Suizidmethode ist bei Männern wie Frauen das Erhängen. 2012 haben sich 3649 Männer auf diese Art umgebracht und 797 Frauen. Demnach verstarben 45% der Suizidanten im Jahr 2012 so. Fiedler bescheinigt der Methode „Legen vor ein sich bewegendes Objekt“ einen auffälligen Zuwachs seit 2009. 718 Personen begingen auf diese Weise im Jahr 2012 Suizid, also 7,3% aller Suizidanten.40 Statistisch gesehen gibt es somit alleine in Deutschland pro Tag 2 Schienensuizide, ein im wahrsten Sinne des Wortes „alltägliches“ Phänomen. Dabei sind darin nur diejenigen aufgezählt, die den Versuch nicht überlebt haben.

### 3.3. Die Medien und der Werther-Effekt

Diese Zahlen können quantitativ nur schwer mit der dargestellten Realität in den Medien und demnach auch öffentlichen Diskurs abgeglichen werden. Doch sind sich Wissenschaftler

[36]Fiedler, Georg: Suizide in Deutschland 2012. Stand 2014. Als PDF verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/fileadmin/user_upload/Bilder/Suizide_2012/Suizidzahlen2012.pdf, hier S. 4; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

[37]Ebd., S. 3.
[38]Ebd., S. 5.
[39]Ebd., S. 8-10.
[40]Ebd., S. 11-13.

einig, dass das Verhältnis verzerrt ist. Nicht nur in Bezug auf Häufigkeit, Todesursache und Stereotyp, sondern auch im Bezug zum „wie“. Thönnes dazu: „Hierbei ist zu beachten, dass Suizid im Alter in Deutschland ein wenig beachtetes Thema ist und sich Angaben im öffentlichen wie auch wissenschaftlichen Diskursen häufig auf die Suizidalität unter Jugendlichen konzentrieren“[41]. Laut Mischke stehe dabei der grausame nicht natürliche Tod in den Medien im Vordergrund. Tod aufgrund von Altersschwäche werde dagegen fast nie gezeigt, es sei denn, es handle sich um eine prominente Person. Daneben kritisiert sie die Objektivität mit der der Tod in den Medien abgehandelt werde. Dazu zählt sie die lineare Form der Berichterstattung und zitiert Sloterdijk, der auch schon den scheinbar gleichwertigen Informationsgehalt einer Tötung und einer Promi-Scheidung zu bedenken gibt.[42] Mischke fasst zusammen: „Die Massenmedien schaffen eine Hyperrealität, eine neue Kultur der Rekonstruktion, die nicht mehr nur Abbild von Wirklichkeit ist, sondern Herstellung neuer Wirklichkeiten“[43]. Glaser stellt gleichsam die Gefühllosigkeit im Zusammenhang mit dem Tod in den Medien fest.[44] Macho führt weiter aus, dass Krankenhausserien und Blockbuster zwar nicht mit Toten sparen würden, aber dennoch sei die Darstellung, die sich dem Zuschauer böte, klinisch und steril.[45] Allein die im Hintergrund mitschwingende Frage in Krimis, ob ein Selbstverschulden oder eine Fremdeinwirkung vorliege, stellt den Suizid in den Medien als Alltagsbegebenheit dar. Doch diese Frage spielt naturgemäß im Krimi eine Nebenrolle oder stellt sich bald als zu vernachlässigen heraus. Wenn der Mensch medial geprägt ist, so hat er folglich ein irrationales Bild von Tod und Suizid.

In der Suizidprävention kommt den Medien eine besondere Rolle zu. Seit Goethes „Die Leiden des jungen Werther“ (1774) ist man sich der Auswirkungen einer medial verbreiteten Beschreibung einer suizidalen Handlung bewusst. Damals stürzten sich Einsame in ganz Europa nach ihrem fiktiven Vorbild Werther in den Tod. Um den Trend einzudämmen, verbot

[41]Thönnes, Michaela: Sterbeorte in Deutschland. Eine soziologische Studie (= Aktuelle Probleme moderner Gesellschaften, 11). Frankfurt am Main 2013, S. 45f.
[42]Mischke: Umgang, S. 200f.
[43]Ebd., S. 205.
[44]Glaser: Endlichkeit, S. 10.
[45]Macho, Thomas: Sterben zwischen neuer Öffentlichkeit und Tabuisierung. In: Bormann, Franz-Josef/Borasio, Gian Domenico (Hrsg.): Sterben. Dimensionen eines anthropologischen Grundphänomens. Berlin u.a. 2012, S. 41-49, hier S. S. 48f.

man die Publikation.[46] Auch heute beobachten Wissenschaftler den sog. Werther-Effekt immer wieder. Unter anderem erregte die ZDF Serie „Tod eines Schülers“ Aufsehen. Nach dessen Ausstrahlung wurde eine überzufällige Anzahl an Suiziden von Schülern gezählt.[47] Gleiches gilt für den Suizid von Robert Enke.[48] Auffällig ist dabei die Überschneidungen der Suizidmethoden. Die Suizidforschung geht davon aus, dass ein hoher Identifikationsgrad mit dem dargestellten Suizidanten, sei er fiktiv oder real, die „Vorbildfunktion“ ausfüllt.[49] Dieser Identifikation sollen Normen zur Berichterstattung von Vornherein entgegenwirken. Solche Normen sind im Deutschen Pressekodex unter Richtlinie 8.7 festgeschrieben: „Die Berichterstattung über Selbsttötung gebietet Zurückhaltung. Dies gilt insbesondere für die Nennung von Namen, die Veröffentlichung von Fotos und die Schilderung näherer Begleitumstände.“[50] Genauere Vorgaben finden sich beim Nationalen Suizid Präventionsprogramm.[51] Doch auch wenn genaue Empfehlungen zur Berichterstattung existieren und jedem Journalisten bekannt sein dürften, sieht sich der Deutsche Presserat immer wieder in der Verpflichtung, Medien für ihre Art der Berichterstattung zu rügen.[52] Die Differenz zwischen öffentlichem Interesse und Suizidprävention wird vor allem bei Suiziden Prominenter deutlich. Fiedler, Sekretär des Nationalen Suizid Präventionsprogramms, sieht dennoch eine allgemeine positive Entwicklung in der Berichterstattung, die der Tabuisierung entgegenwirke.[53] Der Trend der neuen Medien hat den Fokus teils in dieses Gebiet überführt. In der Diskussion stehen dabei unter anderem Vorteile und Nachteile der Suizid-Foren.[54]

[46]Schmidtke, Armin/Schaller, Sylvia/Kruse, Anja: Ansteckungsphänomene bei den neuen Medien – Fördert das Internet Doppelsuizide und Suizidcluster? In: Etzersdorfer, Elmar/Fiedler, Georg/Witte, Michael (Hrsg.): Neue Medien und Suizidalität. Gefahren und Interventionsmöglichkeiten. Göttingen 2003, S. 150-166, hier S. 150.

[47]O.A.: Zum Werthereffekt – gibt es medieninduzierte Suizide? O.J. Verfügbar unter: http://www-app.uni-regensburg.de/Fakultaeten/PPS/Psychologie/Lukesch/front/lehre/internetangebote/medien/kummed_643.htm; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

[48]Schmitt, Jörg/Tuma, Thomas: „Wir müssen noch offener werden“. In: Der Spiegel 21 (2010), S. 63-65, hier S. 63.

[49]Schmidtke/Schaller/Kruse: Ansteckungsphänomene, S. 154f.

[50]O.A.: Der Pressekodex. Stand 13.03.2013. Als PDF verfügbar unter: http://www.presserat.de/fileadmin/user_upload/ Downloads_Dateien/Pressekodex2013_big_web.pdf, S. 22; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

[51]O.A.: Suizide, Suizidversuche und Suizidalität.

[52]O.A.: Übersicht der Rügen. O.J. Verfügbar unter: http://www.presserat.de/pressekodex/uebersicht-der-ruegen/; zuletzt eingesehen am 15.09.14.

[53]Jochheim, Tobias: Frage von Leben und Tod.

[54]Fiedler, Georg: Suizidalität und neue Medien. Gefahren und Möglichkeiten. In: Etzersdorfer, Elmar/Fiedler, Georg/Witte, Michael (Hrsg.): Neue Medien und Suizidalität. Gefahren und Interventionsmöglichkeiten. Göttingen 2003, S. 19-55, hier S. 35-42.

Den Medien wird aufgrund ihres Einzugs- wie Einflussbereiches große Verantwortung zuteil, wobei sie sich allerdings einem Paradox in den Handlungsanweisungen gegenüber sehen. Einerseits soll die Tabuisierung aufgehoben werden, andererseits soll Vorsicht die Berichterstattung beherrschen. Wie sich dieser Gegensatz in der Praxis der Berichterstattung darstellt, ist deswegen Gegenstand der Arbeit. Die These von der Tabuisierung von Suizid bildet einen Allgemeinplatz, weswegen sie umso sorgfältiger überprüft werden muss.

### 3.4. Normen und Tabus

Norm ist der Übergriff für alle Verhaltensregeln. Sie werden in der Soziologie nach Kann-, Soll- und Muss-Normen unterschieden. Das Tabu ist ein Meidungsgebot und wird neben Verboten der Soll- bzw. Muss-Norm zugeordnet. Wie oben beschrieben war das Verbot von Suizid auch schon juristisch verankert, also eine klare Muss-Norm. Unter Kann-Normen werden gemeinhin Sitten und Gewohnheiten verzeichnet.[55] In dieser Kategorisierung wird deutlich, dass das Tabu eine spezifische Unterart der Norm ist, kann darüber hinaus aber auch als negative Norm bezeichnet werden.[56]

Luhmann gestand Normen die Funktion zu, Komplexität zu reduzieren.[57] Konflikte werden so vermieden und das gegenseitige Verständnis erhöht. Die Gruppe erfährt Stabilität und bildet darüber ihre Identität aus. Insofern sind Normen unbedingt notwendig, damit das Zusammenleben funktioniert. Um diese Stabilität auf Dauer zu gewährleisten sind vor allem die Dinge mit einem Tabu belegt, die der Gruppe gemäß ihrer Sinnkonstruktion gefährlich werden könnten.[58] „Bestimmte Dinge müssen sich von selbst verstehen, müssen nicht begründet und dürfen nicht hinterfragt werden.“[59] Normen und Tabus wird somit ein gesellschaftskonstituierender Faktor zugesprochen.[60] Für Tabus in Bezug zum Tod gilt nach Schröder die Motivation aus Feinfühligkeit, die diese Situation für die Angehörigen

[55]Schäfers, Bernhard: Einführung in die Soziologie. Wiesbaden 2013, S. 60.
[56]Rada, Roberta: Tabus und Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Eigenschaften von Euphemismen. Budapest 2001, S. 29.
[57]Schäfers: Einführung, S. 61.
[58]Schröder, Hartmut: Zur Kulturspezifik von Tabus. Tabus und Euphemismen in interkulturellen Kontaktsituationen. In: Benthien, Claudia/Gutjahr, Ortrud (Hrsg.): TABU. Interkulturalität und Gender. München 2008, S. 51-70, hier S. 53f.
[59]Schröder, Hartmut: Tabu und Kultur. In: Treichel, Dietmar/Mayer, Claude-Hélène (Hrsg.): Lehrbuch Kultur. Lehr- und Lernmaterialien zur Vermittlung kultureller Kompetenzen, Münster u.a. 2011, S. 125-132, hier S. 131.
[60]Ritzer, Ivo: Fernsehen wider die Tabus. Sex, Gewalt, Zensur und die neuen US-Serien (= Kultur & Kritik 3). Berlin 2011, S. 45.

vereinfachen soll.[61] Zudem spricht man nicht schlecht über Tote. Normen sind somit ein Zwischenglied zwischen Individuum und Kollektiv und treten vermittelnd zwischen beiden auf. „Tabus geben in ihrer gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmung jedem Einzelnen folglich kulturell vermittelte Orientierungsmuster zur Überprüfung des eigenen Denkens und Handelns zwischen Anpassung, Grenzüberschreitung, und Ausgrenzung.“[62]

Auch wenn eine eindeutige Trennung zwischen den unterschiedlichen Normarten und darunter dem Tabu nach Schröder und Rada kaum möglich ist, muss zur Operationalisierung dies zumindest in Ansätzen versucht werden.[63] Rada folgt dabei explizit anderen Tabuforschern wie Freud, Röhrich und Kuhn, indem sie die Motivation zur Befolgung eines Tabus aus dem Inneren heraus zum wesentlichen Distinktionsmerkmal hervorhebt. Das bedeutet, dass das Individuum schon aus eigenem Willen eine bestimmte Handlung oder ein Thema vermeidet. Ein äußeres kodifiziertes Gesetz sei gar nicht notwendig. In diesem Zusammenhang betont Rada als Kennzeichen von Tabus die starke Affektivität mit der ihnen begegnet werde. Bei einem offiziellen Gesetz träfe dies nicht zu.[64] Besonders zwei Emotionen sind mit den Tabus verbunden, nämlich Scham und Angst. Aufgrund der hohen Affektivität wird ein Tabu kaum noch rational begründet, da ersteres Grund genug zur Befolgung ist. Seine Existenz sei so selbstverständlich, dass es weder auffalle und erst recht nicht hinterfragt werde.[65] Darin liegt ein Unterscheidungsmerkmal zum Verbot begründet, welches nicht nur explizit formuliert ist, sondern darüber hinaus begründet werden kann.[66] Diese Anschauung kann angefochten werden, da einmal der Logikfehler darin besteht, inwiefern ein Tabu wirklich unbewusst ist, wenn es dagegen zu beabsichtigen Tabubrüchen kommen kann (man ziehe als Beispiel die Kunst heran), die zudem sehr wohl formulierbar sind. Zweitens erscheint das Argument, Tabus nicht begründen zu können, zweifelhaft, da Tabus aus bestimmten Gründen etabliert worden sind, wie ihre Funktion nahelegt, auch wenn das schon einige Zeit her sein mag. Die Brüchigkeit in der Argumentation soll am Rande einmal mehr

[61]Schröder, Hartmut: Tabu. O.J. Als PDF verfügbar unter: http://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/sw/sw2/forschung/tabu/weterfuehrende_informationen/artikel_zur_tabuforschung/tabu.pdf, hier S. 6; zuletzt eingesehen am 14.09.14.
[62]Krüger, Gundulf: Tabu. Die Macht der Götter in Polynesien. In: Krüger, Gundolf/Menter, Ulrich/Steffen-Schrade, Jutta (Hrsg.): Tabu?! Verborgene Kräfte – Geheimes Wissen. Hannover 2012, hier S. 13.
[63]Schröder: Zur Kulturspezifik von Tabus, S. 57; Rada: Tabus und Euphemismen, S. 29.
[64]Rada: Tabus und Euphemismen, S. 26f, 29.
[65]Schröder: Zur Kulturspezifik von Tabus, S. 55f.
[66]Schröder, Hartmut: Tabu. In: Wierlacher, Alois u.a. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Germanistik. Stuttgart 2003, S. 307-315, hier S. 311.

verdeutlichen, dass Konzepte selbst bloß menschengemachte Konstruktionen sind, die die Wirklichkeit niemals ganz erfassen können. Wie oben schon angekündigt gilt es zugunsten einer Operationalisierung trotzdem mit den Begriffen zu arbeiten, sofern dies mit kritischem Auge geschieht.

Weiter können Tabus in sprachliche und nonverbale Tabus differenziert werden. Sie können verschwiegen oder auf bestimmte Art und Weise thematisiert werden. Werkzeuge hierfür sind euphemistische Beschreibungen, Andeutungen, Metaphern, Fachvokabular und ähnliches. So wird Verständigung ermöglicht, ohne jedoch Konventionen zu verletzen.[67] Rada zitiert Porzig wenn sie darauf hinweist, dass das Tabu einer Handlung sich leicht auf die Kommunikation darüber als Konsequenz überträgt. Sie selbst differenziert dies, indem sie sagt, dass die Art und Weise über ein Tabu zu reden kommunikative Notwendigkeit sei und nicht an sich ein Sprachtabu und warnt vor einer unnötigen Ausweitung des Tabubegriffs.[68] Dagegen kann argumentiert werden, dass bestimmte Wörter und die Art zu reden affektiv behaftet sind, was gemäß ihrer eigenen Definition ein deutliches Zeichen für ein Tabu ist. Dieser Logik werde ich im restlichen Teil der Arbeit deswegen auch folgen und Radas Einwand außen vor lassen. Ebenso versucht Kraft eine feinere Differenzierung und identifiziert Mischformen. Er gibt an, dass es Themen gäbe, über die man zwar rede, doch dass die Emotionen zu dem Thema unter einem Tabu stehen würden. Er führt weiter aus, dass die Tabuisierung von Emotionen erheblichen Einfluss auf das Erinnerungsvermögen habe, da man sich vor allem an emotionale Begebenheiten erinnere.[69] Gerade das Thema Suizid sei hochgradig affektiv besetzt, was als Hinweis auf dessen Tabustatus gewertet werden kann.[70] Kraft stellt in diesem Zusammenhang fest: „Wenn wir das Tabu als ein gewichtiges, soziales Zusammenleben und Identität regulierendes Meidungsgebot definiert haben, dessen Übertretung mit Ausschluss aus der Gemeinschaft bedroht ist, dann ist der Suizidant derjenige, der den angedrohten Ausschluss ad absurdum führt, indem er sich durch seine Tat unwiderruflich selbst ausschließt.“[71]

Sobald eine Norm missachtet wird, greifen soziale meist formelle Kontrollinstanzen wie die

[67]Vgl. Schröder, Hartmut: Semiotisch-rhethorische Aspekte von Sprachtabus. Stand 1999. Als PDF verfügbar unter: http://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/sw/sw2/forschung/tabu/ weterfuehrende_informationen/ artikel_zur_tabuforschung/semiot-rheto.pdf, S. 15; zuletzt eingesehen am 15.09.14; Kraft, Hartmut: Tabu. Magie und soziale Wirklichkeit. Düsseldorf u.a. 2004, S. 11; Schröder: Zur Kulturspezifik von Tabus, S. 61.
[68]Rada: Tabus und Euphemismen, S. 41f, 54f.
[69]Kraft: Tabu, S. 208.
[70]Ebd., S. 42.
[71]Ebd., S. 145.

Justiz. Tabus werden dagegen eher auf informelle Art geahndet, nämlich durch sozialen Ausschluss oder Ächtung. Darüber hinaus kann sich der Tabubrecher selbst durch Scham bestrafen. Die Rationalität des Verbots gegenüber der Emotionalität des Tabus wird einmal mehr verdeutlicht.[72] Der Normübertritt ruft erst deren Gültigkeit wieder in Erinnerung. Laut Fenske erfüllt das Berichten über ein Ereignis die Funktion der Reproduktion sozialer Realität und den Abgleich vorhandener Normvorstellungen.[73] Entscheidend ist dabei nach Kraft das sofortige Einschreiten. „Sofern ein Tabu wirksam bleiben soll, bedarf es einer hohen gesellschaftlichen Wachsamkeit und prompten Reaktionen bei Tabuverletzungen.“[74] Sanktionen sind wesentlicher Bestandteil im Mechanismus von Tabus.

Auf zwei Weisen können sich Tabus laut Kraft wandeln. Einmal dadurch, dass sich die Gesellschaft selbst ändert oder dadurch, dass Tabubrüche als Auslöser für einen gesellschaftlichen Wandel fungieren.[75] Kraft ist der Überzeugung, dass Tabubrüche deswegen nicht unbedingt per se schlecht seien, da durch sie ja die Chance zur Weiterentwicklung erst eröffnet werde.[76] Schröder zeichnet das Bild weiter und spricht gar von einem ständigem Ausbalancieren zwischen Veränderung und Kontinuität.[77] Krüger weist zudem darauf hin dass das Spannungsfeld nicht nur zwischen Einhaltung und bewusstem Tabubruch besteht, sondern es ebenso zu einer unbeabsichtigten Verletzung kommen kann.[78] Diese Feinheit muss wohl in den Kontext zur Sanktion gesetzt werden, da der bewusste Tabubruch wohl kaum eine eigenständige Bestrafung nach sich zieht. Nach wie vor bleibt auch ein Lückenschluss in der Hinsicht vorenthalten, warum es überhaupt zu Tabubrüchen kommen kann, wenn es doch ein inneres Bedürfnis ist, das Tabu zu befolgen. Die Ambivalenz zwischen Einhaltung und Bruch im Konzept vom Tabu zu verorten war der Verdienst Freuds.[79] Wenn das Individuum gar keine Motivation hätte Handlung X zu vollziehen, bräuchte es ja kein Tabu dafür. Demnach gibt es nicht nur das Bedürfnis, Tabus zu befolgen, sondern ebenso sie zu brechen. Es ist eine Gratwanderung zwischen zwei gegensätzlichen Motivationen. Aber auch dieser Aspekt erscheint noch recht makroperspektiv und kann alleine kaum als Erklärungsansatz dienen.

[72]Vgl. Kraft: Tabu, S. 10; Schröder: Tabu, S. 311.
[73]Fenske: Selbstmord, Sp. 549.
[74]Kraft: Tabu, S. 27.
[75]Ebd., S. 10.
[76]Ebd., S. 118.
[77]Schröder: Zur Kulturspezifik von Tabus, S. 59.
[78]Krüger: Macht, S. 13.
[79]Kraft: Tabu, S. 40.

Zum Schluss ist ein Faktor noch ausstehend. Tabus machen nur Sinn vor dem Hintergrund kollektiver Bedeutungszuschreibungen, also von Kultur. Nur aus deren Logik heraus kann ein Tabu etabliert werden. Wie oben gesehen, sind diese jedoch nicht unumstößlich oder zeitlos, sondern stehen klar im Kontext zu Zeit, Ort und Gruppe.[80] Umgekehrt können durch die Analyse von Tabus Rückschlüsse auf die Sinnkonstruktionen eines Kollektivs gezogen werden.

Auch wenn der Abriss zu Normen und Tabus aufgrund des Rahmens kurz gehalten werden musste, sind Brüche und Kanten im Konzept durchsichtig geworden. Nichtsdestotrotz sollen zumindest die Grundkonstanten als Arbeitsgrundlage für das weitere Vorgehen dienen.

### 3.5. Kulturelle Praxis

Im vorhergehenden Kapitel wurde deutlich, dass ein allein an normativen Vorgaben ausgerichtete Betrachtung des Forschungsfelds zu kurz greift. Der Bezug zu den tatsächlichen Verhaltensweisen ist so nicht sicher gestellt. Deshalb wird an dieser Stelle die theoretische Ebene um den Begriff der „kulturellen Praxis“ erweitert.

Dieses Verständnis von Kultur betont den prozesshaften Charakter, den sie inne hat. Trotzdem sei eine gewisse Regelmäßigkeit nach Hörning und Reuter notwendig. Sie differenzieren darüber hinaus mit den Begriffen kulturell und sozial und betonen das weder das eine noch das andere hierbei vollkommen zum Tragen komme. Damit sehen sie sich in einer Linie mit der Denktradition Bourdieus.[81] Reckwitz unterstreicht zudem neben der sozialen die zeitliche Dimension, da eine Praxis durch ihre Wiederholung über einen gewissen Zeitraum zu verfolgen sei.[82] Insgesamt ist einer der Knackpunkte im Konzept, dass die Betonung auf dem Prozess und nicht der Struktur liegt. Es gehe um die „Herstellung kultureller Bedeutungen und Erfahrungen“[83]. Die althergebrachte Anschauung von Kultur als geschlossenem Bedeutungssystem wird so aufgebrochen und stattdessen Raum für das Neue und Kreative als selbstverständlichen Bestandteil geschaffen.[84] Bachmann-Medick sieht in der

[80]Kraft: Tabu, S. 12.

[81]Hörning, Karl/Reuter, Julia: Doing Culture: neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S. 9-11.

[82]Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282-301, hier S. 289.

[83]Bachmann-Medick, Doris: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg 2006, S. 104.

[84]Ebd., S. 107.

„Mobilisierungskraft sozialer Praktiken im Hinblick auf kulturelle *Veränderungs*prozesse [sic]“[85] Potential gegeben. Dem Individuum wird insofern eine explizite Rolle im Konzept zugewiesen. Hörning und Reuter sprechen sich gegen eine vereinfachte Zuweisung gemäß „Sinnkonstruktion gleich Ursache für Handlung“ aus, sondern machen sich für die Mehrdimensionalität der Erklärung menschlichen Verhaltens stark, in der weitere Faktoren als Bezugspunkte in dieses Muster gesetzt werden müssen.[86]

Es soll noch mal in aller Deutlichkeit formuliert werden: Der Begriff der kulturellen Praxis ist nicht der Gegenpart der Normen. Die Normen selbst sind Teil der kulturellen Praxis, da sie als explizites oder implizites Wissen einer Kultur existieren. Sie mögen eine Basis darstellen, deren Existenz sich aber erst in ihrer Anwendung bestätigt. Es handelt sich immer um die Interpretation normativer Vorgaben und das „Spielen“ damit in der Auseinandersetzung. Eine Grenze zwischen beiden ziehen zu wollen wäre ein analytischer Fehlschluss, da das eine das andere bedingt. Die Explizitheit mit der dieser Dualismus überwunden wird, ist die große Leistung der Theorie. Die gleichzeitige Mehrdimensionalität in der Kultur *verstanden wird,* spiegelt sich im Terminus „praktisches Wissen“[87] wieder. Die ehemalige schon in der Antike entwickelte Idee von der Herrschaft des Geistes über den Körper und Wissen als kognitive abstrakte Idee ist somit aufgehoben. Wissen sei im Regelfall sowieso nicht explizierbar.[88] Soziale Praktiken sind die, die den sozialen Normalfall bilden also als solche kollektiv in ihrer Typologie erkannt werden und über Raum und Zeit repetitiv sind.[89]

Begrüßenswert ist in dieser Theorie, dass das Individuum mit seinen subjektiven Deutungsmustern darin einen Platz zugestanden bekommt. Einer suggestiven Homogenisierung einer Kulturgruppe wird so entgegengewirkt wie auch der „Festschreibung“, da sie bedenkt wie jede Praxis neu ausgehandelt wird. Die Theorie eignet sich deswegen, um sie mit dem Konzept von Tabus zu vernetzen, da Tabubrüche eine stabilere theoretische Basis erhalten. In der kulturellen Praxis werden Tabubrüche zur Selbstverständlichkeit durch das Zugeständnis an die stete individuelle Interpretationsleistung in ihrer Mehrdimensionalität erhoben. Dies leistet die Tabuforschung nur über eine

[85]Ebd., S. 110.
[86]Hörning/Reuter: Doing Culture, S. 12-14.
[87]Reckwitz: Theorie sozialer Praktiken, S. 289.
[88]Ebd., S. 290.
[89]Ebd., S. 292.

Ausweichung in psychologische Gefilde, indem sie wie oben bereits angeführt die Ambivalenz der Bedürfnisse heranzieht. Die Darstellung der Theorie ist hier sehr knapp ausgefallen, sodass kaum Kritik geübt werden kann. Fragen nach der genaueren Grenzziehung zwischen individuellen zur kulturellen Praxis beispielsweise müssen hinten angestellt werden. Problematisch ist auch der Grad der Innovation. Welche Bedingungen sind es, die eher die Wiederholung oder Innovation begünstigen?[90] Zum Zwecke dieses Studienprojekts sollen die bisherigen Ausführungen dennoch genügen.

## 4. Empirische Materialerhebung und Zugang

Mit Hilfe des erarbeiteten Theoriefelds soll das empirische Material nun in Hinsicht auf die Fragestellung zusammen geführt werden. Dabei wird sich die Tauglichkeit des Konzepts zeigen und kann bei Bedarf weiter entwickelt werden.

### 4.1. Eingrenzung des Forschungsfelds

Um das Feld auf eine bearbeitbare Größe herabzusetzen, liegt der Fokus auf „Schienensuiziden“. Das sind Suizide, die durch ein fahrendes Schienenfahrzeug bewerkstelligt werden. Weder der Begriff „Schienensuizid“ noch „(Eisen-)Bahnsuizid“ ist im Duden verzeichnet. Jedoch findet man im Internet z.B. bei Google zu Ersterem 5940 Einträge.[91] Ich verwende fortan den Begriff, verzichte aber zur besseren Lesbarkeit auf die Anführungszeichen.

Die Art der Eingrenzung anhand der Suizidmethode war deshalb geboten, da von einer unterschiedlichen Wertung und somit Berichterstattung ausgegangen wird. Für die wissenschaftliche Analyse sollte sich das Forschungsfeld jedoch möglichst homogen darstellen. Darüber hinaus war aus dem gleichen Grund ein weiterer eingrenzender Faktor auf Berichte prominenter Suizidanten zu verzichten. Zeitlicher Rahmen war die Publikation im Jahr 2014. Es wurden nur deutsche Medien verwendet, da sich dies durch den einheitlichen juristischen Rahmen als auch den normativen Vorgaben des Presserats gebot. Um den

[90] Ebd., S. 297.
[91] Stand 20.02.2015.

Einschränkungen genüge zu werden, wurden per Online Suche die Archive der im Internet verfügbaren Medien durchsucht. Dies geschah mehrmals in unterschiedlichen zeitlichen Abständen. Schlagwörter für die Suche waren hauptsächlich „Suizid“, „Selbstmord“, „Bahn“, „Zug“, „Schienensuizid“ in allen möglichen Kombinationen. Verzeichnet werden konnten 13 Artikel, die von März bis Oktober 2014 datieren und in der unten stehenden Tabelle einsehbar sind. In vier Artikeln ist nicht gesichert, ob es Suizid oder ein unbeabsichtigter Unfall war.

Mit „Erklärung“ ist als Spaltenüberschrift ein kurzer Hinweis gemeint, indem sich die Zeitung für die Veröffentlichung der Meldung rechtfertigt. Bilder, die den Artikeln beigefügt werden, sind ebenfalls Bestandteil des Forschungsfelds. Sie können als weiteres Analysematerial den Text kontrastieren.

| Titel | Medium | Datum | Ort | Bild | Erklärung |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | |
| Stundenlange Zugausfälle am Hbf Freiburg | Badische Zeitung | 24.03.14 | Freiburg | 4 | ja |
| 31-jähriger aus Künzell begeht Suizid | Fuldaer Zeitung | 19.05.14 | Schlüchtern | 1 | nein |
| Suizid in Stadtmitte... | presseportal | 20.05.14 | Düsseldorf | nein | nein |
| 37-jähriger vom Zug erfasst | Märkische Online Zeitung | 10.06.14 | Neulöwenberg | nein | nein |
| … Mann von Zug erfasst bei Reichenbach … | presseportal | 13.06.14 | Reichenbach a.d. Fils | nein | nein |
| Hohenstein-Ernstthal | Freie Presse | 17.06.14 | Hohenstein-Ernstthal | 1 | nein |
| Selbstmord im Bahnhofsgebäude | Gmünder Tagespost | 18.09.14 | Lorch | nein | nein |
| Bonner vom Zug erfasst | Generalanzeiger Bonn | 24.09.14 | Bad Godesberg | 2 | nein |
| 19-jährige wird von Zug erfasst | Mitteldeutsche Zeitung | 28.09.14 | Staßfurt | 1 | nein |
| Mann von ICE erfasst – tot | Märkische Online Zeitung | 29.09.14 | Dallgow | nein | nein |
| Verspätung | Badische Zeitung | 07.10.14 | Hochschwarzwald | nein | nein |
| Tragischer Unfall oder Suizid? | osthessennews.de | 13.10.14 | Ludwigsau | 7 | nein |
| Zug tötet Mann | neumarktonline.de | 19.10.14 | Weißenburg | nein | nein |

*Tabelle 1: Sample*

### 4.2. Vorannahmen

An dieser Stelle braucht es nach der theoretischen Konstruktion des Forschungsfelds eine zusammenfassende Reflexion. In der langen Tradition der Wertung von Suiziden, ist die Prägung durch Religion und Ethik immer noch stark. Deswegen ist vor allem mit einer negativen Konnotation zu rechnen, die medial reproduziert wird. Die Einwände aus humanistisch-philosophischer Ecke werden sich mutmaßlich nicht in den Medien wiederfinden, da Politik und Medizin die Deutungshoheit inne haben. Diese Auffassung hat sich zwar bedingt durch die Verwissenschaftlichung des Suizids zum Pathogenen hin geändert, doch ist das Resultat nach wie vor dasselbe. Alleine die suggerierte Notwendigkeit des Eingreifens zeigt dies. Durch die Zuschreibung von Suizid als letztes Symptom einer

psychischen Krankheit, kann dieser jedoch „leichter“ akzeptiert werden. Missgunst erfährt die Handlung speziell zum Schienensuizid wiederum insofern, da Mitmenschen unschuldig mit in das Geschehen hinein gezogen werden. Grundsätzlich wird Suizid als Tabuhandlung also als Abnormal aufgefasst. Die Maßnahmen zur Senkung der Suizidrate von offizieller Seite bestehen z.B. im sensiblen Umgang mit dem Thema in der Berichterstattung, andererseits in der Forderung nach einem offen geführten Diskurs. Ihre Gegenspieler formulieren die gleiche Forderung, jedoch mit dem Ziel die Pathologisierung des Suizids aufzuheben. Die Einen haben also die Senkung der Suizidrate zum Ziel, die Anderen die Senkung des gesellschaftlichen Drucks durch Normen auf die Individuen hin zur kollektiv akzeptierten Entscheidungsfreiheit. Unterm Strich ist dennoch zusammenfassend von einer unemotionalen und versucht objektiven Art der Berichterstattung auszugehen. Die unumgängliche mediale Verzerrung wird sich vor allem in Hinblick auf die normativen Vorgaben durch Pressekodex und des Nationalen Suizid Präventionsprogramms auch hier wiederfinden. Dabei stehen die Autoren der Artikel zwei unterschiedlichen Handlungsanweisungen gegenüber, wenn sie einmal möglichst objektiv ihrem Informationsauftrag nachkommen sollen und auf der anderen Seite eine Einschränkung erfahren indem sie an spezifische Normen gebunden sind. Der Konflikt in der Handlung besteht also zwischen dem Informationsauftrag und dem Schutz sämtlicher die Artikel lesende Parteien, nämlich den Suizidgefährdeten, der Angehörigen sowie dem Toten selbst im Sinne der Bewahrung der Persönlichkeitsrechte und Würde über den Tod hinaus und der restlichen Öffentlichkeit.[92] Wie das „öffentliche Interesse“ letztendlich interpretiert wird, zeigt sich im produzierten Text und Bild. Die These von der Übertragung des Tabus der suizidalen Handlung auf die verbale Tabuisierung des Themas bleibt zu überprüfen.

### 4.3. Methoden

Für eine Medienanalyse bietet sich in erster Linie die qualitative Inhaltsanalyse an. Mithilfe dieser Methode wird der latente Sinn hinter dem manifesten Text sichtbar gemacht; die Methode dient also dem „zwischen den Zeilen lesen“. In der Manier der induktiven Forschung werden anhand des Materials selbst Kategorien entworfen. Sobald sich sämtliche Textstellen den Kategorien zuordnen lassen, sollen auf einem abstrakteren Niveau

[92]Im Pressekodex 2013 heißt es zum Beispiel: 11.3.: „Die vom Unglück Betroffenen dürfen grundsätzlich durch die Darstellung nicht ein zweites Mal zu Opfern werden.“

Sinnzusammenhänge sichtbar werden. Neben den Kategorien für den Inhalt müssen formale Aspekte ebenso Beachtung finden. In Bezug auf das Studienprojekt kann dies die Länge bzw. die Kürze eines Artikels sein. Der Vorteil dieser Methode liegt klar ihrem induktiven Vorgehen; so lassen sich Projektionen und Vorannahmen des Forschers auf das Feld weitgehend vermeiden. Dennoch ist die Forschung natürlich bereits bedingt durch die Fragestellung in eine gewisse Richtung vorbestimmt. Zum Anderen darf nicht vergessen werden, dass es bei einer qualitativen Forschung keinesfalls um Repräsentativität gehen kann, denn dazu ist das Sample zu klein. Dennoch kann die Forschung zum tieferen Verständnis des Phänomens durch die hermeneutisch interpretative Annäherung beitragen. Eine Analyse der an die Artikel beigefügten Bilder rundet die Untersuchung des Materials ab.

### 3.6. Selbstreflexion und Rolle im Feld

Das Thema Suizid gebietet besondere Vorsicht bei der Bearbeitung. Der Tabustatus und die damit einhergehende moralische Wertung machen es leicht, Position zu beziehen. Dies gilt es zugunsten der Wissenschaftlichkeit zu vermeiden. Zwar kann auch eine wissenschaftliche Arbeit niemals ganz wertfrei sein, doch das Ideal schreibt zumindest die Annäherung daran vor. Betreffend der Vorannahmen muss eine prinzipielle Offenheit den weiteren Verlauf der Arbeit bestimmen, um den induktiven Stil zu gewährleisten. Zudem ist es nicht Ziel der Arbeit, eine Wertung kultureller Praxen zu liefern, sondern stattdessen in der Manier des Kulturrelativismus Sinn und Wirkungsweisen hinter diesen zu verstehen.

Besondere methodologische Aufmerksamkeit muss der Tatsache geschuldet werden, dass die Autorin bei der Interpretation des Materials nur eigene Maßstäbe ansetzen kann, was den Tabustatus betrifft. Zwar werden die im theoretischen Teil abgehandelten Kriterien verfolgt, aber da eine gewisse Intuition und Affekt in der Natur der Sache ist, kann Objektivität nur angestrebt werden. Andere Betrachter treffen unter Umständen andere Entscheidungen. Dies macht die methodologische Schwierigkeit der Arbeit aus, nämlich etwas aufzudecken, das eigentlich nicht dafür gemacht ist aufgedeckt zu werden. Als Europäische Ethnologin ist die Autorin nichtsdestotrotz im Wechsel von Distanz und Nähe geschult, sodass eine entsprechend ausreichende Reflexion diesem Umstand nicht die Wissenschaftlichkeit abspricht.

## 5. Analyse und Interpretation des Materials

Das empirische Material wird nun in einer ersten Abstraktion systematisch analysiert. Die allgemeine Form der Berichterstattung soll so widergespiegelt werden.

### 5.1. Textanalyse

In den Artikeln ist sowohl der wissenschaftliche Terminus „Suizid“ als auch „Selbsttötung“ und „Selbstmord“ zu finden, wobei ersteres quantitativ überwiegt. Interessant ist in einem Fall, dass in der Überschrift „Suizid“ zu lesen ist, im Text selbst jedoch der eher abwertende Begriff „Selbstmord“ verwendet wird (siehe dazu Kapitel 3.1.1.). Darüber hinaus ist des öfteren eine Umschreibung mit „Zwischenfall“, „Unfall“, „Unglück“ und „Vorfall“ vorgenommen worden. Von einem „Unfall“ ist am häufigsten die Rede. Die Umschreibungen können als Euphemismen gewertet werden. Eine ungewollte Absicht von Seiten des Getöteten ist denkbar. Durch die Benutzung des Wortes „Zwischenfall“ lässt sich der Versuch einen neutralen Berichtsstil beizubehalten erkennen. Am meisten erfahren die Umschreibungen durch den Begriff „Unglück“ eine Wertung.

Ein weiterer Indikator, der zur Analyse herangezogen wurde, ist der der genannten Akteure. In diese Kategorie lassen sich der Suizidant, Reisende, Augenzeugen, Bahn Unternehmen, Polizei/Feuerwehr/Notarzt, Lokführer und Finder einreihen. Immer wieder werden die Reisenden in den Mittelpunkt gerückt. Interviewte werden teils direkt teils indirekt zitiert und in manchen Fällen auch namentlich genannt wie einer der Reisenden, ein Bahnsprecher und ein Polizeisprecher. Die Handlungen der Akteure bleiben im großen und ganzen recht unspezifisch. Ein Mensch wird vom Zug erfasst, die Polizei ist im Einsatz, der Notarzt stellt den Tod fest, die Feuerwehr wird alarmiert, ein Sprecher teilt mit, Pendler warten. Die Reaktionen der Akteure greifen kausal verknüpft als Folge des Suizids ineinander. Der lineare Ablauf nach der Handlung wird so dargestellt. Das Modalverb „müssen“, das Handlungen als logische Konsequenzen konstruiert, ist in fast jedem Artikel vorzufinden. Emotionale Äußerungen dagegen sind rar. Von „Schock“ ist zu lesen und vom „Bedauern der Unannehmlichkeiten“. Eine Wertung erfolgt über Wörter wie „schlimm“, „tragisch“, „notfallseelsorgerisch“ und ähnlichen. „Entspannung“ erfährt die Situation erst wenn alles wieder seinen geregelten Gang läuft.

Allgemein können sämtliche gegebenen Informationen aus den Artikeln, die Akteure

selbstverständlich inbegriffen, den folgenden Kategorien zugeteilt werden: „Mensch“ (auf den Begriff „Suizidant“ wurde an der Stelle verzichtet, da es in manchen Fällen nicht geklärt es, ob eine Tötungsabsicht vorlag), „Schienenfahrzeug“, „Zeit“, „Ort“, „Reisende“, „Lokführer“, „Finder“, „Augenzeugen“, „Bahn Unternehmen“, „weitere Züge/SEV“, „Polizei/Feuerwehr/Notarzt“ und „weitere Spezifika“. Welche Details jeweils genau in welche Kategorie fallen ist in Tabelle 2 einsehbar. Die Kategorien „Zeit“ und „Ort“ sind für die Medien als Übermittler aktueller und relevanter Nachrichten unverzichtbar.

| **Mensch** | **Schienenfahrzeug** | **Zeit** | **Ort** |
|---|---|---|---|
| ob Suizid oder unklar | Nr. | Genaue Angaben | Genaue Angaben |
| Geschlecht | Strecke | Dauer der Auswirkungen | Reichweite der Auswirkungen |
| Alter | Art | | |
| Herkunft | | | |
| Handlung (springen, legen, treten) | | | |
| | | | |
| **Reisende** | **Lokführer** | **Finder** | **Augenzeugen** |
| Anzahl | Alter | Handlung (bemerken) | Emotion (geschockt) |
| Differenzierung (Fans, Schüler, Berufstätige) | Geschlecht | | |
| Handlung (aussteigen, warten, trampen etc.) | Handlung (Notbremse ziehen, Dienst abbrechen, betreut werden) | | |
| | | | |
| **Bahn Unternehmen** | **weitere Züge/SEV** | **Polizei/Feuerwehr/Notarzt** | **Weitere Spezifika** |
| Handlung (SEV einsetzen, mitteilen) | Zeitangaben | Handlung | Brief, Ort |

*Tabelle 2: Detailinformationen in den Artikeln*

Alle Kategorien samt ihrer Details sind quasi weitere Zutaten, die das Geschehen ausschmücken. Auffällig ist vor allen Dingen die Menge an Zahlenangaben, die der Leser an die Hand bekommt: Uhrzeit des Suizids, Dauer der Streckensperrung, Zeiten der verspäteten Züge, Anzahl der betroffenen Reisenden, Nummer der Lok, Anzahl der SEV, Alter verschiedener Akteure, Anzahl der betroffenen Züge sowie Entfernungsangaben. Darüber hinaus gibt es allerdings auch noch andere Details, die spezifisch den Handlungshergang illustrieren. Hierzu zählen präzise Angaben zum Ort an dem der Suizidant erfasst wurde, wo ein Abschiedsbrief oder auch Bier und Wodka gefunden wurde und – besonders prekär – ob der Suizidant vor das Schienenfahrzeug sprang, sich auf die Gleise legte oder trat. Diese Angaben, die eigentlich gegen den Pressekodex oder den Vorgaben des Nationalen Suizid Präventionsprogramms verstoßen, sind in der Tabelle gelb unterlegt. Denn durch sie erfährt

der Leser spezifische Details zum Hergang des Geschehens, welche zum Vorbild genommen werden könnten.

### 5.2. Bildanalyse

In sechs der Artikel waren Bilder beigefügt. Bei welchen und wieviele ist oben in Tabelle 1 einzusehen. Abgebildet werden Zug, Einsatzwägen von Polizei und Feuerwehr, aber auch Krankenwägen und ein Leichenwagen. Des Weiteren sind symbolische Markierungen wie ein polizeiliches Absperrband, Blaulicht und Verkehrshütchen sowie Bestatter mit Sarg, Einsatzhelfer und wartende Menschen zu sehen. Die Szenen untermalen insofern das im Text angedeutete. Das Bild, das zwei Männer mit einem Sarg zeigt als auch die abgebildeten Krankenwagen Geben darüber hinaus Aufschluss, wer alles im Falle eines Schienensuizids alarmiert wird. Das Bild mit den Feuerwehrleuten, die mit Taschenlampen das Gleis absuchen, informiert über deren Aufgabenfeld. Sofern man ortskundig ist, bekommt man zudem nähere Anhaltspunkte zum Ort des Geschehens wie zum Beispiel dem Gleisabschnitt, da im Hintergrund Häuser zu sehen sind. Auffallend ist in einem Artikel, dass die Bilder in der Reihenfolge eine Art Kurzfilm ergeben, da man zuerst das Feuerwehrauto vorbeifahren sieht und auf dem nächsten Bild den Krankenwagen, wobei sich der Standort des Fotografen nicht geändert hat. Größtenteils bleiben die Bilder aber ziemlich vage wie auch die Texte zu den Artikeln. Es wird auf den ersten Blick nur klar, dass sich etwas Schlimmes ereignet haben muss.

### 5.3. Interpretation

Anhand der Analyse lässt sich ein Muster in der Berichterstattung identifizieren. Zum Einen lässt die Wortwahl Suizid in einem negativen Licht erscheinen. Die Umschreibung durch Euphemismen kann als Unsicherheit oder auch Vorsicht im Umgang mit dem Thema verstanden werden. Die Erwähnung von lediglich Feuerwehr, Notarzt, Krankenwagen und Polizei könnte auch als Euphemismus gewertet werden; Bestatter und Staatsanwalt dagegen würden die Situation nicht mehr nur als Unfall interpretieren lassen. Schienensuizid wird vor allem als Störung im Alltagsbetrieb wahrgenommen, da er andere Menschen direkt betrifft. Auf diese liegt klar der Fokus im Text. Die unweigerliche Folge der Unterbrechung des normalen Bahnverkehrs und der notwendige Einsatz des Notfallmanagements unterstreichen dies. Genauere Details zum Ablauf des Geschehens im Notfallmanagement sowie zu den

Hintergründen, die zum Suizid geführt haben, werden nicht gegeben. Insofern erfährt die mediale Konstruktion von Schienensuizidmeldungen neben der Verzerrung durch die „äußere“ Perspektive der Betroffenen ebenso eine Verzerrung in zeitlicher Form, da nur der Prozess ab dem Suizid bis zur Wiederaufnahme des Betriebs in den Fokus genommen wird. Innerhalb dieses Fokus bleibt die Berichterstattung vage und oberflächlich. Beispiel hierfür sind die Angaben zur Nummer des Zugs, Umleitungen oder den Pendlern. Letztere dienen hierbei als indirekte Legitimation der Berichterstattung. Nur in einem Fall wird ein rechtfertigender Absatz dem Artikel angehängt, der explizit darauf hinweist, dass die Meldung nur infolge der erheblichen Auswirkungen auf den Berufsverkehr überhaupt abgedruckt wird. Interessanterweise ist gerade dieser Artikel am längsten, d.h. hier werden die meisten Informationen weiter gegeben. Darin kann ein Paradox bzw. ein Konflikt zwischen eigen formulierten Vorgaben und tatsächlichem Umgang gesehen werden. Die normalerweise eher kurz gehaltenen Artikel sind den zurückgehaltenen Informationen und somit dem Verantwortungsbewusstsein der Medien gegenüber dem ethischen Kodex des Presserats geschuldet. Die Wortwahl „Suizid“ unterstreicht die Sensibilisierung für das Thema. Generell kann die Art der Informationen in ihrer Relevanz angefochten werden. Vor allem, da die Artikel normalerweise erst einen Tag später veröffentlicht werden, ist es fraglich, wem Details zu Umleitungen und SEV zu diesem Zeitpunkt noch nutzen. Es ist zu vermuten, dass diese Art der Berichterstattung dem medialen Informationsauftrag trotzdem gerecht werden will und infolgedessen zurückgehaltene Informationen kompensiert werden müssen.

Sprecher der Bahn reden mitunter von Problemen in der Bewältigung der Situation, was sich auch in Kritik zur Art der Informierung der Fahrgäste widerspiegelt. Der unvorbereitete Gestus der Bahn betont das außergewöhnliche des Falls. Wenn jedoch die Zahlen aus Kapitel 3.2. nochmals bedacht werden, zeigt sich, dass Schienensuiziden gegenteilig zur Suggestion der Berichterstattung an der Tagesordnung sind. Dagegen kontrastiert das einsetzende Notfallmanagement dies wiederum mit alltäglicher Professionalität. Dementsprechend könnte von einer Grauzone des Alltäglichen gesprochen werden, da Suizide ganz allgemein Anteil an beiden Seiten haben. Formal wie inhaltlich sind in den Artikeln paradoxe Züge festzustellen. Die mediale Konstruktion von Schienensuizidmeldungen besteht vorrangig aus als neutral gewerteten Elementen, die mitunter kompensierend zu normativen Einschränkungen wirken. Abgesehen von wenigen Verstößen wird allgemein die von offiziellen Stellen geforderte

Distanz in der Berichterstattung eingehalten.

## 6. Theoretisierung des empirischen Materials

In diesem Kapitel wird das empirische Material mit dem am Anfang erarbeiteten theoretischen Feld kurzgeschlossen. Vor allem hinsichtlich einer möglichen Tabuisierung wird das Material nun erneut betrachtet.

Wie oben gezeigt sind durch den inhaltlichen und formalen Stil der Artikel zu Schienensuiziden tatsächlich latente Konflikte zwischen objektivem Informationsauftrag und sensiblen Umgang mit dem Thema erkennbar. In der weiteren Interpretation kann der Tabustatus der Thematik nicht abgesprochen werden, wie alleine schon die Notwendigkeit der Rechtfertigung zeigt. Ebenso lässt sich im Schreibstil der merklich unsichere Umgang in der Beschreibung von Suiziden durch Euphemismen wie „Zwischenfall“ oder dem Ausweichen auf Fachvokabular und somit die Tabuisierung erkennen. Hierin wird zumindest im Ansatz der Versuch deutlich, Suiziden als Symptom psychischer Krankheit neutral gegenüber zu stehen und nicht als menschliche Schwäche abzutun. Die negative Konnotation schwingt jedoch durchaus noch mit, womit in keinster Weise von einem offenen und objektiven Diskurs wie von einigen Forschern gefordert, gesprochen werden kann. Infolge der Übertragung des Konzepts Tabu auf das Forschungsfeld, lassen sich weitere Merkmale finden, die dies validieren. Die Medien fungieren nämlich als soziale Kontrollinstanz, indem sie durch die Art der Berichterstattung vermitteln, dass Suizid kein gesellschaftlich akzeptiertes Verhalten ist. Dieses Modell kann weiter gezeichnet werden, da auf Verstöße gegen die Norm der Berichterstattung zu Suiziden der Deutsche Presserat in Erscheinung tritt, um auf die Medien als Kontrollinstanz einzuwirken. Alles in allem bestätigt sich die Voranmahme, dass sich das Tabu der Handlung zum Suizid auf den Diskurs selbst überträgt. Indikator dafür ist, dass manche Informationen wie selbstverständlich gar nicht erst genannt werden und wenn, würde Irritation sowie Unsicherheit in Bezug auf die „richtige“ Reaktion folgen.

Das Muster, das sich durch die Analyse ergeben hat, lässt sich ausreichend anhand der theoretischen Vorannahmen erklären. Zum Einen nämlich, um tatsächlich einer möglichen

Identifikation durch Einzelheiten zum Geschehen entgegen zu wirken, d.h. zum Schutz der potentiell gefährdeten Leserschaft und zum anderen zur Wahrung der Würde des Verstorbenen als auch seiner Angehörigen. Dies kann mit dem konzeptionellen Hintergrund der Etablierung von Tabus aus Feinfühligkeit verknüpft werden. Fehlende Informationen zur Vorgeschichte des Suizidanten, dem Suizid selbst zum Beispiel durch die Aussagen von Insassen bezüglich einer Erschütterung des Zugs, dem Zustand der Leiche, der Alltäglichkeit der Situation, bestimmten Tätigkeiten wie dem Abspritzen des Zugs durch die Feuerwehr[93] oder bestimmten Reaktionen von Betroffenen können dadurch erklärt werden. Von Genervtheit, Ungeduld, Trauer oder auch Empathie der Reisenden ist nirgendwo die Rede. Sie warten nur. Nur von Schock wird geschrieben, da damit weder Respektlosigkeit gegenüber dem Toten zum Ausdruck gebracht wird noch Identifikation mit diesem stattfindet. Informationen, die eigentlich gut zur Abschreckung instrumentalisiert werden könnten, treten also hinter dem Grundsatz der Würde des Suizidanten und der Angehörigen zurück. In der weiteren Reflexion ergibt sich, dass zwar in der Art der Berichterstattung die Absicht des Schutz von Suizidant und Angehörigen zum Ausdruck kommt, doch andererseits beeinträchtigt das Weglassen der Vorgeschichte die Würde des Suizidanten in einer anderen Form; denn stattdessen sind Ressentiments der Preis für fehlende Identifikationsmöglichkeiten und Empathie. In einer weiteren Richtung kann überdacht werden, inwiefern überhaupt die Nennung der Ursache für das Verkehrschaos relevant für den Zeitungsleser ist oder auch, ob es sinnvoll ist, das Geschlecht des Suizidanten in der Meldung außen vor zu lassen. Kritisch ist hierbei, dass dadurch die Thematik noch mehr normative Einschränkungen erfährt und der neutralen Auseinandersetzung damit der Weg verbaut wird.

Im Allgemeinen ist es jedoch schwer, eine genaue Differenzierung der einzelnen Elemente in Text und Bild in Tabu und Norm vorzunehmen, da schon in der Theorie die Schwammigkeit der Begriffe deutlich geworden ist. Wenn vorhanden, sind die Tabus jedoch nicht spezifisch für die Thematik Schienensuizide zu verstehen, sondern sind allgemeiner Art. Des Weiteren ist die Begründung von fehlenden Details einfach aufgrund von mangelnden Informationswert und Interesse.nicht zu vernachlässigen. Doch auch dafür gilt die Schwierigkeit der Abgrenzung. Ein gewichtiger Punkt in der Thematik ist die Gratwanderung zwischen

[93]Diese Informationen sind in speziellen Interneteinträgen zu finden wie dem „Bestatter-Blog“: O.A.: „Vom Zug überfahren“. Stand 2010. Verfügbar unter: http://bestatterweblog.de/vom-zug-uberfahren/; zuletzt eingesehen am 22.02.2015.

objektivem Journalismus und sensiblen Rückbehalt von Informationen im Interesse der Öffentlichkeit. Letzteres definiert sich an erster Stelle an den Richtlinien offizieller Stellen wie dem Presserat oder dem Nationalen Suizidpräventionsprogramm, denen es um den Schutz des Verstorbenen, dessen Angehörige und der potentiell suizidgefährdeten Leserschaft geht. Insofern wird in der Aushandlung der kulturellen Praxis diese Seite verstärkt berücksichtigt. Fraglich ist jedoch, ob die Redakteure diesen Normen befolgen, obwohl sie wie im Konzept zum Tabu vorgeschlagen, der Handlung ambivalent gegenüber stehen.

Der Bruch mit vorgeschriebenen Normen um spezifische Details zum Geschehen wie in der Erwähnung von leeren Bierflaschen und Abschiedsbriefen kann den Redakteure kaum als Absicht unterstellt werden. Vielmehr ist dies ein Hinweis darauf zu bedenken, wie kontextspezifisch Tabus und Normen wirken. In den Augen der Deutschen Gesellschaft für Suizidprävention oder auch Angehörigen hingegen würde dies als Tabubruch gewertet werden. Die Differenz in der Wertung ist evident, es kommt ganz auf den Betrachter an. Erneut wird das wackelige Konzept um Tabus auf die Probe gestellt, wenn wie beim Forschungsgegenstand schwarz auf weiß nachlesbare Forderungen der intuitiven Einhaltung entgegen stehen. Es bräuchte diese offiziellen Richtlinien nicht, wenn den Redakteuren von sich aus klar wäre, was sie wie zu schreiben haben. Dies gilt aber nur, wenn es zum Beispiel darum geht spezifische Details zum Zustand der Leiche zu verschweigen. Daraus kann nur geschlossen werden, dass die offiziellen Vorgaben sich noch nicht als Tabu in weiteren Kreisen der Bevölkerung etabliert haben. Im Zuge der Erstellung einer Grounded Theory, sieht man am Forschungsgegenstand den Punkt zwischen der reflektiert bewussten Einführung von Richtlinien mit dem Ziel, dass diese bald einfach automatisch angewandt werden und somit den Tabustatus erhalten. Rügen als Sanktionsmittel des Presserats unterstützen dies. In diesem gezeichneten Modell des phasisches Zyklus von Normen und Tabus fehlen noch die Faktoren, die die vollendige Wende von Norm zu Tabu induzieren. Affekte, Häufigkeit der Situation, Intensität der Sanktion und Reichweite der Kenntnisnahme könnten hier wirksam sein. Der Einzugsbereich der für das Tabu relevanten Personen könnte ein Merkmal sein, dass zumindest den gelungenen Vollzug markiert. In Hinsicht auf die mediale Konstruktion von Schienensuiziden gilt dies bislang nur für eine sensibilisierte Minderheit. Doch genauere Aussagen können an dieser Stelle allein basierend auf dem empirischen Material nicht getroffen werden. An diese theoretischen Überlegungen kann der

oben dargelegte wissenschaftliche Diskurs um die Aufhebung von Tabus angegliedert werden.

## 7. Abschließende Reflexion und Ausblick

Um die soeben entworfene Grounded Theory eine stabilere empirische Basis zu geben, würden sich in der Fortsetzung an dieses Studienprojekt weitere Forschungen anbieten. Dazu wären vor allem Interviews sowohl mit Vertretern des Presserats und des Nationalen Suizidpräventionsprogramms nötig, aber auch mit Redakteuren von Zeitungen. Dabei könnten die genaueren Sinnkonstruktionen bei der Produktion und Rezeption von Zeitungsartikeln zu Schienensuiziden die Differenzierung in Tabu und Norm vereinfachen und so die Mechanismen zur Etablierung, Erhaltung und Aufgabe von Tabus und Normen nachvollzogen werden. Zur Abrundung könnten außerdem „normale“ Leser der Zeitung zur Bewertung des Schreibstils befragt werden. Die Europäische Ethnologie ist bei dieser Forschung aufgrund des qualitativen Forschungsstils in der Lage solche Blinde Flecken mit Farbe zu versehen. Durch den konzeptionellen Blick der kulturellen Praxis wird der Ausflug zu interdisziplinären Erklärungsmodellen erst notwendig, wenn das induktiv erhobene Material dazu anweist. Das Forschungsthema verspricht als eine Facette von beabsichtigt induzierten kulturellen Wandel weitere spannende Erkenntnisse.

Das Paradox um den „richtigen“ medialen Umgang mit Suiziden bleibt eine Gratwanderung, denn darin gibt es keinen status quo. Wenn zu viele Informationen verschwiegen werden oder gar ein Verbot der Berichterstattung zu Suiziden eingesetzt würde, würde das eine noch krassere Verzerrung nach sich ziehen und den Bezug zur Realität in Frage stellen. Dagegen kann eine Auflösung aller Normen und Tabus auch nicht die Lösung sein, da es bestimmte Gesetzmäßigkeiten zum Zusammenleben und zur Orientierung braucht. Vielleicht sollte aber ein Umdenken in der Zielsetzung in Betracht gezogen werden, die die Frage nach einer wie auch immer gearteten Tabuisierung in den Medien in den Hintergrund rückt. Bei Letzterer steht die Senkung der Suizidrate den Beteiligten vor Augen. Die mediale Sensibilisierung nimmt einem Suizidgefährdeten jedoch nicht den Todeswunsch. Die Energie muss deswegen vielmehr auf die Etablierung von präventiven und therapeutischen Möglichkeiten, die vor allen Dingen keiner Zugangsbeschränkung ob finanzieller, räumlicher, zeitlicher oder sozialer

Art unterliegen, gerichtet werden. Dies zu verkennen bedeutet eine einseitige und wohl auch wenig aussichtsreiche Maßnahme auf Sparflamme zu betreiben, die ernst gemeinte Absichten in Frage stellt. Damit wäre lediglich eine Verschiebung von Symptomen oder Suizidmethoden erreicht, sofern der Suizidwunsch als pathogenes Merkmal gedeutet wird. Nichtsdestotrotz ist in dieser Logik der Berichterstattungsstil ein erstes grobes Mittel zum Ziel. Ein breiterer kultureller Wandel ist im Weiteren dafür unumgänglich.

# Literatur- und Quellenverzeichnis

Bachmann-Medick, Doris: Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg 2006.

Bolton, Samantha/Brunier, Alison: First WHO report on Suicide Prevention. Stand 04.09.14. Verfügbar unter: http://www.who.int/mediacentre/news/releases/2014/suicide-prevention-report/en/; zuletzt eingesehen am 15.09.14.

Feldmann, Klaus: Tod und Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Thanatalogie im Überblick. Wiesbaden 2004.

Fenske, Michaela: Art. „Selbstmord". In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 12. Berlin u.a. 2007, Sp. 546-552.

Fiedler, Georg: Suizidalität und neue Medien. Gefahren und Möglichkeiten. In: Etzersdorfer, Elmar/Fiedler, Georg/Witte, Michael (Hrsg.): Neue Medien und Suizidalität. Gefahren und Interventionsmöglichkeiten. Göttingen 2003, S. 19-55.

Fiedler, Georg: Suizide in Deutschland 2012. Stand 2014. Als PDF verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/fileadmin/user_upload/Bilder/Suizide_2012/ Suizidzahlen2012.pdf, S. 4; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

Glaser, Leopold: Wir verdrängen die eigene Endlichkeit und schaffen gleichzeitig nekrophile, selbstzerstörerische Strukturen. In: Blum, Mechthild/Nesseler, Thomas (Hrsg.): Tabu Tod. Freiburg 1997, S. 9-14.

Höffe, Otfried: Der Tod von eigener Hand: Ein philosophischer Blick auf ein existentielles Problem. In: Bormann, Franz-Josef/Borasio, Gian Domenico (Hrsg.): Sterben. Dimensionen eines anthropologischen Grundphänomens. Berlin u.a. 2012, S. 411-427.

Hörning, Karl/Reuter, Julia: Doing Culture. Kultur als Praxis. In: Hörning, Karl/Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture: neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld 2004, S. 9-15.

Jochheim, Tobias: Eine Frage von Leben und Tod. Stand: 15.10.08. Verfügbar unter: http://www.medien-monitor.com/Eine-Frage-von-Leben-und-Tod.1226.0.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

Jochheim, Tobias: Suizid ist Chefsache. Stand 15.10.08. Verfügbar unter: http://www.medien-monitor.com/Chefsache-Suizidberichterstatt.1227.0.html; zuletzt eingesehen am 15.09.14.

Kraft, Hartmut: Tabu. Magie und soziale Wirklichkeit. Düsseldorf u.a. 2004.

Krüger, Gundulf: Tabu. Die Macht der Götter in Polynesien. In: Krüger, Gundolf/Menter, Ulrich/Steffen-Schrade, Jutta (Hrsg.): Tabu?! Verborgene Kräfte – Geheimes Wissen. Hannover 2012.

Lox, Harlinda: Art. „Tod". In: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 13. Berlin u.a. 2013, Sp. 696-712.

Macho, Thomas: Sterben zwischen neuer Öffentlichkeit und Tabuisierung. In: Bormann, Franz-Josef/Borasio, Gian Domenico (Hrsg.): Sterben. Dimensionen eines anthropologischen Grundphänomens. Berlin u.a. 2012, S. 41-49.

Matter, Max: Sterben, Tod und Trauer. In: Stolle, Walter/Bamberger, Gerald (Hrsg.): Der Tod. Zur Geschichte des Umgangs mit Sterben und Trauer. Darmstadt 2001, S. 11-25.

Minois, Georges: Geschichte des Selbstmords, Düsseldorf u.a. 1996.

Mischke, Marianne: Der Umgang mit dem Tod. Vom Wandel in der abendländischen Geschichte (= Historische Anthropologie 25). Berlin 1996.

Mischler, Gerd: Von der Freiheit, das Leben zu lassen. Kulturgeschichte des Suizids. Hamburg u.a. 2000.

O.A.: Der Pressekodex. Stand 13.03.2013. Als PDF verfügbar unter: http://www.presserat.de/fileadmin/user_upload/Downloads_Dateien/Pressekodex2013_big_ web. pdf; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

O.A.: Grundsätze. O.J. Verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/ grundsaetze.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

O.A.: Kurzinformation über Suizidalität und Suizid. Stand 2012 oder später. Verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/informationen/kurzinfo-suizid.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

O.A.: Suizide, Suizidversuche und Suizidalität. Empfehlungen für die Berichterstattung in den Medien. Stand Mai 2006. Als PDF verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/fileadmin/user_upload/Flyer/pdf-dateien/NASPRO-Medienempfehlungen-2010.pdf; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

O.A.: Suizidprävention ist möglich. O.J. Verfügbar unter: http://www.suizidpraevention-deutschland.de/informationen.html; zuletzt eingesehen am 06.09.14.

O.A.: Todesursachen. Stand 2014. Verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/ GesellschaftStaat/Gesundheit/Todesursachen/Tabellen/ EckdatenTU.html; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

O.A.: Übersicht der Rügen. O.J. Verfügbar unter: http://www.presserat.de/pressekodex/ uebersicht-der-ruegen/; zuletzt eingesehen am 15.09.14.

O.A.: „Vom Zug überfahren". Stand 2010. Verfügbar unter: http://bestatterweblog.de/vom-zug-uberfahren/; zuletzt eingesehen am 22.02.2015.

O.A.: Zum Werthereffekt – gibt es medieninduzierte Suizide? O.J. Verfügbar unter: http://www-app.uni-regensburg.de/Fakultaeten/PPS/Psychologie/Lukesch/front/lehre/ internetangebote/medien/kummed_643.htm; zuletzt eingesehen am 08.09.14.

Rada, Roberta: Tabus und Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Eigenschaften von Euphemismen. Budapest 2001.

Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 282-301.

Ritzer, Ivo: Fernsehen wider die Tabus. Sex, Gewalt, Zensur und die neuen US-Serien (= Kultur & Kritik 3). Berlin 2011.

Schäfers, Bernhard: Einführung in die Soziologie. Wiesbaden 2013.

Schmidt, Ulla: Grußwort. In: Etzersdorfer, Elmar/Fiedler, Georg/Witte, Michael (Hrsg.): Neue Medien und Suizidalität. Gefahren und Interventionsmöglichkeiten. Göttingen 2003, S. 9-10.

Schmidtke, Armin/Schaller, Sylvia/Kruse, Anja: Ansteckungsphänomene bei den neuen Medien – Fördert das Internet Doppelsuizide und Suizidcluster? In: Etzersdorfer, Elmar/Fiedler, Georg/Witte, Michael (Hrsg.): Neue Medien und Suizidalität. Gefahren und Interventionsmöglichkeiten. Göttingen 2003, S. 150-166.

Schmitt, Jörg/Tuma, Thomas: „Wir müssen noch offener werden". In: Der Spiegel 21 (2010), S. 63-65.

Schröder, Hartmut: Semiotisch-rhethorische Aspekte von Sprachtabus. Stand 1999. Als PDF verfügbar unter: http://www.kuwi.europa-uni.de/de/lehrstuhl/sw/sw2/forschung/tabu/ weterfuehrende_informationen/artikel_zur_tabuforschung/semiot-rheto.pdf; zuletzt eingesehen am 15.09.14.

Schröder, Hartmut: Tabu. In: Wierlacher, Alois u.a. (Hrsg.): Handbuch Interkulturelle Germanistik. Stuttgart 2003, S. 307-315.

Schröder, Hartmut: Tabu und Kultur. In: Treichel, Dietmar/Mayer, Claude-Hélène (Hrsg.): Lehrbuch Kultur. Lehr- und Lernmaterialien zur Vermittlung kultureller Kompetenzen, Münster u.a. 2011, S. 125-132.

Schröder, Hartmut: Zur Kulturspezifik von Tabus. Tabus und Euphemismen in interkulturellen Kontaktsituationen. In: Benthien, Claudia/Gutjahr, Ortrud (Hrsg.): TABU. Interkulturalität und Gender. München 2008, S. 51-70.

Thönnes, Michaela: Sterbeorte in Deutschland. Eine soziologische Studie (= Aktuelle Probleme moderner Gesellschaften, 11). Frankfurt am Main 2013.

Weis, Kurt: Der Eigennutz des Sisyphos – Zur Soziologie der Selbstmordverhütung. In: Eser, Albin (Hrsg.): Suizid und Euthanasie als human- und sozialwissenschaftliches Problem (= Medizin und Recht, 1). Stuttgart 1976, S. 180-193.

Zentralinstitut für Sepulkralkultur Kassel: 1. Volkskunde, Kulturgeschichte. Volkskundlich-kulturgeschichtlicher Teil: von Abdankung bis Zweitbestattung (= Großes Lexikon der Bestattungs- und Friedhofskultur, 1). Braunschweig 2002.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info September 2015

Susanne Schwarzer

# „Hinter schwedischen Gardinen“ – Wohnen und materielle Kultur im Strafvollzug

## Ein Studienprojekt

JVA Wuppertal-Ronsdorf Einzelzelle. https://commons.wikimedia.org.

# Inhalt

**Entstehung der Projektidee.....2**

**Relevanz und Aktualität.....5**

**Erkenntnisinteresse und Vorgehen.....5**

**Gefängnis und Strafvollzug – Fachverortung.....6**

**Das Feld – Eingrenzung und Beschreibung.....9**

**Methoden und Methodenkritik.....10**

**Zugang.....12**

**Die Forscherin und das Feld.....13**

**Internetrecherche und weitere Quellen.....15**

**Interviews.....20**

**Wohnen im Gefängnis – Ergebnisse.....24**

- **Die Zelle.....25**
- **Wände.....25**
- **Die Tür.....26**
- **Fenster und Gitter.....27**
- **Privatsphäre und Gemeinschaft.....28**
- **Zeit.....31**
- **Do it yourself.....32**
- **Dinge des Wohnens – Wohnliche Dinge – Gewohnte Dinge.....35**

**Zusammenfassung.....36**

**Abstract.....37**

**Literatur- und Quellenverzeichnis.....38**

***„Wohnen ist die Weise, wie die Sterblichen auf der Erde sind."***
***Martin Heidegger***

**Entstehung der Projektidee**

Die folgenden Abschnitte sollen die Impressionen und Ereignisse darstellen, welche die Themenfindung für dieses Studienprojekt entscheidend beeinflusst haben.

Episode I

Am 12.03.2014 fiel das Gerichtsurteil gegen den ehemaligen Manager des FC Bayern-München Uli Hoeneß: dreieinhalb Jahre wegen Steuerhinterziehung. Spätestens seit diesem Tag überschlugen sich die Medien mit Berichterstattungen, Spekulationen und vermeintlichen Enthüllungen um die bevorstehende Haftstrafe in der Justizvollzugsanstalt Landsberg am Lech. Auch nach Hoeneß` Haftantritt rissen die Meldungen nicht ab. Jeder mehr oder weniger interessierte Leser oder Zuschauer konnte erfahren, wie sich das Leben des prominenten Häftlings fortan jenseits der Gefängnismauern gestalten würde. Besonders der Gefängnisalltag und die Haftbedingungen standen dabei im Fokus, stets begleitet vom Argwohn möglichen Sonderbehandlungen gegenüber.

Folgendes Beispiel aus der tz-online vom 15.10.2014 zeigt zwei inhaltliche Hauptstränge der Berichterstattung im Fall Hoeneß:

„Die Zelle ist etwa 32 Quadratmeter groß, es gibt warmes Wasser, verstellbare Betten „und Fernsehen rund um die Uhr. Im Raum steht ein 21 Zoll großer Flachbild-Monitor. Aber es ist ein Billig-Fabrikat", sagt F. Auf der Krankenstation haben Häftlinge ein angenehmes Leben. „Die Betten haben Plastiküberzug und eine richtige Matratze." Die Toilette ist in einem separaten Raum, Hoeneß hat also sein eigenes WC. „Das gibt es in normalen Vier-Mann- Zellen nicht. Dort ist eine Kabine mit im Raum eingebaut." Hoeneß ist vollkommen abgeschottet von normalen Häftlingen. „Er isst auch alleine – nicht im Speisesaal wie alle, sondern auch im Spital. Auch seine Einkäufe erledigt er von dort. Er schreibt eine Liste, was er braucht, dann holt er seine Kiste mit den Bestellungen einen Tag früher ab als die anderen Häftlinge, die währenddessen eingeschlossen sind." Im Spital gibt es zwölf Zellen, darunter drei Vier-Mann-Zellen. Vom Spital aus müsste man rüber in das andere

Gebäude zum Hofgang gehen – das will Hoeneß vermeiden. „Er will niemanden kennenlernen und hat wohl Angst, dass ihm etwas passiert.“[1]

1. Die Berichterstattung geschieht als Sensationsbericht, was durch die Heranziehung des Insiders „F.“ als Informanten bekräftigt wird, der den Lesern[2] Einsicht in die ansonsten verborgene Welt des Gefängnisses gewährt. Wichtige Eckpfeiler bei der Beschreibung des Haftalltags sind die Themenbereiche Wohnen, Hygiene, Essen, Dinge des täglichen Bedarfs, soziale Kontakte und Normen. Zudem wird auf die Ängste vor dem Gefängnis und seinen Insassen angespielt.

2. Diese Normen stehen dahingehend zur Diskussion, insofern sie vom Häftling Hoeneß nicht eingehalten werden, bzw. auf eine Sonderbehandlung hingewiesen wird. Dahinter stehen Diskurse um „gerechte“ Bestrafung von Straffälligen, die Verwendung von Steuergeldern und die Bevorzugung von Prominenten im Allgemeinen. Dem Leser obliegt es zu beurteilen, ob Hoeneß als normaler Häftling behandelt werden sollte, oder ob sein Status – als Prominenter oder behandlungsbedürftiger Patient – eine bevorzugende Sonderbehandlung rechtfertigt.

Im Fall Hoeneß verbinden sich zudem zwei exotische und fremde Welten miteinander: die des Multimillionärs und Prominenten und die des Gefängnisses. So wird die Berichterstattung zu einem Amalgam aus der klassischen „Homestory“ (Seine Villa, seine Jacht, seine Frau respektive seine Zelle, sein Fernseher, sein Zellenkumpel) und einer Expedition in die ferne Gefängniswelt. Inwiefern diese dargestellten Welten den Lesern tatsächlich unbekannt und fremd sind, lässt sich schwerlich sagen, da es keine Daten zu Kenntnissen der Bevölkerung zum Leben im Gefängnis gibt. Mit den direkten Vermeldungen rund um das Leben des Häftlings Hoeneß gingen auch weitere Medienberichte einher, die den Vorfall zum Anlass nahmen, aufklärend und informierend über den Haftalltag zu berichten. So sendete Regio-TV Stuttgart am 15.05.14 in der Sendung „Wir im Süden“ einen Beitrag über das Projekt ISAtrans in Stuttgart, das Eingliederungshilfe für ehemalige Straffällige nach der Haftentlassung anbietet. Am 02.06.14 widmete sich die SWR-Landesschau dem Leben im Gefängnis, den Haftbedingungen und dem Alltag der Häftlinge am Beispiel der JVA

[1] Ohne Autor: tz- online Artikel: „Er wird wie ein König behandelt.“ Online verfügbar: http://www.tz.de/sport/fc-bayern/uli-hoeness-leben-im-knast-sonderrechte-kein-kontakt-haeftlingen-tz-3673084.html [Stand: 25.03.2015].

[2] Im diesem Text sind bei der Erwähnung von Personen selbstverständlich stets beide Geschlechter gemeint. Zugunsten einer besseren Lesbarkeit wird im Folgenden nur die männliche Subjektform verwendet.

Mannheim. Und auch der Tatort „Freigang“ vom 09.06.14 passte in den thematischen Rahmen.

Episode II

Die Justizvollzugsanstalt Freiburg befindet sich mitten in der Stadt. Bei vielerlei Erledigungen, besonders auf dem Weg durchs Institutsviertel der Universität, geht man an dem sternförmigen Gebäude vorüber. Mir selbst war es stets als Gebäude von denkmalpflegerischem Wert oder als Orientierungspunkt im Bewusstsein, im Vergleich zu anderen Institutionen wie Studentenwohnheimen, Kliniken oder Seniorenwohnanlagen aber nicht in erster Linie als Ort, in dem Menschen leben und wohnen.

Die oben geschilderten Impressionen führten bei mir zu der Frage, wie sich das Leben und der Alltag der Häftlinge einer Justizvollzugsanstalt gestaltet, welche Faktoren das tägliche Leben dominieren und gliedern und inwiefern die Welt „dort drinnen“ sich von der „hier draußen“ unterscheidet – oder eben nicht.

Bei den Überlegungen zum Studienprojekt gedieh früh der Wunsch, ein Thema zum Bereich Wohnen und Sachkultur zu wählen, zum einen, da es meinem privaten Interessen entspricht, zum andern aber, da ich das Thema gerne fachlich vertiefen wollte. Zu Beginn der Themenfindung standen mehrere Ideen. Eine Tendenz lag bei „Wohnkultur“ im weitesten Sinne. Die Frage danach, welche Gegenstände Menschen für die Einrichtung und Dekoration ihrer Wohnung auswählen und warum. Welche Werte, Erinnerungen, Erwartungen und Repräsentationen mit der Auswahl und auch Positionierung verknüpft werden ebenso wie die Strategien zur Beheimatung – der Unterschied zwischen „meine Wohnung“ und „mein Zuhause“. Schnell wurde klar, dass diese Fragen bei „standardisierten Wohnformen“ am interessantesten sowie am untereinander vergleichbarsten erschienen. Als standardisierte Wohnformen kamen das Reihenhaus, das Pflegeheim, das Studentenwohnheim und das Gefängnis in Frage. Die oben geschilderten Medienberichte um Uli Hoeneß verdichteten die Überlegungen um letztere Institution. Zudem trat der Wunsch nach einer Herausforderung und die Neugierde auf eine neue Welt sowie der Wunsch, sich eigenen Vorurteilen und Unwissen (und Ängsten, siehe weiter im Text) zu stellen.

Episode III

Auch in Baden-Württemberg hat das Thema Strafvollzug eine neue Aktualität gewonnen. Der Plan zum Bau einer neuen großen JVA im Baar-Kreis wird durch den Widerstand der Bürger verschiedener als Standort in Frage kommender Gemeinden zum Politikum.[3] Bei der Argumentation gegen das Projekt stehen die Ängste der Betroffenen Anwohner im Mittelpunkt und es ist anzunehmen, dass diese Ängste aus Unwissenheit und einem durch Filme und Geschichten dramatisiertem Bild von Häftlingen und dem Haftalltag gespeist werden. Die Vermutung liegt nahe, dass viele Menschen ein bestimmtes Bild von Gefängnis und Häftlingen haben, das jedoch nicht auf persönlicher Erfahrung und Kontakt beruht und dass Justizvollzugsanstalten Institutionen sind, deren Existenz und Notwenigkeit man zwar anerkennt und grundsätzlich befürwortet, die aber für die Sphäre des eigenen Alltags als störend und bedrohlich empfunden werden.

**Relevanz und Aktualität**

In der BRD gibt es 186 Strafvollzugsanstalten.[4] 2013 lebten dort 56.641 Strafgefangene, von denen die meisten eine Freiheitsstrafe von bis zu 5 Jahren im Geschlossenen Vollzug verbrachten.[5]

Diese Projektstudie schließt wie beschrieben an aktuelle Diskurse und Diskussionen um das Leben im Strafvollzug an und soll einen erweiterten Beitrag zu diesen leisten, indem auch die Betroffenen selbst zu Wort kommen. Ziel ist es, neben spezifischen Antworten auf Fragen zu materieller Kultur und Wohnen, die weiter unten noch genauer erörtert werden, auch einen erweiterten Eindruck vom Leben „hinter Gittern“ zu erhalten und die Menschen dort kennenzulernen. Fachlich wird ein von der Europäischen Ethnologie und ihren Namensvetterinnen noch weitestgehend unbeachtetes Feld betreten und eine Lücke in der Sachkulturforschung angegangen.

[3]Hewig, Marc: Riskiert Rottweil ein zweites Stuttgart-21? Die Welt-online Artikel. Online verfügbar: http://www.welt.de/regionales/stuttgart/article130112185/Riskiert-Rottweil-ein-zweites-Stuttgart-21.html [Stand: 11.09.14].

[4]https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Rechtspflege/Justizvollzug/Tabellen/Belegungskapazitaet.html [Stand: 12.03.2015].

[5]https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Rechtspflege/Justizvollzug/Tabellen/Strafgefangene.html [Stand: 12.03.2015].

**Erkenntnisinteresse und Vorgehen**

Nils-Arvid Bringéus macht drei Dimensionen der materiellen Kultur aus.[6] In der ersten Dimension, der so genannten „wertenden Perspektive“, geht es um die Wahrnehmung von Dingen, also das sinnliche Empfinden ihres Geruches, ihrer Sauberkeit und Haptik oder um das Altern der Dinge. Den Umgang mit den Dingen bezeichnet Bringéus als „kontextuelle Perspektive“[7]. In dieser Dimension geht es darum, wie Dinge und Güter des Alltags erworben, gehandelt und konsumiert werden und wie man sie bezeichnet. Drittens können Dinge auch Bedeutungsträger und Symbole sein. Anlehnend an diese Dimensionen soll auch die Fragestellung des Studienprojektes formuliert werden: Wie ist der Umgang mit materieller Kultur im Kontext des Wohnens im Strafvollzug? Wie werden Dinge dort wahrgenommen und bewertet? Und welche Bedeutungen werden den Dingen sowie dem Wohnen selbst zugeschrieben?

Das Wohnen im Strafvollzug ist zunächst durch die räumlichen wie reglementierenden Voraussetzungen der Institution Haftanstalt geprägt. Der unfreiwillige und zeitlich begrenzte Wohnaufenthalt beginnt in der in Größe und Ausstattung normierten Zelle. Ich verwende die Termini „wohnen“ und „leben“ an dieser Stelle synonym, es wird jedoch noch zu zeigen sein, wie die Personen im Feld ihre Lebenssituation selbst bezeichnen. Zuerst stellt sich die Frage, wie genau die Zellen der Häftlinge ausgestattet sind und wie diese Ausstattung von den Bewohnern reflektiert, empfunden und bewertet wird. Welche Dinge werden darüber hinaus von den Häftlingen ausgewählt und mitgebracht bzw. erworben oder auf anderem Wege beschafft? Welche Determinanten außer den Ge- und Verboten bestimmen über die Auswahl der Gegenstände? Wie geht der Prozess des Einlebens und Einrichtens vor sich (findet er überhaupt statt?) und nach welchen Kriterien wird die Ausstattung der Zelle, die Platzierung der Dinge vorgenommen? Was ist unwichtig, was unverzichtbar? Wofür wird Geld ausgegeben? Wird eine Trennung zwischen der Welt und ihren Dingen innerhalb und jenseits der Gefängnismauern vollzogen und falls ja, gibt es Dinge, die zwischen diesen Welten transferieren? Wie ist der Stellenwert nicht vorhandener Dinge?

[6]Hahn, Hans Peter: Materielle Kultur. Eine Einführung. Berlin 2005. S. 15ff.
[7]Ebd.

Des Weiteren gilt es herauszufinden, welche spezifischen Charakteristika das Wohnen im Strafvollzug aufweist und welche Unterschiede wie auch Gemeinsamkeiten es mit anderen Formen institutionellen Wohnens gibt.

Zusammengefasst sollte mit diesem Studienprojekt näher beleuchtet werden, was es bedeutet im Gefängnis, jenseits der Mauern, zu wohnen und zu leben.

Die Ergebnisse sowie eine Beschreibung des Forschungsdesigns sind in diesem Bericht ausgeführt. Nach einer genaueren Verortung der Fragestellung ins Fach Europäische Ethnologie, in Abgrenzung zu anderen Disziplinen, die sich mit dem Gefängnis im Allgemeinen beschäftigen und einer definitorischen Eingrenzung von Wohnen und materieller Kultur folgt eine Beschreibung des untersuchten Feldes und der angewandten Methoden. Danach werden die Interviewpartner in kurzen Portraits vorgestellt und die Ergebnisse aller herangezogenen Quellen zusammengefasst, wobei der Fokus auf den Interviews liegt. Dabei sollen die Interviewten so oft wie möglich selbst zu Wort kommen.

## Gefängnis und Strafvollzug – Fachverortung

Forschungen über das Gefängnis und seine Insassen, weniger darin und mit diesen, werden von verschiedensten Fachrichtungen durchgeführt. Die einzelnen Standpunkte und disziplinären Blickwinkel sollen an dieser Stelle kurz aufgezeigt werden, um danach das eigene fachliche Interesse davon abzugrenzen.

Daneben gibt es auch etliche Erfahrungsberichte, die literarisch aufbereitet Einblick in das Leben im Gefängnis gewähren, aber nicht dem wissenschaftlichen Kanon zugeordnet werden können. Sie wurden für diese Studie nicht herangezogen, da dies durch die Internetrecherche abgedeckt wurde und der Fokus auf den Interviews liegen sollte.

### Jura

Juristen und Rechtswissenschaftler haben Interesse am Gefängnis als ausführendem Organ der Exekutive. Sie schaffen die Rahmenbedingungen für den Haftalltag durch den Erlass von Gesetzen und Vorschriften. So werden herangehende Juristen auch vor Ort mit den Haftbedingungen vertraut gemacht und einschlägige Studien dienen zur Entscheidungsfindung.

**Sozialarbeit und Psychologie**

Diese beiden Disziplinen, hier trotz ihrer Unterschiedlichkeit zusammengefasst, forschen im und über das Gefängnis und über Gefangene, um ihr Handeln besser zu verstehen, und die Wirkung des Vollzugs im Sinne einer Resozialisierung zu optimieren.

**Kriminologie und Kriminalsoziologie**

Die Kriminologie beschäftigt sich mit den verschiedenen Formen von Kriminalität und deren Ursachen, um zur Prävention beizutragen. Der Strafvollzug spielt dabei höchstens als Ort von Kriminalität oder unter dem Aspekt der Methoden von Strafe und Rehabilitation eine Rolle. Die (Kriminal)soziologie blickt daran angelehnt auf das Verhältnis von Gesellschaft und Kriminalität, wobei das Gefängnis als Ort der Strafe und der Renormierung ins Blickfeld genommen wird. Das prominenteste Beispiel hierfür stellt wohl Michel Foucaults „Überwachen und Strafen“ dar, in welchem der Autor gesellschaftliche Machtstrukturen im Gefängnis sowie an dessen Architektur und Wirkungsweise aufzeigt.[8]

**Historiker**

Unter den Geschichtswissenschaftlern sind drei Perspektiven auf das Gefängnis prägend. Zum einen finden sich etliche Publikationen, die sich allgemein mit der Geschichte des Strafvollzugs beschäftigen, bisweilen auf ein Land beschränkt. Zum anderen gibt es viele Arbeiten aus lokalhistorischem Kontext zu bestimmten Strafvollzugsanstalten und Gefängnissen, nicht zu vergessen die Masse der Schriften, die sich der Lagerhaft während des Zweiten Weltkrieges und in der DDR und Sowjetunion annehmen. Die dritte Gruppe stellt Gefängnisse und Haft zu Zeiten einer bestimmten Epoche dar.

Eine Studie aus Europäisch-Ethnologischem Kontext über den Alltag oder gar Wohnen im Gefängnis ist mir nicht bekannt. Dies ist insofern erstaunlich, da ein Fach, das sich Mikrostudien, Subkulturen und der Erforschung des Alltags mit gesellschaftlicher Relevanz verschrieben hat, dort auf den ersten Blick eigentlich ein ideales Feld vorfinden müsste.
Aber auch aus dem eigenen Fach heraus wären unterschiedliche Perspektiven möglich gewesen.

Das Sprechen und Erinnern über das Leben in Haft, den Alltag aber auch den Stellenwert des

[8]Foucault, Michel: Überwachen und Strafen – Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1994 [1979].

Gefängnisauftenthalts in der eigenen Vita gäben Anknüpfungspunkte für die Erzähl- bzw. Biographieforschung. Eine Befragung von Häftlingen und Nichthäftlingen hätte Wahrnehmungen, Bilder und Stereotype aufzeigen können. Ebenso wäre sicherlich auch eine reine Medienanalyse rund um die Darstellungen des Gefängnisses in Einbezug einer historischen Perspektive zu interessanten Ergebnissen gekommen.

Die Gegenstände des täglichen Bedarfs, des Wohnens und des Alltags gehören zum klassischen volkskundlichen Arbeitsfeld. Dabei können verschiedene Facetten im Zentrum des Interesses stehen: sei es der Umgang mit materieller Kultur, deren Wahrnehmung oder die Zuschreibung von Bedeutungen, also die Semiotik der Dinge. Lange ging es der Volkskunde besonders um die materiellen Objektivationen der bäuerlichen Welt und der Arbeiterkulturen, deren zu bewahrende Relikte den Grundstein für Volks- und heimatkundliche Museen sowie Freilichtmuseen bildeten. So betrieb das Fach meist eine reine Sachforschung. Zunehmend wird Sachkultur jenseits der Musealisierung aber nicht mehr nur als eigener Forschungsbereich verstanden, sondern vielmehr bietet materielle Kultur auch Zugang zu übergeordneten Fragestellungen. Sachkultur muss nach Mohrmann im Sinne einer „Gesamtvielfalt der Lebensäußerungen und Ausformungen in ihrem unmittelbaren Konnex mit wirtschaftlichen und sozialen Strukturen, mit den geltenden Wert- und Normensystemen“[9] verstanden werden. Das bedeutet nicht nur die Dinge in ihrem Zusammenhang zu sehen und zu interpretieren, sondern auch die Möglichkeit, anhand der Dinge und ihrer Verwendung auf den übergeordneten Rahmen zurückzuschließen. Somit sind auch die Dinge des Wohnens als zu dekodierende Zeichen zu verstehen.

Oft werden die Begriffe Sache und Ding synonym gebraucht. Hans Linde unterschied 1923 diese beiden dahingehend, dass Dinge von der Natur gegeben und Sachen gemachte Artefakte seien.[10] Im Kontext dieser Arbeit ist diese Unterscheidung, wie allgemein in unserer Zeit und Breitengraden, wo man nur noch kaum Naturgegebenes findet, nicht hilfreich. Zumal wird die Unterscheidung von den Betroffenen selbst nicht vorgenommen. Das Konzept der materiellen Kultur vereint Dinge und Artefakte, weil sie in einen größeren sozialen und kulturellen

[9]Mohrman, Ruth: Wohnen und Wirtschaften. In: Brednich, Rolf W.: Grundriss der Volkskunde. Berlin, §. Überarb. Aufl. 2001. S. 133-154, hier S. 136.

[10]Korff, Gottfried: Sieben Fragen zu Alltagsdingen. In: König, Gudrun (Hrsg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen 2005. S. 29-42, hier S. 35

Zusammenhang eingebunden werden können.[11] Aus diesen Gründen wird in dieser Arbeit meist von konkreten Dingen oder materieller Kultur als Überbegriff gesprochen.
Das Wohnen konstituiert sich aus dem Umgang mit den Dingen, aus dem konkreten Bewohnen und sich zu eigen machen. Die in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten erfassen den Themenbereich „Wohnen“ unter folgenden Gesichtspunkten: Ländliches und urbanes Wohnen, Hausforschung, Stadtteilforschung und Quartiersentwicklung, Migration und Integration, räumliche Mobilität, Lebensstilforschung, Beheimatung, Identität, Wohnen im Alter.

Charlotte Löffler führte für ihre kürzlich erschienene Studie „Gewohnte Dinge“ Interviews und Beobachtungen in einem Seniorenwohnheim durch.[12] Sie diskutiert die Bedeutung materieller Kultur im Wohnkontext anhand übergeordneter Themen wie dem Verlust der Dinge, Raumaneignung und dem Schutz des privaten Raums. Die so genannten „gewohnte Dinge“, sprich vertraute Gegenstände persönlicher Art, spielten für die Pflegeheimbewohner eine Schlüsselrolle bei der Eingewöhnung und Aneignung des neuen und ihnen fremden Wohnumfelds. Inwiefern dies auch auf den Gefängnisaufenthalt zutrifft, wird noch zu zeigen sein. Durch ihren Fokus auf institutionelles Wohnen gibt es einige Parallelen zu meinem Thema und ich konnte einige Ideen zur Vorgehensweise und systematischen Verschriftlichung gewinnen sowie ihre Kategorien für die Analyse aufgreifen. Durch ihre Beobachtungen lassen sich Vergleiche der beiden, wenn auch sehr unterschiedlichen, institutionellen Wohnformen ziehen und übergeordnete Feststellungen entwerfen.

**Das Feld – Eingrenzung und Beschreibung**

Schon zu Beginn der Planungen stand fest, dass die Untersuchung möglichst in Freiburg stattfinden sollte. Dies war nicht nur logistischen Überlegungen geschuldet, sondern auch dem Wunsch, die Studie lokal zu verorten. Durch die biographischen Hintergründe der Interviewpartner sowie die Essenzen der zusätzlichen Quellen bietet das gewonnene Material

[11] Vgl.: Ebd. S. 36.
[12] Löffler, Charlotte: Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim.(Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen ; 47), Tübingen 2014.

nunmehr aber einen Eindruck über das Wohnen und Leben im Strafvollzug, das über die Grenzen Freiburgs hinausreicht.

Bisher war immer von „der JVA“ und „der Haft“ der Rede, doch tatsächlich stellt sich das Feld als sehr heterogen dar. Der Strafvollzug ist Ländersache und somit schon innerhalb der BRD unterschiedlich geregelt. Aber auch die einzelnen JVAs unterscheiden sich voneinander durch Größe, Ausstattung, Art der Haftformen, Vorschriften und Sicherheitsmaßnahmen. Zuerst einmal bestimmen Haftform und Haftdauer entscheidend über die Bedingungen im Strafvollzug und auch darüber, wie und wie lange man sich „häuslich einrichtet“. Ein Kurzzeithäftling oder ein Häftling in Untersuchungshaft hat mit Sicherheit eine andere Beziehung zu seiner Zelle als ein lebenslänglich Inhaftierter oder aber ein Freigänger. Dies sind Determinanten, die für das Wohnen im Strafvollzug spezifisch sind. Andere, wie beispielsweise zur Verfügung stehendes Geld oder ob man sich den Wohnraum mit jemandem teilt, können auch für das Wohnen in anderer Form bestimmend sein.

Im Strafvollzugsgesetz der Bundesländer sind alle Rahmenbedingungen des Vollzuges festgelegt.[13] So schreibt die allgemeine Formulierung in §3 (1) vor, dass „das Leben im Vollzug den allgemeinen Lebensverhältnissen soweit als möglich angeglichen werden“[14]soll. Die Paragraphen 17 bis 21 enthalten Anweisungen zur Unterbringung, der Ausstattung der Zelle, Kleidung und Einkauf, Weisungen zur Gestaltung der Anstalt und der Hafträume finden sich in §134 und §144. Zur Ausstattung des Haftraumes heißt es in § 19: „(1) 1. Der Gefangene darf seinen Haftraum in angemessenem Umfang mit eigenen Sachen ausstatten. 2. Lichtbilder nahestehender Personen und Erinnerungsstücke von persönlichem Wert werden ihm belassen. (2) Vorkehrungen und Gegenstände, die die Übersichtlichkeit des Haftraumes behindern oder in anderer Weise Sicherheit oder Ordnung der Anstalt gefährden, können ausgeschlossen werden.“[15]

Darüber hinaus gibt es hausinterne Vorschriften, die nicht öffentlich zugänglich sind und

[13]Gesetz über den Vollzug der Freiheitsstrafe und der freiheitsentziehenden Maßregeln (BGBl. I) Online verfügbar unter: http://www.landesrecht-bw.de/jportal/?quelle=jlink&query=StVollzG&max=true&aiz=true [Stand: 12.04.2015].

[14]Ebd. http://www.landesrecht-bw.de/jportal/;jsessionid=558F71F39C0462F599DB673402009945.jpa4?quelle=jlink&query=StVollzG&max=true&aiz=true#BJNR005810976BJNE003800314 [Stand: 12.04.2015].

[15]Ebd. http://www.landesrecht-bw.de/jportal/;jsessionid=09EE5B26C1FC0A0C1CF8F388E4A87460.jpb5?quelle=jlink&query=StVollzG&max=true&aiz=true#BJNR005810976BJNE005500314 [Stand: 12.04.2015].

zudem stark voneinander variieren.

**Methoden und Methodenkritik**

Um ein möglichst differenziertes und facettenreiches Bild des Wohnens im Strafvollzug zu erhalten, sollte dieses aus einem Mix an verschiedenen Methoden zusammengesetzt werden. Im Fokus stehen dabei die Interviews mit den ehemaligen Häftlingen, deren Ergebnisse durch weitere Interviewbeispiele aus der Literatur sowie der Inhaltsanalyse des Forums Knast.net ergänzt werden. Darüber hinaus bilden die Ergebnisse der Internet- und Literaturrecherche einen erweiterten Rahmen zur Verortung der eigenen Erhebungen.

Die qualitative Inhaltsanalyse eines Teilbereiches des Forums Knast.net fand im Vorfeld der Interviews statt. Ziel war ein Überprüfen der Relevanz des Themas, ein Vorfühlen auf mögliche weitere Inhalte sowie die Suche nach konkret erwähnten Dingen des Wohnens in Haft. Die Ergebnisse, die weiter unten detailliert dargestellt werden, bildeten die Grundlage für den Interviewleitfaden.

Die Interviews waren als narrative Interviews angelegt, besonders, um durch die Technik des freien Erzählens herauszufinden, inwieweit das Projektthema eine Relevanz für die Betroffenen selbst besitzt und welche Facetten des Wohnens diese von sich aus ansprechen. In der Interviewpraxis konnte diese Struktur allerdings nur teilweise umgesetzt werden. Zum einen stellte sich heraus, dass eine narrative Form die Gefahr einer Themenverlagerung auf allgemeinere Schilderungen und Bewertungen der Haft sowie auf Biographisches barg. Zum anderen konnten nicht alle Interviewpartner der Anforderung des freien Erzählens nachkommen. So wurde in der Praxis auf nicht verschriftlichte Leitfragen zurückgegriffen, um den Gesprächsverlauf zu steuern und zu stimulieren und eine Vergleichbarkeit einzelner Teilbereiche zu erzielen. Diese Leitfragen richteten sich hauptsächlich auf spezielle Dinge im Kontext des Wohnens, die sich schon vorher in der Internetrecherche herauskristallisiert hatten, Praktiken des (Be)Wohnens sowie Bitten um nähere Erläuterungen oder Verständnisfragen. Da nicht im thematisierten Wohnumfeld geforscht werden konnte, war es nicht möglich, die so abwesenden Dinge selbst zu „befragen“. Diese konnten nicht erzählen, sondern wurden erzählt.

Trotz teilweiser Startschwierigkeiten zeigten sich alle drei Interviewpartner bemüht, das Thema Wohnen nicht aus den Augen zu verlieren. Da sie bereits im Vorfeld darüber informiert worden waren, hatten sie sich teilweise auch schon vor Gesprächsbeginn darüber Gedanken gemacht. Die Befürchtung, durch das ihnen entgegengebrachte wissenschaftliche Interesse einen unzähmbaren Redefluss auszulösen, bestätigte sich nicht.

Da die Interviews weder im zu untersuchenden Wohnumfeld noch im aktuellen Wohnraum der Betroffenen durchgeführt wurden, sondern im Sitzungszimmer der Anlaufstelle, bestand keine Möglichkeit zur Beobachtung oder dem Heranziehen konkreter Gegenstände. Einzig der Interviewpartner Herr Weiss brachte seinen CD-Player aus Haftzeiten mit und zeigte die von der JVA seinerzeit vorgenommene Verplombung. Allgemein trug die den Interviewten vertraute Umgebung zu einer entspannten Gesprächsatmosphäre bei. Zu den Interviews aus der Retrospektive sei noch angemerkt, dass es sich dabei nicht um eine gleichwertige Alternative zu Erhebungen „vor Ort“ im Strafvollzug handelt. Bei diesen Rückschauen ist die veränderte Perspektive zu beachten, die eine Deutung und Interpretation des Erlebten und Zu-Berichtenden aus der jeweiligen aktuellen Situation bedeutet. Da die Haftzeit abgeschlossen war, reflektierten die Betroffenen anders darüber als in dem Moment, in dem sie sich noch von den Zellenwänden umgeben sahen.

Vom ursprünglichen Vorhaben, zusätzlich zum erhobenen Material auch Experteninterviews mit Mitarbeitern des Strafvollzugs zu führen, musste schließlich aufgrund des Zeitrahmens und der bereits vorliegenden Fülle des Materials abgesehen werden. Ziel der Gespräche wäre hauptsächlich das Gewinnen eines tieferen Einblickes in hausinterne Regelungen gewesen.

Des Weiteren war geplant, zur Ergänzung der Interviews mit den Gesprächspartnern ein dreidimensionales Raummodell ihrer Gefängniszellen zu erstellen. In der Anlehnung an „mental maps“ sollten so Wand für Wand die ehemaligen Zellen der Haftentlassenen nachgebildet und alle vorhandenen Gegenstände eingezeichnet werden. Ziel war zum Einen eine ersatzweise Verdinglichung in Ermangelung der realen Wohnumgebung und zum Anderen ein gezieltes Thematisieren von und Zurückgreifen auf bestimmte Gegenstände. Trotz Vorbereitung und festem Vorhaben wurde das Modell allerdings bei keinem Gespräch angewendet, da es entweder den guten Gesprächsfaden unterbrochen hätte oder am Ende die Interviewzeit schon zu fortgeschritten war.

Abschließend lässt sich noch sagen, dass alle Interviews das Potential für ein weiteres Gespräch in sich trugen. Außerdem gaben die Interviewten teilweise sehr interessante und nützlich Hinweise und Kontaktmöglichkeiten an, die leider nicht mehr genutzt werden konnten.

**Zugang**

Das Ziel einer ethnologischen und kulturwissenschaftlichen Forschung ist es für gewöhnlich, dem Feld so nahe wie möglich zu kommen, im Sinne eines „Going native“ für den Erhebungszeitraum ein Teil des Feldes zu werden, um die Innensicht und den subjektiven Sinn der Subjekte nachvollziehend zu verstehen. Aus leicht ersichtlichen Gründen gestaltete sich diese Vorgehensweise bei diesem Studienprojekt schwierig (und war für die Durchführende auch nicht unbedingt erstrebenswert). Trotzdem bestand der Anspruch, den Menschen im Gefängnis so nahe wie möglich zu kommen. Da es seitens der JVA Freiburg leider nicht möglich war, Beobachtungen und Interviews vor Ort durchzuführen, musste eine Möglichkeit gefunden werden, geeignete Interviewpartner zu finden, deren Haftzeit möglichst kurz zurücklag, um eine Aktualität des Themas und eine frische Erinnerung zu gewährleisten. Die Interviews in einer anderen JVA durchzuführen war logistisch schwierig. Daher nahm ich Kontakt zur Anlauf- und Beratungsstelle für Haftentlassene in Freiburg[16] auf. Dort erhalten kürzlich aus der Haft entlassene Männer sozialpädagogischen wie rechtlichen Beistand, Integrationshilfe sowie Häftlinge Unterstützung bei der Vorbereitung zu Hafterleichterungen oder bevorstehenden Entlassungen. Außerdem bietet die Anlaufstelle auch zeitlich begrenzten Wohnraum an. Da die Haftentlassenen den Gefängnisaufenthalt erst kürzlich hinter sich hatten, konnten sie aus einer lebendigen Erinnerung über ihre dortige Wohnsituation schöpfen. Außerdem war anzunehmen, dass das Thema Wohnen für die Betroffenen sehr aktuell ist, da sie sich meist auf Wohnungssuche oder in einer wohnlichen Übergangssituation befinden. Die zuständige Sozialarbeiterin unterstützte mich bei der Suche nach geeigneten Interviewpartnern, indem sie eine Vorauswahl[17] traf und mit den potentiellen Kandidaten über

[16]http://www.bezirksverein-freiburg.de/anlauf-und-beratungsstelle.html [Stand: 11.09.14].
[17]In unserem Abschlussgespräch fragte ich sie nach ihren Kriterien für die Auswahl. Diese seien in erster Linie die zeitliche Nähe zur Haft, grundsätzliches Reflexionsvermögen und Gesprächsbereitschaft gewesen.

mein Vorhaben und Erkenntnisinteresse sowie deren Bereitschaft sprach. Außerdem stellte die Anlaufstelle einen geeigneten Ort zur Durchführung der Interviews dar, da sie für das Haftentlassen einen vertrauten Ort darstellte und zudem Ruhe und Diskretion zur ungestörten Unterhaltung bot.

Darüber hinaus gaben mir meine Interviewpartner Tipps und Referenzen zur Kontaktaufnahme zu JVA-Mitarbeitern und boten mir die Möglichkeit für weitere Interviewtermine und Rückfragen an. Auch andere Haftentlassene, die ich in der Anlaufstelle kennenlernte, suggerierten ihre potentielle Bereitschaft, mich bei meinem Projekt zu unterstützen. Leider konnten diese Zugangsmöglichkeiten aus Kapazitätsgründen nicht mehr genutzt werden

**Die Forscherin und das Feld**

In diesem Abschnitt möchte ich kurz auf meine persönliche Einstellung und Beziehung zu diesem Studienprojekt eingehen. In jedem Fall ist es wichtig, dass der Wissenschaftler seine eigene Position offenlegt und seine Erfahrungen und Empfindungen im Forschungsprozess dokumentiert, um den Ausgangspunkt seiner Interpretationen für andere nachvollziehbar zu machen.

Persönlich habe ich keinerlei Erfahrungen mit den Strafvollzug, noch habe ich Bekannte oder Freunde, von denen ich wüsste, dass sie schon einmal in Haft gewesen sind – vom Jugendarrest einmal abgesehen, allerdings hat die betreffende Person nie mit mir über diese Erfahrung gesprochen. An meinen bisherigen Wohnorten, an denen es eine JVA gab (Ulm, Stuttgart, Pforzheim, Freiburg), habe ich die Institutionen lediglich als Gebäude von außen wahrgenommen. So sind meine Kenntnisse und Vorstellungen rein medial geprägt. Diese Prägungen reichen von historischen Darstellungen von Kerker und Gefängnis und Romanvorlagen (Mittelalter, Graf von Monte Christo), über Hollywoodfilme und Krimis (Die Verurteilten, Papillon etc.), von Reportagen (n24: Lebenslänglich! Im härtesten Knast der USA o.ä.) bis zu Pressemeldungen über Gefängnisse, Häftlinge oder Gerichtsurteile im weitesten Sinne (Guantanamo, Hungerstreik in Bruchsal etc.).

Entscheidender als das dadurch entstandene Bild über die Institution Gefängnis ist das Bild

von den darin lebenden Menschen. Zur anfänglichen Neugierde und Motivation gesellten sich sodann auch Bedenken und Ängste. Nur weil man als Ethnologe in der Theorie genau weiß, wie Stereotype und Vorurteile zu Stande kommen, ist es ein Irrtum zu glauben, man sei automatisch vor ihnen gefeit. Hierzu ein Auszug aus meinem Forschungstagebuch zu Beginn der Themenfindung:

*„[...] Zudem kam ein plötzliches Unbehagen, ja gar eine Angst, plötzlich in Interviewsituationen Straftätern gegenüber zu sitzen. Ich musste feststellen, dass ich dabei nur die Gewaltverbrecher, Mörder, Vergewaltiger etc. im Sinn hatte, die – so das plötzliche Bild vor meinen Augen – nur auf die Chance warten würden, mich in einem unaufmerksamen Moment mit gezücktem Messer zu überfallen. Auch begann ich zu zweifeln, ob mein Geschlecht bei meinem Vorhaben nicht von erheblichem Nachteil sein könnte. Die Vorstellung, bei meinem straffälligen Gegenüber, sexuelle Anregung oder romantische Gefühle zu erwecken, war mir unangenehm. So verwarf ich zunächst auch einen möglichen Zugang, nämlich die ehrenamtliche Bezugspersonentätigkeit in der JVA Freiburg. Allgemein musste ich feststellen, wie stark medial mein Bild von „Gefangenen“ geprägt ist, beziehungsweise einzig medial geschaffen, da ich keine Person persönlich kenne, von der ich weiß, dass sie eine Haftstrafe verbüßt hätte. Mein Bild vom Häftling chanchiert irgendwo zwischen dem volltätowierten Altrocker, dem allzeit gewaltbereiten Gangmitglied mit Migrationshingtergrund und dem perversen Sonderling. Dies entspricht ziemlich den in Spielfilmen, Krimis oder Pseudo-Dokumentationen über die „Härtesten Knäste dieser Welt“. Auf den Gedanken, dass ebenso Steuerhinterzieher, Bankräuber, Betrüger oder Ähnliche ins Gefängnis wandern, kam ich erst später. Auch mein Bild der weiblichen Insassinnen ist ähnlich stereotyp vorgezeichnet: oft migrantische, laute, aggressive, zickige Mannsweiber oder „Ghettobitches“. Eine potentielle Begegnung mit ihnen bereitete mir ebenso Unbehagen.“* [18]

Außerdem musste ich mir über meine eigene Motivation, Bereitschaft und Grenzen Gedanken machen. Wem könnte dieses Studienprojekt nutzen außer mir und dem erfolgreichen

[18] Forschungstagebuch der Autorin, 22.05.14.

Abschluss meines Studiums? Ist es vertretbar, fremde Menschen in einer schwierigen Lebenssituation mit privaten Fragen zu behelligen ohne ihnen dafür eine Gegenleistung anzubieten? Würden sich die Häftlinge nicht vorkommen wie „Affen im Käfig“, die man zu Studienzwecken im Zoo aufsucht, ansonsten aber nichts mit ihnen zu tun haben will?

Vor der Erhebungsphase war es schwierig, mit diesen Fragen umzugehen, sodass sich auch der Zugang zeitlich verzögerte. Schon beim ersten Kontakt aber kehrten sich die Befürchtungen ins Gegenteil um und es entstand eine positive und offene Interviewatmosphäre, zu der auch die Sozialarbeiter und das allgemeine Umfeld in der Anlaufstelle beigetragen haben.

**Internetrecherche und weitere Quellen**

Um sich einen ersten Überblick zu verschaffen und Ideen zu sammeln, war eine (relativ unsystematische) Recherche im Internet ideal. Mit Hilfe von Suchmaschinen und Lexika (Google, Wikipedia), offiziellen Seiten des Bundeslandes und der Justizvollzugsanstalten, Videoportalen, Foren und online-Zeitungen konnte ich eine Fülle von Informationen und Anregungen zusammentragen. Trotz des Vorhabens einer explorativen Herangehensweise war es wichtig, sich vorab über einige Dinge wie rechtliche Grundlagen, Begriffe, Haftformen, Standorte der JVAs etc. zu informieren. Im Folgenden sollen diejenigen Quellen vorgestellt werden, die einen erweiterten Blick „hinter die Mauern“ in digitaler Weise ermöglichten und die das Interviewmaterial inhaltlich ergänzen.

**Podknast.de**

„Wie es wirklich ist“- so lautet der Untertitel dieses Video-Podcast-Projektes verschiedener Justizvollzugsanstalten des Landes Nordrhein-Westfahlen.[19] In meist fünfminütigen Videosequenzen sollen Einblicke in den Alltag im Strafvollzug gewährt werden, die Themenfindung und Durchführung geschieht gemeinsam mit den Inhaftierten. Das Projekt hat hauptsächlich Aufklärung und Prävention besonders bei Jugendlichen zum Ziel. Die Videos

[19]http://podknast.de/projekt/index.php [Stand: 12.09.14].

beinhalten nachgestellte Szenen oder Interviews, können aber auch zum Teil künstlerische Darstellungsformen annehmen. Die Videos der Plattform haben mir sehr bei der Annäherung an das Feld geholfen, da sie für die Inhaftierten relevante Themen darstellen, Sequenzen des Alltags und auch die Inhaftierten selbst zeigen.

Diese visuelle Erfahrungsebene wirkte zu Beginn des Projektes wie eine „Einstimmung“ auf das zu Erwartende. Materielle Kultur, persönliche Dinge und das Wohnen in der Zelle werden in einigen Videos gezeigt und/oder thematisiert. Beispielsweise berichtet der lebenslang Inhaftierte „Wulff“ in einem Interview über eine Kochplatte, die ihm so wichtig war, dass er für die Erlaubnis, sie in seiner Zelle zu verwenden in den Hungerstreik getreten ist.[20] Die Verfügung über die persönliche Habe beschreibt er neben dem Erhalt der eigenen Persönlichkeit als letztes Stück Freiheit in der Haft. Im Video sind zudem einige Dinge seiner Zelle zu sehen wie Poster, sein Bett etc.

Der Beitrag „Jailwash“ zeigt, wie man in Haft seine Wäsche waschen kann. Protagonist ist ein Häftling in Untersuchungshaft. Auch in diesem Video kann man sich einen Eindruck von der Wohnsituation verschaffen.

**Knast.Net**

> „Knast.Net ist eine Plattform zum Austausch von Informationen, Meinungen und Erfahrungen rund um Gefängnis und Strafvollzug. Bei Knast.Net treffen sich Gefangene und ihre Angehörigen, ehemalige Gefangene, hauptamtliche und ehrenamtliche Mitarbeiter im Strafvollzug und viele andere Menschen mit Interesse am Thema Strafvollzug.“[21]

So lautet ein Teil der Selbstbeschreibung der Internetplattform, die seit 1995 besteht und von einer Privatperson betrieben wird. Die Seite bietet vielfältige Möglichkeiten zur Information und zum Austausch. In der Rubrik „Lernen“ wird alles Wissenswerte rund um den Strafvollzug erklärt, man kann Gesetzestexte nachschlagen, sich über den Tagesablauf im Gefängnis informieren oder das „Wörterbuch der Knastsprache“ kennenlernen.[22] Diese allgemeinen Informationen haben sich besonders in der Anfangsphase des Projektes als sehr

[20] „Wuff“ - das bin ich Teil! http://podknast.de/flash_player/index.php?objId=13454013 [Stand: 12.09.14].
[21] https://www.knast.net/article.html?id=36222 [Stand: 12.09.14].
[22] https://www.knast.net/browse.html?id=128 [Stand: 12.09.14].

hilfreich erwiesen.

Des Weiteren gibt es auf der Website verschiedene Foren, in denen ehemalige oder zukünftige Strafgefangene, Angehörige, Journalisten und Interessierte Fragen stellen und Diskussionen führen können und Beistand finden. Diese wurden von mir gesichtet und auf themennahe Informationen geprüft. Das Lesen der Beiträge stellte sich nochmals als Bekräftigung der Relevanz des Studienprojektes heraus, da sich viele Beiträge und Fragen um die Ausstattung der Zellen, erlaubte und verbotene Gegenstände etc. drehen. Oftmals wenden sich Angehörige von Inhaftierten an die anderen Mitglieder der Seite, um in Erfahrung zu bringen, welche Dinge sie in das betreffende Gefängnis schicken dürfen. Oder Personen, denen ein Haftaufenthalt bevorsteht, informieren sich über die Bedingungen in der jeweiligen JVA, was sie mitbringen dürfen, wie der Alltag abläuft etc.

Zur systematischeren Aufbereitung wurde des Weiteren eine qualitative Inhaltanalyse des Forums „Leserfragen“ / Kategorie „Unterbringung & Haftbedingungen“ durchgeführt. Diese ergab, dass sich 36 von 184 gestellten Fragen auf themenrelevante Bereiche beziehen. Konkret lassen sich die Fragen auf die Zellenbelegung und Ausstattung, auf Bedingungen und bestimmten JVAen und auf Fragen nach bestimmten Gegenständen, meist deren Verbot oder Zulassung in der Haft, reduzieren. Als Fragende waren zukünftige Häftlinge, Angehörige sowie interessierte Außenstehende auszumachen. Bei den konkret thematisierten Dingen handelt es sich um Kleidung, Elektrogeräte (TV, Handy, PC, Wasserkocher) und Persönliches wie Fotografien oder den Ehering. Ein weiteres wichtiges Thema betraf die Privatsphäre. So wurde in den Beiträgen beispielsweise um die Zulässigkeit eines Türspions und die allgemeine Zellenbelegung diskutiert.

Ein Beispiel soll an dieser Stelle das Beschriebene verdeutlichen:

*„Beitrag von sweetooo88*

*Knast Mein Mann braucht ein Wasserkocher für nudel und ei zu machen er meinte jeder in hat so einen weiß eine wie so ein Wasserkocher heißt und woher man denn bekommt? danke im Voraus“*

*„Antwort von Nutrilub*

*Also mein Mann hat sich den Wasserkocher im Knast gekauft, beim normalen Einkauf. Ansonsten kannst du ihm evtl. auch einen reinschicken. Denn die im Knastladen sind*

*natürlich extrem teuer. Für so ein Paket brauchst du eine Paketmarke. Die muss von deinem Mann beantragt werden. Er bekommt dann die Marke und muss sie dir schicken. Darauf steht dann wie du das reinschicken kannst und was du beachten musst. So wars jedenfalls bei uns.“*[23]

**Gefangenenzeitung „Janus“**

Ebenfalls durch Knast.net stieß ich auf die Gefangenenzeitung der JVA Freiburg „Janus“.[24] Auch aus anderen JVA´s existieren solche Zeitungen, von denen einige explizit als unzensiert deklariert werden und online verfügbar sind. Aus Gründen des Umfangs konnte der Bestand nicht gesichtet und in die vorliegende Analyse mit einbezogen werden. Es ist aber davon auszugehen, dass aus dieser Quelle ebenfalls literarisch und bildlich aufgearbeitete Eigensichten und Einsichten in das Thema zu erwarten sind.

Neben den oben geschilderten Internetquellen ergänzten auch folgende zwei Publikationen das Interviewmaterial in der Analyse:

**Literatur: Wenn Wände erzählen könnten. Der Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis für Gefangene**

Der Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis wird alle zwei Jahre von der Dokumentationsstelle für Gefangenenliteratur der Universität Münster, der Gefangeneninitiative Dortmund und dem Strafvollzugsarchiv der Universität Bremen an (ehemalige) Inhaftierte vergeben. Die Texte der Preisträger werden in einem Band veröffentlicht. Der für diese Arbeit herangezogene

[23]Forumseintrag und Antwort vom 13.08.14, https://www.knast.net/thread.html?id=38184 [Stand: 12.09.14].
[24]http://www.strafrecht-online.org/index.php?scr=links&linkscat=290 [Stand: 13.09.14].

Band „Wenn Wände erzählen könnten“ von 1999 enthält neben Texten, die sich im Allgemeinen mit der Haftsituation beschäftigten, auch besonders viele, die auf künstlerisch und erzählerische Weise vom Wohnen hinter Gittern berichten und Bilder aus den Zellen transferieren. Die Lektüre ergänzte die Analyse, auch wenn sie im Ergebnisteil nicht explizit zitiert wird. Ein kleiner Eindruck aus einem Text von Harry Buttersooner soll an dieser Stelle wiedergegeben werden:

*„Je länger er in der Isolationszelle saß, umso mehr fürchtete er die Wand mit der Tür. Die Fensterwand hingegen redete Klartext. Sie schenkte ihm ein Stückchen Himmel, zuweilen einen Vogel, der unter den Wolken durchsticht, und nächtens ein paar Sterne. Das vergitterte Loch in der Wand erinnerte Olaf beständig daran, daß die Welt groß und seine Zelle klein war. Die dicken Eisenstäbe unterlegten die Botschaft von Leben und Freiheit mit einer sarkastischen Note. Im Krieg, so dachte Olaf, kommt das Ende in Form von Eisen ins Fleisch. Im Zuchthaus erstickt das Eisen die Seele.“*[25]

**Humangeographie: Jürgen Hasse – Unbedachtes Wohnen**[26]

Jürgen Hasse spürt in seinen Fallstudien verschiedenen Randformen des Wohnens nach, um dadurch zu einem grundlegenderen Verständnis des Wohnens und einer theoretischen wie philosophischen Begriffsgrundlage zu gelangen. Er möchte wissen, unter welchen Bedingungen Wohnen gelingen kann bzw. scheitern muss. Dazu führten er und sein Team Interviews mit Bewohnern verschiedener Wohnformen und Institutionen durch, die vom „kreativen Wohnen“, Wagenburgen, über Klöster bis zum Gefängnis reichen. Das Wohnen in Haft bettet er ebenfalls in einen größeren historischen Kontext ein und beleuchtet die sich in der Wohnumgebung und Architektur manifestierende Macht der Institution über ihre Gefangenen. Zum Wohnen im Gefängnis führte er zwei Interviews mit weiblichen Gefangenen in ihren Zellen, die für diese Studie als ergänzendes Material herangezogen werden konnten.

Ferner gibt Hasse einen Überblick über definitorische Ansätze zum Wohnen im Allgemeinen, von denen einige hier kurz zusammengefasst wiedergegeben werden sollen. Sie bilden den analytischen Rahmen, wenn später der Frage nachgegangen werden soll, inwiefern überhaupt

[25]Buttersooner, Harry: Persona non grata. In: Wenn Wände erzählen könnten. Ingeborg-Gleiwitz-Literaturpreis für Gefangene. Münster 1999. S. 29-3, hier S. 31.
[26]Hasse, Jürgen: Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft. Bielefeld 2009.

von Wohnen im Gefängnis gesprochen werden kann.

Wohnen bezeichnet Hasse mit Durkheim als „Herumwirklichkeit“ des Menschen, in der sich die Situation des eigenen Lebens ausrückt.[27] Wegen dieser „räumlichen Dichte persönlicher Situationen“ steht die Wohnung auch unter Verfassungsschutz.[28] Des Weiteren macht Hasse verschiedene räumliche Maßstabsdimensionen des Wohnens aus und nennt dabei Wohnung, Haus, Umgebung, Land und Erde.

Wohnen ist mehr als der bloße Aufenthalt an einem „Wohn-Ort“, sondern benötigt dazu das aktive Bewohnen und sich zu eigen machen. Dieses gehört nach Foucault zu den Techniken der Selbstkultur, der Sorge um sich selbst.[29] Wohnen muss nicht zwingend mit Beheimatung einhergehen und verlangt zudem eine mobile Komponente, da erst das Weggehen aus der Wohnung den Kontrast zwischen dem Behaglichen und dem unbehagten Fremden herstellt und setzt eine gewisse Selbstständigkeit der Lebensführung voraus.[30] Nach dieser theoretischen Definition müsste also institutionelles Wohnen nicht möglich sein. Dies soll noch aus der subjektiven Perspektive der Betroffenen überprüft werden. Jürgen Hasse stellt für das Wohnen unter Überwachung und Disziplinierung einige spezifische Ausdrucksformen fest, die auch in mit dieser Erhebung festgestellt werden konnten. Sie seien an dieser Stelle kurz wiedergegeben: Territorialisierung, Konstruierung ritualisierender Ordnungsstrukturen im unmittelbar persönlichen Raum, Aneignung des Zellenraumes und Gefängnisterritoriums, Herstellung sozialer Beziehungen zu Mitgefangenen, Bildung einer Subsprache und eine Abgeschnittenheit des Wohnens vom Wandern.

**Interviews**

Insgesamt konnten drei Interviews mit ehemaligen Häftlingen geführt werden, die alle im Dezember 2014 in der Anlaufstelle für Haftentlassene in Freiburg stattfanden. Die Interviewpartner wurden vorab von einer Sozialarbeiterin ausgewählt und grob über das Thema informiert. Dabei seien, wie sie später berichtet, die zeitliche Nähe zur Haft sowie

[27]Vgl.: Ebd. S. 21
[28]Vgl.. Ebd. S. 22.
[29]Vgl.: Ebd. S. 41.
[30]Vgl.: Ebd. S. 25 sowie S. 35.

persönliche Merkmale wie Reflexionsvermögen und Gesprächsbereitschaft entscheidende Kriterien gewesen. Die Namen der Interviewpartner wurden von der Verfasserin geändert.

### *„Man nimmt den Tag nicht mehr so intensiv wahr, wie als wenn man jetzt draußen ist. Man lebt einfach vor sich hin.“*- Stefan Allewald[31]

Zu unserem Gespräch kommt der 39-Jährige direkt von einem Arbeitseinsatz des hausinternen Arbeitsprojekts. Seit seiner kurz zurückliegenden Entlassung wohnt Stefan Allewald in einer WG der Anlaufstelle. Das Thema Wohnen betrachtet er pragmatisch und räumt ihm, im Gegensatz zu seiner beruflichen Zukunft, auch keinen großen Stellenwert in seinem momentanen Lebensabschnitt ein. Er wirkt scheu und er braucht ein Weilchen, um sich auf das Thema einzulassen und zu erzählen. Herr Allewald verbrachte zwei kürzere Haftstrafen in Freiburg und einer Thüringer Haftanstalt, deren Vorzüge er, im Vergleich zum von ihm als nicht mehr zeitgemäß beschriebenen Freiburg, immer wieder betont. Von den Gründen seiner Haftstrafe erfahre ich nichts und auch im Allgemeinen hält er sich mit breiten und privaten Ausführungen eher zurück. Das Wohnen im Strafvollzug beschreibt er als eine Art pragmatisches und bewusst fremdbleibendes Bewohnen eines Ortes, den man möglichst schnell wieder verlassen möchte, ohne viel Berührungspunkte mit ihm gehabt zu haben. So haben auch alle Dinge, von deren Anschaffung oder Besitz in Haft er berichtet, mit Aktivitäten zu tun, um sich von der Gefängnisumgebung abzugrenzen oder sich abzulenken. So habe er in Haft beispielsweise viel gelesen und ferngesehen, um die Zeit zu füllen oder eben gearbeitet. Anstatt seine Zelle zu verschönern oder einzurichten, gab Allewald sein verdientes Geld, neben Tabak und Kaffee, für Kleinigkeiten aus. Als ich ihn nach wichtigen Anschaffungen frage, nennt er zuerst die Wichtigkeit eigener Pflegeartikel, um nicht die unangenehm riechenden Mittel, die es in Haft gibt, verwenden zu müssen. Aus der Freiheit nahm Allewald neben diesen Kosmetika lediglich wenige Dinge mit, auch um die zwei Sphären – Drinnen und Draußen, Freiheit und Haft – bewusst voneinander zu trennen. In diesem Zusammenhang nennt er weiter Fotos seiner Mutter und Großmutter und einige eigene Bücher. Wohnen thematisiert Allewald hauptsächlich in Bezug auf den erweiterten Wohnraum, also die Gefängnisstruktur und Haftform. Hierbei betont er mehrmals die Vorteile

[31]Das Interview mit Stefan Allewald fand am 29.01.2015 im Konferenzraum der Anlaufstelle für Haftentlassene Freiburg statt. Alle im Portrait verwendeten Zitate sind, wenn nicht anders gekennzeichnet, diesem Interview entnommen.

des Wohngruppenvollzugs. An sich würde er den Begriff „Wohnen“ nicht unbedingt mit dem Leben oder Dasein in Haft in Verbindung bringen. Ferner beschreibt er das Procedere des andauernden Antragstellens, das sämtliche Tätigkeiten in Haft begleitet. Auch bestätigt er, dass die Insassen genau und oft mit Missgunst die Lage der anderen beobachteten, wie viel diese haben, bekommen und wie schnell. Dieses Klima, verstärkt durch eine fehlende Trennung der Häftlinge nach Schwere der Delikte, mache es schwer, so Allewald, ernsthafte soziale Kontakte zu schließen.

> *„Ja, und ich hatte auch nie irgendwie äh das Bedürfnis mich da irgendwie häuslich einzurichten, also (langes Einatmen) ne, is zwar klar, is für jeden klar, dass es nur ne Übergangszeit is, für den einen länger, für den andern bisschen weniger. aber irgendwie dass ich mich da irgendwie so heimisch einrichte, nee. Klar gibts andre Leute, die hams anders gesehen, die machens auch anders, aber ich wollt mich da nie wohlfühlen, weil (..) (langes Einatmen) ja (..) es war halt ne blöde Umgebung, klar (..) aber, dass ich mich da jetzt groß einrichte, nee. Ich, der ganze Tagesablauf, also mir gings so, (trinkt) dass du sowieso irgendwie so n bisschen abschaltest also wenn ich jetzt so auf die Zeit zurückkucke ich hab das eigentlich gar nicht so bewusst erlebt, das lässte einfach laufen, du stehst frühs auf, der Tach läuft halt wie er läuft, bist froh, wenn er auch rum ist und (..) aber jetzt wie gesacht, dass du dich irgendwie einrichten tust , also ich nich.“32*

### *„Ich hab mei Leben gelebt und hab mei Zeit abgesessen und war anständig zu dene, die waren anständig zu mir, des war ok.“* - Erwin Schulz[33]

Erwin Schulz ist zum Zeitpunkt des Interviews 57 Jahre alt. Seit seiner Haftentlassung vor

[32]Interviewsequenz Stefan Allewald.
[33]Das Interview mit Erwin Schulz fand am 30.01.2015 im Konferenzraum der Anlaufstelle für Haftentlassene Freiburg statt. Alle im Portrait verwendeten Zitate sind, wenn nicht anders gekennzeichnet, diesem Interview entnommen.

drei Jahren und der darauffolgenden Therapie lebt er in Freiburg in einer eigenen Wohnung, über die er sehr froh ist und die er als gemütlich eingerichtete „Singlebude“ bezeichnet. Seine sechseinhalb jährige, von ursprünglich zehn Jahren verkürzte, Haft verbrachte er wegen versuchten Mordes in Heimsheim. Dort engagierte er sich jahrelang als Insassenvertreter der Gefangenen, was ihn zu einem Experten inpuncto Vorschriften macht. Aufgrund seiner langen Haftzeit und vorherigen Aufenthalten im offenen Vollzug konnte er auch Vergleiche zu früheren Haftbedingungen ziehen und Veränderungen bewerten. So berichtet er auch von länger zurückliegenden Erfahrungen aus dem offenen Vollzug. Die anfangs etwas distanzierte Interviewatmosphäre taut schnell auf und der massige Mann, dem man sein gelebtes Leben ansieht, berichtet offen, aber bedacht und ohne Prahlerei von seiner wechselhaften Biographie und auch den Umständen der zur Haft führenden Tat. Während seiner Haftzeit nutzte Herr Schulz alle gegebenen Möglichkeiten, um seine „vier Wände“ gemütlicher zu gestalten. Einen besonderen Stellenwert nahm dabei für den gelernten Tierpfleger sein Kanarienvogel Felix ein, den er sich in Haft aufgrund der Länge seiner Haftdauer anschaffen durfte und der ihm auch heute noch täglich Freude bereitet. Sowohl die Zelle als auch seine jetzige Wohnung seinen in der Gestaltung hauptsächlich vogelgerechten Gesichtspunkten gefolgt. So gab er auch das meiste Geld in Haft für den Komfort des Vogels in Form von Futter und größeren Käfigen aus. Schulz erklärt mir, dass die Anschaffungen in Haft nach einem Punktesystem geregelt sind und Bestellungen über Kataloge erfolgen. Er selbst hatte sich alles, was möglich war, angeschafft, um seine Freizeit und seine Zelle zu gestalten. Da er bei Haftantritt sämtlichen Kontakt zur Außenwelt abbrach, gab es in seiner Zelle keine Dinge der Erinnerung. Selbst die Fotos, die er sich aufhängte, waren auf Veranstaltungen im Gefängnis geschossen worden. Mit seiner Zeit in Haft, die er als gerechtfertigt beschreibt, verbindet ihn heute lediglich die Freundschaft zu einem Mithäftling, mit dem er gemeinsam in Therapie war sowie ein Zwang, seine eigenen vier Wände für sich zu haben, was zwar keinen kurzen Besuch, aber Übernachtungen bei ihm kategorisch ausschließt:

> *„Ich lebe allein, ja. Des is au, des is a Krankheit ausm Knast, weil wenn man viele Jahre drin war da, also ich zumindest, ich hab des Problem, ich muss alleine leben. Weiss net, des is irgendwie `n Haftschaden oder was. Was soll ich machen?“*

**Dieter Weiss**[34]

Das Interview mit Dieter Weiss kurz zusammenzufassen ist keine leichte Aufgabe. Bei unserem Treffen erfahre ich in zwei Stunden alles über sein Leben, so wie es war oder er es sieht, was ich nicht zu beurteilen wage, manchmal mehr, als ich wissen wollte. Trotzdem gelingt es ihm, auch nach ausführlichen Schilderungen seiner Vergangenheit und des Mordes, den er begangen hat, immer das Thema meines Projektes im Auge zu behalten und so ein vielschichtiges Bild vom Leben hinter Gittern zu vermitteln, das ihn vom Rassisten zum Buddhisten gewandelt hat. Der gedrungene Mann in Schwarz saß mit kurzer Unterbrechung seit 1983 im Gefängnis, viele Jahre davon aufgrund von Gewalt, gelungenen Ausbrüchen und Provokationen unter höchsten Sicherheitsmaßnahmen und in verschiedenen JVAs in Baden-Württemberg. Nach seiner Entlassung 2014 lief er zu Fuß nach Spanien und lebt nun in einer eigenen kleinen Wohnung in Freiburg, besucht eine regelmäßige Therapie, schreibt seine Memoiren und hält hin und wieder Vorträge an Schulen. So merkt man manchen Schilderungen an, dass er sie nicht zum ersten Mal erzählt. Weiss beschreibt die Verschärfung der Haftbedingungen im Laufe der Zeit und zieht Vergleiche zwischen den einzelnen Gefängnissen. Er selbst lebte in Haft, spätestens seit seiner Hinwendung zum Buddhismus, bewusst asketisch, mit nur wenigen Möbeln und Dingen. Auch er hatte, wenn er in normaler Haft war, Dinge wie Fernseher, Wasserkocher oder Bücher, berichtet aber auch ausführlich vom Umfunktionieren und Basteln an Neuem. Besonders wichtig war ihm damals seine Musik. Zur Anschauung bringt Weiss zum Interviewtermin sein tragbares CD-Radio aus der Haft mit und zeigt mir die dort vorgenommene Verplombung. Anders als meine anderen Gesprächspartner kann Weiss nicht wirklich auf ein gewohntes Leben vor der Haft zurückblicken, da diese den Hauptteil seines bisherigen Lebens ausmachte. Das Interview mit Herrn Weiss war das erste der Geführten. Neben den Einzelheiten zum Wohnen hat es besonders dazu beigetragen, einen breiten Eindruck vom Leben in Haft zu erhalten und tieferes Verständnis für die dahinter stehenden Werdegänge zu entwickeln und bestehende Berührungsängste zu überwinden.

[34]Das Interview mit Dieter Weiss fand am 04.12.2014 im Konferenzraum der Anlaufstelle für Haftentlassene Freiburg statt. Alle im Portrait verwendeten Zitate sind, wenn nicht anders gekennzeichnet, diesem Interview entnommen.

**Wohnen im Gefängnis – Ergebnisse**

**Die Zelle**

Zur Beschaffenheit ihrer Zellen machten meine Gesprächspartner unterschiedliche Angaben, was daran liegt, dass sie ihre Haft in verschiedenen Justizvollzugsanstalten, in verschiedenen Haftformen und zu unterschiedlichen Zeiten verbracht haben.

Dieter Weiss beginnt seine Ausführungen zum Thema Wohnen in Haft mit dieser Zellenbeschreibung:

> *„Das Leben im Vollzug ist nicht einfach zu beschreiben. Sie haben eine 8 Quadratmeter große Zelle im geschlossenen Vollzug, können sich mit der Zeit natürlich verbessern und in eine größere Zelle, ein so genanntes Zimmer, umziehen. Die haben dann fast das Doppelte, 16 Quadratmeter, frei gestaltbar, im Geschlossenen sind Schrank und Bett festgeschraubt und die Toilette ist in der Zelle. [...]. Ja, ein Tisch, ein Stuhl, kleines fest installiertes Regal, Waschbecken. Das nennt man "Wohnklo" im Vollzugssprachjargon. Man versucht halt, es sich so gemütlich wie möglich zu machen.“*[35]

Auch Erwin Schulz beschreibt seine Zelle in Heimsheim und geht dabei auch bereits näher auf die von ihm hinzugefügten Dinge ein. Die Erzählstruktur folgt dabei dem Prozess des Aneignens: Vom Vorfinden des Fremden, von der Institution gestellten, bis zum Personalisieren durch eigene Dinge:

> *„Die Grundausstattung die war Bett, Tisch, Stuhl, Regal an der Wand und ein Schrank und alles fest installiert also dass man nix abmontieren kann und so. […] Der Boden is Linoleum, die Wände sind Beton und ja, die Fenster so wie die vielleicht die Größe mit Gittern davor. […] ein Fenster ja. Und Waschbecken,*

[35] Interviewsequenz Dieter Weiss.

*Toilette des is halt ein kleiner Raum. Ja, des is halt die Einrichtung.“* [36]

*„Drei auf drei Meter. Und Heimsheim is n moderner Knast kann man schon sagen, weil ma hat da sei Nasszelle separat und des is wie a Hotelzimmer eigentlich. Man hat n Fernseher, man hat DVD-Player, man hat Playstation, also das is auch alles nemme so wie früher und man hat scho Annehmlichkeiten, Rasierapparat und des und des, man hat scho genug, Schachcomputer.[...].“*[37]

Stefan Allewalds Schilderungen zu seiner Zelle sind spärlich und betonen anstatt der Möglichkeiten zur Einflussnahme auf den Wohnraum deren Begrenztheit:

*„[...] die Ausstattung von der Zelle selber ist und bleibt so wie sie ist eigentlich. Also man kann da persönliche Dinge rein bringen, klar, aber im Grunde genommen bleibt die Zelle so, man muss dann halt damit klar kommen.“*[38]

**Wände**

Wände umschließen und trennen das Außen vom Innen. Dadurch entsteht die Möglichkeit des Schutzes und Rückzuges, aber auch dient die Wand als unüberwindliches Trennelement des Zwanges, an einem Ort zu verweilen. Das Haus, das Zimmer, der Wohnraum wird durch Wände abgegrenzt vom öffentlichen Raum, nicht ohne Grund spricht man von den „eignen vier Wänden“. Im Gefängnis sind diese Wände, die auch als Mauern in Erscheinung treten, nur insofern „eigen“ dass sie den momentanen Aufenthaltsort umfrieden. Sie stellen kein Element der eigenen Kontrolle und Gestaltungsmöglichkeit dar, sind nur begrenzt bewohnbar. So gibt es klare Richtlinien, inwiefern die Häftlinge auf die Gestaltung der Wände Einfluss nehmen dürfen:

*„[…] weil die Außenwand muss immer frei sein, damit se sehn, ob man sich durch buddelt oder sowas, im Normalfall muss jeden Tag die Zelle kontrolliert werden, das sind halt die Sicherheitsbestimmungen da drin. Und dann is noch a Bilderleiste an der Wand, da wo man seine Bilder hinhängen kann. Also man darf*

[36]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[37]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[38]Interviewsequenz Stefan Allewald.

*wirklich nur dahin hängen, was dafür gmacht worden is.“*[39]

*„Man hat gewisse Richtlinien, was man hängen kann an die Wände. Da gibt auch so Bilderleisten, da dürfen Sie ihre Bilder hinhängen, wenn sie an die Wand hängen, haben die das Recht, die wieder ab zu machen. Das ist eine etwa 10cm breite Holzlatte. Sie können es natürlich gestalten.“*[40]

Nicht nur das Bespielen der Wände mit Möbeln und Gestaltungselementen ist reglementiert, sondern auch die Gestalt der Wände selbst:

*„Alles nur weiß, da gibt’s keine andre Farbe, nur weiß.“*[41]

Dieses Weiss beschreiben Hasses Interviewpartnerinnen als bedrückend und verbinden damit ein Gefühl der Sterilität und sozialen Kälte. Daher stünden farbige Dinge in der Zelle für ein Stück Autonomie, gewünschte Farben, besonders grün, für ein freies Leben.[42] Diese Vermutung stützen auch die Ausführungen von Erwin Schulz, der durch einen bunten Läufer, eigene Bettwäsche und eine Grünpflanze seiner Zelle einen persönlichen „Anstrich“ verlieh. Was er in Haft nicht umsetzen konnte, scheint Schulz in seiner neuen Freiburger Wohnung kompensioniert zu haben: Diese ist in seiner und natürlich auch Felix` Lieblingsfarbe Amazonasgrün gestrichen.

**Die Tür**

*, „Ich denke, Zuhause bedeutet, dass ich frei gestalten kann, was ich hier nicht kann... und wo ich entscheiden kann, wann ich die Tür zu machen will – und ich bekomme sie nicht hinter mir zugeschlossen.“*[43]

Gert Selle beschreibt die Tür als kulturelle Metapher für die Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit und das Schützen derselben durch Verriegeln als anthropologische Konstante.[44] Die Unmöglichkeit dessen in Haft wird auch von den Interviewten problematisiert:

[39]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[40]Interviewsequenz Dieter Weiss.
[41]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[42]Hasse: Unbedachtes Wohnen. S. 55.
[43]Hasse: Unbedachtes Wohnen. Interviewsequenz Frau I. S. 53.
[44]Selle, Gert: Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt a. M./New York, 3. Aufl. 1999. S. 33ff.

> *„das ist schon n blödes Gefühl, wenn die Tür zu geht und (.) ja, man kann nicht so aufmachen, wie man möchte...“*[45]

Die Tür als Schwelle vom Drinnen zum Draußen, vom Privaten zum Öffentlichen ist in Haft nicht der eigenen Kontrolle unterworfen und das Einschließen wird nicht nur als tatsächliches Einsperren, sondern auch als Symbol desselben empfunden. Auch Löfflers Interviewpartner im Pflegeheim berichten von der Problematik, bisweilen über keinen eigenen Schlüssel zu verfügen, um ihr Eigenes vor dem Zugriff anderer zu schützen. Die Schlüsselgewalt über die Tür zum Wohnraum bedeutet darüber hinaus auch die Macht darüber zu haben, ungestört zu sein. Haben lediglich die Beschäftigten der Institution die Möglichkeit der Zutrittsregelung, so geht die Verfügung über freie Zeitentscheidungen und über das eigene Ich auf diese über. Der Häftling wie der Pflegeheimbewohner muss jederzeit damit rechnen, überrascht und beobachtet zu werden.

> **„***Nein, die Türspione sind im geschlossenen Vollzug verboten. Also schließen sie auf und kucken rein, falls du dich nicht bewegst, rütteln sie dich, Lebenskontrolle nennt man das.“*[46]

Die Zellentür beschränkt den Aufenthaltsbereich auf die Zelle und macht ein freies Herumwandern und freiwilliges Zurückkehren in die „eigenen vier Wände“ unmöglich. Hasse bezeichnet aber genau dieses „Herumwandern“ als Voraussetzung zum Wohnen.

**Fenster und Gitter**

Wie die Tür durchbricht auch das Fenster die umliegenden Wände und nimmt eine, wenn auch im Vergleich zur Tür nicht so starke, Grenzfunktion ein.[47] Vor allem ermöglicht es eine Erweiterung des Blicks von Drinnen nach Draußen. In Haft stellt der freie Blick nach draußen eine Verlängerung des Körpers da: die Augen können dort hin schweifen, wo der Körper nicht hin kann. Dabei kommt es aber sehr auf die dargebotene Aussicht an. Nur wessen Blick ein Stück der Welt außerhalb der Gefängnismauern erreicht, kann ein Stück visuelle Freiheit erhaschen, ob zur Freude oder zur Qual, weil sie für den Schauenden im Moment

[45]Interviewsequenz Stefan Allewald.
[46]Interviewsequenz Dieter Weiss.
[47]Vgl.: Selle: Die eigenen vier Wände. S. 45.

unerreichbar ist. Der Blick auf das Gefängnisinnere und die Mauern führt dagegen die Unausweichlichkeit der Haftsituation vor Augen und bietet wenig Abwechslung. Immer im Blickfeld sind jedoch die das Fenster versperrenden Gitterstäbe, ebenfalls eine Versinnbildlichung der Haft.

> *„Weil Gardinen oder sowas darf ma net hinhängen, man hat halt so jeden Tag oder jede Nacht des Licht von draußen und die Gitterstäbe, des is eigentlich des Schlimmste gwesen, die Gitterstäbe eben. Und in Heimsheim, je nachdem in welchem Stock ma gwohnt hat, und man rausschauen konnte, also im dritten Stock oben konnt ma über die Mauer kucken, da war Wald und alles und wenn ma unten glebt hat, ha hat ma halt wirklich nur an die Mauer kucken können. Ja, des war des Schlimme.“*[48]

Die Öffnung des Fensters bietet aber nicht nur die Möglichkeit des Sehens, sondern auch des Gesehenwerdens, des Eindringens unerwünschter Blicke.

> *„Vor allen Dingen nachts die Überwachungsscheinwerfer und alles und ich hab immer des dumme Gefühl ghabt, dass die Kameras, weil an der Mauer sind überall Kameras, die wo das ganze Objekt bewachen, und dass die auch in die Zelle reinstrahlen und dass is immer ein unangenehmes Gefühl gewesen und natürlich hat man immer an der Wand den Schatten von den Gittern. Die Leute meinten, naja, da gewöhnt man sich dran, aber da gewöhnt man sich net dran [...]“*[49]

Des Weiteren ist auch das eindringende Licht ambivalent, bei Tag erwünscht, aber störend bei Nacht und erweckt den Wunsch nach selbstbestimmter Regulation. Dazu sind die Bestimmungen in den verschiedenen Haftanstalten unterschiedlich.

> *„Früher gab es keine Vorhänge, weil Tag und Nacht wird die Anstalt mit Flutlicht bestrahlt. Dass es jetzt am Tag ist, so ist es nachts genauso. Dann hängen natürlich viele Gefangene irgendwelche Tücher oder Decken hin[...].“*[50]

[48]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[49]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[50]Interviewsequenz Dieter Weiss.

> *„[...] Gardine aufhängen is nich, weil wegen wegen Verdunklung, dann sehen die halt nich, wenn die mal die Zelle kontrollieren, müssen die ja auch auf die Gitter gucken können, wenn da was vorhängt. also es is nicht gestattet, wird dann auch abgenommen(..).“*[51]

Jürgen Hasse bezeichnet das Fenster als Symbol eines isolierenden Strafvollzugs, in dem sich die Herrschaft über die Häftlinge durch Körperpolitik, also die Macht über ihren Blick, ausdrückt.[52] Es gehört ebenso wenig wie die Tür zu den Teilen des Zellenraumes, die bewohnt und angeeignet werden können.

**Privatsphäre und Gemeinschaft**

Durch die Haftauflagen und Sicherheitsbestimmungen ist die Privatsphäre der Insassen im Bezug auf den eigenen Körper und das Eigene im Sinne von Besitz und Autonomie über den Wohnraum eingeschränkt. Je nach Haftform dringen in diesen nicht nur die Beamten, sondern auch Mithäftlinge ein:

> *„ja schön, schön is es nich, weil ich weiß nich, wie sich des anfühlt, wenn einer kommt und kramt in deinen privaten Sachen rum. Das mögt bestimmt keiner“ […]. Aber es is nun mal so. Und dann entweder, wenn du Arbeit hast, bist du sowieso weg, dann kriegst dus mit, wenn du Mittag umgeschlossen wirst, dann siehst halt, dass da mal jemand in den Sachen rumgewühlt hat. Oder wenn du halt in der Zelle bist, musste halt die Zelle verlassen, das dauert dann halt so ne halbe Stunde, die kramen dann halt alles durcheinander und du darfst dann halt wieder. Die versuchns einigermaßen ordentlich zu hinterlassen, es is nich so, dass die da hingehn und alles raus zerren, aber natürlich liegt nich die T-Shirts wieder akkurat da also. Das musst du dann schon wieder, aber die zerren jetzt nich alles sinnlos auseinander also so is es auch nich. Die geben sich schon Mühe. Klar gibt`s auch Unterschiede. Wie ich mich dem Schließer gegenüber verhalte, so verhält sich der Schließer mir gegenüber, das is auch völlig normal (.) Was viele vergessen da drinne (.)ja. Dann, es kann schon mal sein, dass der eine mehr*

[51] Interviewsequenz Stefan Allewald.
[52] Hasse: Unbedachtes Wohnen. S. 49.

*aufräumen muss, als der andere. Und es is ja auch so wie zum Beispiel ich, ich hab mich halt, das kriegen die Schließer auch mit, wenn du dich da aus der Masse raushältst und nur in so ner kleinen Gruppe, wie ich mit meinen zehn Leuten, wir haben uns verstanden, und die Schließer kriegen das dann auch mit, auf welche Leute man mehr achten muss oder auf welchen Leute. Mich ham se zum Beispiel in Ruhe gelassen, weil ich habs dann eingesehen, ich hab gesagt, Okay ich hab Mist gebaut, aber ähm, der Mensch, der jetzt mir die Tür zuschließt, der kann nichts dafür, dass ich hier bin. Deswegen hab ich mich gegenüber diesen Leuten ordentlich verhalten, hab mir nichts zu Schulden kommen lassen, also wurde ich auch in Ruhe gelassen. Ich kann natürlich auch andere benennen, die immer rebellieren, die immer große Fresse haben, die immer ausfallend werden, natürlich haben die öfters Kontrollen, natürlich sind die öfters wegen irgendwas dran und natürlich haben die auch schlechteres Leben da drinne."* [53]

*„Oder in Freiburg hab ichs wirklich erlebt, dass man mal auf so ner - wie groß sind die - acht Quadratmeter, dassde zu zweit dort wohnst, schläfst und das Bett steht halt nebenm Klo und es is unangenehm, wenn dann einer nachts mal etwas größeres Geschäft sogar muss und du liegst da daneben, das is Katastrophe."* [54]

Folgende Schilderungen von Stefan Allewald zeigen exemplarisch, wie die Interviewten nicht nur ihre ehemalige Zelle in ihre Überlegungen um das Wohnen in Haft mit einbezogen haben, sondern auch ihr erweitertes (Wohn)umfeld thematisierten. Im Fall des beschriebenen Wohngruppenvollzugs sind besonders die Gemeinschaftsräume wichtig. Können diese zwar nicht selbst gestaltet werden, so ermöglichen sie doch ein höheres Maß an Autonomie in Bezug auf den eigenen Körper (Ernährung und Bewegungsradius) und Zeitgestaltung.

*„Also Freiburg is ja der Sternenbau und die Flügel sind halt dreietagig und die sind halt alle offen und jetzt lass mich mal überlegen(..) es sind ungefähr (.) zwanzig, vierzig, sechzig, sind in einem Flügel ungefähr hundert Gefangene, mindestens (.) wenn nich sogar noch mehr. Und dadurch, dass die Etagen offen sind, kommste ja mit allen in Kontakt. Und in neuen Haftanstalten sind die Etagen getrennt. Da sind halt, meistens sind wie so Wohngruppen a 20 Leute und mehr sind das nich. Und die kommen dann auch mit den anderen Gefangenen nich in*

[53] Interviewsequenz Stefan Allewald.
[54] Interviewsequenz Stefan Allewald.

*Kontakt.“* (Interviewerin: „und das ist besser?“) *„Total Besser! Erstmal kannst du allein die Straftaten trennen. Weil es is wirklich so, also ich möchte zum Beispiel mit einem, der irgendwas mit Sexualdelikten zu tun hat, möchte ich nichts zu tun ham. Und den möcht ich auch in der Haft nich treffen. Den möcht ich hier draußen nicht treffen, den möcht ich in der Haft nich treffen. Is aber so, dass sie momentan alles zusammen stecken. Hier in Freiburg, weil auch alles offen is, weil die ganze Haftanstalt zusammen Hofgang hat. Und das is halt in so neuen Anstalten is das nich. Da haben die Häuser ihren eigenen Hof, wo sie ihre Freizeit gestalten. Die Leute kommen halt nicht alle in Kontakt. Und wenn du halt nich, der eine is Sexualtäter, der andere is halt Vermögensverbrecher und wenn de die nich zusammensteckst, dann funktioniert das auch. Die Leute untereinander das geht und auch wenns nur so kleine Gruppen sind, dann läuft es viel besser, als wenn da 300 Mann auf einen Haufen geworfen werden. Der eine sitzt 14 Tage wegen Geldstrafe, der andere sitzt 20 Jahre wegen Mord, man kann des nich zusammenstecken. Das wird auch nie zusammen harmonieren, machen se aber in Freiburg. Und dadurch is hier, also es is unangenehm allein vom Wohnen her, also vom ganzen Tagesablauf her, es is einfach ne ganz blöde Situation und dann kommt halt wie gesagt, da hat man mal wirklich was sich gekocht. Es ist ne Großkantine. Im Knast is genauso wie im Krankenhaus. Es is ne Großküche und da kanns nun mal nich jeden Tag schmecken, es geht einfach mal nich. Aber wenn ich dann wenigstens die Möglichkeit hab, ich kann mir dann separat mal was kochen oder mal was braten oder mal ne Pizza in Ofen schieben, dann geht das viel besser, als wenn ich nur auf diesen ich sag mal in Anführungsstrichen "Fraß" angewiesen bin und muss das jeden Tag essen. Dann reg ich mich natürlich mehr auf, wenns nicht schmeckt, als wenn ich sag ja gut, heut schmeckts nich aber ich mach mir schnell was. Dann is es nicht so schlimm. Dann schiebst den ganzen Tag Hunger, weil du kannst dir ja nichts machen, außer das Brot, das isste dann nicht und dann is die ganze Stimmung des hat halt alles miteinander zu tun Also des find ich schon sehr wichtig, den Gefangenen die Möglichkeit zu geben, die Freizeit zu gestalten, das is es. Und wie gesagt, was in Freiburg und in mehreren halt nicht möglich ist, oder nicht möglich, aber da müsste man halt viel Geld*

*investieren.“*[55]

*„Ja. Und dann sag ich dann wirst du auch nich jeden Tag konfrontiert, dassde in der Haft bist, weil dann bist du in so ner Gruppe und dann ist des so, naja familiär is aber auch schon wieder zu viel, aber man versteht sich so ein bisschen mehr. Wie gesagt, man setzt sich Sonntag hin, kocht mal, ähm kocht mal nen Kuchen? (lacht) Backt mal nen Kuchen, man kocht abends mal zusammen und dann is des halt so, ja du lenkst dich halt von der Haft ab, dassde nich jeden Tag daran erinnert wirst. [...].“*[56]

Gemeinschaft kann aber auch als Last empfunden werden, wenn die Nähe zu groß wird:

*„Da gibt’s zwar dann auch Zweimann- und Dreimannzellen, die sind also auch wesentlich größer und das sind dann meistens so Durchgangsstationen, also wenn man dann irgendwo fest in ner Haftanstalt is, dann hat man schon seine Einzelzelle. [...]. Es ist ähm es ist ja auch du möchtest ja auch, selbst wenn du in ner Haftanstalt bist, möchst du auch Abends mal die Türen zu machen und mal Ruhe haben und wenn du mit noch einem auf zehn Quadratmeter lebst, dann hast du einfach nicht die Ruhe.“*[57]

**Zeit**

*„Jaja. Die Zeit is auch, also ich find, dass se schnell rumgangen is trotz allem. Ich hab von dene Zehn Jahre, wo ich gekriegt hab, sechseinhalb abgesessen und (..) finde eigentlich schon, dass des schnell vorbei gegangen is. Wenn man was tut eben da drin. (..) des isses Problem. Viele lassen sich hängen, die richten auch ihre Zelle net ein, des is alles blank, so wies war von Anfang an, so isses zum Schluss auch noch. Ich hab Leute kennen gelernt, die sind auch nie in Hofgang gegangen. obwohl man jeden Tag hat man eine Stunde oder im Sommer zwei sogar, wo man an die frische Luft kann, die sind auf der Zelle geblieben, die sind net raus aus der Bude. Solche Leute gibts auch, die sitzen ihre Jahre ab und*

[55]Interviewsequenz Stefan Allewald.
[56]Interviewsequenz Stefan Allewald.
[57]Interviewsequenz Stefan Allewald.

*eigentlich nur auf dene 3 auf 3 Meter und des wars dann.“*[58]

Eine Interviewpartnerin Hasses beschreibt ihre Zelle weniger als Kerker, sondern als eine Art „Denk- und Besinnungsraum“, dessen Eigenschaften der Beschränkungen und Ruhe Nachdenken und eine Katharsis möglich machen.[59] Auch Dieter Weiss beschreibt das Alleinsein im Bunker als Möglichkeit der inneren Einkehr und Wandlung.

Die Zeit, die durch die Haftdauer, die Vorschriften, Einschränkungen und immer gleichen Abläufe determiniert wird, und die Unausweichlichkeit der Situation, wird von anderen als bedrohlich und unangenehm empfunden. Daher betonen alle meine Interviewpartner die Notwendigkeit einer sinnhaften Ausfüllung derselben, die von Engagement wie im Falle von Schulz, Arbeit am Körper und am Selbst wie bei Dieter Weiss bis zu Ablenkung gehen kann. Dabei spielen auch die Dinge des Wohnens wie Fernseher oder Radio oder andere Beschäftigungen wie Lesen oder Schreiben eine entscheidende Rolle. Stefan Allewald beschreibt Arbeit als Schlüsselfaktor im Gefängnis, um zum einen den Erwerb von Dingen zu gewährleisten und zum Anderen der Bedrängnis der Zelle und der nicht verstreichenden Zeit wenigstens für eine gewisse Zeit zu entgehen:

*„Also des hängt alles n bisschen zusammen mit der Arbeit, dann haste alles, haste keine Arbeit, sitzte n ganzen Tag auf der Zelle und hast gar nix. Und dann wird natürlich die Zeit noch schlimmer da drinne. Dann gehts gar nich rum, ja, ja.(..) (..) Beschäftigung is sowieso so n riesen Thema da drinne. Am Wochenende, weil du musst, ich musste mich immer n bisschen ablenken, weil wennde dich irgendwie zurückziehst und dann über die Situation mal wirklich drüber nachdenkst, wo de dich grade befindest (..) dann kanns natürlich passieren, dassde psychisch leicht einen weg kriegst und so lässt du das einfach laufen und dann gehts, dann überlebst du das auch.“*[60]

**Do it yourself**

Gemäß dem Spruch „Not macht erfinderisch“ wird der Mangel an Dingen (bzw. erlaubten

[58]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[59]Hasse: Unbedachtes Wohnen. S. 51.
[60]Interviewsequenz Stefan Allewald.

Dingen) durch das Umfunktionieren anderer Gegenstände kompensiert. Dabei ist technisches Know-How ein Vorteil, wie folgender Bericht von Dieter Weiss über das illegale Schnapsbrennen in Gefängnis zeigt. Wem es daran mangelt, kann sich am regen Tauschhandel beteiligen.

> *„Wir hatten einen Tauchsieder mit 350 Watt. Ein Kollege von mir hat in der Elektrowerkstatt gearbeitet und mir ein Thermostat gebaut, dass ich maximal 68-72 Grad habe. Das heißt, alles was drüber ist wird Methylalkohol. Das habe ich von meinem Vater früher gelernt. So hat man Schnaps gebrannt, ich hab ja nicht gearbeitet groß zu dem Zeitpunkt und musste ja irgendwie meinen Lebensunterhalt verdienen, also habe ich Schnaps gebrannt. Meistens nur auf Bestellung und die Leute haben entweder bar bezahlt, sie haben mit Haschisch bezahlt oder sie haben mir nen Einkauf gebracht. Dazu muss man sagen ein halber Liter hat 50 Mark gekostet, das sind Knastpreise. Früher gabs dafür mehr, 0,7 für 50 Mark, dann haben die Leute, die Haschisch gekauft haben, die Preise erhöht, früher gab es 1 1/2 Gramm für 50 Mark, dann gab für 50 Mark nur noch 1 Gramm und sie haben wir den Schnaps auf 0,5 reduziert. Wir waren wie eine Brenngemeinschaft, man hat sich untereinander abgesprochen, was man braucht, das funktioniert im Knast und die Beamten sind auch nur, die haben keine Ahnung. Natürlich gab es Vorfälle, einer hat seinen Bunker nicht richtig zugemacht und man hat den Gärungsprozess gerochen. Es gibt viele Äpfel im Knast, die viele zum Brenne benutzen, aber der Apfel riecht extrem. Und ich habe mir ein Lüftungssystem mir rein gemacht in meine Tüten, das das ausströmende Gas durch Wasser gefiltert wird. Man macht die Tüte, das waren dicke Mülltüten, blaue Säcke, da macht man einen Schlauch rein, wickelt den hoch, verbindet das luftdicht mit der Tür und füllt es zur Hälfte mit Wasser. Dann hängt man den in den Bunker rein. Nach 2 Tagen fängt es zu Gären und zu blubbern an. Ich hab einmal zur Weihnachtszeit 150 Liter angesetzt gehabt, denn du kannst ja nicht alles auf einmal brennen, du hast eine gewisse Zeit von abends Einschluss bis morgens Aufschluss, das sind ca. 12 Stunden. In dieser Zeit musst Du deinen Schnaps brennen. Wie macht man das am besten? Man besorgt sich nen Eimer oder Kanister, ich brauchte ungefähr für einen halben Liter drei Stunden, aber das war halt Qualität. Und im*

*Fünflitereimer, so ein Quarkeimer, die es überall gibt, hab ich ein Stück Schlauch genommen, das Loch so eng gemacht, dass der Schlauch mit Mühe und Not reinpasst, durch die Hitze dehnt sich der Schlauch und es dichtet von alleine ab. Vom Tauchsieder hab ich den Stecker weggemacht und mit Lüsterklemme wieder angeschlossen und vorher durchgezogen, abgedichtet und mit Klebeband den Deckel festgemacht und angeschlossen. Und oben am Schlauch eine ganz normale Radioantenne als Kühlsystem benutzt. . Dann hab ich ne Frischhaltebox, Brotbox benutzt, da hab ich mit dem Wasser aus dem Wasserhahn eine saubere Zirkulation durchgeführt, dass so viel Kaltwasser wie oben warmes raus fließt, deswegen brauchte ich 3 Stunden für einen halben Liter. Und so habe ich in dem Zeitraum Geld verdient. Hatte natürlich meinen Ruf weg. Die Zellentür, etwas schmaler als die hier in einer kleinen Nische, dass man ungefähr so breit [zeigt], hab ich abgedichtet von innen und meine Matratze hingestellt, natürlich das Fenster aufgemacht, damit man nichts riecht. Zum Rundgang der Beamten wieder weg, wenn man den Wasserhahn zu lange aufdreht, hört man das draußen. Also muss man aufmerksam sein und das sauber durchziehn. Beim Brennen bin ich die ganzen Jahre nicht erwischt worden. Und ich habe gebrannt von ´92 bis 2001 und damit meinen Lebensunterhalt verdient und meinen Ruf weggehabt. Gleich nach durchgearbeiteter Nacht habe ich das Zeug raus gebracht, es ist also nicht in der Zelle geblieben, denn ich wusste es gibt tägliche Zellenkontrolle."*[61]

Da unter normalen Haftbedingungen die Häftlinge verpflegt werden und selbstständiges Kochen nicht möglich, bzw. nicht vorgesehen ist, greifen viele zu technischen Tricks. Dabei spielt der Besitz eines elektrischen Wasserkochers mit Edelstahlboden eine wichtige Rolle, wie bereits in der Analyse des Knast.Net Forums deutlich wurde und auch folgendes Beispiel zeigt:

*„Im Geschlossenen gibt es ja keine Küche, da ist man hingegangen und da gabs so Edelstahlkocher mit Wasserkocher und da hat man eben seine Sachen gebrutzelt da drin. Man hat die Sperre raus gemacht, das nicht mehr ausgeht und solche Dinge. Oder sie haben sich einen Kocher gebaut, man geht hin und baut sich einen Schemel, da macht man ein Loch oben rein, dass ein Topf reinpasst und dann macht Öl rein. Sonnenblumenöl oder Rapsöl, geht hin und macht sich Docht,*

[61] Interviewsequenz Dieter Weiss.

*drei Dochte, legt die innen rein, das man, weil der Docht zieht ja das Öl an und oben zündet man an und dann hat man eben eine Flamme zum Kochen.“*[62]

Nicht alle erfinderischen Anstrengungen sind jedoch auf solch harmlose Ziele wie das Kochen oder Schnapsbrennen gerichtet:

*„Ich hab mir in der Anstalt wirklich alles gebaut, Schlagstöcke, Molotowcocktail. Man muss einfach ein bisschen Energie hineinsetzen und wissen, wie man was macht. Die Schlagstöcke waren Tonfas, das sind die amerikanischen Schlagstöcke mit Griff. Die habe ich mir aus Hartholz Buche gebaut mit 40 Durchmesser, Griff angeschraubt, abgerundet. […] Ja, man benutzt allgemeine Teile und fällt so nicht auf.“*[63]

**Dinge des Wohnens – Wohnliche Dinge – Gewohnte Dinge**

Die Rolle der materiellen Kultur beim Wohnen im Strafvollzug möchte ich im Rahmen dieser Studie in drei Kategorien unterteilen:

Die Dinge des Wohnens stellen das Vorhandene dar, die von der Institution geschaffenen materiellen Grundvoraussetzungen. Sie schaffen den Rahmen und die Grundausstattung im Sinne von Wohnen als Deckung der täglichen Grundbedürfnisse. Diese werden von den Interviewten meist nur aufgezählt und lediglich dann genauer thematisiert und bewertet, wenn es um deren Mangel oder Unzulänglichkeit geht. Beispiele hierfür sind die Grundausstattung und Möblierung der Zelle. Aber auch der Wasserkocher als Küchenersatz kann dazu gezählt werden, da bei den Dingen des Wohnens der Umgang mit ihnen im Vordergrund steht. Es

[62]Interviewsequenz Dieter Weiss.
[63]Interviewsequenz Dieter Weiss.

besteht zu ihnen keine emotionale Beziehung, sie sind und bleiben größtenteils unpersönlich und fremd.

All jene Dinge, die dem Prozess des Bewohnens dienen, möchte ich als wohnliche Dinge bezeichnen. Diese können innerhalb der geltenden Bestimmungen zu den Dingen des Wohnens hinzugefügt werden. Das Bewohnen findet durch sie im Sinne eines Überdeckens der Haftbedingungen statt. Zu ihnen zählen Pflanzen wie Dekorationsgegenstände, aber auch Fernseher und Radio sowie all jene Dinge zum Zeitvertreib und zur Ablenkung. Die Bereitschaft zur Anschaffung der wohnlichen Dinge scheint mit der Haftlänge zu steigen. Ihre Bedeutung erhöht sich im Kontext der Zeit im Strafvollzug. Mit wenigen Ausnahmen werden sie nach der Haft zurückgelassen. Man könnte sie als zeitweise-eigene Dinge einstufen.

Gewohnte Dinge, so wie sie auch von Charlotte Löffler im Pflegeheim untersucht wurden, spielen individuell eine unterschiedliche Rolle. Zu ihnen zählen persönliche Dinge mit emotionalem Wert, allermeist aus der Zeit vor der Haft, wie beispielsweise Fotos und Erinnerungsgegenstände. Sie können ein Anker für die Betroffenen sein, aber auch bewusst ausgeklammert werden, weil man sich nicht an die Haft gewöhnen, sich nicht mit ihr anfreunden und sie vom „normalen Leben“ fernhalten will. Für einen Langzeithäftling können auch Dinge aus der Haft gewohnte Dinge werden und bei Verlegungen eine Rolle spielen. Diese Dinge machen meist einen vollständigen Transfer in und aus der Haft durch. Zwischen den wohnlichen Dingen und den gewohnten Dingen kann es Überschneidungen geben.

**Zusammenfassung**

> *„Also es wird ja bestimmt da wie man lebt. Es wird alles vorgeschrieben.“*[64]

> *„Ich wohne ja nicht hier, sondern ich muss hier leben. […] Das hier ist ein Knast, das wird niemals mein Zuhause sein.“*[65]

Diese beiden Zitate stehen als „Quintessenz“ dessen, was Wohnen im Strafvollzug bedeutet.

[64]Interviewsequenz Erwin Schulz.
[65]Hasse: Unbedachtes Wohnen. Interviewsequenz Frau I. S. 53.

Wie besonders die zweite Aussage belegt, aber auch an anderen Stellen gezeigt werden konnte, kann von Wohnen im eigentlichen Sinne in diesem Zusammenhang nicht gesprochen werden, da das Moment der Freiwilligkeit fehlt, die Möglichkeit des Schutzes der Privatsphäre und Rückzuges nicht gegeben ist. Aus der Sicht der Betroffenen, findet das Wohnen im Leben außerhalb der Gefängnismauern statt und ist mit Freiheit und Wohnlichkeit verbunden. Sie empfinden die Haft als eine aus dem Normalen herausgenommene Zeit. Die von Hasse zusammengefassten Auswirkungen von Wohnen unter Überwachung fanden sich in den Erlebnisberichten wieder,

Das Bewohnen wird von den Häftlingen unterschiedlich gehandhabt, weil es eine Auseinandersetzung mit der Umgebung erfordert. Dinge, die vorhanden sind und die angeschafft werden, müssen einen konkreten Nutzwert haben. Dabei spielen das sinnvolle Nutzen der Zeit bzw. das Ablenken davon durch Unterhaltung verschiedener Art eine besondere Rolle.

Die Zelle als engster Wohn- und Lebensraum wird verschiedentlich bewertet und wahrgenommen und bleib durch die Vorschriften und den Dortseinszwang immer ein Stück weit fremd. Keiner der Interviewten würde sie als „Zuhause“ bezeichnen, unabhängig von der jeweiligen Haftdauer, da Privatsphäre und Autonomie nicht gegeben sind. Der Wohn- und Lebensraum geht über die Zelle hinaus und wird umso positiver bewertet, je mehr er vom „Kerkercharakter“ und von seinem institutionellen Charakter der Machtausübung verliert.

Ein Transfer von Dingen findet bedingt statt: er ist stark zwischen den Häftlingen im Gefängnis, auf offiziellem Wege von draußen nach drinnen und umgekehrt nur im Rahmen der strengen Vorschriften. Aus den Berichten zeigte sich aber, dass inoffiziell (fast) alles möglich ist. Bei Haftantritt legt jeder auf andere Dinge zur Mitnahme Wert (Musik, Fotos, Kosmetika), andere verzichten ganz darauf. Es ist nicht üblich, in Haft Angeschafftes mit in Freiheit zu nehmen. Ausnahmen wie Felix der Kanarienvogel bestätigen die Regel.

Im Vergleich zu anderen institutionellen Wohnformen spielen „Gewohnte Dinge“ eine untergeordnete Rolle, so zumindest bei meinen Interviewpartnern, weil diese sich nicht an die Haft gewöhnen wollten. Die Vorschriften, wie die des Strafvollgesetzes, zielen nicht auf größtmöglichen Komfort ab wie beispielsweise im Pflegeheim, sondern changieren zwischen

Einhaltung der Menschenrechte, Resozialisationsbestrebungen und Strafe. Bei allem ist Sicherheit das oberste Gebot.

Die Unterschiede zwischen den Haftformen und den einzelnen Vollzugsanstalten sind sehr groß und kreieren so vielfältige Haft und Wohnwirklichkeiten, oder besser Lebenswirklichkeiten in Haft.

**Abstract**

Die Dinge des Alltagslebens und Wohnens sind ein klassisches Feld der europäisch-ethnologischen Sachkulturforschung. Besonders im Wohnkontext werden Dinge klassifiziert, bewertet, symbolisch aufgeladen und als Identitätswerkzeug sowie zur Abgrenzung des „Privaten“, des „Zuhauses“ gebraucht. Wie aber verhält es sich mit dem Stellenwert und dem Umgang mit Dingen, wenn das Wohnen in hohem Maße durch institutionelle Vorgaben geprägt und die Entscheidungsfreiheiten des Einzelnen beschränkt sind? Mit diesem Studienprojekt, das 2014/15 im Rahmen des Masterstudiengangs Europäische Ethnologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg entstand, soll ein Blick hinter die Mauern des Strafvollzugs und in den Alltag der dort lebenden und wohnenden Menschen gewagt werden.

**Literatur- und Quellenverzeichnis**

**Literatur**

• Baudrillard, Jean: Das System der Dinge. Über unser Verhältnis zu den alltäglichen Gegenständen. Frankfurt a.M. 1991 [Paris 1968].

• Bienert, Andreas: Gefängnis als Bedeutungsträger. Ikonologische Studie zur Geschichte der Strafarchitektur. Frankfurt a. M. 1996.

• Boesch, Bruno: Das Magische und das Schöne. Zur Symbolik von Objekten und Handlungen. Stuttgart 1983.

• Dunkel, Franziska [Red.]: Hohenasperg - ein deutsches Gefängnis : Zweigmuseum des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg im Arsenalbau der Festung Hohenasperg; [Katalog zum Museum im Arsenalbau der Festung Hohenasperg ...] / [Hrsg.: Haus der Geschichte Baden-Württemberg].

• Foucault, Michel: Überwachen und Strafen : die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M. 1994 [1979].

• Geltner, G.: The medieval prison: a social history.

• Hahn, Hans Peter: Vom Eigensinn der Dinge. In: Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde 2013, S.13-22.

• Hahn, Hans Peter: Materielle Kultur. Berlin 2005.

• Korff, Gottfried [Red.]: 13 Dinge : Form, Funktion, Bedeutung; Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Volkskultur in Württemberg, Waldenbuch, vom 3. Oktober 1992 - 28. Februar 1993 / Museum für Volkskultur in Württemberg, Außenstelle des Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Stuttgart 1992.

• König, Gudrun M.: Alltagsdinge: Erkundungen der materiellen Kultur. (Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen ; 27). Tübingen 2005.

• Löffler, Charlotte: Gewohnte Dinge. Materielle Kultur und institutionelles Wohnen im Pflegeheim.(Studien und Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen ; 47), Tübingen 2013.

• Müller, Sabrina [Red.]: RAF - Terror im Südwesten : Katalog zur Ausstellung im Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Stuttgart, 14. Juni 2013 bis 23. Februar 2014. Stuttgart 2013.

• Pfaffenthaler, Manfred: Räume und Dinge. Bielefeld 2014.

• Resch, Christine: Schöner Wohnen: Zur Kritik von Bourdieus "feinen Unterschieden". Münster 2012.

• Selle, Gert: Siebensachen. Ein Buch über die Dinge. Frankfurt a. M. 1997.

• Wichard, Norbert: Erzähltes Wohnen. Literarische Fortschreibungen eines Diskurskomplexes im bürgerlichen Zeitalter. Bielefeld 2012.

**Internetquellen**

• http://www.strafrecht-online.org

• https://www.knast.net

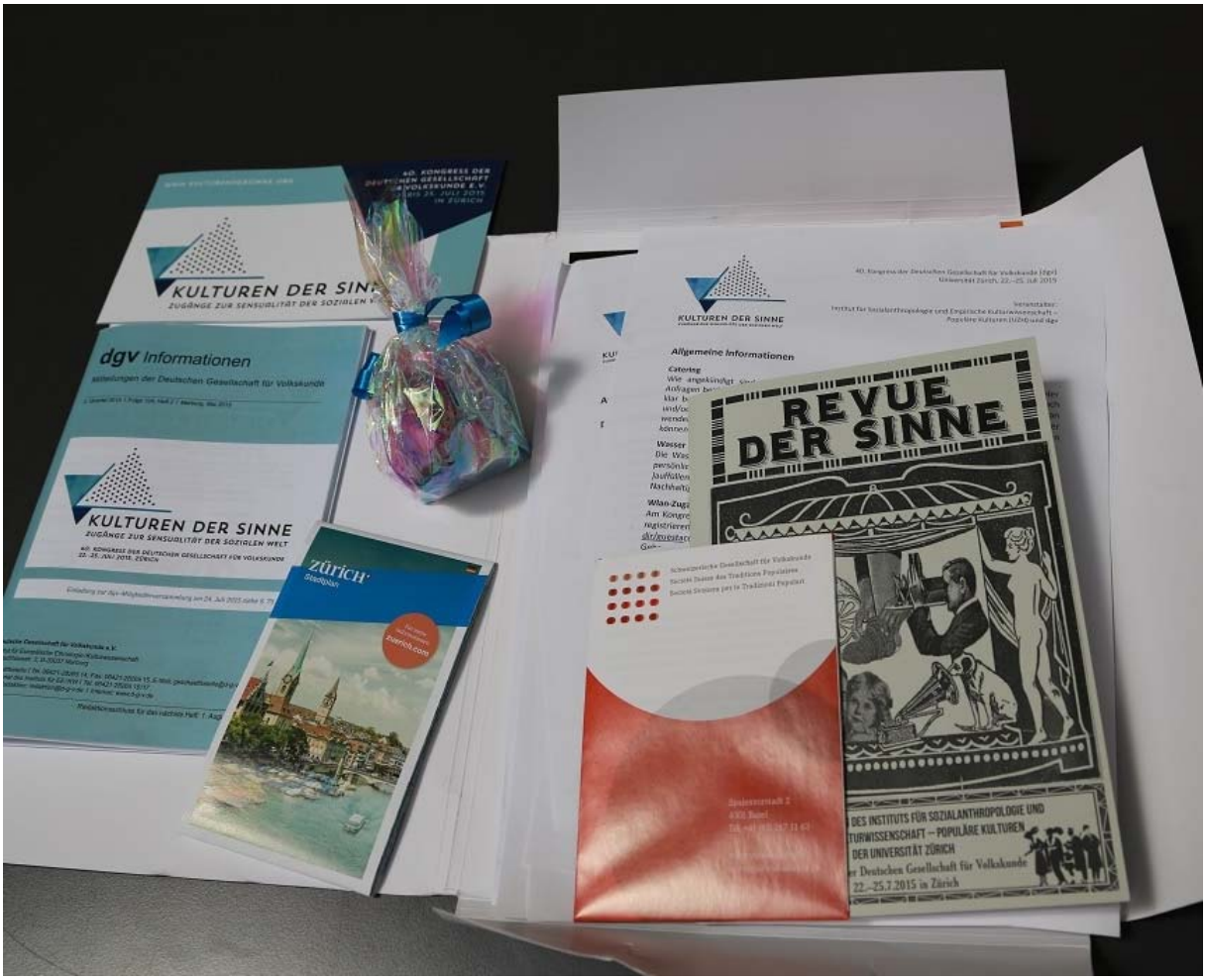
• http://podknast.de

• http://www.bezirksverein-freiburg.de/anlauf-und-beratungsstelle.html

• http://www.jva-freiburg.de
• https://www.destatis.de
• http://www.landesrecht-bw.de/
• Hewig, Marc: Riskiert Rottweil ein zweites Stuttgart-21? Die Welt-online Artikel. Online verfügbar: http://www.welt.de/regionales/stuttgart/article130112185/Riskiert-Rottweil-einzweites-Stuttgart-21.html [Stand: 11.09.14]
• Ohne Autor: tz- online Artikel: „Er wird wie ein König behandelt.“ Online verfügbar: http://www.tz.de/sport/fc-bayern/uli-hoeness-leben-im-knast-sonderrechte-kein-kontakthaeftlingen-tz-3673084.html [Stand: 25.03.2015].

**Bericht zum 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde zum Thema „Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt“ vom 22.-25. Juli 2015 in Zürich**

Von Miriam Guttenberger, Vadnimit Inthavong, Marlene Kirschbaum, Marielle Lorenz, Maria-Veronika Romeu, Eleni Rountari, Lara Siegl, Nina Wanner
(kompiliert und lektoriert von Karin Bürkert)




**Tagungsmaterial, Quelle:** www.kulturendersinne.org

„Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt“ – zu diesem thematischen Schwerpunkt trafen sich vom 22. bis zum 25. Juli 2015 Forschende, Lehrende und Studierende der deutschsprachigen Volkskunde/ Empirischen Kulturwissenschaft/ Europäischen Ethnologie/ Kulturanthropologie in Zürich zum alle zwei Jahre stattfindenden Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Ausgerichtet vom *Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK)* wurde in den Räumen des Hauptgebäudes der Universität Zürich die „Vielfalt sinnlichen Erlebens und seiner Ordnungen“ (Call for Papers) in den Mittelpunkt gestellt. Bei hochsommerlichen Temperaturen setzten sich die KongressteilnehmerInnen aus kulturanthropologischer Perspektive mit den möglichen Zugängen, Methoden, Inhalten und Herausforderungen des *sensory turn* auseinander.
Im Folgenden berichten acht Studentinnen über eine Auswahl der der insgesamt 73 Vorträge sowie über das vielfältige Rahmenprogramm des Kongresses. Im Rahmen eines Exkursionsseminars des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen haben sie zum ersten Mal am dgv-Kongress teilgenommen.

**Eröffnungsvortrag: Kaspar Maase: Leider schön…? – Zum Umgang mit sinnlicher Erfahrung in Alltag und empirischer Forschung**

Seinen Eröffnungsvortrag leitete Kaspar Maase (Tübingen) mit einem Herder-Zitat zur „sinnlichen Glückseligkeit“ ein. Nicht nur sei menschliche Sensualität im Alltag allgegenwärtig, der Mensch strebe zudem permanent nach sinnlicher Glückseligkeit und nach sinnlichem Wohlgefühl. Jedoch fristen laut Maase alltägliche Praktiken, welche auf die Optimierung des Wohlgefühls zielen, noch ein Schattendasein in der kulturwissenschaftlichen Forschung. Sinne würden zwar bereits als „Werkzeuge der Erkenntnis“ erkannt; ihr Einsatz zum Selbstzweck sinnlichen Vergnügens bleibe jedoch nur solange trivial, solange die kulturelle Ordnung dahinter nicht erfragt würde. Des Weiteren fragte Maase kritisch nach dem Zusammenhang zwischen beglückendem ästhetischen Erleben und Konsum und Verzehr in der heutigen Gesellschaft und forderte dazu auf, die Erforschung von Affordanzen auf Geschmacks- und Geruchserlebnisse zu erweitern. Es gelte zu reflektieren, ob vergnügt sein immer auch bedeuten müsse, einverstanden zu sein mit den strukturellen Verhältnissen und somit den Akteuren eine Passivität zu unterstellen, die für eine kritisch forschende

Kulturwissenschaft nicht von Interesse ist. Er plädierte dafür, den Blick auch für das selbstbezogen sinnlich Schöne zu öffnen.

**Sektion 2: Raumproduktion**

In Sektion 2 wurde die Herstellung und Ordnung von Räumen über sinnliche Wahrnehmung diskutiert. Martina Klausner und Maren Klotz (beide Berlin) beschrieben in ihrem Vortrag die Stadt als eine „IntenCity“, einen Ort von besonders verdichteten Mensch-Umwelt-Verbindungen. Dabei griffen sie auf die Netzwerktheorie Schillmeiers zurück, welche die Stadt als variables Produkt urbaner Versammlungen und Körperpraxen sieht. Im Mittelpunkt ihres Vortrags stand die Frage, wie eine Stadt ‚auf die Nerven‘ geht. Anhand von zwei empirischen Beispielen zeichneten sie die Praktiken des „Sich-in-Verbindung-setzens“ und dem Verbinden und Loslösen mit und von der Umwelt nach. Sie schlussfolgerten, dass sich Stadt bei psychisch Behandelten anders ereignet als bei psychisch Gesunden. Die Verbindung der Klinikumgebung mit der Stadt und die Einnahme von Psychopharmaka entwickelten eine andersartige Sinneslandschaft. Das zweite Beispiel bezog sich auf Jugendliche, die sich durch das Smartphone neue Formen des Sichverbindens, des Entziehens und des gleichzeitigen Schaffens von Umwelt erschließen.

Sönke Knopp (Hamburg) behandelte in seinem Vortrag die Frage, wie sich Musik als sinnlich kulturelle Praxis auf das ‘imaginaire‘, das Bild, Vorstellungen und Erwartungen von einer Stadt auswirkt. Und, speziell am Beispiel Hamburg, welche Auswirkungen Musik auf die permanente, materielle Transformation der Stadt hat. Anhand einer Landkarte und dem Wikipedia-Artikel über Hamburg belegte er, dass durch Musicals und Theater neue (Repräsentations-)Räume produziert werden und zu einer enormen Erweiterung des (kommerzialisierten) Stadtraums beitragen. Der Stadtraum selbst werde insbesondere für Musicals zunehmend zur Kulisse, die den Besuchern eine rein vordergründige Simulation einer anderen Welt zugänglich mache.

Die Soziologin Anna Mann (München) ersetzte mit ihrem Vortrag „A sense in a ‘universal‘ place. Taste in sensory science research practices“ den kurzfristig ausgefallenen Beitrag von Jens Wietschorke. In ihrer an die *Science and Technology Studies* angelehnten Studie ging sie der Frage nach, wie durch naturwissenschaftliche Versuchsaufbauten der Geschmack beim

Menschen erforscht und dargestellt wird. Sie stellte sich vor allem die Frage, inwiefern Raum bei der Untersuchung vom Schmecken der Probanden negiert, also ein „undoing of locality" stattfinde. Alle Räume des Labors wurden nach bestimmten Richtlinien, z.B. ISO Norm, standardisiert, so dass das Schmecken in einem universalen Ort („taste booth") stattfinden könne, wodurch erst Vergleichbarkeit und Verallgemeinerbarkeit hergestellt werden können. Es wurde deutlich, dass das Schmecken in der Versuchsanordnung durch die Manipulation von Räumen und Lebensmitteln nur noch wenig mit alltäglicher sinnlicher Erfahrung zu tun hat.

**Sektion 3: Museumspraktiken**

Die vier Referierenden präsentierten Auszüge aus ihren laufenden Forschungen, die das Thema Sinne im musealen Kontext beleuchteten. In einem Streifzug durch verschiedene Ausstellungen des mitteleuropäischen Raums verdeutlichte Markus Walz (Leipzig) die Problematik der Repräsentation des Geruchssinns in Ausstellungen. Dabei behandelte er vor allem die im Diskurs weit verbreitete Forderung nach dem Museum mit allen Sinnen, die in seinen Augen bisher zu oberflächlich umgesetzt wurde. Bewusst führte er aber auch die Geruchsfeindlichkeit des Museums als vornehmlich visuell ausgerichtete Institution und die Schwierigkeiten der Repräsentation von Gerüchen aus, die nicht mehr im kommunikativen Gedächtnis verankert sind. Walz unterstrich die Rolle des Besuchers, der seine eigenen Sinneswahrnehmungen in das Museum hineintrage. So könnten visuelle Reize beispielsweise Geruchswahrnehmungen hervorrufen, die in der Ausstellung gar nicht repräsentiert sind. Die sonst so zentrale Frage nach der Authentizität trete hier schnell in den Hintergrund. In diesem Zusammenhang entstehen in Ausstellungen mitunter auch Sinnestäuschungen.
Auf eben solche Sinnestäuschungen bezog sich Helmut Groschwitz (Berlin). Anhand der Frage: „Ist das, was wir wahrnehmen, überhaupt das, was es vorgibt zu sein?" erläuterte er, wie stark Kontextualisierungen der Dinge wie Begleittexte, Narrative und Inszenierungen unsere Sinne und damit die individuelle Interpretation täuschen können. Im Spannungsfeld des Museums als gleichermaßen sinnlichem (räumliche Wahrnehmung im Vordergrund, sinnliche Reduktion als Stärke) wie nicht-sinnlichem („nicht anfassen") Ort, bezeichnete Groschwitz die Wahrnehmung über die Sinne als irreführend. Deutlich werde dies an

optischen Täuschungen, die erst durch den interpretativen Rückgriff auf Vorerfahrungen und subjektive Empfindungen im Gehirn entstehen. Groschwitz charakterisierte damit Täuschung als erkenntnisgenerierend, da die individuelle Interpretation nur über Sinne möglich sei.

Die beiden anderen Vorträge der Sektion nahmen nun direkt Bezug auf den sinnlichen Umgang mit Objekten. Viv Golding von der *University of Leicesters School of Museum Studies* beschäftigte sich mit der affektiven Wirkung von ‚schwierigen' Objekten in Museen. Anhand des Beispiels der *Senninbari* (Gürtel, die japanische Ehefrauen, Mütter und Töchter für ihre Männer im zweiten Weltkrieg herstellten) verdeutlichte sie, wie schwer sich Museen in Japan mit der Darstellung der schwierigen Geschichte ihrer Soldaten tun. Die Senninbari würden heute vor allem zur Glorifizierung der Kämpfer genutzt, wodurch die weniger heldenhaften Seiten des Kriegs in den Hintergrund treten. Beispielsweise würden die Praktiken sexueller Sklaverei der japanischen Soldaten in den großen Kriegsmuseen nicht angesprochen. Positiv hob sie hingegen das *Womens Active Museum on War and Peace* in Tokyo hervor, das sich genau mit diesen bisher vernachlässigten Aspekten auseinandersetzt. Sie schloss mit dem Anliegen, zukünftig mithilfe respektvollen Dialogs und Sinneshandelns im Museum zum interkulturellen Verständnis beizutragen. So könne der Senninbari als spezifisch sinnlich erfahrbares Objekt, das die sensuelle und emotionale Geschichte der herstellenden Frauen und der kämpfenden Männer birgt, in diesem Kontext „Vermittlungsarbeit" leisten.

Mit einem anderen sinnlich aufgeladenen Objekt im Museum befasste sich Elisabeth Timm (Münster) in ihrem Referat „Stachelkugel, Bärmutter, ‚Objekte aus Tirol': Sinn/e der Hysterie um 1900 in volkskundlichen Sammlungen". Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich in den volkskundlichen Museen die Votivgabe „Stachelkugel" als Symbol für das sogenannte „Frauenleiden" der ‚Hysterie' durch. In der damit übernommenen vernakularen Vorstellung wanderte die Stachelkugel im weiblichen Körper umher und brachte die innerlichen Schmerzen als äußerliche Erscheinung hervor. So eignete die frühe Volkskunde sich diese Krankheit als „sinnlich-leibliches" Phänomen an, wohingegen die sich durchsetzende Psychotherapie sie zunehmend „sinnhaft-seelisch" interpretierte und daher auch nicht mehr am Körper, sondern an der Psyche behandelte. Im geschichtlichen Verlauf konnte Timm aufzeigen, wie sich die Votive und ihre Deutung als typisch volkskundliches Objekt in Museen und Ausstellungen festsetzten, wobei psychoanalytische Erkenntnisse ausgeblendet

wurden. Die Vermittlung von Wissen durch museale Objekte, die ein spezifisch sinnliches Erfahren in den Vordergrund stellen, kennzeichnete Timm als äußerst einflussreich auf Besucher und deren Vorstellungen von der Krankheit ‚Hysterie'.

**SGV-Lounge**

Die *Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde* (SGV) war mit einem dauerhaften Rahmenprogramm in der *SGV-Lounge* im Foyer West vertreten. Der Verein hat seit seiner Gründung 1896 rund 200.000 Fotografien angesammelt und ist momentan dabei den Bildbestand zu restaurieren, zu digitalisieren und wissenschaftlich zu erschließen. Ziel der Digitalisierung ist es, die Sammlung WissenschaftlerInnen zugänglich zu machen. In der Sammlung wird die Wissensgeschichte volkskundlicher, beruflicher und privater Bildproduktionen ausschnitthaft dargestellt. So thematisieren die Bilder „traditionelle Lebens- und Arbeitsformen, religiöse, künstlerische und architektonische Erzeugnisse 'einfacher Leute' sowie bürgerliche Familiengeschichten und koloniale Karrieren von Auslandsschweizern". Die Fotografien wurden in der SGV-Lounge an die Wand projiziert, auch um bekannt zu machen, dass die Sammlung online zugänglich wird. Außerdem bot die Lounge einen Ort, um auszuspannen und die sinnlichen Eindrücke der Bilder auf sich wirken zu lassen.

**Plenarvortrag:**
**Reinhard Johler: Die Mobilisierung der Sinne. Der Krieg, die Schweiz, die Volkskunde**

Das Thema Sinne ist nicht nur harmlos, wie sich am Donnerstagmorgen im Plenarvortrag von Reinhard Johler (Tübingen) zeigen sollte. Er nutzte den Anlass und das 100-jährige ‚Jubiläum' des „Eintritts der Volkskunde in den Krieg", um ein noch wenig erforschtes Gebiet vorzustellen: Die Schweizerische Volkskunde hatte den Ersten Weltkrieg als „Laboratorium" für einen Einblick in das „Seelenleben des Volkes" (Hans Bächtold) betrachtet und systematische Untersuchungen über die „Explosion der Sinne" durchgeführt. Johler vertrat die These, dass in diesem Zug möglicherweise die „Entdeckung der Sinne" in der Volkskunde begonnen habe. Er berichtete über den „Fragebogen zur Erhebung

soldatischer Volkskunde“, den der Schweizer Volkskundler Eduard Hoffmann- Krayer bereits 1915 erstellt hatte, um Informationen über „Rekrutierungsbräuche, Schutzamulette, medizinische Volksmittel, Vorzeichen und Kriegsprophezeihungen, Schlachtfeldsagen, Soldatenlieder sowie Soldatensprache“ zu sammeln. Untersucht wurden die Soldaten an der Front und im Lazarett sowie die Kriegsgefangenen aus der Fremde. Diese Untersuchungen wurden von der militärischen Führung unterstützt. Sehr schnell folgten ihnen die deutschen, französischen, österreichischen und italienischen Kollegen. In Deutschland organisierten Hans Bächtold und John Meier die systematischen Erhebungen. In den Fragebögen ging es primär nicht um Sinne, sondern um die damals originären Themen der Volkskunde.Doch bei der Frage nach den Amuletten wollten die Volkskundler z.B. auch wissen, wie sie den Soldaten schützten, bei der Frage nach den Liedern wurde zusätzlich erhoben, wann und in welcher Situation sie gesungen werden. „Die Sinne waren in den großen Sammlungen also präsent“, stellte Johler fest. Nach der Kriegsniederlage wurden die Fragebögen nicht mehr – wie ursprünglich geplant – ausgewertet, doch sei das Material als Quelle im Archiv zugänglich.

**Sektion 4: Verkörperungen**

In dieser Sektion wurde die enge Beziehung zwischen Sinnen und Körper verdeutlicht. Werden Sinne und Körper als eine Achse betrachtet, so standen die Vorträge an unterschiedlichen Stellen dieses Kontinuums und mancher Vortrag hatte vermutlich weniger in Bezug auf das Kongressthema als durch die Verbindung zum Begriff „Verkörperung“ ins Programm gefunden.

Ins Zentrum des Kongressthemas reihte sich der Vortrag von Lioba Keller-Drescher (Tübingen) ein: Der Tastsinn und die Haut standen im Fokus. Keller-Drescher stellte fest, dass die Modebranche derzeit auf Stoffe setze, die die Haut oder den Pelz wilder Tiere nachahmten. Sie führte dies auf eine Sehnsucht nach wilder, prähistorischer Natur als Gegenpol zur Digitalisierung und Übertechnisierung zurück. Die Digitalisierung wiederum finde in sinnlicher Hinsicht ihren vorläufigen Kulminationspunkt in den Touchscreens: Keller-Drescher führte den Begriff Inter-Skin-Kommunikation ein. Nach der bildreichen

Einführung lieferte sie eine kulturhistorische Einordnung des reflektierten Umgangs mit Haut und Tastsinn, der, belegt durch Kunstwerke, bereits in das 16. Jahrhundert einzuordnen ist. Den Höhepunkt erreichte die Auseinandersetzung mit dem Tastsinn in Herders Aussage: „Ich fühle, also bin ich." Über die Hand und die sensiblen Fingerkuppen eignet sich der Mensch die Welt aktiv an, über die Haut passiv. Es ist ein Erfühlen aus der Nähe und wird mit der Erfahrung von Echtheit verbunden. Die zweite Haut – die heutigen Textilien – suggerieren zunehmend Echtheitsgefühl: zum Beispiel in der Werbung für Unterwäsche als „second skin" oder in der Werbung für Kondome. Designer und Grafiker machen sich die Ergebnisse der Forschung über den Tastsinn zunutze, um Kaufimpulse gezielt auszulösen, bestätigte Keller-Drescher in der Diskussion.

Ein sinnliches und geistiges Erlebnis zugleich ist das Betrachten und Berühren von Ikonen. Tatjana Damer (Marburg) arbeitet derzeit über die Ausstrahlung dieser frühen Heiligenbilder in der orthodoxen Religion. Sie werden neu entdeckt, weil Restauratoren durch Entfernung von Schmutz und Gebrauchsspuren ihre Schönheit und hohen künstlerischen Wert zutage gebracht haben. Doch so einfach ist es nicht. Damer problematisierte das Herausreißen der Ikone aus ihrem religiösen Kontext: Es zerstöre den Geist der Ikone. Sie stützte ihre Aussagen auf die Arbeit des orthodoxen Geistlichen Pawel Floresnkij, der in der harten Materialität des Holzträgers einen sinnlichen Widerstand sieht, gepaart mit der geistigen Energie, die aus der Ikone ein Erkenntnisinstrument mache. Über die sinnliche Erfahrung stelle sich das abstrakte geistige Sehen ein.

Näher am Thema Körper/Verkörperung als am Thema Sinne war das fachgeschichtliche Referat von Anita Bagus (Jena). Sie stellte die frühen sexualwissenschaftlichen Arbeiten des vom Fach teilweise anerkannten, später „verdrängten und vergessenen" Forschers Friedrich Salomon Krauss (1859-1938) vor. Sie versuchte, das Frauenbild, das Krauss in den zwei Bänden *Streifzüge im Reiche der Frauenschönheit* beschrieben hat, mittels der Abbildungen daraus nachzuzeichnen. Er habe die Frau, entgegen der bürgerlichen Sicht der Zeit, aufgewertet, die Schönheit als Basis für die Zivilisation gedeutet, den Eros als Spender von Lebensfreude. Körper und Sinne stünden hier in einer gewissen Verbindung. Ein Zuhörer warf in die Diskussion ein, dass die präsentierten Bilder die damalige konventionelle Sicht auf Frauen und Rasse eher belegen, als dass sie ein avantgardistisches Frauenbild beweisen. Bagus erklärte, dass Krauss seine moderne und sozialkritische Sicht in den Text

eingeschrieben habe, was sie jedoch in ihrem Vortrag aus Zeitgründen nicht mehr ausführen konnte.

In der Untersuchung von Aurelia Ehrensperger (Zürich) ging es um das menschliche Atmen als „assemblageartiges Feld“. Unter den Prämissen der kulturellen Überformung des Körpers und des Atems als eine natürliche und unabdingbare körperliche Grundfunktion, stellte sie die Frage, wie sich Kultur des Atmens bemächtigt. Eine Forschung des Atmens ist deshalb eine Herausforderung, weil es im Alltag keinen Anlass gibt, um über das Atmen zu sprechen, außer für Mediziner, die es als Ausdruck für Gesundheit beziehungsweise Krankheit konzeptualisieren oder für Meditationspraktiker, die das Atmen zum Teil der Bewegung machen. Die Sinne allerdings kamen in diesem ansonsten spannend gebauten und frei vorgetragenen Referat nicht vor.

**Inga Reimers: Essen mit/als Methode. Ein Forschungsdinner**

Das Konferenzthema lud dazu ein, die sinnlichen Dimensionen des Alltags bewusster zu erleben und zu beforschen. So nimmt es nicht wunder, dass ein „Forschungsdinner“ Teil des Rahmenprogramms war. Inga Reimers (Hamburg) machte das „Essen mit/als Methode“ zum Gegenstand. Eine Gruppe von 25 Personen hatte sich dazu am separat gedeckten Tisch in der Halle des Foyer West versammelt und sollte zunächst eine Einführung in unterschiedliche Ess-Settings erhalten. Essen als Setting wird in den folgenden Kategorien unterteilt: als soziale Versammlung, als eine Form von Repräsentation sowie als sinnliche Versammlung und performativer Rahmen. Dabei sind Überschneidungen unvermeidbar. Während eines Drei-Gänge Menüs, das sich jedoch nicht von der Speisenauswahl des Kongressmenüs unterschied, erhielten die TeilnehmerInnen verschiedene Aufgaben, wie z.B., den Hauptgang ohne Konversation zu verspeisen. Die größte Herausforderung, die damit einherging, war jedoch, Reimers akustisch zu folgen, da der Tisch für dieses Experiment dort gedeckt worden war, wo auch die übrigen 300 Teilnehmer des Kongresses ihr Mittagessen einnahmen. Leider war es unter diesen Umständen unmöglich, eine Tischgemeinschaft zu bilden, was für die Herstellung der Ess-Settings sehr wichtig gewesen wäre.

**Panel E: Design – Technik - Sensualität**

Die Vorträge thematisierten die handlungskonstituierenden sensuellen Qualitäten der Technik, über die unsere Selbst- und Fremdwahrnehmung vermittelt ist. Empirische Beispiele gaben Einblick in Perspektiven von NutzerInnen und EntwicklerInnen technischer Geräte.

Im Vortrag von Ute Holfelder (Zürich) sollte die Frage beantwortet werden, wie Kopfhörer soziale Praktiken formen. Empirische Beobachtungen zeigten zum Beispiel, inwiefern sich Akteure öffentliche Räume durch die Nutzung von Kopfhörern aneignen. Dabei kann Kopfhören in zwei Modi stattfinden: im „Nebenbeihören und im bewussten und genussvollen Hören". Holfelder argumentierte, dass Kopfhören ein Akt der Selbstermächtigung und Selbstkonstruktion sei, da der Klang je nach Situation wählbar ist. Durch das Kopfhören finde zudem auch eine Verstetigung und Entgrenzung sozialer Praktiken statt, denn Kopfhörer seien ein Instrument der Exklusion und Inklusion, das an die bestehende Ordnung anknüpft. Aufgrund von Kopfhörern finde so eine Verhandlung von territorialen Ansprüchen von gemeinsamem Hörraum statt. Daran knüpft die Verhandlung des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit an, da durch das Kopfhören eine private Praxis in die Öffentlichkeit überführt wird. So ist das Kopfhören als Kultur- und Körpertechnik zu verstehen, um das Erleben und die soziale Interaktion zu steuern und soziale Ordnung herzustellen.

Anna Symanczyk (Hamburg) beschäftigte sich mit Produktionsprozessen im *Product Sound Design*. In ihrem Vortrag ging sie den Fragen nach, wie (klang-)ästhetische Bewertungskriterien entstehen, die ein Produkt qualitativ hochwertig klingen lassen, und wie sich sinnlich wahrgenommene Produktklänge in einen technisch und ökonomisch geprägten Produktionsprozess übertragen lassen. Sie stellte zwei Herangehensweisen des Produktdesigns vor: das „kreativ-ästhetische Sounddesign", das explorativ über Soundexperimente vorgeht, und die „ingenieurmäßige Akustikgestaltung", bei der eine Übersetzung der Klänge in messbare Daten mit dem Ziel der Standardisierung stattfindet. Die Akteure der Produktwelt schreiben den Klängen Bedeutungen zu, wodurch eine aktive Tradierung von sinnlicher Wahrnehmung und eine Versinnlichung von Produkten stattfinden.

Der dritte Vortrag wurde von Maximilian Jablonowski (Zürich) über „Ferngesteuertes ‘Feeling‘– Zur technogenen Sensualität unbemannten Fliegens“ gehalten. Beim Umgang mit Drohnen finden technisch-mediale Übersetzungsprozesse von digitalen Sensordaten in körperliche Sinneseindrücke statt, wodurch aus dem unbemannten Fliegen ein sinnlicher Vorgang gemacht wird, der zugleich hochgradig politisch ist. Er führte zunächst zwei wichtige Aspekte auf: Das *embodiment* – Technik und Mensch als Einheit – und die Wahrnehmung, also das Gefühl der Präsens in der Drohne. Er stellte die These auf, dass es durch diese medientechnische Konstruktion zu einem kinästhetischen Erleben komme, wodurch die Drohne zu einem weiteren Sinnesorgan werde. So sei überall Präsenz möglich. Allerdings besteht auch ein medientechnisches Spannungsverhältnis, da die Drohne im Militär als Tötungsinstrument Verwendung findet. Die Transformation der Wahrnehmung durch den Drohnenflug hebe aber bestimmte Aspekte hervor, so Jablonowski: Durch die größere Intimität werde die Kampfsituation via Drohne sehr real wahrgenommen. So entstehen technikethische Probleme, derer sich die kritische Technikanthropologie zu stellen versucht.

Sophia Booz (Tübingen) beschäftigte sich mit der „Sinnlichkeit der Zerstörung“ bei der „Vernichtung von Daten und Datenträgern“ mithilfe von Aktenvernichtern. Hierbei fokussierte sie sich auf die auditive Wahrnehmung der Zerstörung. Die Geräusche während des Aktenvernichtens können in drei Dimensionen auftreten: erstens als Störung zur Vermittlung eines Problems, zweitens als Hilfe bei der Bedienung und Vermittlung von Sicherheit und drittens als objekttechnische Regulierung. In Büros war man von akustischen Sinnesreizen abhängig, so Booz, da man sich während dem Aktenvernichten mit anderen Dingen beschäftigte. Das Geräusch zeige die Kontrolle über den Vernichtungsprozess an, was bei digitalem Löschen nicht in dieser Weise gegeben sei. Zudem sollte das Geräusch Ruhe als Qualitätsmerkmal und Sicherheit über das Funktionieren signalisieren. Des Weiteren ist auch die emotionale Ebene der Zerstörung ausschlaggebend: Es wird ein gutes Gefühl beim Verbraucher ausgelöst. Es gibt also einen erfahrbaren Zusammenhang zwischen Technik und Handlungsmacht.

**Plenarvortrag:**
**Klaus Schönberger: „But first, LET ME TAKE A SELFIE“ oder eine neue Art sich selbst zu betrachten und sich mit anderen zu unterhalten?**

„I only got ten likes in the last five minutes. Do you think I should take it down? Let me take another selfie.“ Mit dem Musikvideo zum Song *#SELFIE* von den *Chainsmokers* empfing Klaus Schönberger (Klagenfurt) sein Publikum am Freitagvormittag. Zu dem neuen und hochaktuellen Thema der medialen Selbstdarstellung lieferte er verschiedenste kulturwissenschaftliche Zugänge und stellte Methoden vor, wie sich das breit diskutierte Phänomen erforschen ließe. Dabei definierte er das Selfie als Ausdruck und Katalysator sozialen Handelns, das Felder wie Gender, Inklusion/Exklusion, Macht oder kulturelles Kapital, etc.) berührt, und hob die Tendenz zur Ästhetisierung bei sinnlich geformten Praktiken hervor. Mit Überschriften wie „Bilder zum Angeben“ oder „Narzissmus wird zur Volksbewegung“, betonte Schönberger, würden die Medien unser Bild vom Selfie völlig undifferenziert, ahistorisch und unempirisch festschreiben. In einer „Kritik der Kulturkritik“ wies er darauf hin, dass dieser Diskurs hauptsächlich zur Wiederherstellung hergebrachter Deutungshoheiten dienen solle. Entlang von Einzel-, Gruppen- und PR-Selfies zog er das als rein oberflächlich charakterisierte Bild vom Selfie tiefergehend in Betracht und verwies auf die große Bandbreite der Verwendung und Bedeutung der Fotos: zur Selbstversicherung von Identität, zur Vergewisserung von sozialen Beziehungen, zur Inszenierung von Prominenz, usw. Schönberger konnte so deutlich machen, dass Narzissmus als Deutungsmuster für den „Selfie-Wahn“ viel zu kurz greift, und dass Selfies stattdessen als gewandelte (auch interaktive) Form der Kommunikation begriffen werden sollten.

**„KDSCAMP“ - Unconference**

Während die dgv-Mitgliederversammlung für die Mitglieder der Gesellschaft einen großen Teil des Freitag Nachmittags in Anspruch nahm, hatten alle anderen KongressteilnehmerInnen die Möglichkeit, am Experiment der *Unconference* teilzunehmen, einer freien Diskussionsrunde zu selbstgewählten Themen. Rund 20 Teilnehmende – meist

Studierende – nahmen dieses Angebot wahr und legten zuerst die Themen fest, über die diskutiert werden sollte. Es wurde darüber abgestimmt, welche sechs der zehn Vorschläge diskutiert werden sollten. Anschließend wurden je zwei Themen in zwei verschiedenen Räumen parallel diskutiert und die Gruppe teilte sich entsprechend. Die meisten Stimmen bekam das Thema des Mangels an Streitkultur im Fach, im universitären Bereich, auf dem Kongress. In der Diskussion wurden die Gründe für die attestierte Zahmheit analysiert: Zum einen werde nicht gestritten, weil man sich in dem kleinen Fach ständig wiederbegegne und Konflikte sich nachteilig für den weiteren Werdegang auswirken könnten, zum anderen würde der Kongress nur mehr dazu genutzt, um Vorträge ‘runter zu spulen, und sich einen Namen in der Forschungscommunity zu machen. Ebenfalls wurde die Frage nach einem einheitlichen Fachnamen diskutiert: Die „Volkskunde“ wurde als schwierig und veraltet empfunden. Vorschläge wurden gemacht, es wurde abgestimmt. Gegenüber bildungsfernen Schichten würde man sich als „Alltagswissenschaftler“ bezeichnen, fachintern als „Kulturanthropologe“ oder „Empirischer Kulturwissenschaftler“. In den anderen Räumen standen folgende Themen zur Debatte: Studentisches Survival, methodische Ausbildung im Bereich der Sinne, Autoethnographie /Sensing/Stimmungen, sinnliche Wahrnehmung und Feldforschungserinnerung. Am Ende gab es eine Abschlussrunde, in der das Experiment der Unconference reflektiert wurde: Es sollte als Format ausgebaut werden, und könnte als Spiegelbild des Kongresses gesehen werden.

**Cassis Kilian: Etüden zum ‚Sense Memory‘: Schauspielunterricht für Ethnologen**

Ebenfalls ungewöhnlich für einen wissenschaftlichen Kongress war ein Workshop in Schauspielerei, in dem sich die Teilnehmenden im *sense memory* üben sollten. Ziel des Workshops war das Wiedererleben von sinnlichen Erinnerungen. Dabei wurden drei Stufen der Sinneserinnerung durchlaufen. Erstens der „Reset der liminalen Phase“, hier sollte die momentane Befindlichkeit hinter sich gelassen werden, um die Wahrnehmung für etwas Neues öffnen. In der zweiten Stufe ging es um die Erforschung der Komplexität der Sinneswahrnehmung und abschließend um die Rekonstruktion eines bestimmten Sinneseindrucks.

Die TeilnehmerInnen wurden dazu aufgerufen, sich an den Übungen des sense memory auszuprobieren. Hierbei sollte unter anderem versucht werden, den Geschmack einer Zitrone auf der Zunge zu spüren oder auch das Kochsalz von einer Salzstange an anderen Körperregionen wahrzunehmen. Danach zeichneten die Teilnehmenden ein Blatt Papier mit den Händen nach, das sie zuvor in der Hand gehalten hatten. In Gedanken in das Haus der Kindheit zurückzukehren und somit die sinnlichen Erinnerungen wachzurufen war die Abschlussübung des Schauspielkurses. In der anschließenden Diskussion wurden Sinneserfahrungen ausgetauscht und die Frage aufgegriffen, inwieweit sich Erinnerungen hierarchisieren lassen. Die TeilnehmerInnen kamen zu dem Ergebnis, dass die Erinnerungen mit den Sinnen befremdlich sein können und man stets nach etwas Signifikanten sucht, das dann Puzzlestein für Puzzlestein zusammengesetzt wird. Insgesamt war man sich einig, dass die Übungen im Vorfeld und während Feldforschungen sehr hilfreich sein können, um die eigene Sinneswahrnehmung oder die der Beforschten situativ schärfen.

**Revue der Sinne**

Den Höhepunkt des Rahmenprogramms bildete am Freitagabend die „Revue der Sinne“, während der die Kongressteilnehmer in der Manier der großen Musiktheater der 1920er-Jahre in die bunte Welt der Forschung am ISEK entführt wurden. Bereits die durch Licht und Dekoration effektvoll gestaltete Aula ließ das Publikum spielend in die fremde Welt eintauchen und mit den kleinen Genüssen, die stilecht im Bauchladen verkauft wurden (z.B. Schokozigaretten und Minzlikör), gespannt den Beginn der Revue erwarten. Die Darbietungen variierten zwischen Sketchen, Ratespielen und Kompilationen aus Bild, Text und Ton, in denen die verschiedenen Forschungsbereiche am Institut von der Monsterforschung über das Wolfsmanagement bis zum Extremsport vorgeführt wurden. Unübertroffen für alle bisherigen und alle noch kommenden Kongresse wird wohl auch das Abenddinner sein, zu dem das ISEK anschließend einlud, und damit der generell guten Verpflegung und Organisation der Veranstaltung die Krone aufsetzte.

**Sektion 9: Inszenierungen**

Die Sektion bildete am Samstagvormittag einen der Abschlusspunkte des viertägigen Kongresses. Mit einer Zusammenstellung von drei Vorträgen, die ein breites inhaltliches Spektrum abdeckten, fand sich jedoch trotz des späten Termins eine große Zuhörerschaft ein.
Markus Tauschek (Kiel) begann die Sektion mit der Frage nach der „Rolle der Sinne in der performativen Konstruktion der ‚schwarzen Szene'". Anhand seiner Feldforschungen im Rahmen des *Wave Gothic Festival* 2014 und 2015 legte er dar, wie sich die Szene durch das Festival konstruiert und somit Gemeinsamkeiten entstehen. Er wies darauf hin, dass innerhalb der Szene eine große Heterogenität vorherrsche und nicht nur eine Vielzahl an performativen Praktiken, sondern auch unzählige Lebensstile präsent seien. Es gehe somit auf dem Festival nicht um ein passives Rezipieren eines vorgefertigten Wissensbestandes, sondern um diskursive Aushandlung, die kollektive Bedeutungen produzieren könne. Die anschließende rege Diskussion beschäftigte sich mit der im Vortrag angesprochenen Frage der Angemessenheit des Szenebegriffs. Sowohl der Begriff der Subkultur als auch der der Jugendszene könnten wegen ihrer Unzulänglichkeiten nicht mehr verwendet werden, jedoch müsse auch der Szene-Begriff aufgrund seiner essenzialisierenden Eigenschaften problematisiert werden.
Daran anschließend präsentierte Jonathan Roth (Mainz) seine Dissertationsforschung zum Thema alltagskulturelle Praktiken in der Politik. Sein Fokus ist auf die Lokalpolitikausgerichtet und bezog sich konkret auf das Fallbeispiel des Kommunalwahlkampfs der Mainzer SPD im Jahr 2014. Zu Beginn ging er auf die Entwicklung verschiedener Wahlkampfkampanien im Laufe der Zeit ein. In den letzten Jahren habe sich laut Roth immer mehr eine Trendwende hin zur Inszenierung von Nähe vollzogen. Diese solle die Gegenwart der Partei im Alltag verdeutlichen und stelle somit eine performative Praxis des Sichtbarmachens dar. Abschließend stellte Roth fest, dass diese Inszenierung jedoch nicht nur nach außen, sondern auch nach innen, also auf die Partei gerichtet sei und somit interne Hierarchien aufzeige. Dies sei darin begründet, dass die Vielzahl an verschiedenen Aktionen, die im Zuge des Wahlkampfes durchgeführt würden, deutlich die Gruppe von aktiven und passiven Mitgliedern unterscheiden würde.

Die Sektion schloss mit einem Vortrag von Dana Bentia (Lancaster) zum Thema *Slow Food* Gruppen und deren multisensorischer Erfahrungen bei kollektiven Verkostungen. Dabei schaute sie unter anderem auf den Aspekt der Erziehung des Geschmacks. Ihre Feldforschung bezog sich größtenteils auf teilnehmende Beobachtungen bei Weinverkostungs-Workshops. Der Fokus lag auf der Frage, was Geschmack mit Menschen macht. Sie unterteilte hierbei Geschmack in die drei Bezugsgrößen der Relation, der Aktivität und der verkörperten Praktik. Zu Beginn lieferte sie einen knappen Einblick in die Organisation Slow Food und zeigte auf, dass die Veranstaltungen, an denen sie teilgenommen hat, den exklusivsten Teil der Bewegung ausmachen. Im Zuge der kollektiven Verkostungen seien verschiedene Aspekte von Geschmack deutlich geworden. Auf der einen Seite wäre die soziale Konstruiertheit durch die Anwendung von verbalem und nonverbalem Wissen der Teilnehmer sichtbar geworden. Auf der anderen Seite hätte sich aber in dem prozesshaften, spielerischen Umgang die dynamische Eigenschaft von Geschmack gezeigt. In der abschließenden Diskussion wurde die Frage erörtert, inwiefern der/die EthnografIn im Rahmen einer Forschung über Sinneseindrücke im Feld selbst aktiv werden sollte.

**ISEK Forschungslounge**

Abschließend soll noch auf die Forschungslounge des Züricher Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) eingegangen werden. Im Foyer West, das mehrmals täglich als Treffpunkt für die Kongressteilnehmenden diente, wurden auf Plakatwänden und einer Power-Point-Präsentation die laufenden Forschungen des Instituts vorgestellt. Ein Großteil der Plakatfläche entfiel auf das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Broadcasting Swissness“, das auch in einem eigenen Panel auf dem Kongress thematisiert wurde. Es behandelt die Repräsentation der Schweiz und der ‚Schweizheit‘ im Sender „Schweizer Radio International“ (SRI) und fragt nach Praktiken der Kultur- und Identitätspolitiken im 20. Jahrhundert. An einem Laptop konnten verschiedene Musikstücke, die regelmäßig im Programm gespielt wurden, angehört werden; dazu erschienen Hintergrundinformationen zur Entstehung, Verbreitung und Rezeption der Stücke, die als ‚typisch schweizerisch‘ im Programm verwendet wurden. Neben dem Hörsinn, der bei diesem Projekt im Fokus steht, fand sich der visuelle Sinn in einem anderen vorgestellten

Projekt wieder, das Konsumationsbeeinflussung in Supermärkten untersucht. Ein weiteres Plakat stellte Forschungen zu McDonalds vor, in denen Ethik als Vermarktungsstrategie beleuchtet wird. Dabei scheint die vermittelte *ethical correctness* des Konzerns beim Konsumenten den Geschmack des Fastfoods an sich attraktiver zu machen. Auch am ISEK stehen also die Sinne in ihren verschiedensten Ausprägungen zur Zeit im Mittelpunkt des Forschungsinteresses.

Der Kongress Kulturen der Sinne war ein Fest der Sinne: Es gab in den Vorträgen viel zu hören, in der Fach-Familie zu sehen, im Foyer West zu schmecken und zu riechen und schließlich in der baulichen Gestalt des Raumes zu fühlen. Es entfaltete sich die große Landkarte von möglichen Forschungsfeldern, wenn auch das Thema Sinne als Arbeitsfeld tatsächlich noch nicht ganz ausgereift ist. Nicht alle Vorträge waren in dieser Hinsicht wirklich ergiebig. Insgesamt hat der Kongress großen Spaß gemacht und gezeigt, dass er gerade auch für Studierende ein Ort ist, um die Luft der weiten Fach-Welt zu schnuppern und eine Plattform, um sich mit einer laufenden Forschungsarbeit auf dem studentischen Panel vorzustellen.

**Zum Abschluss ein humorvolles Deklinieren von Metaphern**

Ist der Kongress eine Messe, auf der Wissen und Inhalte wie Waren angeboten werden?
Ist der Kongress ein Ritterturnier, bei dem Redner mit den Farben ihrer Institute und Schulen gegeneinander antreten?
Ist der Kongress eine Ausstellung, in der Themen nach ästhetischen, sinnlichen und didaktischen Prinzipien platziert werden?
Ist der Kongress eine Olympiade, an der auf sportlicher Weise intellektuelle Disziplinen im Wettkampf stehen?
Ist der Kongress ein Hof, wo man sich bestmöglich präsentiert und brilliert, um aufzufallen und die Gunst der Community erwirbt?
Ist der Kongress eine Oper, auf dessen Bühne Stars und Debütanten ihre Partie singen?

**Als Anhang: Impressionen,** Quelle: www.kulturendersinne.org

Kaspar Maase beim Eröffnungsvortrag

Begrüßung

Klaus Schönberger

Mittagspause

Revue der Sinne

Revue der Sinne

Abendessen

Weitere Informationen zum Programm und zum Kongress sind online verfügbar:

www.kulturendersinne.org

KULTUREN DER SINNE
ZUGÄNGE ZUR SENSUALITÄT DER SOZIALEN WELT

40. KONGRESS DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR VOLKSKUNDE
22.–25. JULI 2015, ZÜRICH

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert

www.alltagskultur.info Februar 2016

# „Homo sportivus eroticus?“

## Zur Körperinszenierung von Breitensportlern im Spannungsfeld des Mediensports

**Masterarbeit**
**zur Erlangung des Akademischen Grades**

**Master of Arts (M. A.)**

**der Philologischen, Philosophischen und Wirtschafts- und**
**Verhaltenswissenschaftlichen Fakultät der**
**Albert-Ludwigs-Universität**
**Freiburg i. Br.**

**vorgelegt von**

**Clemens Bleiziffer**
**aus Freiburg i. Br.**

**SS 2015**

**Europäische Ethnologie**

**Erstgutachter/in: Prof. Dr. Sabine Zinn-Thomas**

# Inhaltsverzeichnis

**1. Einleitung** ..... 6
a) Problemstellung der Arbeit ..... 6
b) Zielsetzung der Arbeit ..... 7

**2. Kultur- und sozialwissenschaftliche Grundlagen sportbezogener Forschung** ..... 8
2.1. Sportivität als „Leitwert“ moderner Gesellschaften ..... 8
2.2. Die Erotisierung des Sports. Zur Genese des „homo sportivus eroticus“ ..... 14

**3. Kultur- und sozialwissenschaftliche Grundlagen körperbezogener Forschung** ..... 18
3.1. Michel Foucault - Der Körper als „Gegenstand“ und „Objekt“ kultureller Formung ..... 19
3.2. Pierre Bourdieu - Habitus und der Körper als Träger von „Zeichen“ ..... 21
3.3. Die Soziologie des Körpers im Spannungsfeld der Postmoderne ..... 24
3.4. Körper – Gesundheit – Sport ..... 27

**4. Der Körper als Gegenstand von Inszenierungsstrategien** ..... 32

**5. Mimesis als Begriff der Sozialwissenschaften** ..... 35

**6. Ideologiekonstruktionen als methodologische Problemstellung empirischer Forschung - Am Beispiel des Prozesses des „Sichschönmachens“** ..... 42
6.1. Ideologie des privaten Schönheitshandelns ..... 46
6.2. Ideologie des Schönheitshandelns als Spass ..... 47
6.3. Die Ideologie des Schönheitshandelns als Oberflächenphänomen ..... 49

**7. Methodisches Vorgehen der qualitativen Forschung** ..... 49
7.1. Erhebung und Aufbereitung der empirischen Daten ..... 49
7.2. Auswertungsverfahren der empirischen Daten ..... 54
7.2.1. Exemplarische Vorgehensweise bei der Auswertung der empirischen Daten ..... 55

**8. Darstellung der empirischen Daten** ..... 57
8.1. Körperliche Idealvorstellungen ..... 58
8.1.1. persönliche Ideale ..... 58
8.1.2. Bezug zu medialen Idealen ..... 59

8.2. Habitualisierte Kleidungskodes ... 60
8.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport ... 61
8.4. Stellenwert des Sports ... 62
8.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ... 63
**9. Vorstellung der Interviewpartner und Interpretation der empirischen Daten** ... 64
9.1. Nicole ... 65
9.1.1. Körperliche Idealvorstellungen ... 65
9.1.1.1. persönliche Ideale ... 65
9.1.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen ... 66
9.1.2. Habitualisierte Kleidungskodes ... 66
9.1.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen ... 67
9.1.4. Stellenwert des Sports ... 67
9.1.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ... 68
9.2. Lukas ... 69
9.2.1. Körperlicher Idealvorstellungen ... 70
9.2.1.1. persönliche Ideale ... 70
9.2.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen ... 71
9.2.2. Habitualisierte Kleidungskodes ... 73
9.2.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen ... 74
9.2.4. Stellenwert des Sports ... 75
9.2.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ... 76
9.3. Jessica ... 77
9.3.1. Körperliche Idealvorstellungen ... 77
9.3.1.1. persönliche Ideale ... 77
9.3.1.2. Bezug zu medialen Idealen ... 78
9.3.2. Habitualisierte Kleidungskodes ... 79
9.3.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen ... 80
9.3.4. Stellenwert des Sports ... 81
9.3.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ... 82
9.4. Mark ... 83

9.4.1. Körperliche Idealvorstellungen ..... 84
9.4.1.1. persönliche Ideale ..... 84
9.4.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen ..... 84
9.4.2. Habitualisierte Kleidungskodes ..... 86
9.4.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen ..... 87
9.4.4. Stellenwert des Sports ..... 88
9.4.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ..... 88
9.5. Gottfried ..... 89
9.5.1. Körperliche Idealvorstellungen ..... 89
9.5.1.1. persönliche Ideale ..... 89
9.5.1.2. Bezug zu medialen Idealen ..... 90
9.5.2. Habitualisierte Kleidungskodes ..... 93
9.5.3. Aneignung spezifischer Handlungspraxen ..... 94
9.5.4. Stellenwert des Sports ..... 94
9.5.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ..... 94
9.6. Sandra ..... 96
9.6.1. Körperliche Idealvorstellungen ..... 96
9.6.1.1. persönliche Ideale ..... 96
9.6.1.2. Bezug zu medialen Idealen ..... 97
9.6.2. Habitualisierte Kleidungskodes ..... 98
9.6.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen ..... 101
9.6.4. Stellenwert des Sports ..... 101
9.6.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ..... 101
9.7. Melvin ..... 102
9.7.1. Körperliche Idealvorstellungen ..... 102
9.7.1.1. persönliche Ideale ..... 102
9.7.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen ..... 103
9.7.2. Habitualisierte Kleidungskodes ..... 104
9.7.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen ..... 105
9.7.4. Stellenwert des Sports ..... 106

9.7.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ..... 107

**10. Zusammenfassung der empirischen Daten** ..... 108

**11. Fazit** ..... 110

**Literaturverzeichnis** ..... 114

**Anhang** ..... 119

## Tabellenverzeichnis

**Tabelle 1**: Körperliche Idealvorstellungen. a) persönliche Ideale ..... 58
**Tabelle 2**: Körperliche Idealvorstellungen. b) Bezug zu medialen Idealen ..... 59
**Tabelle 3**: Habitualisierte Kleidungskodes ..... 60
**Tabelle 4**: Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport ..... 61
**Tabelle 5**: Stellenwert des Sports ..... 62
**Tabelle 6**: Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen ..... 63

## Abbildungsverzeichnis

**Abbildung 1** ..... 39
**Abbildung 2** ..... 39
**Abbildung 3** ..... 68
**Abbildung 4** ..... 72
**Abbildung 5** ..... 80
**Abbildung 6** ..... 80
**Abbildung 7** ..... 82
**Abbildung 8** ..... 82
**Abbildung 9** ..... 86
**Abbildung 10** ..... 86
**Abbildung 11** ..... 92
**Abbildung 12** ..... 99
**Abbildung 13** ..... 105

# 1. Einleitung

## a) Problemstellung der Arbeit

Ein expandierender Markt für Sport-, Fitness- und Schönheitsartikel, vielfältige Angebote für sinnstiftende Fragen der Körpermodellierung, Trainingsgestaltung und Ernährung sowie eine große Vielfalt medialer Präsentations- und Inszenierungsformen, all dies stellt gegenwärtig ein umfangreiches Angebot an Körperidealen, Körperimages und Körperformen bereit, aus dem sich die Akteure postindustrieller Gesellschaften „in Eigenregie eine erkennbare körperliche Form – einen körperlichen Habitus – zulegen“[1] können.

In Verbindung mit der gezielten Aneignung stilistischer Körperideale und Kleidungskodes sowie dem sozialen Gebrauch von Körpermodellen, Bewegungsstilen und Gesten aus dem breitgefächerten Medienangebot, stellen sich Außenwirkung, Gruppenzugehörigkeit und soziale Identität in den Lebensentwürfen postindustrieller Gesellschaften „zunehmend als reflexive, von den Akteuren selbst zu entwerfende Projekte“[2] dar. An die Stelle der von außen auf den Körper einwirkenden, gesellschaftlichen Formungen treten, so der wissenschaftliche Tenor der letzten dreißig Jahre, „der Tendenz nach Selbstbildungsaktivitäten, die ohne ein breites Spektrum an Körperformangeboten nicht denkbar“[3] wären. Mit Bezug auf das sozialwissenschaftliche Konzept der Theatralität, fungieren dabei „die diversen massenmedialen Inszenierungsgenres, als zentrale Instanzen zivilisatorischer Kodierung und Konditionierung des Körpers.“[4]

Mit Blick auf die anhaltende Sexualisierung des Sports in den Medien[5] und der damit einhergehenden Fokussierung der physischen Attraktivität der Athletinnen und Athleten, kann mit Verweis auf neuere wissenschaftliche Erkenntnisse[6] festgehalten werden, dass dies nicht nur eine Steigerung der medialen Reichweite der SpitzensportlerInnen zur Folge hat, sondern dass dadurch auch eine deutli-

1 Alkemeyer, Thomas u. a. Hg.: Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz 2003, S. 8
2 Ebd. S. 9
3 Ebd. S. 10
4 Willems, Herbert: Inszenierungsgesellschaft? Zum Theater als Modell, zur Theatralität von Praxis. In: Willems, Herbert; Jurga, Martin (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen/Wiesbaden 1998, S. 23 – 80, hier S. 43
5 Vgl. Schaaf, Daniela; Nieland, Jörg-Uwe: Anmerkungen zur Sexualisierung des Sport in den Medien. In: Schaaf, Daniela; Nieland, Jörg-Uwe (Hg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln 2011, S. 9 – 33
6 Ebd.

che Aufmerksamkeitszunahme bei den Rezipienten eingesetzt hat.[7] Im Kontext dieses medialen Überangebots an sexy inszenierten, sportlichen Körpern spricht der deutsche Sportwissenschaftler Michael Krüger gar vom Siegeszug des „homo sportivus eroticus“ als neuem, massenmedial popularisierten Menschenbild, in dem die Grenzen zwischen sportlicher und erotischer Außenwirkung zu verschwimmen scheinen.[8]

Angesichts der zunehmenden Bedeutung, die der Sport in postindustriellen Gesellschaften gegenwärtig einzunehmen scheint und der anhaltenden Sexualisierung des Sports in den Medien, stellt sich mit Blick auf den zentralen Stellenwert, den die Medien bei der Ausprägung der eigenen Biografie, der persönlichen Entwicklung und der Gruppenzugehörigkeit einnehmen die Frage, welchen Einfluss medial vermittelte Körperimages und Körperinszenierungsstategien auf breitensportliche Sinnzusammenhänge ausüben?

## b) Zielsetzung der Arbeit

Die vorliegende Arbeit zielt folglich darauf ab, den Einfluss, den der Mediensport im Bereich der (prä-)reflexiven Aneignung „nachahmenswerter“ Körperinszenierungsstrategien auf den Breitensport ausübt herauszuarbeiten und zu untersuchen, welchen Stellenwert das medial vermittelte, sportlich-erotische Körperideal eines „homo sportivus eroticus“ dabei einnimmt.

Ausgehend von einem zunehmend zu verzeichnenden kultur- und sozialwissenschaftlichen Interesse an den Themenbereichen Körper, Sport und Sexualität soll mit Blick auf die anhaltende „Versportlichung“ unserer Alltagskultur“[9] dargestellt werden, welche historischen Veränderungen dazu geführt haben, dass sich der Körper als identitätsrelevantes Objekt theatraler Selbstdarstellungsstrategien und wesentliches Handlungsinstrument postindustrieller Gesellschaften herausbilden konnte. Zudem gilt es zu ermitteln, welche kultur- und sozialwissenschaftlichen Konzeptionen dabei zum Tragen kommen.

In Anlehnung an Pierre Bourdieus Habitustheorie, sowie dem sozialwissenschaftlichen Konzept der Mimesis wird dabei zu untersuchen sein, in welchem Ausmaß die (prä-)reflexiv angeeigneten Körperinszenierungsstrategien des Mediensports in der Handlungspraxis des Breitensports reproduziert

7 Vgl. ebd. S. 10
8 Vgl. Krüger, Michael: Sport, Sex und Erotik. In: Sportwissenschaft 1 – 2009, S. 52 – 57
9 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung“ unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171

werden und auf welche (körperlichen) Ideale dabei Bezug genommen wird.

Im ersten Teil der Arbeit soll diesbezüglich herausgearbeitet werden, welche gesellschaftliche Relevanz dem Sport, der „Sportivität“ und dem sportlichen Körper im kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs der letzten dreißig Jahre zugesprochen wird. Der zweite Teil wird basierend auf selbst erhobenen empirischen Fragestellungen und Ergebnissen untersuchen, welchen Einfluss mediale Körperinszenierungsstrategien auf den Breitensport ausüben.

Mit Hilfe einer qualitativen und explorativen Analyse der Körperinszenierungsstrategien von sieben BreitensportlerInnen, soll diesbezüglich primär folgenden Forschungsfragen nachgegangen werden:

– Wer gibt gegenwärtig körperliche Ideale vor und auf welche Weise werden diese vermittelt?

– Welchen Einfluss haben die Körperinszenierungsstrategien des Mediensports auf die Kleidungskodes und Handlungspraxen des Breitensports?

– Folgt der Breitensport den gegenwärtig anhaltenden Sexualisierungsprozessen des Mediensports?

# 2. Kultur- und sozialwissenschaftliche Grundlagen sportbezogener Forschung

## 2.1. Sportivität als „Leitwert“ moderner Gesellschaften

Längst hat sich der Sport als Phänomen der modernen Welt etabliert. Millionen Menschen betreiben ihn aus unterschiedlichsten Motiven, und noch mehr nehmen Anteil an den massenmedial inszenierten Großereignissen des Spitzensports.[10] Angaben des Deutschen Sportbunds zufolge war der Deutsche Sportbund im Jahr 2014 mit gut 28 Millionen Mitgliedern die zahlenmäßig größte Organisation in der Bundesrepublik Deutschland.[11] Hinzu kommt eine, seit den frühen 1980er Jahren stetig ansteigende Zahl von Breitensportlern, die ihre sportlichen Aktivitäten unabhängig vom Vereinssport

10 Vgl. Deutscher Sportbund (Hg.): Sport in Deutschland. 19. Auflage, Frankfurt am Main 2003. Als PDF abrufbar unter: http://www.dosb.de/fileadmin/fm-dsb/arbeitsfelder/wiss-ges/Dateien/Sport_in_Deutschland.pdf S. 1 – 89, hier S. 5 (Stand: 03.01.2015)

11 Vgl. Der Deutsche Olympische Sportbund Abrufbar unter :http://www.dosb.de/de/organisation/wir-ueber-uns/ (Stand 03.01.2013)

in ihrer Freizeit organisieren.

Während Mitte der 1990er Jahre noch „zwischen 50 und 60 Prozent“[12] der deutschen Bevölkerung angab „regelmäßig Sport“[13] zu treiben, hat sich deren Anzahl im Jahr 2014 bereits auf rund 70 Prozent erhöht.[14] Die stetig steigende Zahl an Mitgliedschaften in den rund 8.000 deutschen Fitnessclubs[15] bestätigt diesen Eindruck einer allgemein wachsenden Sportbegeisterung zusätzlich. Allein in den Jahren von 2004 bis 2013 hat sich die Zahl der Mitgliedschaften in deutschen Fitnessstudios von 4,68 Mio (2004) auf 8,55 Mio. (2013) nahezu verdoppelt.[16]

Von den deutschsprachigen Sozial- und Kulturwissenschaften wird dieser Anstieg individualisierter Sportpartizipation in der Freizeit in erster Linie mit tiefgreifenden Veränderungen in der Arbeits- und Freizeitwelt in Verbindung gebracht. Durch die zunehmende Technisierung am Arbeitsplatz, verkürzte Arbeitszeiten und überwiegend sitzende Tätigkeiten werde, so Alexander Mitscherlich, „das qualitative Leistungsbedürfnis des einzelnen beschnitten“[17], sodass die arbeitsfreie Zeit, wie Jürgen Habermas postuliert, immer weniger zur Regeneration und immer mehr zur Kompensation genutzt werde.[18] Die, in der Freizeit erworbenen körperlichen Auswirkungen des Sports werden zudem verstärkt mit „Vitalität, Jugendlichkeit, Attraktivität, aber auch mit Leistungsfähigkeit und -bereitschaft in Verbindung gebracht.“[19] „Anders als noch in den 70er Jahren“[20] so der Sportsoziologe Ekkehardt Oehnmichen, stelle „Sportlichkeit heute [1991] einen hohen Wert dar.“[21] Besonders das Interesse am offen organisierten Freizeitsport nehme laut Volker Rittner insbesondere deshalb

12 Rittner, Volker: Die "success-story" des modernen Sports und seine Metamorphosen. Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung. Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/1994, S. 23 - 30 (1994), hier S. 23
13 Ebd.
14 Bevölkerung in Deutschland nach Häufigkeit des Sporttreibens in der Freizeit von 2010 bis 2014 abrufbar unter: http://de.statista.com/statistik/daten/studie/171911/umfrage/haeufigkeit-sport-treiben-in-der-freizeit/ (Stand: 05.01.2015)
15 Anzahl der Anlagen in der Fitnessbranche in Deutschland von 2008 bis 2013 abrufbar unter: http://de.statista.com/statistik/daten/studie/6231/umfrage/anzahl-der-anlagen-in-der-fitness-branche/ (Stand: 05.01.2015)
16 Mitgliederzahl der deutschen Fitnessclubs von 2004 bis 2013 abrufbar unter: http://de.statista.com/statistik/daten/studie/5966/umfrage/mitglieder-der-deutschen-fitnessclubs-seit-2004/ (Stand: 05.01.2015)
17 Mitscherlich, Alexander: Sport – kein pures Privatvergnügen. In: Plessner, Helmuth (Hg.): Sport und Leibeserziehung. München 1967, S. 58 – 64, hier S. 61
18 Vgl. Habermas, Jürgen: Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Plessner, Helmuth (Hg.): Sport und Leibeserziehung. München 1967, S. 28 - 46
19 Oehmichen, Ekkehardt: Sport im Alltag – Sport im Fernsehen. In: Media Perspektiven, 22. Jg., Heft 11 (1991), S. 744 – 758, hier S. 751
20 Ebd.
21 Ebd.

zu, weil der Sport „von den Menschen in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft zunehmend für die individuelle Selbstdarstellung genutzt“[22] werde.

Angesichts der zunehmend zu beobachtenden sogenannten „„Versportlichung“ unserer Alltagskultur“[23], sind vermehrt auch die Kultur- und Sozialwissenschaften Ende der 1980er Jahre auf die stilbildenden Dynamiken und Moden der Massenbewegung 'Sport' aufmerksam geworden. Mit Hinblick auf den sinnstiftenden Charakter des Sports und dem zu verzeichnenden Wertewandel im Sport, gehen die Kultur- und Sozialwissenschaften dabei insbesondere den Fragen nach, wie, wann und warum der Sport zu einem derart „festen Bestandteil unserer lebensweltlichen Praxis“[24] werden konnte.

Trotz divergierender Forschungsansätze und -schwerpunkte, zeichnet sich dabei als verbindendes Glied im interdisziplinären Dialog die kongruierende Interpretation der Sportmotivation aller Sporttreibenden ab. Während sich in anderen Bereichen des Themenblocks „Sport“, „Sportlichkeit“ und „Sportivität“ mitunter deutliche Unterschiede ausmachen lassen, herrscht im Bereich der Sportmotivation weitgehend Einigkeit. Demnach demonstriert insbesondere die Trias „Gesundheit, Fitness und Spaß“[25] in allen empirischen Erhebungen zur Sportmotivation in exemplarischer Weise „die radikale Abkehr von Normen des klassischen Sports“[26] zugunsten des individualisierten Freizeitsports. Wie unter anderem Wolfgang Kaschuba, Robert Gugutzer, Michael Meuser und Volker Rittner deutlich machen, haben sich die Motive sportlicher Betätigung von den normativen Voraussetzungen des ehemals prägenden Wettkampfports auffällig abgekoppelt. Demzufolge, so der Sportsoziologe Volker Rittner, seien „die Gründe für die „succes-story“ des Sports“[27] aktuell in erster Linie „im Rahmen veränderter Persönlichkeits- und Körperideale in der pluralisierten Gesellschaft“[28] zu vermuten. Getreu den zivilgesellschaftlichen Grundsätzen „wer schön sein will, muss leiden“ und „wer rastet, der rostet“, haben sich die Prioritätensetzungen bei der Sportmotivation zugunsten der Wünsche nach Gesunderhaltung, Fitness, Spaß und Wohlbefinden verändert. Folglich

22 Rittner, Volker. Profession auf halbem Wege. Thesen zu Ausbildungsverfahren und Berufsperspektiven im Freizeit- und Breitensport. In: Animation, 8. Jg., Heft Mai/Juni 1987, S. 146 – 149, hier S. 146
23 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung“ unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171
24 Ebd. S. 163
25 Rittner, Volker: Die "success-story" des modernen Sports und seine Metamorphosen. Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung. Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/1994, S. 23 - 30 (1994), hier S. 24
26 Ebd.
27 Ebd.
28 Ebd.

lassen sich in postindustriellen Gesellschaften angesichts der fortschreitenden Zunahme lebensstilbedingter Krankheiten wie Fettleibigkeit, Diabetes, Rückenbeschwerden oder Depression, zunehmend Formen präventiven Gesundheitshandelns beobachten, in dem der Sport als eine Art Selbstmedikation zum Einsatz kommt.[29]

Diesen Trend erkannte auch Wolfgang Kaschuba, der 1989 als einer der ersten deutschsprachigen Kulturwissenschaftler, auf eine zunehmende „„Versportlichung" unserer Alltagskultur"[30] hinwies. Da Kaschuba´s empirische Beobachtungen, nach wie vor als wichtige Bezugsquelle für anknüpfende Publikationen aus der Europäischen Ethnologie herangezogen werden, wird an dieser Stelle explizit auf die gewonnenen Erkenntnisse eingegangen.

In seinem Artikel „Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung" unserer Alltagskultur", bringt Kaschuba hinsichtlich des epochal bedingten Rückgangs körperlicher Arbeit und der fortschreitenden Verbreitung medizinischer Erkenntnisse die „„Versportlichung" unserer Alltagskultur" mit einer deutlichen Zunahme körperlicher Aktivitäten in der Freizeit und der Bewusstwerdung der „Eigenverantwortlichkeit"[31] für die Gesundheit, in Verbindung.

Die Joggenden und Gewichtestemmenden unserer Zeit seien demnach typische Vertreter der industriegesellschaftlichen Moderne, die „meist gerade weil sie nicht körperlich arbeiten"[32], den Ausgleich im Sport suchten. Innerhalb von ein bis zwei Jahrzehnten habe demzufolge der Sport den Geruch der Zeitvergeudung abgelegt und ist mitsamt seinen vermeintlich positiven Implikationen zu einem gesellschaftlichen Leitwert avanciert.

Die demonstrative Bezugnahme auf Praxisformen und Werte des Sports ist in modernen Industriegesellschaften folglich derart allgegenwärtig und selbstverständlich geworden, dass umgekehrt die sportliche Abstinenz zunehmend in Erklärungsnotstand gerät.[33] Von der Bewegung, über die Ausrüstung durchorganisiert, hat sich der Sport und die damit einhergehenden Ideale zu einem lebensweltlichen „Sinn-Syndrom"[34] entwickelt, das mitunter als „Norm und Maßstab sinn-voller Alltags-

29 Vgl. ebd. S. 23
30 Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung" unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171
31 Ebd. S. 158
32 Ebd.
33 Vgl. ebd. S. 154 f.
34 Ebd. S. 157

und Lebensgestaltung“[35] herangezogen wird.

Als Begründungen dieser kulthaft überzogenen Sportpraxen verweist Kaschuba insbesondere auf zwei Hauptmotive der Sporttreibenden:

zum Einen der „Spaß an der Bewegung“[36]

und zum Anderen die „gesundheitliche Wirkung“[37] des Sports.

Während die Spielkultur im vormodernen Alltagsleben insbesondere das Bedürfnis nach „Soziabilität“ ausdrückte und die Nahtstelle zwischen Spielkultur und Sportkultur markierte, ist das zivilisationsgeschichtliche Konzept „Gesundheit“ vor allem durch den Medizindiskurs der Aufklärung gekennzeichnet und als Begründungsmuster der Sporttreibenden übernommen worden.[38] Gemäß der bürgerlichen Fortschrittsidee wird in diesem Zusammenhang das Prinzip der „Eigenverantwortlichkeit“ für die Gesundheit propagiert, wodurch die Pflege und die Formung des Körpers eine neue Aufwertung erfährt.

Mit der Moderne und dem steigenden Einfluss globaler Kommunikationsstrukturen, haben die Massenmedien als Multiplikatoren und Inszenatoren des Sports zusätzlich einen wesentlichen Beitrag zum „heute so völlig überdimensionierten Sportbedürfnis“[39] geleistet und den Weg für einen „kulturellen Paradigmenwechsel“[40] bereitet. So ist beispielsweise die Freizeitindustrie zu einem Milliardengeschäft avanciert, die die Dynamiken und Moden der sportlichen Massenbewegung bedeutend mitbestimmt und stilbildend auf die Gesellschaft einwirkt.

Diese Faktoren tragen für Kaschuba maßgeblich dazu bei, dass der Sport zu einem „festen Bestandteil unserer lebensweltlichen Praxis geworden“[41] ist und aufgrund seines sinnstiftenden Charakters und seiner Sinnlichkeit mitunter Identitäten evoziert.

Aus kulturanthropologischer Perspektive scheint der Sport dabei insbesondere zur Befriedigung zunehmend defizitär werdender körperlich-sinnlicher Erfahrungen zu dienen. Demnach werden die für den sozialen Aufbau des Individuums zuständigen Kommunikationsformen, durch die kontinu-

35 Ebd.
36 Ebd.
37 Ebd.
38 Vgl. ebd.
39 Ebd. S. 160
40 Ebd. S. 163
41 Ebd.

ierliche Vergegenwärtigung von Körperlichkeit und Sinnlichkeit getragen und somit in unsere lebensweltliche Praxis übernommen. Im Sinne einer somatischen Kultur und als Medium der Kommunikation, dient der Körper dabei als zusätzliches, „semi-autonomes" Verständigungsmittel mit der Umwelt ohne das wir uns trotz „aller Beredsamkeit kaum hinreichend verständlich machen könnten"[42]. Erst durch habituell ausgedrückte Körpersignale macht sich das Individuum für seine Umwelt identifizierbar. Das körperliche Selbstverständnis, das je nach Gruppenzugehörigkeit mehr oder weniger stark ausgeprägt sein kann, wirkt dabei als „wesentliches Definitionsmerkmal von Persönlichkeit"[43] und verweist auf die individuelle Verortung in der Gesellschaft.

Für Kaschuba erweist sich der Körper folglich als „Kommunikationsinstrument"[44], der seine Sprachfähigkeit verliert, wenn er nicht durch „sinnliche Formen der Körperkultur „in Übung"[45] gehalten wird. In der Moderne ist es demnach die „Sportivität", die über die Bereiche Sportpraxis, Körpererfahrung und Gesundheit hinaus auch „Vorstellungen eines neuen kulturellen Habitus […] im Sinne eines umfassenden Lebensstils"[46] repräsentiert.

„Sportlichsein", so Kaschuba, „bezeichnet nicht mehr nur ein privates Hobby, sondern verrät ernsthafte Kultiviertheit „ist" selbst Kultur."[47] In Bezug auf die „„Eigenverantwortlichkeit" für die Gesundheit"[48] stellt Kaschuba deshalb „sich Fithalten […] als ein wesentliches Gestaltungselement der privaten Lebensführung"[49], sowie „moralische Pflicht und ethische Maxime"[50] heraus. Dabei betrifft „Sportivität" nicht mehr nur eine begrenzte Sportpraxis, „sondern steht als Chiffre für einen gesamten Lebensstil; sie [die Sportivität] verkörpert ein neues, umfassendes Leitmuster unserer Alltagskultur"[51], die „für die gesamte Gesellschaft stilbildend und sinnstiftend wirkt."[52]

Im Rahmen eines nicht repräsentativen Forschungsprojekts mit Fußballern, Joggern, Tänzern und Bodybuildern hat Kaschuba diesbezüglich deutlich gemacht, welche individuellen Motive für die

42 Ebd. S. 161
43 Ebd.
44 Ebd. S. 162
45 Ebd.
46 Ebd.
47 Ebd.
48 Ebd. S. 158
49 Ebd. S. 163
50 Ebd.
51 Ebd.
52 Ebd.

Verortung im Bedeutungsfeld der sogenannten „neuen Sportlichkeit“[53] von den Sporttreibenden herangezogen werden. Dabei kristallisierten sich 5 Antwortgruppen heraus, die insbesondere die „Orientierung an ästhetischen Vorbildern“[54], den „Gesundheitszweck“[55], die „kommunikative Praxis“[56], „die sinnlich-emotionale Erfahrungsdimension“[57] und die „Leistungsfähigkeit“[58] im Rahmen sportlicher Aktivitäten hervorheben.

Für Kaschuba leitet sich daraus ab, dass sich das Körpergefühl in postindustriellen Gesellschaften als „Abenteuer“[59] oder „Körperexpedition“[60] präsentiert. Demnach führen die fehlenden körperlichen Herausforderungen im Berufsleben zu einer „Re-Formulierung industriegesellschaftlicher Leistungsnormen“[61] in der Freizeit. So soll die Selbstdisziplinierung in der Freizeit nicht nur die sportliche Energieleistung zum Ausdruck bringen, sondern darüber hinaus auch den Wille und die subjektive Bereitschaft zur Leistung im Beruf erkenntlich machen. Im Umgang mit dem Phänomen Sport in den Kulturwissenschaften plädiert Kaschuba demzufolge dafür, die gestiegene „alltags- und lebensorganisierende Wirkung“[62] des Sports anzuerkennen und den Sport als „Kristallisationspunkt und als Spiegelfläche sich wandelnder sozialer und psychosozialer Bedürfnisse“[63] verstärkt in den Fokus zu rücken.

## 2.2. Die Erotisierung des Sports. Zur Genese des „homo sportivus eroticus“

Mit Hinblick auf den steigenden Einfluss medial vermittelter Körperideale, hat sich spätestens in den letzten 20 Jahren auch die Steigerung der körperlichen Attraktivität zu einem zentralen Beweggrund sportlicher Betätigung entwickelt. Moderne Trainigsmethoden zielen längst nicht mehr nur auf die Steigerung der physischen Leistungsfähigkeit, sondern in besonderem Maße auch auf eine gezielte Modellierung des Körpers ab. Aktuelle Werbekampagnen wie *„I make you sexy“* oder Printmedien wie *Mens's Health*, in denen ein Körperideal konstruiert wird, das sportliche und sexy

53 Ebd. S. 164
54 Ebd.
55 Ebd.
56 Ebd. S. 165
57 Ebd.
58 Ebd. S. 165f.
59 Ebd. S. 166
60 Ebd.
61 Ebd.
62 Ebd. S. 170
63 Ebd.

Körper als Äquivalenzen aufgreift, lassen erahnen, welchen Stellenwert der sportlich athletische Körper in modernen Industriegesellschaften gegenwärtig einnimmt.

Als „Kristallisationspunkt und als Spiegelfläche sich wandelnder sozialer und psychosozialer Bedürfnisse“[64] hat sich der Sport folglich insbesondere im Spannungsfeld der anhaltenden „Ästhetisierung und Erotisierung weiter Bereiche des Sports“[65] hervorgetan. Wie die Sportsoziologin Marie-Luise Klein in diesem Zusammenhang konstatiert, ist spätestens seit der massenhaften Verbreitung expliziter Sportbekleidung in den 1990er Jahren „eine Tendenz zum demonstrativen körperverliebten Sport“[66] zu verzeichnen. Unabhängig von Show- oder Freizeitsport sei demzufolge eine „zunehmende Verknüpfung von Sport und Sexualität“[67] zu beobachten, die sich neben der Sportbekleidung auch in medial vermittelten Körperimages bemerkbar macht.

Die Bezugnahme auf sportliche Konnotationen bei der Inszenierung des eigenen Körpers erweist sich in diesem Zusammenhang sowohl als spitzensportliches als auch breitensportliches Phänomen. An dieser Stelle lässt sich eine von den Medien forcierte Verknüpfung zwischen den Diskursorten Sport und Sexualität erkennen. Diese Verknüpfung, kommt laut Klein, neben den Beschreibungen auch in der Bebilderung der alltäglichen Sportberichterstattung zum Vorschein. Nach Klein sind dabei auch die erotisierenden Darstellungen von Körpern und sportlichen Bewegungen maßgeblich an der Konstruktion des öffentlichen Sportdiskurses beteiligt. So präsentierten sich die Athletinnen und Athleten nicht nur in knapper Badebekleidung und hautengen Gymnastik- oder Rennanzügen, sondern es werde von den Medien zudem eine Perspektive gewählt, „die den Blick auf Brust oder Genitalregion“[68] lenke. Dadurch, so Klein, erfolge eine medial provozierte sexuelle Stimulierung der Rezipienten, die den Diskurs über Sport und Sexualität nachhaltig beeinflusst hat.

Angesichts eines derart sexualisierten Körperideals, das sich seit nunmehr 40 Jahren in den Vorstellungen der Medienrezipienten verfestigen konnte, geht der Sporthistoriker Michael Krüger gar davon aus, dass der Sport heutzutage nicht „geil, sexy und erotisch sein [könne], wenn es nicht die

64 Ebd.
65 Klein, Marie-Luise: Sport und Sexualität. Zur Konstruktion eines diskursiven Feldes. In: Winkler, Joachim; Weis, Kurt (Hg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen 1995, S. 229 -240, hier S. 229
66 Ebd.
67 Ebd.
68 Ebd.

Sportlerinnen und Sportler selbst wären.“[69] In seinem 2009 erschienenen Artikel „Sport, Sex und Erotik“ verweist er in diesem Zusammenhang auf die erotischen Potentiale, die der Sport seiner Ansicht nach in sich trägt und macht deutlich, dass die anhaltende „Versportlichung unserer Kultur“[70] längst auch den Sex erfasst hat. Dadurch, so eine zentrale These Krügers, sei die erotische Attraktivität mitsamt seinen körperlichen Attributen zu einem wesentlichen Motiv des Sporttreibens avanciert. Ferner habe die zunehmende Präsenz von Sportlerinnen und Sportlern auf den Covern von Männer-, Frauen- und Lifestylemagazinen wesentlich dazu beigetragen, dass sich ein sportlich athletisches Körperideal herausbilden konnte, das sportliche Körper und Erotik gleichzusetzen scheint. In diesem Zusammenhang spricht Krüger vom Menschenbild des „homo sportivus eroticus“[71], mit dem das massenmedial verbreitete Phänomen eines sportlich-erotischen und sexuell-attraktiven Menschenideals eine zugespitzte, pseudowissenschaftliche Kennung verliehen bekommt. In Zeitschriften wie *Fit for fun, Maxim* oder *Men´s Health* werde demnach ein Körperideal propagiert, in dem die Grenzen zwischen sportlicher und erotischer Außenwirkung zu verschwimmen scheinen. Sport, Sex und Erotik gehen hier eine eng verwobene Wechselbeziehung ein.

Dass sportliche Körper gemeinhin als attraktiv wahrgenommen werden, ist dabei keine neue Erkenntnis. Schließlich findet man erotische Motive schon zu „Beginn der Entwicklung der Athletik und des Sports“[72]. So spielte Nacktheit und Erotik bereits in der altgriechischen Athletik eine allgegenwärtige und zugleich bedeutende Rolle. Neu sind für Krüger aber die Motive des Sporttreibens oder -zuschauens, die in einer „Kultur des erotischen Schönheitssports“[73] zwar nach wie vor von „erotischer oder sexueller Natur“[74] sind, dies von den Sportinteressierten aber gekonnt zu vertuschen versucht wird. Demnach erweisen sich sportlich-gesellige Aktivitäten in modernen Industriegesellschaften mitunter auch als willkommene Tarnung für das eigentlich erotische Motiv der Teilnehmenden.

Wie unter anderem aus den Arbeiten von Marie-Luise Klein und Rüdiger Lautmann hervorgeht, stehen die Kultur- und Sozialwissenschaften an dieser Stelle vor einem Problem. Weil „jede Form der Thematisierung von Sexualität im Schatten eines Pornographieverdachts stehe und der Gegen-

69 Krüger, Michael: Sport, Sex und Erotik. In: Sportwissenschaft 1 – 2009, S. 52 – 57, hier S. 52
70 Ebd.
71 Ebd.
72 Ebd. S. 53
73 Ebd. S. 54
74 Ebd.

stand möglichst in die Privatsphäre abgeschoben werde“[75], können bei der empirischen Behandlung des Sexualitätsthemas erhebliche Schwierigkeiten auftauchen. So hat sich herausgestellt, dass sich im Kontext wissenschaftlicher Forschung „kommunikative[] Barrieren hinsichtlich des Redens, Sprechens und Forschens über Sexualität […] im Bereich des Sports“[76] auftun. Nicht zuletzt deshalb konstatiert Klein für die 1990er eine „relative Abstinenz in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema „Sport und Sexualität““[77]. Dafür macht sie vorrangig „methodologische Probleme bei der Behandlung des Sexualitätsthemas“[78] verantwortlich. Anders als in der Naturwissenschaft - weil dort „über jeden Ideologieverdacht erhaben“[79] - stehe die Thematisierung von Sexualität in der Geisteswissenschaft vor tiefgreifenden Problemen. Dennoch, so Klein, sei auch den frühen geisteswissenschaftlichen Arbeiten zum Thema „Sport und Sexualität“ im Wissenschaftsdiskurs eine hohe Bedeutung zuzusprechen. Schließlich lieferten diese wichtiges Faktenwissen, „welches von anderen Diskursträgern in der Regel als 'wahr' anerkannt“[80] wurde und als Basis für neue Forschungen herangezogen werden könne.

Gegenwärtig stellt sich die Situation anders dar. Spätestens mit dem von Robert Gugutzer postulierten „body turn“ von 2006 ist mit Bezug auf die kultur- und sozialwissenschaftliche Erforschung der Themenbereiche Körper, Sport, Sexualität und Gesundheit ein Paradigmenwechsel zu verzeichnen. Nicht nur, dass der Körper seither als zentrales Medium des Sports, der Gesundheit und der Sexualität zum empirischen und theoretischen Forschungsgegenstand aufgestiegen ist, sondern er wird auch vermehrt in die Theoriebildung miteinbezogen. Insbesondere im Anschluss an die Arbeiten von Michel Foucault oder Pierre Bourdieu macht sich die Hinwendung zum Körper im gegenwärtigen Wissenschaftsdiskurs auch auf der Ebene der Epistemologie bemerkbar. Im Besonderen sei hier auf die gesellschaftlichen Bedeutungen, Bedingungen und Konsequenzen im Kontext körperlicher Wissensformung hingewiesen.

Die hier angedeuteten wissenschaftlichen Debatten vergegenwärtigen, dass sich der Körper zu einem zentralen Forschungsobjekt und Forschungssubjekt der sozial- und kulturwissenschaftlichen

75 Klein, Marie-Luise: Sport und Sexualität. Zur Konstruktion eines diskursiven Feldes. In: Winkler, Joachim; Weis, Kurt (Hg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen 1995, S. 229 -240, hier S. 229
76 Ebd. S. 240
77 Ebd. S. 231
78 Ebd.
79 Ebd. S. 232
80 Ebd. S. 232

Forschung herausgebildet hat. Dass dieser eine Reihe, mitunter außerdisziplinäre Entwicklungen vorangehen, soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

# 3. Kultur- und sozialwissenschaftliche Grundlagen körperbezogener Forschung

Als vor gut dreißig Jahren Dietmar Kamper und Christoph Wulf eine „Wiederkehr des Körpers“[81] zu erkennen glaubten, nahmen die Geistes- und Kulturwissenschaften kaum Notiz davon.[82] Der neuzeitliche Philosoph Hans Joas verglich das Verhältnis der soziologischen Handlungstheorie zum Körper in den 1980er Jahren gar mit einer „Art theoretische[n] Prüderie“[83].

Erst als gut zehn Jahre später, die Deutsche Forschungsgemeinschaft mit „Body and Society“ eine einschlägige Zeitschrift ins Leben rief, stieg mit Beiträgen von Thomas Alkemeyer, Gunter Gebauer, Wolfgang Kaschuba, Michael Meuser und Robert Gugutzer (um nur Einige zu nennen) die Zahl körpersoziologischer Publikationen deutlich an.[84]

Dass der Körper seit Beginn des 21. Jahrhunderts in der Soziologie und den verwandten Geistes- und Kulturwissenschaften eine beachtliche Konjunktur zu verzeichnen hat, macht sich neben einer Vielzahl aktueller Forschungen auch in einer neuen Rezeption soziologischer Klassiker der ersten und zweiten Generation bemerkbar. Der Sozialwissenschaftler Michael Meuser weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die „theoretische Prüderie“ der 80er Jahre, seit den 1990er Jahren einem „Körperboom“ in der Soziologie gewichen sei[85] und der Soziologe Robert Gugutzer ruft mit dem „body turn“[86] von 2006 gar einen sozialwissenschaftlichen Paradigmenwechsel aus. Dieser anhaltende soziologische „Körperboom“ stehe, so Meuser und Gugutzer, im Kontext einer zunehmenden Rückbesinnung auf körpersoziologische Wegweiser wie Michel Foucault und Pierre Bourdieu und sei insbesondere von den Fragen nach der kulturellen Formung des Körpers sowie dem

81 Vgl. Kamper, Dietmar; Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt am Main 1982
82 Vgl. Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 197
83 Vgl. Joas, Hans: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt am Main 1992
84 Vgl. ebd. S. 198
85 Vgl. Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 198
86 Vgl. Gugutzer, Robert (Hg.): Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld 2006

Konzept des Körpers als Träger von Zeichen gekennzeichnet.

Hinsichtlich der Entwicklung eines zunehmenden sozial- und kulturwissenschaftlichen Körperinteresses, soll im folgenden der Stellenwert des Körpers in der soziologischen und kulturwissenschaftlichen Theoriehistorie skizziert und in den Kontext sportbezogener Körperforschung eingebunden werden. Ausgehend von der Erkenntnis, dass sich in modernen Industriegesellschaften sowohl eine Expansion des körperlichen Inszenierungs- als auch Gesundheitsdiskurses feststellen lässt, soll dafür, neben den gesellschaftlichen Strukturveränderungen des ausgehenden 20. Jahrhunderts, auch auf den Wertewandel moderner „Sportgesellschaften“[87] eingegangen werden.

Die theoretische Grundlage dieser Analyse liefert neben Michel Foucault, der den Körper und dessen Prozess der Disziplinierung als Gegenstand und Objekt kultureller Formung begreift, insbesondere auch das Körperverständnis von Pierre Bourdieu. Angesichts der zentralen Bedeutung, die Bourdieu dem Körper als Träger von Zeichen bei der Stilisierung des Körpers zuschreibt, soll mit Hinblick auf die körperliche Inszenierung beim Sport, dem Konzept des „Habitus“ besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden.

## 3.1. Michel Foucault - Der Körper als „Gegenstand“ und „Objekt“ kultureller Formung

Wie Gebauer et al. festhalten, zeigte bereits Norbert Elias 1939 anhand historischer Beispiele „wie über die soziale Formung von Bewegung in den Individuen eine innere Form aufgebaut wird, die im Verlauf des geschichtlichen Prozesses die Steuerung über die soziale Motorik übernimmt.“[88] Obwohl in Elias' Studie *Über den Prozess der Zivilisation* der Körper nicht den zentralen Fokus einnimmt, wird dennoch deutlich, dass es für die Herausbildung eines zivilisierten Habitus eine verkörperte Umwandlung von Fremdzwängen in verinnerlichte Selbstzwänge erfordert. Wie etwa in Elias' Beobachtungen zur Entwicklung der höfischen Gesellschaft ersichtlich wird, steht die „Zivilisierung des Körpers“ dabei in direkter Verbindung mit dem von Michel Foucault geprägten Begriff der „Disziplinierung des Körpers“.

87 Gugutzer, Robert; Duttweiler, Stefanie: Körper – Gesundheit – Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 35 (2012), Heft 1, S. 5 – 18, hier S. 12

88 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 40

Sowohl Elias als auch Foucault sehen den Körper dabei sozialen Kontrollmechanismen ausgeliefert, die sich von der Zügelung sexueller Triebe bis hin zur absoluten körperlichen Selbstkontrolle erstrecken können. Zwar hatte bereits Marcel Mauss darauf hingewiesen, dass körperliche Handlungen einer kulturellen Habitualisierung unterliegen, doch war es Foucault, „der mit seinen Arbeiten zu einer diskursiven Erzeugung des Körpers den Gedanken radikalisierte, dass Körper kulturelle Gebilde sind.“[89] Während Elias seinen Blick auf historische, zivilgesellschaftliche Kontrollinstanzen richtete, analysierte Michel Foucault, knapp vierzig Jahre später, „spezifische Institutionen, die ausdrücklich für die Verhaltensformung besonderer sozialer Gruppen bestimmt sind.“[90] Neben dem Gefängnis, dem Militär, der Manufaktur und dem Hospital analysierte Foucault dabei auch jene geregelten sozialen Praktiken – zu denen auch der Sport zu zählen ist – „in denen das „normale“ d. h. das disziplinierte, unauffällig funktionierende Individuum“[91] hervorgebracht wird. Als zentrales Machtinstrument körperlicher Formungsprozesse und als elementare körperliche und geistige Exerzitie aller Disziplinarinstitutionen, führt Foucault dabei die Übung an. Mit Hilfe unendlicher Wiederholungen werden den Körpern demzufolge die geforderten Bewegungsweisen bis zur Automatisierung regelrecht eingebläut. Die, auf diese Weise erzeugte Disziplinierung und Konditionierung des Körpers, stellt für Foucault eine sozial organisierte Form der Technisierung des Körpers dar.

Wie Foucault in *Überwachen und Strafen* von 1977 und in *Der Wille zum Wissen* von 1983 postuliert hat, erfolgt in modernen Gesellschaften dabei die Kontrolle und die Disziplinierung des Körpers sowohl durch die Überwachung als auch durch die Stimulation des Körpers. Die Disziplinierung des Körpers dient demzufolge der Absicht „den Willen und das Denken der Menschen so zu formen, dass sie sich reibungslos in die Maschinerie der modernen Produktionsbedingungen einfügen.“[92] Er beschreibt diesen Vorgang am Beispiel der Ausbildung von Soldaten:

> In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist der Soldat etwas geworden, was man fabriziert. Aus einem formlosen Teig, aus einem untauglichen Körper macht man die Maschine, deren man bedarf; Schritt für Schritt hat man die Haltungen zurechtgerichtet, bis ein kalkulierter Zwang jeden

89 Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 206
90 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 41
91 Ebd. S. 42
92 Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 207

> Körperteil durchzieht und meistert, den gesamten Körper zusammenhält und verfügbar macht und sich insgeheim bis in die Automatik der Gewohnheiten durchsetzt.“[93]

In diesem Zusammenhang spricht Foucault davon, dass der Körper durch eine disziplinierende Instanz „gelehrig“- sowie „umgeformt und vervollkommnet“[94] werden kann. Dabei macht sich die Disziplinierung und Technisierung des Körpers mit Hinblick auf den leistungsbezogenen Sport auch in den Hierarchiestrukturen und Trainingsmethoden von Sportlerkörpern bemerkbar. Neben der Unterwerfung des Körpers und der Erzeugung funktionstüchtiger Körper weist Foucault in seinen Arbeiten auch darauf hin, dass im Sport die geistigen und körperlichen Auswirkungen exzessiver Übung besonders augenscheinlich in Erscheinung treten. In der Welt des Sports erscheint der disziplinierte Körper folglich nicht nur als „der unterdrückte, beherrschte und normierte Körper“[95] sondern auch als der „produktive, effektive und nützliche Körper.“[96]

## 3.2. Pierre Bourdieu - Habitus und der Körper als Träger von „Zeichen“

Anders als etwa bei Elias oder Foucault kommt dem Körper in Pierre Bourdieus Arbeiten ein zentraler Stellenwert zu. Während Elias und Foucault den Körper in erster Linie als Objekt kultureller Formungen auffassen, fungiert der Körper bei Bourdieu als Träger von Zeichen.

Zwar versteht auch Bourdieu den Körper als kulturell geformte Gebilde, doch legt er in seinen Arbeiten besonderen Wert darauf, den Körper zudem als Ausdruck sozialer Zugehörigkeiten und Träger von Bedeutungen zu begreifen. Dafür hat er ein Konzept entwickelt, das unter dem Begriff „Habitus“ fächerübergreifende Bekanntheit erlangt hat.

Die Habitustheorie lässt sich dabei als eine Wissenssoziologie des Körpers begreifen, die Handlungs- und Wahrnehmungsschemata eines Individuums vor dem Hintergrund seiner sozialen Position verortet.[97] Dabei stellt sich der Habitus eines Individuums als „Körper gewordene Sprache“ dar, die das Individuum in jedem Moment seines Daseins durchdringt.

> Der Begriff [des Habitus] bezeichnet das Ensemble inkorporierter Schemata der Wahrnehmung,

93 Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main 1977, 2. Aufl, S. 173
94 Ebd. S. 174
95 Gugutzer, Robert: Soziologie des Körpers. Bielefeld 2004, S. 66
96 Ebd.
97 Vgl. Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden 2011, 4. Aufl., S. 63

> des Denkens, Fühlens, Bewertens, Sprechen und Handelns, das alle – expressiven, verbalen und praktischen – Äußerungen der Mitglieder einer Gruppe oder Klasse strukturiert.[98]

Grundlage dieser Theorie ist die Annahme einer subjektivistischen Erkenntnisweise, die die soziale Welt, als selbstverständlich vorgegebene Welt versteht und den praktisch erlebten Handlungen eines Individuums mehr Sinn zuspricht, als dieses selbst erkennt. Wie Michael Meuser formuliert, ist dabei im Habitus „das Wissen um soziale Differenzierung und um die Mittel des Umgangs mit Differenzen inkorporiert."[99] Bourdieu selbst verweist diesbezüglich auf spezifische Habitusformen, die sich als subjektive Dispositionen aus den „Konditionierungen einer bestimmten Klasse von Existenzbedingen"[100] konstituieren. Das „Haben" kultureller und materieller Ressourcen werde somit durch Verinnerlichung und Inkorporation zum „Sein".[101]

Wie aus Bourdieus Arbeiten deutlich wird, wirken die Individuen an dem Prozess der Verkörperung sozialer Zugehörigkeiten aktiv mit. Dies geschieht indem sie sich im Laufe ihrer individuellen Biographie aktiv Ressourcen aneignen. Mit Hinblick auf Bourdieus Modell der „generativen Grammatik"[102] wird deutlich, dass der Habitus ein Leben lang formbar und damit innerhalb bestimmter Grenzen modifizierbar ist. Folglich ermöglicht das Habituskonzept die wechselseitige Bedingtheit von Sein und Bewusstsein zu erfassen und sorgt „als durch die Positionierung eines Menschen im sozialen Feld konstituierte präreflexive, stabile Handlungsstrategie dafür, dass wir gleichsam Intuitiv wissen, wie wir uns zu verhalten haben."[103]

Wie Meuser diesbezüglich festhält, ist dem Körper im Kontext habitualisierter Verhaltenskodices eine signifizierende Funktion zuzusprechen. Als Ausdruck sozialer Zugehörigkeiten werden Körper demzufolge nicht nur bewusst gestaltet um kollektive Identitäten zu symbolisieren, sondern dienen im Rahmen stilistischer Selbstpräsentationen zugleich auch als *das* zentrale Stilmittel bei der Zurschaustellung kollektiver Zugehörigkeiten.[104] So sind etwa bestimmte Frisuren, Moden, Tattoos

98 Steinrücke, Margareta: Notizen zum Begriff des Habitus. In: Das Argument. Heft 6 (1988), S. 92 – 95, hier S. 93
99 Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit" und „Körperboom". Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 206
100 Bourdieu, Pierre: Die Objektivität des Subjektiven. Zur Logik symbolischer Formen. In: Merkur 41 (1987), S. 367 – 375, hier S.
101 Vgl. Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden 2011, 4. Aufl., S. 63f.
102 Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Frankfurt am Main 1992, S. 31
103 Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Wiesbaden 2011, 4. Aufl., S. 65
104 Vgl. Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit" und „Körperboom". Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 208

aber auch modellierte sportliche Körper als wichtige, gezielt gesetzte, ritualisierte Zeichen zu erachten, „die das Erkennen kollektiver Zugehörigkeiten ermöglichen und zugleich der Abgrenzung gegenüber anderen Kollektivitäten dienen.“[105]

Als Ziel dieser (unbewussten) Strategie nennt Bourdieu die Absicht, sich der sozialen Position angemessen zu präsentieren. Demnach bilden die „Kämpfe um Anerkennung“, wie Bourdieu es formuliert, „eine fundamentale Dimension des sozialen Lebens.“[106] Zu einer bestimmten modischen, musikalischen oder sportlichen Szene gehören zu wollen, bedeutet demzufolge auch, die vorhandenen Ressourcen möglichst gewinnbringend zum Ausdruck zu bringen. Mit der Bezeichnung „sens pratique“ fasst Bourdieu diesbezüglich, die für eine bestimmte Gelegenheit genau abgestimmte Mischung aus Wahrnehmungen und praktischem Wissen zusammen, die nicht explizit gelernt, aber in bestimmten Situationen intuitiv angemessen angewandt werden. In Bourdieus Worten bedeutet das, dass der Habitus als „geregelte Disposition zur Erzeugung geregelter und regelmäßiger Verhaltensweisen außerhalb jeder Bezugnahme auf Regeln“[107] so verinnerlicht werden muss, dass er die Individuen unreflektiert zum „richtigen“ Handeln anleitet.

Das maßgeblich von Bourdieu geprägte Konzept des Habitus fußt folglich auf einem körpertheoretischen Fundament, bei dem der Körper zum Gegenstand ausführlicher begrifflicher Erörterungen gemacht wird. Demnach werden Menschen im Laufe ihrer Sozialisation zu Individuen mit einem (oder mehreren) Habitus. Ausgehend von der Annahme, dass der Habitus ein Leben lang form- und innerhalb bestimmter Grenzen modifizierbar bleibt, kommt ihm eine hervorzuhebende Funktion bei der bewussten Selbstinszenierung des eigenen Körpers zu.

Eines der Hauptanliegen der vorliegenden Arbeit ist es zu zeigen, dass körperliches Handeln zwar immer individuell ist, nie aber ohne den Einfluss anderer Individuen hinlänglich gedeutet und verstanden werden kann. Wie zu zeigen sein wird, nehmen soziale Akteure im Sport, aller Eigenständigkeit und Selbstverantwortung ihres Handelns und Seins zum Trotz, immer auch Bezug auf (sportliche) Vorbilder, die sie in der Vorstellung darüber beeinflusst haben, wie man sich zu kleiden, zu bewegen oder zu präsentieren hat.

105 Ebd.
106 Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Frankfurt am Main 1992, S. 37
107 Ebd. S. 86

## 3.3. Die Soziologie des Körpers im Spannungsfeld der Postmoderne

Zwar war der Körper bereits vor der allgemein einsetzenden Fokussierung des Körpers in den 1990er Jahren essentieller Bestandteil der Soziologie, diese beschränkten sich jedoch weitestgehend auf die Subdisziplinen Medizinsoziologie und Sportsoziologie. Anders als andere Teilbereiche der Soziologie waren und sind die Medizin- und die Sportsoziologie nahezu unausweichlich auf den Körper als Objekt der Gestaltung angewiesen. Insbesondere die Sportsoziologie, so Meuser, postulierte dabei schon lange vor dem kultur- und sozialwissenschaftlichen Körperboom, dass der Körper und dessen Einsatz für die Akzeptanz und Partizipation im jeweiligen sozialen Feld unumgänglich sei. Grund dafür ist nicht zuletzt die Tatsache, dass der Sportler Mitgliedschaft im sozialen Feld erst dadurch erlangt, „dass er seinen Körper in spezifischer Weise aktiv einsetzt.“[108] Demzufolge zwingt die Bedeutung, die dem agierenden Körper im Sport zukommt den kritischen Betrachter geradezu dazu, die soziologischen Auswirkungen von Körperlichkeit in den Blick zu nehmen.

Zum Gegenstand der allgemeinen Soziologie konnte der Körper jedoch erst aufgrund einer Reihe außerdisziplinärer Entwicklungen werden, die sich gleichermaßen auch auf die „„Versportlichung“ unserer Alltagskultur“, wie sie Kaschuba beschrieb, auswirkten. Im Spannungsfeld um den Diskurs der Postmoderne sei in diesem Zusammenhang insbesondere auf den von Bryan S. Turner geprägten Begriff der „somatic society“ hingewiesen. In seinem 1996 erschienenen Buch „The Body and Society“, das als „eine der am häufigsten genannten Referenzquellen des rezenten sozial- und kulturwissenschaftlichen Körperdiskurses“[109] gilt, verwendet Turner den Begriff „somatische Gesellschaft“ für Gesellschaften, in denen die zentralen politischen und persönlichen Probleme explizit durch den Körper problematisiert und ausgedrückt werden.[110] Dabei lassen sich im Hinblick auf die Strukturveränderungen des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts deutliche Übereinstimmungen „somatischer Gesellschaften“ mit der sogenannten „Konsumkultur“ westlicher kapitalistischer Strukturen ausmachen. In einer vom Konsum geprägten Gesellschaft, in der sich Sportlichkeit und körperliches Wohlbefinden als zentrale gesellschaftliche Werte präsentieren, wird der sportlich attraktive Körper, wie unter anderem Kaschuba gezeigt hat, zum gesellschaftlichen Ideal erhoben, um dessen Gunst sich eine ganze Industrie zu bemühen scheint. Meuser spricht in diesem Zusammenhang von

108 Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 199
109 Ebd. S. 200
110 Vgl. Ebd.

einer „Kommerzialisierung des Körpers“[111], bei dem die „körperliche Selbstdarstellung“[112] und ein „adäquates Körper Image“[113] in wachsendem Maße identitätsrelevant werden. Folglich hat sich die Funktion des Körpers in der „Konsumgesellschaft“ des ausgehenden 20. Jahrhunderts grundlegend geändert:

„Er wird vom disziplinierenden Instrument der industriellen Produktion ('harte' körperliche Arbeit) zum Objekt kultureller Inszenierungen bzw. zum gezielt genutzten Ausdrucksmedium, […].“[114]

Manifest wird der Körper als Objekt „theatraler Inszenierung“ dabei spätestens mit dem von Herbert Willems und Martin Jurga geprägten Begriff der „Inszenierungsgesellschaft“.

Inszenierungsgesellschaften zeichnen sich demzufolge dadurch aus, dass sie dessen Akteuren der Tendenz nach „eine hoch aufmerksame, reflexive Zuwendung auf den eigenen Körper“[115] abverlangen.

Anstoß für ihr 1998 erschienenes Buch *Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch* hatte, so Willems und Jurga, ein Forschungsprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft gegeben. Dieses zielte mit dem Titel „Theatralität – Theater als kulturelles Modell in den Sozial- und Kulturwissenschaften“ insbesondere „auf Prozesse der Inszenierung von Wirklichkeit durch einzelne und gesellschaftliche Gruppen, vor allem auf Prozesse ihrer Selbstinszenierung“[116] ab und nahm dabei insbesondere die, „für unsere Kultur so typische und traditionell fraglos gültige Entgegensetzung der positiv besetzten Begriffe Wahrheit, Wirklichkeit Authentizität mit den negativ besetzten Schein, Simulation, Simulakrum“[117] in den Blick. Wie Willems und Jurga diesbezüglich deutlich machen, fungieren „die diversen massenmedialen Inszenierungsgenres, als zentrale Instanzen zivilisatorischer Kodierung und Konditionierung des Körpers.“[118] Die Medienwirklichkeit absorbiert demzufolge immer mehr die Lebenswelt postindustrieller Gesellschaften und mediale Simulationen,

111 Ebd. S. 201
112 Ebd.
113 Ebd.
114 Ebd.
115 Ebd.
116 „Theatralitätsprogramm“: DFG Schwerpunktprogramm: Theatralität – Theater als kulturelles Modell in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Bonn 1995, S. 3
117 Ebd.
118 Willems, Herbert: Inszenierungsgesellschaft? Zum Theater als Modell, zur Theatralität von Praxis. In: Willems, Herbert; Jurga, Martin (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen/Wiesbaden 1998, S. 23 – 80, hier S. 43

„sogenannte virtuelle Realitäten, konkurrieren als mögliche Welten mit der empirischen Welt.“[119]

Mit Hinblick auf die „„Versportlichung“ unserer Alltagskultur“ weist Willems mit Bezug auf Bourdieu darauf hin, dass der Körper in Inszenierungsgesellschaften nicht mehr nur anhand von Zeichen des Geschlechts, des Alters oder der Herkunft gedeutet und beurteilt wird, sondern aufgrund seiner Form und Erscheinung auch als Zeichenträger einer (un)gesunden Lebensführung enttarnt werden kann.

Erving Goffmann spricht in diesem Zusammenhang von „sozialen Informationen“, die der Zeichenträger mittels korporaler Zeichen – zu denen alle physischen Charaktristika zu zählen sind - sendet und empfängt.[120]

Hinsichtlich des immer populärer werdenden Glaubens an die Optionalität von Lebensstilen erscheinen Investitionen in den Körper dabei zunehmend als notwendige Konsequenz für eine erfolgreiche Lebensgestaltung. Neben oberflächlichen Formen des Bodystylings, wie Mode, Kosmetik, Tattooing oder Piercing hat sich spätestens seit Anfang der 1990er Jahre auch die, durch gezieltes Training angestrebte Modellierung des Körpers, als Mittel zur Selbststilisierung in der „Inszenierungsgesellschaft“ durchgesetzt. Wie Volker Rittner diesbezüglich festhält, ist die Tendenz zu einer theatralen Inszenierung des Körpers dabei längst auch bis in das Symbolsystem des modernen Sports vorgedrungen. Kaum ein anderes Symbolsystem ist demzufolge in der sozialen Lebenswelt der Deutschen Nachkriegsgeschichte „auch nur annähernd so erfolgreich gewesen wie das des Sports.“[121] Neben der allgegenwärtigen Sportbekleidung – man denke nur an die Erfolgsgeschichte des Sportschuhs - hat sich folglich auch die körperliche Selbstvergewisserung beim Sport als prägendes Element moderner Lebensführungen verfestigt. Laut Rittner ist hierfür bereits im Jahr 1994 eine „tiefgreifende Veränderung der Körper- und Persönlichkeitsideale“[122] zu verzeichnen. Diese Veränderungen machen sich unter anderem in einer zunehmenden „Säkularisierung von Glücksversprechen“[123] bemerkbar. Dabei wird der präparierte Körper synonym zum glücklichen Körper verwendet. Für Rittner ist es folglich „eine Pointe der abendländischen Geistesgeschichte mit ihren

119 Theatralitätsprogramm“: DFG Schwerpunktprogramm: Theatralität – Theater als kulturelles Modell in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Bonn 1995, S. 3f.
120 Vgl. Goffmann, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main 1967, S. 58)
121 Rittner, Volker: Die "success-story" des modernen Sports und seine Metamorphosen. Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung. Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/1994, S. 23 - 30 (1994), hier S. 28
122 Ebd. S. 25
123 Ebd.

Traditionen der Körperunterdrückung, dass nunmehr dem gestrafften und geformten Körper Leistungen psychischer Inspiration und Stärkung zugetraut werden, die vorher mit dem Konzept Seele verbunden waren.“[124]

Mit Hinblick auf den soziologischen „Körperboom“ bleibt festzuhalten, dass das gestiegene sozial- und kulturwissenschaftliche Körperinteresse der Postmoderne eng mit einer Reihe außerdisziplinärer Entwicklungen in Verbindung steht. So haben spezifische postindustrielle Lebensstilveränderungen dazu geführt, dass sich der Körper als Projektionsfläche für Inszenierungen und als Objekt medial gesteuerter Kommerzialisierungen verfestigen konnte. Charakteristisch dafür haben sich im körpersoziologischen Diskurs Begriffe wie „somatische Gesellschaft“, „Konsumgesellschaft“ und „Inszenierungsgesellschaft“ als feste Größen der sozial- und kulturwissenschaftlichen Handlungstheorie zum Körper etabliert. Dass diese Reihe von „Gesellschaften“ spätestens seit der Jahrtausendwende um die Begriffe „Gesundheitsgesellschaft“ und „Sportgesellschaft“ ergänzt werden sollte, wird unter anderem an den Beiträgen von Robert Gugutzer, Stefanie Duttweiler, Ilona Kickbusch und Thomas Alkemeyer deutlich. Demzufolge ist nämlich längst auch die körpersoziologische Schwerpunksetzung vom postindustriellen Gesundheitsdiskurs des 21. Jahrhunderts erfasst worden.

## 3.4. Körper – Gesundheit – Sport

Im Jahr 2007 konstatierte Thomas Alkemeyer, dass sich seit „etlichen Jahren“[125] ein „neuer Körper- und Gesundheitskult bemerkbar“[126] macht. Diesen neuen Körper- und Gesundheitskult bringt Alkemeyer in Verbindung mit einer Verschiebung, vieler einst vom Staat wahrgenommenen Funktionen, auf die Individuen. Demnach werden im Zuge einer Neudefinition der Rolle des Staates, „wohlfahrtsstaatliche Interventionen zurückgeschraubt.“[127] Gesellschaftliche Risiken „wie Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Armut“[128], so Alkemeyer, „werden zu Problemen der Selbstsorge 'verantwortlicher' und 'rationaler' Subjekte transformiert, die nun einen Großteil ihrer Aufmerksamkeit,

124 Ebd.
125 Alkemeyer, Thomas: Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 9, hier S. 9 abrufbar unter: http://www.bpb.de/apuz/30506/aufrecht-und-biegsam-eine-politische-geschichte-des-koerperkults?p=8 (Stand: 19.01.2015)
126 Ebd.
127 Ebd.
128 Ebd.

Zeit und Kraft, Fragen der gesunden Lebensführung und der Körperpflege widmen“[129] müssen. Folglich hat sich als „Dreh- und Angelpunkt der vielfältigen Selbstmodellierungstechniken“[130] das Ideal des sportlichen Körpers durchgesetzt. Dabei bezeugt der sportliche Körper nicht nur die gesunde Lebensführung seines Trägers, sondern bekräftigt zudem dessen Zielstrebigkeit:

> Wer seinen Körper nicht (visuell) unter Kontrolle hat, scheint selber Schuld und droht als faul, stillos, letztlich überflüssig zu gelten. Der Körper wird zur 'authentischen' Visitenkarte einer Zugehörigkeit zum Club des Leistungswilligens und Bessergestellten; er bezeugt die employability.[131]

Mit dieser These haben sich auch Robert Gugutzer und Stefanie Duttweiler auseinandergesetzt Ausgehend von der Annahme, dass der schöne und sportliche Körper begehrtes symbolisches Kapital generiert und der gesunde Körper als „unverzichtbare Ressource einer gelungenen Lebensführung“[132] fungiert, weisen sie in ihrem Artikel *Körper – Gesundheit – Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft* von 2012 auf eine „zunehmende Aufwertung des Körpers“[133] im Alltag der Spätmoderne hin. Als Konsumgegenstand und begehrtes Investitionsobjekt werde der menschliche Körper demnach mit großem zeitlichen und finanziellen Aufwand „gepflegt, geschmückt, verschönert, manipuliert, gedopt, gequält, verwöhnt, ruhig gestellt, in Szene gesetzt etc..“[134] Dabei werden als vorrangige Ziele dieser vielfältigen Praktiken der Körperbearbeitung neben der Steigerung des Wohlbefindens, der Lebensqualität und der Attraktivität auch die Erhaltung der körperlichen Gesundheit angeführt. Ausgehend von der Erkenntnis, dass das „was als gesund und krank gilt, eine je spezifische, sozio-kulturell erzeugte und politisch umkämpfte Konstruktion“[135] darstellt, weisen Gugutzer und Duttweiler darauf hin, dass sich in modernen Industriegesellschaften gegenwärtig eine Expansion des Gesundheitsdiskurses feststellen lässt.

Aufgrund des hohen Stellenwerts, den die Gesundheit demnach für den Einzelnen und die Gesellschaft derzeit einzunehmen scheint, sehen uns Gugutzer und Duttweiler in diesem Zusammenhang „mitten in einer dritten Gesundheitsrevolution.“[136] Während die erste Gesundheitsrevolution in Zusammenhang mit der Verbesserung der hygienischen Umstände des beginnenden 20. Jahrhunderts

129 Ebd.
130 Ebd.
131 Ebd.
132 Gugutzer, Robert; Duttweiler, Stefanie: Körper – Gesundheit – Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 35 (2012), Heft 1, S. 5 – 18, hier S. 6
133 Ebd.
134 Ebd. S. 5
135 Ebd. S. 8
136 Ebd.

stand und die zweite Gesundheitsrevolution durch die sozial-staatlichen Interventionen und den medizinisch-technischen Fortschritt gekennzeichnet war, steht in der dritten aktuell zu beobachtenden Gesundheitsrevolution die Verhinderung von Krankheit (Prävention) und die Förderung von Gesundheit im Vordergrund.

Neben kosmetischen, medizinischen oder pharmakologischen Technologien werden im Zuge der dritten Gesundheitsrevolution auch vermehrt trainingswissenschaftliche Praktiken angewandt, um den Körper auf seiner Oberfläche und mitunter gar in seiner leiblichen Substanz zu modifizieren.

Während Ilona Kickbusch 2006 noch von einer „Gesundheitsgesellschaft“[137] sprach, wagen manche Sportsoziologen gegenwärtig gar die zeitdiagnostische These, dass die soziale und personale Bedeutung des Sports inzwischen so groß geworden sei, dass man viel mehr von einer „Sportgesellschaft“[138] sprechen müsse. Angesichts der präventiven Funktion, die dem Sport heute zugesprochen wird und der allgemeinen Erkenntnis „dass Gesundheit etwas geworden ist, das als optimier- und steigerbar gilt“[139], bedeutet „[s]ich selbst um seine Gesundheit zu sorgen“[140], neben gesunder Ernährung „zu allererst, sich regelmäßig zu bewegen und Sport zu treiben.“[141].

Sportlichkeit, das zeigen auch Kampagnen wie „Trimm dich fit“ oder „Deutschland bewegt sich!“, ist - darin sind sich die Kultur- und Sozialwissenschaften weitgehend einig - zu einem „gesellschaftlich hoch anerkannten Wert“[142] avanciert. Nicht zuletzt weil damit ein Körperideal verbunden wird, das in doppelter Hinsicht gesellschaftliche Anerkennung erfährt. Es repräsentiert sowohl den „schlanken, athletischen, schönen Individualkörper“[143] als auch „den gesunden, leistungsfähigen, funktionalen Kollektivkörper.“[144]

Begünstigt werden diese Ideale zusätzlich durch das gegenwärtige Wirtschafts-, Gesundheits- und Mediensystem, „die in wechselseitigem Leistungsbezug zum Sport stehen und dadurch seinen gesellschaftlichen Stellenwert weiter fördern.“[145]

Dass sich die These der Herausbildung einer „Sportgesellschaft“ für moderne Gesellschaften empi-

137 Ebd.
138 Ebd. S. 12
139 Ebd. S. 10
140 Ebd. S. 11
141 Ebd.
142 Ebd.
143 Ebd.
144 Ebd.
145 Ebd. S. 12

risch stützen lässt, begründen Gugutzer und Duttweiler anhand sechs zu beobachtender Entwicklungen.

a) Dafür ziehen sie als erste Entwicklung den gesellschaftlichen Stellenwert des Sports heran, der sich im Laufe des 20. Jahrhunderts zu einem „gesellschaftlichen Massenphänomen“[146] verfestigt hat.

b) An zweiter Stelle weisen sie auf eine „Ausdifferenzierung des Sports“[147] sowie eine „Pluralisierung der Sportarten“[148] hin, die sich laut Gugutzer und Duttweiler insbesondere in einer allgemeinen Zugänglichkeit zum Sport und einer individuellen Interpretation von Sport bemerkbar machen.

c) Drittens, so Gugutzer und Duttweiler, hat sich durch das Aufkommen „desinstitutionalisierter Sportorganisationsformen“ eine „informelle Alternative zum Vereinssport“[149] etabliert, die dazu geführt hat, dass immer mehr Menschen ihre Sportpraktiken außerhalb jeglicher Organisation ausüben.

d) Anknüpfend an die Pluralisierung der Sportarten und die Erosion traditioneller Sportstrukturen verweisen Gugutzer und Duttweiler auf eine vierte Entwicklung, in der ein „synchrones und /oder diachrones Wechseln zwischen unterschiedlichen sportiven Bewegungspraktiken“[150] erkennbar wird. Im Ergebnis, so Gugutzer und Duttweiler, zielt dieses sportartenübergreifende Wechselspiel auf die Herausbildung einer „individuelle[n] Sportbiographie“[151] sowie die Demonstration von Einzigartigkeit.

e) Fünftens weisen sie im Zuge der Pluralisierung der Sportarten auf eine einhergehende Differenzierung der Sportwerte hin, wonach sich ergänzend zur vereinsgebundenen, leistungsbezogenen und überindividuellen Sportmoral auch eine individualistische Sportmoral durchgesetzt hat, in der die eigenen Wünsche und Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen. Sportwerte wie „Spaß, Gesundheit, Selbstverwirklichung, Erlebnis, Ästhetik, Fit- und Schön- sein“[152] haben sich demnach als bedeutsamste Motive unter den Sporttreibenden herausgebildet.

146 Ebd.
147 Ebd.
148 Ebd.
149 Ebd.
150 Ebd. S. 13
151 Ebd.
152 Ebd.

f) Die sechste sozio-kulturelle Entwicklung, die die These der „Sportgesellschaft“ empirisch stützt, ist für Gugutzer und Duttweiler die gegenwärtige „Aufwertung des Körpers als sinn- und identitätsstiftendes Medium“[153]. Der zeitgenössische Körperkult ist demnach auf die abnehmenden religiös begründeten Sinnstiftungsangebote zurückzuführen, wodurch der Sport als körperorientiertes Sozialsystem, zunehmend eine sinnstiftende Funktion übernimmt.[154] Durch alle gesellschaftlichen Gruppierungen hindurch erfolgt die Suche nach Halt, Identität, Sicherheit und Orientierung im Leben folglich „immer häufiger über Investitionen ins „körperliche Kapital“[155]“[156], sodass Gugutzer und Duttweiler schlussfolgern, „dass die Selbsttechnologien für körperliche Selbsterfahrungen klassen-, schicht-, oder milieuunabhängig zugenommen haben.“[157]

Die Entwicklung, die die Bedeutung des Sports in postindustriellen Gesellschaften eingenommen hat unterstreicht, dass die Erscheinung des Körpers zunehmend von einem gesellschaftlichen „Leitwert“[158] beeinflusst wird. Sportlichkeit und die damit einhergehenden Körperideale sind nicht mehr bloß sinnstiftende Ressourcen einiger weniger, sondern haben sich zu einem postmodernen Massenphänomen entwickelt. Dabei wird der Körper als form- und gestaltbares Medium sowie begehrtes Investitionsobjekt bestmöglich in Szene gesetzt. Die Einflüsse, die dabei von außen auf den Körper einwirken, werden in modernen „Konsumgesellschaften“ zunehmend von den Medien dirigiert. Anhand zahlloser Körpermanipulationen, die in den Alltag postmoderner Individuen eingelassen sind, wird deutlich, dass der Körper in jeder sozialen Handlung mittels gezielter Selbstmodellierungstechniken inszeniert wird. Dabei drängt sich der Verdacht auf, dass soziale Akteure postinsdustrieller Gesellschaften nicht nur von medial vermittelten visuellen Körperbildern beeinflusst werden, sondern dass auch körperliche Bewegungen, Gesten und bestimmte Verhaltensweisen präsenter (sportlicher) „Vorbilder“ Einfluss auf das rezipierende Individuum nehmen. So bewegen und verhalten sich etwa die Akteure einer jugendlichen Rockband anders auf der Bühne, als aufstrebende Opernsänger. Ebenso interagiert ein Kreisligafußballer anders mit dem Schiedsrichter, als ein Kreisligarugbyspieler. Folglich haben wir gelernt, unseren Körper einer bestimmten sozialen Situa-

153 Ebd.
154 Vgl. ebd. S. 13f
155 Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982
156 Gugutzer, Robert; Duttweiler, Stefanie: Körper – Gesundheit – Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 35 (2012), Heft 1, S. 5 – 18, hier S. 13
157 Ebd. S. 14
158 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung“ unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171

tion entsprechend in Szene zu setzen, um so wahrgenommen zu werden, wie wir es selbst von uns oder unserer Rolle erwarten.

## 4. Der Körper als Gegenstand von Inszenierungsstrategien

Ein zentraler Gedanke der Anthropologie besagt, dass der Mensch, im Gegensatz zum Tier, „nicht instinktkodiert“[159], sondern selbstbestimmt handelt.

Folgt man diesem Glaubenssatz der Anthropologie, gilt dies für alle Handlungsvollzüge unserer alltagsweltlichen Praxis. Dabei kommt dem Körper, als zentrales Handlungsinstrument des Menschen, eine hervorzuhebende Rolle zu. Schließlich haben wir diesen, wie schon Erving Goffman bemerkte „immer dabei“.

Mit allen körperlichen Sinnen riechen, schmecken, spüren und sehen wir unsere Umwelt und entscheiden dabei *scheinbar* vollkommen selbstbestimmt, welche sinnlichen Erfahrungen uns gefallen und welche nicht. Dementsprechend, so glauben wir, tragen wir ein Parfum, weil es uns zusagt, trinken einen Wein, weil er uns schmeckt und ziehen uns – scheinbar weil es uns so gefällt – der Witterung und unserem Stil entsprechend an. Mit Blick auf den Prozess der aktiven Aneignung unserer Lebenswelt wird jedoch deutlich, dass wir im Laufe unserer Sozialisation viel mehr erst lernen müssen, „was laut oder leise ist, was sich gut anfühlt oder hässlich aussieht, wovor wir Angst haben und was wir auf welche Weise begehren.“[160] Als einflussreiche Faktoren dieses Prozesses haben sich neben der Familie, der Öffentlichkeit und diversen Bildungsinstitutionen auch die Medien herauskristallisiert. Unter dem Stichwort „Vergesellschaftung der Sinne“ wird deutlich, dass körpergebundenes Wissen, kein Ausdruck eines vermeintlich individuell handelnden Individuums ist, sondern vielmehr im Zusammenhang komplexer fremd- und selbstbestimmter Sozialisationsprozesse zu vermuten ist. Wie wir mit unserem Körper umgehen – wie wir ihn pflegen, präsentieren oder in Szene setzen – wird folglich stark von unserem Umfeld, sowie unserer Sozialisation und Enkulturation beeinflusst.

Dabei hantieren wir mit unserem Körper indem wir ihn schmücken, bemalen oder bekleiden. Wir

159 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 23
160 Ebd.

manipulieren ihn, indem wir ihn durch Diäten, medizinische Eingriffe oder Sport modellieren. All das tun wir, um ihn im Sinne einer Darstellungsressource, möglichst gewinnbringend in Szene zu setzen.

Anders als „instinktkodiert[en]“[161] Lebewesen ist uns unsere körperliche Ausstattung dabei nicht in einem deterministischen Sinne vorgegeben, sondern wir sind in der Lage, uns unseren Körper verfügbar zu machen. Sowohl durch gezielte Manipulationen des „natürlichen“ äußeren Erscheinungsbilds, als auch durch bestimmte Verhaltensweisen und Gesten, mittels derer wir beeinflussen können, wie wir auf unser soziales Umfeld wirken. Weil Menschen soziale Wesen sind und in einer Gesellschaft zu leben unausweichlich bedeutet, soziale Erfahrungen zu machen, ist auch der Körper und dessen Inszenierung Teil von Vergesellschaftungsprozessen.

Im kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurs unterscheidet man dabei zwischen „dem Körper“ und „ dem Leib“. Während unter dem Begriff „Leib“ alle affektiven körperlichen Wahrnehmungen beschrieben werden, die auf „das individuelle, radikal subjektive Fühlen“[162] abzielen, versucht der Körperbegriff zu klären, „dass wir in der Lage sind, eine äußerliche Haltung zu unserem Körper einzunehmen, die zum Beispiel reflexiv oder instrumentell sein kann.“[163] Folglich ist es, wie sich herausgestellt hat, in erster Linie der Körper, der sich durch seine Form- und Manipulierbarkeit als Forschungsobjekt der Kultur- und Sozialwissenschaften hervorgetan hat.

Insbesondere mit Bezug auf den Einfluss, den medial popularisierte Körperideale dabei vermitteln, lässt sich beobachten, dass sich die Manipulierbarkeit des Körpers zunehmend als sinnstiftende Ressource „erfolgreicher“ Lebensentwürfe herausgebildet hat. In hochgradig pluralistischen Gesellschaften, in denen sich die Partizipation an verschiedensten (Sub-)Kulturen, zu einem wesentlichen Bestandteil der alltäglichen Handlungspraxis entwickelt hat, spielt die Inszenierung des Körpers mitsamt seinen sozio-kulturellen Konstruktionen eine maßgebliche Rolle. So reicht es in bestimmten Musik-, Tanz-, oder Sportszenen längst nicht mehr aus, körperlich anwesend zu sein. Vielmehr muss der Körper, wie es schon Pierre Bourdieu erkannt hat, die vorherrschenden Codes, wie Kleidung, Bewegungen oder Gesten so weit verinnerlichen, dass er auch von außen als Mitglied einer

161 Ebd.
162 Villa, Paula-Irene: Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 6, hier S. 2 abrufbar unter: http://www.bpb.de/apuz/30508/der-koerper-als-kulturelle-inszenierung-und-statussymbol?p=1 (Stand: 26.01.2015)
163 Ebd.

Gruppe (an-)erkannt wird.[164]

Im Zuge der Modernisierung scheint es in diesem Zusammenhang zu einer ambivalenten Notwendigkeit geworden zu sein, sich in dieses soziale Gefüge von (Sub-)Kulturen einzuordnen. Dabei spielen wir, wie es der Soziologe Erving Goffman formuliert, beim Versuch als jemand bestimmtes wahrgenommen zu werden „alle Theater“[165]. Dieses metaphorische Bild, das soziale Leben als „Bühne“ zu begreifen, verdeutlicht, dass unser Körper „gleichermaßen zum Werkzeug und zum Material von Selbstgestaltungspraxen geworden ist“[166]. Folglich haben wir gelernt, die Zugehörigkeiten zu bestimmten Gruppen an den Körpern unserer Mitmenschen abzulesen und uns gleichzeitig durch die Inszenierung unseres eigenen Körpers für unser Umfeld zu erkennen zu geben. „Unser Körperhandeln ist demnach beides zugleich: Reproduktion sozialer (Ungleichheits-)Strukturen und eigensinnige Produktion.“[167]

In dem Prozess der Reproduktion scheinen wir dabei in erster Linie *die* Inszenierungsstrategien zu reproduzieren, die uns auf eine bestimmte Art und Weise „nachahmenswert“ erscheinen. Auf diesem Wege entsteht auf unserer mentalen Festplatte ein Bild, das unseren Geschmack, wie man sich zu kleiden, zu bewegen oder zu verhalten hat, maßgeblich beeinflusst.

Da sich unsere Partizipation an bestimmten (sub-)kulturellen Gruppen im Laufe unseres Lebens aber verändern kann, haben Gruppenzugehörigkeiten mitunter nur temporären Bestand.

Dabei zeichnet sich jede soziale Gruppe durch je spezifische Inszenierungskodices aus, die Veränderungen an den bisherigen Inszenierungsstrategien u. U. notwendig erscheinen lassen. Das verdeutlichen unter anderen lebensabschnittsbedingten Veränderungen, sogenannte „rites de passage“[168], wie die Einschulung oder der Eintritt ins Berufsleben. Aber auch weniger existentielle Veränderungen, wie etwa die Entscheidung die alltägliche Handlungspraxis um eine sportliche Komponente zu erweitern, kann zum (un-)freiwilligen Eintritt in eine neue soziale Gruppe, mit neuen „nachahmenswerten“ Idealen führen.

In medial reizüberfluteten Gesellschaften, scheinen diese Ideale vorrangig von den Medien vorge-

164 Vgl. ebd.
165 Vgl. Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt am Main/New York 1994, S. 152
166 Villa, Paula-Irene: Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 6, hier S. 3 abrufbar unter: http://www.bpb.de/apuz/30508/der-koerper-als-kulturelle-inszenierung-und-statussymbol?p=1 (Stand: 26.01.2015)
167 Ebd. S. 6
168 Vgl. Gennep van, Arnold: Les rites de passage. Paris 1909

geben zu werden. Ausgehend von der Annahme, dass die Medien in erster Linie die Themen aufgreifen, die für ihre Konsumenten relevant sind, lässt sich mit Hinblick auf die Schwerpunktsetzung der letzten dreißig Jahre festhalten, dass sich insbesondere der Sport mitsamt seinen körperlichen Idealvorstellungen als obligater Bestandteil der medialen Berichterstattung hervorgetan hat. Dementsprechend häufig und ausführlich wird in allen Medienformaten über den Sport und dessen körperliche Begleiterscheinungen berichtet.

Mit Hinblick auf das Thema der vorliegenden Arbeit „Homo sportivus eroticus?“ Zur Körperinszenierung von Breitensportlern im Spannungsfeld des Mediensports soll in diesem Zusammenhang untersucht werden, ob, auf welche Weise und in welchem Maße Breitensportler bei ihrer Körperinszenierung vom Mediensport beeinflusst werden. Als wesentlicher Bestandteil jedweder Körperinszenierung soll im folgenden auf das Konzept der sozialwissenschaftlichen Mimesis hingewiesen werden.

## 5. Mimesis als Begriff der Sozialwissenschaften

Seit Anfang der 1980er Jahre ist das Konzept der sozialwissenschaftlichen Mimesis mitsamt seinen performativen Implikationen vermehrt in den Fokus fachinterner Publikationen gerückt. Im deutschsprachigen Raum wurde es maßgeblich von dem deutschen Philosophen und Sportwissenschaftler Gunter Gebauer sowie dem Erziehungswissenschaftler und Athropologen Christoph Wulf beeinflusst. Wie unter anderem aus den Veröffentlichungen *Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt* von 1998 oder in *Zur Genese des Sozialen. Mimesis – Performativität – Ritual* von 2005 hervorgeht, wird der Begriff Mimesis dabei für einen Prozess verwendet, bei dem soziale Akteure in ihrem Handeln ein Beziehung zu anderen sozialen Akteuren und deren Handeln herstellen.

Im frühen Sprachgebrauch wurde Mimesis im Sinne eines „Noch-einmal-Machen[s] von vorgängigen Handlungen“[169] verwendet. Der Mime, wie ihn Platon beschreibt, wurde dabei vorrangig im Kontext theatraler Bühneninszenierungen verwendet. Seine Aufgabe war es, den Lebensalltag zeitgenössischer Personen (vereinfacht) nachzustellen. Rückblickend kann diesbezüglich festgehalten

169 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 16

werden, dass er sich auf die Nachschaffung von Vorgefundenem beschränkte.

Im sozialwissenschaftlichen Kontext ist das Begriffsverständnis der Mimesis ein anderes. Wie unter anderem Gunter Gebauer und Christoph Wulf deutlich machen, ist „ihr [der Mimesis] auch die Fähigkeit zur Veränderung, Verschönerung, Verbesserung und Generalisierung individueller Züge“[170] zuzuschreiben. Dieser Auffassung liegt die Erkenntnis zugrunde, dass soziale Ereignisse nie exakt gleich ablaufen können. Vielmehr – und das ist typisch für mimetische Akte – liegt ihre Gleichheit in der Variation.[171] Nicht zuletzt, weil die menschliche Motorik nicht in der Lage ist, identische Bewegungen oder Handlungen exakt zu reproduzieren, entsteht dabei stets eine neue Situation mit Bezug auf eine vorangegangen Situation.

Ausgehend von der Annahme, dass soziale Handlungen verstanden werden, weil sie sich „im Rahmen eines symbolisch strukturierten Beziehungsnetzes vollziehen“[172], geht Wulf davon aus, dass soziales Handeln nicht imitierend, sondern mimetisch erlernt wird. Anders als bei der Imitation werde dabei, so Wulf, „eine Beziehung zu anderen Menschen hergestellt. Man sieht sie handeln und ist dabei durch den Kontext mit ihnen verbunden.“[173]

Das sozial handelnde Individuum erfasst folglich nicht nur wie andere ihr Handeln inszenieren und aufführen, sondern es erfährt zudem deren Ziele sowie den Sinn und die Art und Weise ihres Verhaltens.[174] In mimetischen Prozessen wird demnach eine Verbindung zu einer sogenannten „andere[n] Welt“[175] hergestellt, die nicht selten auf der Herstellung von Ähnlichkeitsbeziehungen beruht. Dies kann sowohl eine Ähnlichkeit der Anlässe, der handelnden Personen oder der sozialen Situation sein:

> Wird eine soziale Handlung auf eine frühere bezogen und in Ähnlichkeit zu dieser durchgeführt, dann besteht der Wunsch, etwas wie die sozial Handelnden zu machen, auf die sich die Bezugnahme richtet, und sich ihnen anzuähneln.[176]

Dabei ist – wie bereits angemerkt – zu berücksichtigen, dass soziale Handlung nie mit anderen sozialen Handlungen vollkommen identisch-, durchaus aber „aufeinander bezogen und einander ähn-

170 Ebd. S. 17
171 Vgl. ebd. S. 13
172 Ebd.
173 Ebd.
174 Vgl. Wulf, Christoph: Zur Genese des Sozialen. Mimesis – Performativität – Ritual. Bielefeld 2005, S. 8
175 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 7
176 Ebd. S. 8f.

lich“[177] sein können. Demzufolge ist soziales Handeln zwar individuell, jedoch sind auch andere Menschen in diesen vermeintlich individuellen Prozess mit eingebunden. So kann davon ausgegangen werden, dass ein Individuum – sofern es nicht gänzlich ohne (zumindest visuelle) Kontakte zu anderen Menschen aufgewachsen ist – einen langen, von anderen Menschen beeinflussten Prozess der Erziehung und der Teilnahme an sozialen Zusammenhängen hinter sich hat. Wie Gunter Gebauer und Christoph Wulf in diesem Zusammenhang festhalten, sind wir während unserer Sozialisation „nicht allein, andere haben uns geformt, wir orientieren uns an ihnen.“[178] Obwohl jedes soziale Phänomen und jede soziale Situation einmalig ist, gleicht sie dennoch „anderen Situationen aufgrund phänomenaler und struktureller Entsprechungen […].“[179] Ein mimetischer Prozess äußert sich folglich dadurch, dass ein „Abdruck“ früherer sozialer Situationen genommen und auf neue Situationen bezogen wird. Die dabei entstandene Wiederholung einer sozialen Handlung erzeugt jedoch nicht eine exakte Kopie des vorangegangenen Arrangements, sondern, so eine Kernaussage des Mimesiskonzepts, führt stets zur Herausbildung einer neuen Situation. Diese neu entstandene Situation zeichnet sich laut Wulf dadurch aus, dass in ihr die Differenz zur früheren Situation ein konstruktives Element darstellt.[180] Der mimetische Prozess ist folglich ein dynamischer Prozess des Aushandelns von Gemeinsamkeiten und Unterschieden sozialer Handlungen. Für Wulf spielen dabei „die jeweiligen Bedingungen der Individuen und Gruppen, Organisationen und Institutionen für die unterschiedliche Handhabungen der sozialen Muster und Schemata eine wichtige Rolle.“[181]

Mittels der Teilhabe am sozialen Handeln oder aber mit Hilfe von Einbildungskraft werden solche Muster und Schemata in einem mimetischen Prozess inkorporiert. Dabei erzeugt ein Individuum, mit Bezug auf „eine andere Welt“[182], noch einmal „seine eigene Welt“[183] und gibt diese körperliche Existenz. Dabei geht Wulf davon aus, dass es sich bei dem für die Inszenierung und Aufführung sozialen Verhaltens erforderlichen performativem Wissens um mimetisches Wissen handelt, das dann erworben wird, wenn Menschen an szenischen Aufführungen teilnehmen und wahrnehmen,

177 Ebd. S. 9
178 Ebd. S. 7
179 Wulf, Christoph: Zur Genese des Sozialen. Mimesis – Performativität – Ritual. Bielefeld 2005, S. 8
180 Vgl. ebd. S. 9
181 Ebd.
182 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 7
183 Ebd.

wie andere soziale Akteure dabei handeln.[184]

> Bei aller Eigenständigkeit und Selbstverantwortung ihres Handelns nehmen sie [die Menschen] Bezug auf Vorbilder oder aus der Erfahrung entnommene Vorstellungen darüber, wie etwas zu machen sei. […]. Selbst wenn wir uns in vielen, vielleicht sogar den meisten Fällen frei entscheiden können, welchen der sich prinzipiell bietenden Wege wir einschlagen wollen, entscheiden wir uns selten bewußt für eine der Möglichkeiten, sondern handeln gemäß eines Modells, Vorbilds, einer Vorstellung, die uns sagt, welche Dinge wir zu tun haben […].[185]

Entscheidend dabei ist, dass dies auf mehreren, eng miteinander verbundenen Ebenen geschieht, die sich allesamt auf körperliche Ausdrucksformen beziehen. So erhalten soziale Handlungen erst durch die Präsenz des Körpers, eine für andere sichtbare Komponente. Demzufolge kommt neben dem Aussehen, dem Habitus und den Manieren auch allen anderen körperlichen Entfaltungsmöglichkeiten eine fundamentale Rolle bei der Interaktion im sozialen Raum zu. Erst durch die Präsenz und die Materialität des Körpers kann man an einer Person ablesen, wie sie sich bewegt, welche Gesten sie ausgeprägt hat oder welche Rituale sie vollzieht.

Demzufolge begreifen Gebauer und Wulf soziale Akte auch nur dann als mimetisch, wenn sie

1. Bewegungen sind, die auf andere Bewegungen Bezug nehmen;
2. als körperliche Aufführungen betrachtet werden können, die also einen Darstellungs- und Zeigeaspekt besitzen, und
3. sowohl eine eigenständige Handlung sind, die aus sich selbst heraus verstanden werden kann, als auch auf andere Akte oder Welten Bezug nimmt.[186]

Mit Blick auf das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit bedeutet das, dass es in erster Linie unser Körper ist, der uns in mimetischen Prozessen mit unserer sozialen Umwelt vereinigt. In ihm werden gesellschaftliche Strukturen inkorporiert und durch seine Inszenierung positionieren wir uns im sozialen Raum. Dabei beeinflusst das Individuum durch die Art und Weise wie es sich körperlich in Szene setzt sein Umfeld, und das Umfeld beeinflusst umgekehrt in der Inszenierung seiner sozialen Akteure das Individuum. Wie Gebauer und Wulf in diesem Zusammenhang anmerken, sind dabei die motorischen Möglichkeiten, die für die körperliche Positionierung in der Gesellschaft herangezogen werden können, auf *Bewegungen* und *Gesten* begrenzt.

Dies gilt auch für die soziale Praxis des Sports. Neben den spezifischen und regelmäßig sowie intui-

184 Vgl. Wulf, Christoph: Zur Genese des Sozialen. Mimesis – Performativität – Ritual. Bielefeld 2005, S. 10
185 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 8f.
186 Ebd. S. 11f.

tiv ausgeführten Bewegungen einer bestimmten Sportart, gibt es, wie bei jeder körperlichen Darstellung, individuelle Entfaltungsmöglichkeiten, die z. B. die Einzigartigkeit eines bestimmten Sportlers hervorheben können. Diese können sich sowohl in bestimmten Gesten als auch Bewegungen manifestieren. Prominente Beispiele dafür wären unter anderem die Jubelgeste des Diskuswerfers Robert Harting, bei der er regelmäßig sein Trikot zerreißt, oder der Anlaufstil des Weltfußballers Cristiano Ronaldo, der sich vor Freistößen zumeist ungewöhnlich breitbeinig vor dem Ball positioniert.

*Abbildung 1*

*Abbildung 2*

Quelle links: http://images.zeit.de/sport/2013-07/robert-harting/robert-harting-540x304.jpg (Stand: 08.03.2015)
Quelle rechts: http://www.tagesspiegel.de/images/ronaldo_afp/10053196/2-format43.jpg (Stand: 08.03.2015)

Als *Bewegungen* werden dabei alle motorischen Fähigkeiten menschlicher Ausdrucks- und Darstellungsmöglichkeiten erachtet, die sowohl bewusst als auch unbewusst ausgeführt werden können. Gebauer und Wulf beschreiben die Bewegung im mimetischen Prozess als das Medium, „in dem Menschen an den Welten anderer teilnehmen und selbst Teil ihrer Gesellschaft werden.“[187] Dieser Auffassung liegt der bereits erwähnte anthropologische Gedanke zugrunde, dass menschliches Verhalten im Unterschied zu tierischem „nicht instinktkodiert“[188], sondern selbstbestimmt ist. Menschen entscheiden demzufolge selbst über ihr Tun und sind mitsamt ihrer gesellschaftlichen Einflüsse gewissermaßen „Erzeuger ihrer selbst.“[189] So gehen Gebauer und Wulf auch davon aus, dass eine körperliche Aufführung ihre Regeln zum großen Teil selbst erzeugt.[190] Sie sprechen in diesem Zusammenhang davon, dass in einer regelmäßigen körperlichen Aufführung in erster Linie das inkor-

187 Ebd. S. 19
188 Ebd. S. 23
189 Ebd.
190 Vgl. ebd. S. 28

porierte Handlungswissen zum Ausdruck kommt:

> Sie [die körperliche Aufführung] kann von außen überformt werden, besondere Akzente erhalten, aber die meisten regelmäßigen Verhaltensweisen wie Sprechen, Gehen, Gestikulieren, Körperhaltungen etc. sind Bewegungsabfolgen, die sich beim Handeln herstellen und in lange vorher erworbenen Schemata und Körpertechniken vorbereitet worden sind.[191]

Wie bereits angedeutet, kommen beim Sport, sowohl inkorporierte als auch überformte Bewegungen zur Geltung. Angesichts der anhaltenden Kommerzialisierung des Spitzensports und der wachsenden Bedeutung, die der Generierung von Sponsorengeldern und Werbeverträge zukommt, kann davon ausgegangen werden, dass der Stellenwert individueller Inszenierungsstrategien beim Sport weiter zunimmt. Um sich langfristig im Bewusstsein der Öffentlichkeit und der geldgebenden Instanzen zu verankern, wird dabei unter anderem mittels unverkennbarer Bewegungen oder Gesten versucht, ein individuelles Markenzeichen zu erschaffen. Der kommerzielle Mediensport liefert dafür eine willkommene Bühne. Folglich stellt sich der Sport als eine künstlerisch aufgeladene und kodifizierte Darstellung von Bewegungen heraus, bei der die körperliche Aufführung – zumindest mit Bezug auf den kommerzialisierten Mediensport – mit seinen Bewegungen und Gesten nicht allein auf den sportlichen, sondern auch auf den kommerziellen Erfolg abzielt. Dies erkennen auch Gebauer und Wulf und konstatieren, dass das Wirklichkeitsprinzip, auf dem der Sport ihrer Ansicht nach beruht, „durch die Inszenierungen in den Medien in Gefahr geraten ist.“[192]

Wie am Beispiel des Diskuswerfers Robert Harting deutlich geworden ist, spielen dabei als symbolisch kodierte Bewegungen des Körpers auch *Gesten* eine wichtige Rolle. Das Zerreißen oder Ausziehen des Trikots hat sich im Kontext sportlicher Erfolge als ein expressiver Ausdruck der Freude etabliert. Nicht nur in der Leichtathletik, sondern in besonderem Maße auch im Profifußball erhält der Spieler auf diese Weise mediale Aufmerksamkeit. Dabei ist im Kontext des anhaltenden Körperkults nicht nur die Geste, sondern auch die Zurschaustellung des sportlich athletischen Körpers von großer Bedeutung. „Die Arbeit am Körper ist nicht bloß Selbstzweck, das will man auch zur Schau stellen“[193] befindet diesbezüglich etwa Robert Gugutzer. Hinzu kommt, dass sich durch das Verbot der Zurschaustellung des nackten Oberkörpers vor gut 10 Jahren, der Wert dieses Rituals

191 Ebd.
192 Ebd. S. 62
193 Hummel, Thomas: Adonis am Ball. Olic, Forlan, Ronaldo: Warum ziehen sich Fußballer nach entscheidenden Toren das Trikot aus? Und wieso ist es verboten? Eine sportsoziologische Annäherung. Mai 2010, In: süddeutsche.de abrufbar unter: http://www.sueddeutsche.de/sport/fussball-trikot-ausziehen-adonis-am-ball-1.946969

noch erhöht hat. Gugutzer spricht in diesem Zusammenhang davon, dass die bewusste Inkaufnahme einer Strafe eine heroische Note beinhaltet. Nicht nur, die Präsentation des nackten Oberkörpers, sondern auch die Auflehnung gegen bestehende Regeln und Institutionen, macht diese Geste demzufolge zu einer Plattform für körperliche und habituelle Selbstinszenierungen.

Obwohl die Geste des Trikotausziehens seit 2004 laut Regelwerk der FIFA als „unsportliches Betragen“[194] mit der Gelben Karte zu bestrafen ist, bleibt sie dennoch omnipräsent. Über die Gründe des Verbots wird nach wie vor eifrig spekuliert. Von offizieller Seite heißt es dazu, dass das Ausziehen des Trikots nicht mit den kulturellen Gepflogenheiten einiger FIFA-Mitgliedsstaaten vereinbar sei.[195] So gebe es etwa, wie der damalige Vorsitzende des DFB Schiedsrichter-Ausschusses verkündete „in islamischen Staaten in dieser Hinsicht Probleme.“[196] Daran wird deutlich, dass Gesten sowohl von kulturellen als auch institutionellen Sinnzusammenhängen abhängig sind. Wie diverse historische und kulturanthropologische Studien gezeigt haben[197], können sie je nach Umfeld und Zusammenhang unterschiedlich gedeutet und verstanden werden.

Gebauer und Wulf zufolge erweist sich der Erwerb von Gesten im Kontext mimetischer Handlungen dabei als Ausdruck „mimetische[n] Begehren[s]“[198]. Demzufolge kommt in der Aneignung von Gesten der Wunsch zum Vorschein, „auch in Darstellung und Ausdruck so zu werden wie die jeweiligen Vorbilder.“[199]

Mit Hinblick auf die Geste des Trikotausziehens hat der Sportsoziologe Karl-Heinrich Bette eine These aufgestellt, die den Prinzipien des mimetischen Begehrens zu widersprechen scheint: Zu den Gründen, warum sich diese Geste unter Fußballern derart eingebürgert hat, behauptet er, dass die Spieler dazu selbst nichts Erhellendes beitragen könnten, weil „sie selbst nicht so genau wissen, warum sie das tun“[200]. Diese These ist Auszug eines Interviews, das Bette der Süddeutschen Zeitung im Mai 2010 gegeben hatte. Anlass des Gesprächs war die Frage, warum sich Fußballer nach entscheidenden Toren das Trikot ausziehen. Bedauerlicherweise geht aus dem Interview nicht her-

194 Ebd.
195 Vgl. ebd.
196 Ebd.
197 Vgl. Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 80
198 Ebd.
199 Ebd.
200 Hummel, Thomas: Adonis am Ball. Olic, Forlan, Ronaldo: Warum ziehen sich Fußballer nach entscheidenden Toren das Trikot aus? Und wieso ist es verboten? Eine sportsoziologische Annäherung. Mai 2010, In: süddeutsche.de abrufbar unter: http://www.sueddeutsche.de/sport/fussball-trikot-ausziehen-adonis-am-ball-1.946969

vor, auf welchen methodologischen Grundlagen Bettes These beruht. Für den anzunehmenden Fall, dass er seine Erkenntnisse aus einer empirischen Erhebung unter Profifußballern gewonnen hat, die er mit der Frage konfrontiert hat, warum sie zum Torjubel ihr Trikot ausgezogen haben, sei anzumerken, dass die zu erwartende Antwort stark ideologisch aufgeladen sein wird und in erster Linie etwas darüber aussagen wird, welche Aussage die Befragten für eine sozial erwünschte Antwort halten. Die Aussage, dabei bewusst Bezug auf eine vorbildhafte Handlung genommen- und somit lediglich einen Abdruck einer früheren sozialen Situation hergestellt zu haben, würde nicht zum mühsam aufgebauten Image eines heroischen, trikotausziehenden Regelbrechers passen. Folglich dürfe man Fragen, die sich auf das von Erving Goffmann geprägte „impression management“[201] einer Person beziehen nicht eins zu eins nehmen, da man sonst, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, Gefahr liefe „puren Ideologiekonstruktionen auf den Leim zu gehen.“[202]

## 6. Ideologiekonstruktionen als methodologische Problemstellung empirischer Forschung - Am Beispiel des Prozesses des „Sichschönmachens“

Die Erforschung von sozialen Handlungen, die, wie die mimetische Aneignung von Bewegungen und Gesten oder aber auch der Prozess des „Sichschönmachens“[203], stark von privaten Ideologien beeinflusst wird, bedarf einer methodologischen Annäherung, die „einen Bruch der Darstellung sozialer Akteure mit der eigenen Praxis“[204] offen legt. Folglich muss die Erforschung privater Handlungen berücksichtigen, dass die Akteure mitunter nur ungern Auskunft über spezifische autonome Handlungspraxen geben, die einen Imageschaden im Bereich des persönlichen „impression managements“ hervorrufen könnten. Anstatt beispielsweise preiszugeben, einem massenmedial popularisierten Körperideal hinterher zu eifern, wird mit Bezug auf gesellschaftlich anerkannte Motive suggeriert, dass nicht die gezielte Modellierung des Körpers, sondern der Spaß oder die Steigerung des Wohlbefindens im Vordergrund stünde.

201 Vgl. Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 1 Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-macht?p=all (Stand: 03.12.2014)
202 Ebd.
203 Ebd.
204 Ebd.

Diese Art von Ideologiekonstruktion hat Nina Degele für den Prozess des „Sichschönmachens“ herausgearbeitet. Da auch die gezielte Modellierung des Körpers durch sportliche Betätigung eine Schönheitshandlung – im Sinne einer bewussten Manipulation des Körpers – darstellt, muss in diesem Zusammenhang auch auf die methodologischen Auswirkungen bei der Erforschung (möglicherweise) ideologisierter Handlungspraxen eingegangen werden.

Ausgehend von der Annahme, dass „heute nicht mehr Kleider, sondern Körper Leute machen“[205], weist Nina Degele darauf hin, dass der regelmäßige und zeitaufwändige Besuch des Fitnessstudios, den Gang in die Modeboutique, bei der Inszenierung der eigenen Außenwirkung, abzulösen scheint. Folglich seien nicht mehr ausschließlich Promis, sondern auch Alltagsmenschen ohne ausgreifenden Publikumsradius auf den Körper gekommen.[206]

Dabei geht sie davon aus, dass sich „gesellschaftliche Strukturen wie etwa Attraktivitätsnormen“[207] tief in den Körper einschreiben. In Anlehnung an Robert Gugutzer postuliert sie in diesem Zusammenhang, dass der Körper „als Medium der Inszenierung des Selbst und Schaffung einer personalen Identität“[208] fungiert. Neben medialen, wissenschaftlichen und milieuspezifischen Überformungen, leiten und organisieren demzufolge vor allem auch „kognitive Konstruktionen, die tief in das Alltagswissen um Selbst und Körper eingelassen“[209] sind, das eigene Handeln. Folglich gibt es für Degele auch „einen handfesten Grund“[210], warum auf die Frage „für wen machen Sie sich schön?“ vermutlich die meisten Menschen „für mich selbst“ antworten würden. Schließlich, so Degele, würde die Aussage sich bewusst für andere schön zu machen „Abhängigkeit, mangelndes Selbstbewusstsein und wenig Charakterfestigkeit“[211] signalisieren.

Sich dessen einzugestehen, so eine zentrale These Degele's, käme für viele „einer Bankrotterklärung gleich und wird daher geflissentlich unterlassen.“[212] Anstatt sich als Opfer des allgegenwärtigen Schönheitsdrucks zu begreifen, wird daher immer wieder betont, über herrschende Schönheitsnor-

205 Degele, Nina: Bodification und Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln. In: Sport und Gesellschaft, Stuttgart, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 244 – 268, hier S. 244
206 Vgl. ebd. S. 244f.
207 Ebd. S. 245
208 Ebd.
209 Ebd.
210 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 9
211 Ebd.
212 Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 1 Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-macht?p=all (Stand: 03.12.20149

men erhaben zu sein. Insbesondere wenn eine bestimmte Aussage, einen Imageschaden im Bereich des persönlichen „impression managements“ hervorrufen könnte, geben sich die Befragten große Mühe selbstbestimmt und autonom zu erscheinen. Mit Bezug auf den anhaltenden Körperkult hat sich Schönheitshandeln als „ein Medium der Kommunikation“[213], das „der Inszenierung der eigenen Außenwirkung zum Zweck der Erlangung von Aufmerksamkeit und Sicherung der eigenen Identität“[214] dient, herausgestellt.

Dabei stellt Schönheitshandeln in erster Linie einen Prozess der sozialen Positionierung dar, bei dem nicht die ästhetischen Beurteilungen, sondern die gelingenden oder misslingenden Anerkennungseffekte im Vordergrund stehen. So sind beispielsweise Punks in ihrem Schönheitshandeln dann erfolgreich, wenn es ihnen gelingt, die Bürgerwelt mit Irokesenlook und Nasenring zu schockieren.

Ausgehend von der aufklärerischen Erkenntnis, dass der Mensch nicht nur für die Gestaltung seines eigenen Lebens, sondern auch für die Gestaltung seines äußeren Erscheinungsbilds selbst verantwortlich ist, hat sich in den vergangenen dreißig Jahren das Körperbewusstsein stark verändert.

Die Aussage „Ich mache mich für mich selbst schön“ ist laut Degele seither stark ideologisch aufgeladen worden und sagt folglich vor allem etwas darüber aus, wo sich die Befragten in der Gesellschaft verorten und was sie „für eine sozial erwünschte Antwort halten.“[215] Dementsprechend, so eine wichtige Erkenntnis ihrer Untersuchungen, dürfe man die Behauptungen der Befragten nicht eins zu eins nehmen, da man sonst „puren Ideologiekonstruktionen auf den Leim zu gehen“[216] droht.

Ideologien stellen dabei wirkungsmächtige und verinnerlichte Glaubenssätze[217] dar, die in Anlehnung an Erving Goffmann zum bereits angesprochenen gesellschaftlich notwendigen „impression management“[218] gezählt werden können. Neben den gängigen Begrüßungs- und Abschiedsfloskeln

213 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 10
214 Ebd.
215 Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 1 Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-macht?p=all (Stand: 03.12.2014)
216 Ebd.
217 Vgl. Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 12
218 Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 2 Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-

werden dabei unter dem Begriff des „impression managements“ auch alle anderen Formen gesellschaftlicher Höflichkeitsarbeit zusammengefasst, die den Zweck verfolgen, sich den eigenen Vorstellungen entsprechend zu präsentieren.

Im Anschluss an Pierre Bourdieu kann unter Ideologie folglich ein „Bruch der Darstellung sozialer Akteure mit der eigenen Praxis“[219] verstanden werden. Obwohl dies nicht mit einer böswilligen Täuschungsabsicht gleichzusetzen ist[220], muss gerade mit Blick auf private Ideologiekonstruktionen festgehalten werden, „dass man ihre Erklärungen nicht wörtlich nehmen darf.“[221] Als „Ideologien“ erweisen sich folglich

> gesellschaftlich notwendige und generalisierte Wissensbestände wie auch (verkörperte) Praxen partikularer sozialer Gebilde, die hinsichtlich der eigenen Erscheinung/Außenwirkung unter dem Einfluss einer hegemonialen Medien- und Alltagskultur das Verhältnis von privat und öffentlich steuern.[222]

Mit Bezug auf die körperliche Inszenierung im Sport halten Thomas Alkemeyer et al. diesbezüglich fest, dass „die Angebote zur Bildung und Formung des Körpers – und damit des Selbst – in den letzten Jahren[223] explosionsartig angewachsen“[224] ist. Die zunehmende „Versportlichung“ unserer Alltagskultur sowie der anhaltende „Körperboom“ haben folglich dazu geführt, dass sich nicht nur hochdifferenzierte (Sub-)Kulturen herausbilden konnten, sondern dass gleichermaßen auch eine Pluralisierung der (sub-)kulturellen Verhaltenskodices und Ideologien stattgefunden hat.

> Ein expandierender Markt für Hygiene- und Schönheitsartikel, […], Ernährung, Wellness und Mode, neu entstehende Sportarten und Körper-Spiele, Bilder, Modellierungen und Präsentationsformen aus Werbung, Warenästhetik, Lifestyle-Zeitschriften, Fernsehen und Popkultur, all dies stellt ein breit gefächertes Angebot an Körperimages, Körperformen und populären Mythologien bereit, aus dem die Akteure auf der sozialen Basis ihres Geschmacks auswählen und sich in Eigenregie eine erkennbare körperliche Form – einen körperlichen Habitus – zulegen.[225]

Um den Konstruktionscharakter von Körper und die damit verbundene Künstlichkeit der Inszenierung methodologisch nachvollziehen zu können, ist es folglich notwendig die bestehenden Selbst-

---

macht?p=all (Stand: 03.12.2014)

219 Ebd.

220 Vgl. Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 13

221 Ebd. S. 12

222 Ebd. S. 13

223 Alkemeyer et al. sprechen hier aus der Perspektive, die sich ihnen im Jahr 2003 bot.

224 Alkemeyer, Thomas u. a. Hg.: Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz 2003, S. 8

225 Ebd.

und Fremdbilder rund um den Körper aufzubrechen und die, „geradezu wie ein Mantra“[226] rezitierten Ideologiekonstruktionen offen zu legen. Degele spricht in diesem Zusammenhang von immer wiederkehrenden Erklärungsmustern, mit denen die Befragten ihr Handeln zu begründen versuchen. Mit Bezug auf die Körperinszenierung von Breitensportlern im Spannungsfeld des Mediensports sei an dieser Stelle insbesondere auf drei Ideologien hingewiesen, die deutlich machen, dass die Selbstinszenierung des Körpers im Sport, neben einem Prozess der mimetischen Aneignung auch eine soziale Handlung des „Sichschönmachens“ darstellt. Degele bezeichnet diese als die Ideologie des privaten Schönheitshandelns, die Ideologie des Schönheitshandelns als Spaß und die Ideologie des Schönheitshandelns als Oberflächenphänomen.

## 6.1. Ideologie des privaten Schönheitshandelns

Für Degele, stellt Schönheitshandeln „kein privates Handeln“[227] dar. Schließlich, verlange Schönheitshandeln entgegen gegenteiliger Behauptungen immer auch „nach dem Blick der anderen“[228]. Dadurch erweist sich Schönheitshandeln zu aller erst als ein Akt der Kommunikation. So werden beispielsweise über Mode, Tätowierungen, Sportlichkeit, muskelgestählte Körper, Schmuck, Haare, Parfum oder Fetische interaktive Botschaften übermittelt, die unweigerlich registriert und kommentiert werden.

Trotz der Behauptung, dies in erster Linie „für sich selbst“ zu machen, muss man berücksichtigen, dass soziale Handlungen nie auf den oder die Einzelne(n) allein bezogen sind, sondern immer auch auf andere abzielen. „Bei anderen als „schön“ ankommen“[229] bedeutet folglich auch, den Eindruck des Wohlbefindens „in Einklang mit gesellschaftlichen Erwartungen erfolgreich zu vermitteln.“[230] In diesem Zusammenhang hat sich beispielsweise „Wohlbefinden“ zu einem Persönlichkeitsmerkmal entwickelt, das für andere unbedingt sichtbar sein soll.

Durch mehr oder weniger ausgeprägte Manipulationen des äußeren Erscheinungsbilds wird demzufolge versucht, ein möglichst hohes Maß an individuellem Wohlbefinden zu demonstrieren. Dass

226 Degele, Nina: Bodification und Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln. In: Sport und Gesellschaft, Stuttgart, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 244 – 268, hier S. 246
227 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 17
228 Ebd.
229 Ebd. S. 20
230 Ebd.

sich die Befragten dabei mitunter in ein enges Korsett herrschender Schönheitsnormen zwängen lassen, beweist, dass der Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung das eigene Handeln bedeutend mitbestimmt. Dass sich gesellschaftliche Anerkennung dabei auch an medial vermittelten Idealen orientiert, wurde bereits in Kapitel 3.4. der vorliegenden Arbeit dargestellt. Wie unter anderem Wolfgang Kaschuba oder Michael Krüger gezeigt haben, hat sich im Laufe der letzten dreißig Jahre insbesondere der sportliche Körper, beziehungsweise die „Sportivität" als gesellschaftlicher Leitwert[231] etabliert. Folglich ist davon auszugehen, dass auch vermeintlich privates Schönheitshandeln von inkorporierten Idealvorstellungen beeinflusst wird. Demnach erweist sich privates Schönheitshandeln viel mehr als fremdbestimmtes Handeln unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung.

## 6.2. Ideologie des Schönheitshandelns als Spaß

Auch den Schein der Ideologie des Schönheitshandelns als Spaß kann bei näherer Betrachtung schnell in sich zusammenfallen. Trotz der positiv konnotierten Motive „Kreativität, Farbenfreude und Lust"[232], die hinsichtlich des Spaßfaktors beim Schönheitshandeln gemeinhin aufgeführt werden, konstatiert Degele in ihren Untersuchungen einen „Zwang- bzw. Arbeitsaspekt"[233], der diesen Glaubenssatz als Ideologie enttarnt. Basierend auf dem zivilgesellschaftlichen Grundsatz „wer schön sein will, muss leiden"[234], werde demzufolge viel Zeit und Geld investiert, um den herrschenden Schönheitsnormen möglichst nahe zu kommen. Dies macht sich unter anderem in der deutlichen Zunahme sportlicher Körperprogramme wie „Joggen, Bodybuilding, Gymnastik"[235] und gesunder Ernährung bemerkbar. Schönheitshandeln erweist sich dabei nicht als hedonistischer Akt des Müßiggangs sondern als „bewusster Herstellungsprozess"[236].

In diesem Zusammenhang sei angesichts der anhaltenden Säkularisierungsprozesse auch auf die moralische Komponente des Schlankheitskults hinzuweisen. Wie Degele konstatiert, werden überall

231 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung" unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171;
Krüger, Michael: Sport, Sex und Erotik. In: Sportwissenschaft 1 – 2009, S. 52 – 57
232 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 20
233 Ebd. S. 21
234 Vgl. ebd.
235 Ebd.
236 Ebd.

dort, wo Religionen an Bedeutung verlieren, „Diäten durch ihre moralischen Implikationen zu einem funktionalen Äquivalent.“[237] Im Anschluss an Norbert Elias kann hierbei davon ausgegangen werden, dass dies mit „einer Verlängerung des im Zivilisationsprozess angelegten Trends zur Disziplinierung des Körpers“[238] einhergeht. Dass das äußere Erscheinungsbild in einer Dienstleistungsgesellschaft dabei zunehmend durch andere (Leistungs-)Kriterien ersetzt wird[239], stellt dabei „[k]ein Wunder“[240] dar. Schließlich wird der Körper hier „vom Arbeitsinstrument zum Medium des Ausdrucks und der Expressivität“[241] umgestaltet. In einer kapitalistischen Gesellschaft, in der „Mobilität, Selbstverantwortung und Aktivität zu zentralen Erfolgsfaktoren avanciert sind“[242], stehe körperliche Attraktivität folglich nicht nur im Einklang mit einem neuen Führungsideal, sondern führe zudem zu einem größeren Selbstbewusstsein, das zur Behauptung im steigenden Konkurrenzkampf notwendig ist.

Das Eingeständnis, sich dem herrschenden Druck gesellschaftlicher Schönheitsnormen zu beugen, würde wiederum Schwäche und Unsicherheit signalisieren. Um dem Anspruch autonomer Handlungsfähigkeit gerecht zu werden, werde demzufolge die *Ideologie des Schönheitshandelns als Spass* herangezogen, um nach außen einen selbstsicheren Eindruck zu wahren. Der zeitliche und physische Aufwand, der in Form sportlicher Aktivität in den Körper investiert wird, wird demzufolge als lustvolle Angelegenheit dargestellt. Degele spricht in diesem Zusammenhang davon, dass ein Konflikt zwischen äußerem Normenkorsett und selbstbestimmtem Anspruch zu erkennen ist. Folglich mögen sich Frauen zwar für Männer schön machen, „aber nicht wenn man sie danach fragt.“[243] Schönheitshandeln als Spaß zu ideologisieren erweist sich demnach als Erklärungsmuster, die Arbeit an und mit dem eigenen Körper als lustvolle Angelegenheit erscheinen zu lasen.

237 Ebd. S. 22
238 Ebd.
239 Vgl. ebd.
240 Ebd.
241 Ebd.
242 Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 4 Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-macht?p=all (Stand: 03.12.2014)
243 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 128

### 6.3. Die Ideologie des Schönheitshandelns als Oberflächenphänomen

Als eng mit der Ideologie des vermeintlichen Spaßhandelns verbunden, ist die Ideologie des Schönheitshandelns als Oberflächenphänomen zu begreifen. Dabei rekurriert Degele auf die allgemeine Erkenntnis, dass es trotz diverser Manipulationen des äußeren Erscheinungsbilds eigentlich auf die „inneren, tieferen Werte“[244] ankomme. Schönheit solle demzufolge zwar zum Ausdruck, nicht aber in Zusammenhang mit Charakterzuschreibungen gebracht werden. Schönheitshandeln sei folglich keine Sache der Oberfläche, „sondern – vermittelt über Wohlfühlen und Anerkennung – ein identitätsstiftender Akt.“[245]

## 7. Methodisches Vorgehen der qualitativen Forschung

### 7.1. Erhebung und Aufbereitung der empirischen Daten

Generell wird unter einer Methode das systematisch geregelte Vorgehen verstanden, um ein angestrebtes Ziel zu erreichen.[246] Dabei sollte die Methodologie einer Untersuchung in Einklang mit dem zu untersuchenden Phänomen gewählt werden.

Das Hauptinteresse der vorliegenden Arbeit ist, wie bereits in der Einleitung formuliert, den Einfluss, den der Mediensport im Bereich der (prä-)reflexiven Aneignung „nachahmenswerter“ Körperinszenierungsstrategien auf den Breitensport ausübt, herauszuarbeiten und zu untersuchen, welchen Stellenwert das medial vermittelte, sportlich-erotische Körperideal eines „homo sportivus eroticus“ dabei einnimmt. Hierbei richtet sich das Augenmerk insbesondere auf die Erfassung eines gesellschaftlich vorherrschenden Körperideals, sowie dem Aneignungsprozess medial vermittelter Kleidungskodes und Körperinszenierungsstrategien. Die Forschungsmethoden der Europäischen Ethnologie, scheinen hier, mit ihrem methodenpluralistischen und interdisziplinären Ansatz, besonders geeignet, verschiedene wissenschaftliche Blickwinkel miteinander zu verbinden, um ein möglichst vollständiges Bild der sozialen Wirklichkeit zu erzeugen.

244 Ebd. S. 23
245 Ebd. S. 24
246 Vgl. Lankenau, Klaus; Zimmermann, Gunter E.: Methoden der empirischen Sozialforschung. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen 1998, S. 216 – 227, hier S. 216

In Anlehnung an Anselm Strauss und Juliet Corbin ist die Erhebung dabei empirisch, explorativ ausgerichtet. Wie sie in ihrem Buch *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung* deutlich gemacht haben, erscheinen bei der Erforschung, die sich mit persönlichen Erfahrungen und Eindrücken beschäftigen, qualitative Methoden besonders geeignet. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Untersuchung bislang wenig erforschte Thematiken betrifft.[247] Mit Bezug auf die von Sigfried Lamnek formulierten vier Merkmale der qualitativen Methodologie, wurden im Forschungsprozess die Richtlinien der *Offenheit, Kommunikativität, Naturlistizität* und *Interpretativität* eingehalten.

*Offenheit* wird hier im Sinne von Flexibilität in der Erhebungstechnik und des theoretischen Konzepts, sowie der Ehrlichkeit gegenüber den untersuchten Personen verstanden und soll Stereotypisierungen und vorschnellen Strukturierungen von Daten entgegenwirken.

Die *Kommunikativität* innerhalb der methodischen Vorgehensweise soll sicherstellen, dass die untersuchte Handlungssituation von allen Beteiligten, in einen gemeinsamen Deutungszusammenhang gebracht und kontextuell verstanden werden kann.

Um die Untersuchungssituation nahe am Lebensalltag des zu Untersuchenden zu führen, gilt es verfremdende Einflüsse zu vermeiden. Hierfür führt Lamnek die *Naturalistizität* an und verweist auf die naturalistischen Methoden der qualitativen Sozialforschung, die darauf ausgerichtet sind, unnatürlichen Kommunikationssituationen entgegenzuwirken.

Die *Interpretativität* ist als Ziel der vorangegangenen Merkmale zu verstehen. Sie fasst alle Merkmale zusammen und ermöglicht die Nachvollziehbarkeit individueller Bedeutungszuweisungen.[248]

Angesichts der mangelnden wissenschaftlichen Vergleichsmöglichkeiten wurde bei der Analyse der Ergebnisse induktiv, also Hypothesen bildend vorgegangen. Nach Mayring versteht man unter Induktion einen Prozess, in dessen Verlauf aus einzelnen Beobachtungen am Textmaterial Verallgemeinerungen und tiefergehende Zusammenhänge abgeleitet werden.[249] Über Protokollaussagen des Einzelfalles soll folglich versucht werden, zur Sprache der Theorie und der Hypothesen überzulei-

247 Vgl. Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (Hg.): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996, S. 4f.
248 Vgl. Lamnek, Siegfried: Die Einzelfallstudie. In: Ders. (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Weinheim 1995, S. 17f.
249 Vgl. Mayring, Philipp: Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Mayring, Philipp; Gläser-Zikuda, Michaela (Hg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse, Weinheim 2005, S. 7 – 19, hier S. 11

ten.[250] Das Ziel hierbei ist, die Sinndeutung und Subjektperspektive des Befragten bestmöglich nachvollziehbar zu machen.[251]

Durch die Offenlegung der methodologischen Vorgehensweise und der Dokumentation des Auswertungsverfahrens soll den Prinzipien der Reliabilität und Validität entsprochen werden. Denn nur so können, in Anlehnung an Strauss und Corbin, Außenstehende intersubjektiv evaluieren, ob die erhobenen Daten und die Interpretation des Datenmaterials Gültigkeit besitzt.[252]

Da qualitative Forschung nicht ohne die Einbringung eigener Wissensbestände und eines eigenen (parteilichen) Standpunkts realisierbar ist, muss zur Objektivierung der Ergebnisse, sowohl der persönliche Zugang des Forschers, als auch das Forschungsvorgehen offengelegt werden.

Da mit der Thematik der Körperinszenierungsstrategien von Breitensportlern im Spannungsfeld des Mediensports, ein dem Forscher bekannter Kontext gewählt wurde, konnte in Gesprächen mit Breitensportlern aus unterschiedlichen Sportarten, die Relevanz der Thematik bestätigt, und prägnante Themenkomplexe herausgefiltert werden. Die sportliche Aktivität des Forschers in einem Fitnessstudio, einem Rugby-Verein und einem Leichtathletik-Verein machte den Zugang zum Feld und die Suche nach Interviewpartnern unkompliziert. Der Erstkontakt erfolgte in drei Fällen im Rahmen des regulären Trainingsbetriebs und in vier Fällen über Empfehlungen von Kontaktpersonen. Terminabsprachen wurden in schriftlicher Form via Email organisiert.

Die Entscheidung das Untersuchungssample auf aktive Breitensportler im Alter von 25 bis 32 Jahre zu beschränken, hängt nicht nur mit der altersbedingten sportlichen Leistungsfähigkeit zusammen, sondern gründet in erster Linie auf der medialen Sozialisation der Befragten. Nach Ansicht des Forschers, wäre die Gefahr zu groß, dass die Diskrepanzen im Medienkonsum zwischen deutlich jüngeren und älteren Breitensportlern die Ergebnisse verfälschen könnten. Andere Kriterien wie Nationalität, Leistungsstand, Trainingsumfang oder Sexualität, waren kein Auswahl- beziehungsweise Ausschlusskriterium. Wie sich herausstellen sollte, handelt es sich bei allen Befragten um heterosexuell orientierte Personen.

Ausgehend von der Annahme, dass die Partizipation in unterschiedlichen Sportarten, von jeweils

250 Vgl. ebd.
251 Vgl. Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen.. Reinbeck bei Hamburg 2000, S. 444
252 Vgl. Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (Hg.): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996, S. 214

spezifischen Ansichtsweisen und Sinnzusammenhängen beeinflusst wird, wurde versucht, eine möglichst breite Streuung von verschiedenen Sportarten zu erreichen. Besonderes Augenmerk wurde darauf gerichtet, dass die Sportlerinnen und Sportler ihre persönlichen Erfahrungen aus mindestens zwei verschiedenen Sportarten einbringen konnten. Dies sollte gewährleisten, dass mögliche sportartspezifische Besonderheiten des Habitus im Vergleich zu einer anderen offengelegt werden. Insgesamt kamen auf diese Weise Breitensportler aus den Sportarten Fußball, Handball, Basketball, Volleyball, Beachvolleyball, Yoga, Aerobic, Leichtathletik, Fitness, Joggen, Fahrradfahren und Tanz zu Wort.

Der Ort und die Zeit der Interviews konnte von allen Befragten selbst bestimmt werden. Dabei wurde besonderer Wert darauf gelegt, den Organisationsaufwand so gering wie möglich zu halten. Da allen Sportlerinnen und Sportlern im Vorfeld der Untersuchung zugesichert wurde, die Anonymität ihrer Antworten und Daten zu wahren, entstand nach kurzer Eingewöhnungsphase in der Regel eine angenehme Vertrauensatmosphäre. Zudem haben inhaltliche Vorarbeiten in der Regel das Interesse der Befragten soweit geweckt, dass ein thematischer Einstieg in das Interview leicht fiel. Ferner wurde versucht, durch sensible Formulierungen mögliche Hemmnisse abzubauen, sodass einer Gesprächssituation entgegengewirkt wurde, in der sich die Befragten einem Wissenstest hätten ausgeliefert sehen können. Stattdessen wurde Wert darauf gelegt, ein Gespräch „auf Augenhöhe“ herzustellen, mit dem Ziel die asymmetrische Hierarchie zwischen Forscher und Erforschtem zu minimieren.

Nach Abschluss der inhaltlichen und organisatorischen Vorarbeit, fanden die Befragungen von Mitte Dezember 2014 bis Mitte Februar 2015 statt. Zwei Interviews fanden im Trainingslager einer Leichtathletikgruppe in Herrischried, eines in der Wohnung einer Befragten, eines auf dem Trainingsgelände des PTSV Jahn Freiburg und drei im öffentlichen Raum statt. Die Interviews dauerten zwischen 22 und 45 Minuten und erfolgten in teilstrukturierter Form.

Je nach Gesprächsverlauf wurde trotz vorher festgelegter Themenbereiche Raum für spontane Variationen in der Reihenfolge und dem Ausmaß der Beantwortung gelassen. Ziel dieses leitfadenorientierten Interviewstils war es, auf angesprochene Themen und persönliche Gewichtungen der Interviewten einzugehen und gegebenenfalls ergebnisorientiert Einfluss zu nehmen,[253] ohne den Be-

253 Vgl. Witzel, Andreas: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt,/New York 1982, S 90 f.

fragten systematisch auszufragen. Mittels einer „Gedächtnisstütze“[254] konnten die Interviews auf diese Weise, trotz mitunter ausführlicher Ausschweifungen, auf eine bestimmte Problemstellung zentriert werden.

Zu Beginn eines jeden Interviews wurden die Befragten, nach der Klärung ihrer persönlichen Daten, hinsichtlich ihrer medial konsumierten und persönlich praktizierten sportlichen Interessen abgefragt. Anschließend wurden die Teilnehmer gebeten, ihr Verhältnis zu medial präsenten, sportlichen Vorbildern zu schildern und über mögliche, medial vermittelte Körperideale und Körperinszenierungsstrategien zu reflektieren. In einem letzten Schritt wurde den Befragten, mit der Intention eine Diskussion anzuregen, ein Formular mit drei Thesen übergeben.

Diese Thesen lauteten:

- Sport könnte nicht geil, sexy und erotisch sein, wenn es nicht die Sportlerinnen und Sportler selbst wären.

- Journale wie *„Fit for Fun“* oder *„Men's Health“* propagieren ein sportlich-erotisches und sexuell-attraktives Körperbild.

- Über die Printmedien wird ein Menschen- und Körperbild eines „homo sportivus eroticus“ in den unterschiedlichsten Spielarten massenhaft verbreitet und popularisiert.

Als letzten Punkt des Interviewleitfadens, wurde abschließend Raum für Fragen der Teilnehmer gelassen. Sobald diese abgehandelt waren, wurde den Interviewpartnern zugesichert, dass sie dem Interviewer mit ihren Antworten sehr geholfen haben. Auf diese Weise konnte das Gespräch in einer angenehmen Atmosphäre beendet werden.

Im Anschluss an die Erhebung wurden die digital aufgezeichneten Interviews vollständig transkribiert. Ausnahmen dabei bildeten lediglich einleitende Gespräche, die thematisch nicht in Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit standen, aber aufgezeichnet wurden, um die Gesprächssituation nicht durch die Bewusstmachung des Aufnahmegeräts zu behindern.

254 Ebd. S. 90

## 7.2. Auswertungsverfahren der empirischen Daten

Der erste Schritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsarbeiten ist die Transkription. Laut Sabine Kowal und Daniel C. O`Connell versteht man unter einer Transkription „die graphische Darstellung ausgewählter Verhaltensaspekte von Personen, die an einem Gespräch (z. B. einem Interview oder einer Alltagsunterhaltung) teilnehmen.“[255] Transkripte dienen dabei dafür, „flüchtige Gesprächsverhalten für wissenschaftliche Analysen auf dem Papier dauerhaft verfügbar zu machen.“[256] In der Analyse von qualitativ erhobenem Datenmaterial bilden sie ein unerlässliches Auswertungsinstrument bei der Interpretation der Ergebnisse.

Die Herstellung von Transkripten wird dabei nicht bloß als ein theorieneutraler Prozess betrachtet, der von den Primärdaten über die Sekundärdaten zu den Tertiärdaten führt, sondern es wird angenommen, „dass die Herstellung und die Verwendung von Transkripten theoriegeladene, konstruktive Prozesse sind.“[257] Demnach werden Transkripte „durch eine erhebliche Reduktion der fast unbegrenzt reichhaltigen Primär- und Sekundärdaten gekennzeichnet“[258], sodass Transkripte immer als selektive Konstruktionen zu betrachten sind.

Die Transkripte, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen, orientieren sich an den Normen der Standardorthographie. Dabei wurden die Besonderheiten der gesprochenen Sprache in der Regel zwar berücksichtigt, alle Auslassungen einzelner Laute oder Angleichungen aufeinanderfolgender Laute, konnten jedoch, aufgrund der zum Teil schlechten Tonqualität, nicht festgehalten werden. Gefühlsregungen hingegen, die einer Aussage durch lachen oder erhobener Stimme Nachdruck verleihen, sind in die Transkription mitaufgenommen worden.

Die Auswertung der Transkripte orientiert sich dabei an der Auswertungsstrategie, die Christiane Schmidt in ihrem Beitrag „Analyse von Leitfadeninterviews“ vorgestellt hat. Dabei werden in der Auseinandersetzung mit dem Material

1. Kategorien für die Auswertung gebildet,

2. ein Auswertungsleitfaden zusammengestellt,

255 Kowal, Sabine; O´Connell, Daniel C.: Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst, Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch.. Reinbeck bei Hamburg 2000, S. 437 – 446, hier S. 438
256 Ebd.
257 Ebd. S. 440
258 Ebd.

3. die Interviews unter den Auswertungskategorien paraphrasiert,

4. auf Basis der Paraphrasierungen Fallübersichten erstellt,

5.die eine Grundlage zur Auswahl einzelner Fälle für vertiefende Einzelfallanalysen bilden.[259]

Bei der Auswertung der Leitfadeninterviews wurde folglich in einem ersten Schritt, eine materialorientierte Bildung von Auswertungskriterien vorgenommen. Ziel dabei war es, nach mehrmaligem Lesen, „für jedes einzelne Interviewtranskript die vorkommenden Themen und deren einzelne Aspekte, die sich – in einem sehr weiten Sinn – dem Zusammenhang der Fragestellung(en) zuordnen lassen, zu notieren.“[260]

In einem zweiten Schritt wurde anhand der gebildeten Kategorien ein Codierleitfaden zusammengestellt, der einerseits zur Orientierung an den thematischen Schwerpunkten des Interviewleitfadens und andererseits zur nachhaltigen Vergegenwärtigung der Aspekte, die die Interviewpartner selbst eingebracht haben, herangezogen wurde. In Anlehnung an Philipp Mayring eröffnete diese Vorgehensweise dabei die Möglichkeit, dass die Daten, vom Ausgangsmaterial beginnend, zunehmend auf ein höheres Abstraktionsniveau gebracht werden konnten.[261]

In einem dritten Schritt wurde anschließend das erhobene Datenmaterial codiert, sodass die Auswertungskategorien, die zuvor *aus* dem Material heraus gebildet worden sind, *auf* das Material angewandt werden konnten.[262]

Durch die Erstellung einer Materialübersicht wurde in einem vierten Schritt eine quantifizierbare Vergleichbarkeit der erhobenen Erkenntnisse angestrebt, um in einem fünften und letzten Schritt vertiefende Fallinterpretationen vorzunehmen.

### 7.2.1. Exemplarische Vorgehensweise bei der Auswertung der empirischen Daten

Exemplarisch für das Auswertungsverfahren der Interviewtranskripte, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen, soll dafür an einem Beispiel dargestellt werden, welche konkrete Vorgehensweise

259 Vgl. Schmidt, Christiane: Analyse von Leitfadenintervies. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst, Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch.. Reinbeck bei Hamburg 2000, S. 447 – 455, hier S. 448
260 Ebd. S. 449
261 Vgl. ebd.
262 Vgl. ebd. S. 452f.

dabei zum angestrebten Erkenntnisgewinn geführt hat.

Mit Blick auf ähnliche Sinnzusammenhänge in den Aussagen der Befragten, entstanden nach der Auswertung aller Transkripte die Kategorien:

- Körperliche Idealvorstellungen

1. persönliche Ideale

2. Bezug zu medial vermittelten Idealen

- Habitualisierte Kleidungskodes
- Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport
- Stellenwert des Sports
- Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen.

Anschließend wurden die Transkripte mit Hilfe des Codierleitfadens hinsichtlich ihrer Relevanz zu den gebildeten Kategorien untersucht und in paraphrasierter Form in die jeweiligen Themenbereiche eingeordnet.

Im konkreten Fall bedeutet das, dass beispielsweise eine Aussage von Gottfried über die „Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport“ sinngemäß zu einer Paraphrase zusammengefasst, kategorisiert und auf einen möglichen Erkenntnisgewinn untersucht wurde:

> Das hab ich bestimmt übernommen. Klar, das hab ich bei anderen gesehen und hab's dann irgendwann auch gemacht, ja. Bin ich mir sogar ziemlich sicher. (lacht) Ich weiß auch bis heute nicht, was das wirklich bringen soll … im Startblock nochmal seine Oberschenkel abzuklatschen also pfff … ich glaub nicht, dass dadurch irgendjemand auch nur eine Hundertstel schneller wird, das glaub ich nicht. [...]
>
> Nee. Klar. Naja du siehst das halt … du siehst das halt bei manchen Leuten, die du vielleicht auch so … die du gut findest ne - […] wo du halt siehst, dass die das machen – und dann machst du das irgendwann auch. Ja, also ich glaub das übernimmt man dann automatisch. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich das irgendjemand selbst ausgedacht hat. Also zumindest … hmm schwer zu sagen. Also ich glaub nicht … ich kann mir nicht vorstellen, dass sich wirklich jemand im Startblock auf die Oberschenkel klopft, weil es ihm irgendwas bringt. Das glaub ich nicht. Das ist … das machen halt alle so und dann macht man es auch.

→ **Paraphrase 1:** Bestimmte Gesten, die man in der medialen Berichterstattung gesehen hat, werden in die eigene Handlungspraxis übernommen.

→ **Erkenntnisgewinn 1:** Der Mediensport dient dem Breitensport als Fundus für spezifische körperliche Handlungspraxen

Zu der gleichen Thematik äußerte sich auch Jessica. Wenngleich sich hier ein Erkenntnisgewinn erst durch die Zusammensetzung aus den paraphrasierten Antworten zu verschiedenen Fragen ergab. So sagte sie zum Beispiel auf die Frage zum persönlichen Eindruck, den sie vom medialen Damenbeachvolleyball erlangt hat:

> Und ne Beachvolleyballerin steht halt da, macht halt so (streckt die Arme nach oben), quetscht halt hier (zeigt aufs Dekolleté) und ähm haut sich dann auf den Ar… . Also die hauen sich ja schon immer so gegenseitig so halt auf den Po, das macht man halt so beim Volleyball, wenn man halt irgendwie sagt: „Ja, gut gemacht".

→ **Paraphrase 2:** (Beach)Volleyballerinnen aus dem Bereich des Mediensports klatschen sich (auf dem Po) ab, um zu sagen, dass etwas gut gemacht wurde

Auf die Frage zu persönlich praktizierten Ritualen im Sport sagte sie später im Gesprächsverlauf:

> Ähm ja. Also klar, die Rituale halt innerhalb der Mannschaft. Dass man sich halt ähm, also dass man ähm, also beim Volleyball singt man ja immer und klatscht und was weiß ich, das war schon wichtig. Oder dass man sich halt abklatscht (klatscht sich auf die Seite des Gesäßes), wenn man was gutes gemacht hat.

→ **Paraphrase 3:** Volleyballerinnen aus dem Bereich des Breitensports klatschen sich (auf dem Po) ab, um zu sagen, dass etwas gut gemacht wurde

Aus der Zusammensetzung der **Paraphrase 1** und der **Paraphrase 2** ergibt sich in diesem Fall auch hier der **Erkenntnisgewinn 1**, der bereits aus der Interpretation von Gottfried's Aussagen hervorging.

# 8. Darstellung der empirischen Daten

In diesem Teil der Arbeit sollen die Ergebnisse der empirischen Untersuchung in paraphrasierter Form tabellarisch dargestellt werden. Die daraus gewonnen Erkenntnisse dienen als empirische Grundlage für die darauffolgende Interpretation der Ergebnisse.

### 8.1.1. Persönliche Ideale

| | |
|---|---|
| **Nicole** | Der ideale Körper einer Frau hat viele Gemeinsamkeiten mit dem „typischen Schönheitsideal“. Groß, schlank und ein paar Kurven.<br>Der ideale Körper eines Mannes zeichnet sich durch ein stimmiges Gesamtbild eines muskulösen Körpers aus. |
| **Lukas** | Dicke Menschen in engen Sportklamotten sehen aus wie eine „Presswurst“<br>Sportlerinnen sind sexyer.<br>Volleyballerinnen sind, anders als Kugelstoßerinnen, sehr attraktiv. |
| **Jessica** | Sportlich aktive Menschen strahlen ein erstrebenswertes Wohlbefinden aus |
| **Gottfried** | Mir ist wichtig, dass meine Partnerin sportlich ist<br>In der Leichtathletik sind die Frauen körperlich extrem attraktiv<br>Ich finde Damenbeachvolleyball geil, weil die Spielerinnen gute Körper haben |
| **Mark** | Usain Bolt hat definitiv einen attraktiven Körper.<br>Ich habe Angst, dass ich auseinander gehe, wenn ich keinen Sport mehr macht.<br>Die Attraktivität des weiblichen Körpers zeichnet sich durch stimmige Proportionen aus.<br>Der Körper von Sprinterinnen entspricht nicht meinem Idealtyp |
| **Sandra** | Ein durchtrainierter Körper generiert mehr Aufmerksamkeit als ein normaler Körper<br>Ein durchtrainierter Körper generiert mehr Aufmerksamkeit als ein normaler Körper.Ich empfinde jemanden, der viele Muskeln hat, weniger attraktiv als jemand, der mehr auf den Hüften hat. |
| **Melvin** | Die körperlichen Begleiterscheinungen des Sports sind mir nicht wichtig.<br>Ein gewisser Grad an Fitness tut jedem gut.<br>Frauen müssen, mit Blick auf die Attraktivität, bei der Wahl einer Sportart mehr als Männer darauf achten, dass der Sport nicht ihre weibliche Ausstrahlung gefährdet.<br>Boxen ist, anders als Eislaufen oder Turnen für eine Frau unattraktiv, weil es nicht mit weiblichen Attributen (Grazie) in Einklang zu bringen ist |

*Tabelle 1: Körperliche Idealvorstellungen. a) persönliche Ideale*

### 8.1.2. Bezug zu medialen Idealen

| | |
|---|---|
| **Nicole** | Ich finde Fußballer wahrscheinlich deshalb schön, weil sie mir durch ihre mediale Präsenz vertraut geworden sind. |
| **Lukas** | Coolness und die Fähigkeit ein Team führen zu können sind vorbildhafte Eigenschaften von Sportlern.<br>Dicke Menschen haben in Sportzeitschriften nur Platz, wenn deren vermeintliches Manko explizit zum Thema gemacht wird.<br>Trotz der erotischen Skatebewegung wäre Biathlon nicht erotisch, wenn der Sport von unattraktiven Sportlerinnen durchgeführt würde |
| **Jessica** | Die Medien (Werbung, Stars und Prominente) geben aktuell die Schönheitsideale vor.<br>Von den Medien wird ein computergesteuertes Körperideal propagiert.<br>Das aktuelle Schönheitsideal ist sportlich durchtrainiert.<br>Beim Besuch des Fitnessstudios steht nicht der Spaß, sondern die Steigerung der Attraktivität im Vordergrund.<br>Man trainiert sich einen sportlich durchtrainierten Körper an, um diesen zur Schau zu stellen. |
| **Gottfried** | Weil die öffentliche Meinung ist, dass keiner eine fette Kugelstoßerin sehen will, werden in der medialen Berichterstattung hauptsächlich gutaussehende Athletinnen abgebildet.<br>Durch den Vergleich der sportlichen Leistung wird in diversen Fitness-Apps ein Leistungsdruck aufgebaut. |
| **Mark** | Sportler, die Medien und die Werbung geben gegenwärtig die Schönheitsideale vor. Ich denke, dass ich nicht mehr dem Idealkörper entspreche, weil ich in keine angesagten Jeanshosen hinein passe. Usain Bolt macht eine ziemliche Show um sich und um seinen Körper. Das wird unter anderem an Facebook-Fotos deutlich, wo er seine Muskeln gezielt zur Schau stellt. |
| **Sandra** | Weil uns über die Medien ein Bild vermittelt wird, in dem Sexyness mit sportlichen Attributen belegt wird, denken wir irgendwann tatsächlich, dass das sexy ist. Das ist eine Art Gedankenmanipulation.<br>Ein gesellschaftlich prozentual kleiner Anteil von Profisportlern, Modells und Musikern gibt durch die Überrepräsentation in den Medien das Schönheitsideal für eine ganze Gesellschaft vor. Das sportlich athletische Schönheitsideal überträgt sich auf die Musik- und Filmbranche. |
| **Melvin** | Die Printmedien suggerieren ein körperliches Ideal, das gefotoshoppt ist und nicht erreicht werden kann. |

*Tabelle 2: Körperliche Idealvorstellungen. b) Bezug zu medialen Idealen*

## 8.2. Habitualisierte Kleidungskodes

| | |
|---|---|
| **Nicole** | Selbst beim Sport machen, versucht man, sich am „bestmöglichsten [sic]“ darzustellen.<br>Mit meinem engen und pinken Jogging-Outfit würde ich nicht zum Yoga gehen, weil man sich dort eher locker und lässig kleidet.<br>Aufgrund medial vermittelter Eindrücke, konnte ich mir bereits vor meinem ersten Yoga Kurs vorstellen, wie man sich in der Yoga-Szene zu kleiden hat |
| **Lukas** | Medial präsente Sportler setzten modische Trends, die vom Breitensport übernommen werden.Die Sportklamotte wird so gewählt, dass man im sportartspezifischen Raum nicht negativ auffällt.<br>Um sich im subkulturellen Raum einer Sportszene zu profilieren, tragen Breitensportler, die Kleidung, die auch Profisportler tragen.<br>Spezielle Radkleidung zu tragen macht nur Sinn, wenn man sportlich sehr gut ist.<br>Auch ohne sportartspezifische Kleidung kann man Sport machen. |
| **Jessica** | Die meisten Hobbysportler im Fitnessstudio kleiden sich sehr modebewusst und tragen dabei vorzugsweise etablierte Sportklamotten.Sport ist In. Und weil H&M eine Sportkollektion hat, werden die dazugehörigen Sportklamotten auch In |
| **Gottfried** | Mir ist wichtig, dass meine Sportkleidung in den situativen Kontext passt und gut aussieht.Wenn ich Fahrradfahren gehe, ziehe ich mir spezielle Radkleidung an.<br>Beim Tragen der Radkleidung geht’s um das Zeigen der Sportklamotte.Am Wettkampftag habe ich eine neuere Laufhose angezogen. |
| **Mark** | Zum Fußballspielen und für die Leichtathletik ziehe ich mich [den subkukturellen Gepflogenheiten entsprechend] unterschiedlich an.Bei der Leichtathletik bevorzuge ich enganliegende Klamotten, weil es für das „Feeling“ besser ist.Am Wettkampftag ziehe ich eine spezielle Wettkampfhose an.Je höherklassiger ein Wettkampf ist, desto professioneller kleiden sich auch die Teilnehmer. |
| **Sandra** | Weil ich mich mit meinen „normalen“ Klamotten zu Beginn meiner Hip Hop-Karriere unwohl gefühlt habe, habe ich mich kleidungstechnisch angepasst. Im Hip Hop und im Jazz-Tanz trägt man Sportklamotten und im Standard oder Latein normale Straßenklamotten.Im Hip Hop-Tanz kleidet man sich, so wie man es aus den Musikvideos kennt. Frauen, die sich mehr mit dem Volleyball identifizieren, tragen auch diese kurzen Hotpants. Weil die ganzen Profisportler das auch machen und weil es irgendwie dazu gehört, zieht man zum Beachvolleyball spielen einen Bikini an. |
| **Melvin** | In jüngeren Jahren legt man auf die Kleidung und das äußere Erscheinungsbild beim Fußballspielen mehr wert als mit Ende zwanzig.<br>Zum Fußball- und zum Basketballspielen ziehe ich mich gleich an, weil ich keine Basketballklamotten habe<br>Weil sich Basketballprofis breiter und länger kleiden als Fußballprofis, tragen Leute, die öfter Basketball spielen, auch breitere und längere KlamottenAfro-Amerikanische Profispieler und deren Modestil hat den Kleidungsstil im Basketball beeinflusst und wurde später von medialen Rezipienten übernommen |

*Tabelle 3: Habitualisierte Kleidungskodes*

## 8.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport

| | |
|---|---|
| **Nicole** | |
| **Lukas** | Ich meide spezifische Jubelgesten. |
| **Jessica** | Beachvolleyballerinnen klatschen sich (auf dem Po) ab, um zu sagen, dass etwas gut gemacht wurde.<br>Hobbyvolleyballerinnen klatschen sich (auf dem Po) ab, um zu sagen, dass etwas gut gemacht wurde. |
| **Gottfried** | Ich glaube, dass ich die Geste des Oberschenkelabklatschens übernommen habe.<br>Bestimmte Gesten, die man in der medialen Berichterstattung gesehen hat, werden in die eigene Handlungspraxis übernommen. |
| **Mark** | Kurz vor dem Start dehne ich mich noch einmal. |
| **Sandra** | |
| **Melvin** | Früher habe ich nach jedem Tor den Ohrschrauber von Luca Toni gemacht.<br>Ab einem bestimmten Alter kommen überzogene Inszenierungen in einer Mannschaftssportart arrogant rüber.<br>Jeder Mensch muss selbst entscheiden, wie er von der Öffentlichkeit wahrgenommen werden möchte. |

*Tabelle 4: Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport*

## 8.4. Stellenwert des Sports

| | |
|---|---|
| **Nicole** | |
| **Lukas** | Der Stress im Alltag führt zu einer ungesunden Ernährung, die durch Sport zu kompensieren versucht wird.<br>Der moderne Lebensstil postindustrieller Gesellschaften führt zu einer Ausdifferenzierung sportlicher Ideale. |
| **Jessica** | Sport ist gesund und tut einem gut.<br><br>Sport ist heutzutage irgendwie modern, deshalb ist es wichtig, dass man sportlich i |
| **Gottfried** | Der Sport ist gut für meine Gesundheit, weil er einen Ausgleich zur kopflastigen Arbeit darstellt.<br>Um nicht fett zu werden, muss ungesunde Ernährung durch Sport kompensiert werden.<br>Über Fitness-Apps und Fitness-Communities bauen Gleichgesinnte einen wechselseitigen Leistungsdruck auf |
| **Mark** | Die „perfekte Figur“ setzt heutzutage einen sportlichen Körper voraus. |
| **Sandra** | Ein Defizit an Sport bereitet mir schlechte Laune.<br><br>Wenn ich lange keinen Sport gemacht habe, brauche ich einen Ausgleich für die überwiegend sitzenden Tätigkeiten. |
| **Melvin** | In unserer Gesellschaft gelten durchtrainierte Körper als attraktiv.<br>Sportlichkeit und Fitness sind erstrebenswerte Attribute, die mit Erfolg in Verbindung gebracht werden.<br><br>In Deutschland setzt sich immer mehr das Ziel durch fit und attraktiv zu sein |

*Tabelle 5: Stellenwert des Sports*

## 8.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

| | |
|---|---|
| **Nicole** | Bei der Berichterstattung über den WM Titel der Fußballnationalmannschaft wurden die Körper der Spieler in den Mittelpunkt gestellt, weil sie in der medialen Darstellung nie etwas anhatten<br>Sportlerinnen werden wegen ihrer athletischen Körper, die dem gängigen Schönheitsideal entsprechen, als Werbefiguren der Kosmetikbranche eingesetzt |
| **Lukas** | Sport und Bewegung ist etwas Erotisches an sich. Wobei manche Sportarten sexyer sind als andere.<br>Ich schaue Volleyball, weil ich es erotisch finde.<br>Das Anforderungsprofil einer Sportart verlangt seinen Akteuren in der Regel bestimmte körperliche Voraussetzungen ab, die als erotisch empfunden werden.<br>Dicke Menschen haben in Sportzeitschriften nur Platz, wenn deren vermeintliches Manko explizit zum Thema gemacht wird |
| **Jessica** | Heutzutage haben wir ein Bild von Erotik, das einen sportlich durchtrainierten Körper voraussetzt. |
| **Gottfried** | Sport ist ästhetisch und Ästhetik ist ein Synonym für Attraktivität.<br>In den Medien sind unattraktive Menschen nur dann präsent, wenn deren Manko explizit zum Thema gemacht wird.<br>Nicht die sportlichen Fähigkeiten, sondern die persönliche Attraktivität der Athletinnen macht einen Sport erotisch<br>Beim Frauenfußball werden die hübschen Spielerinnen in den Mittelpunkt gerückt.<br>Aus Gründen der Aufmerksamkeitsökonomie müssen sich Sportlerinnen erotisch inszenieren, um auf sich aufmerksam zu machen. |
| **Mark** | Im Damenvolleyball werden aufgrund der knappen Bekleidung Sport und Erotik miteinander verknüpft.<br>Frauenleichtathletik oder Frauenfußball ist kein erotischer Sport nur weil er von Frauen ausgeführt wird.<br>Die Sexyness einer Sportart entsteht erst durch die Attraktivität seiner Akteure. |
| **Sandra** | Die Werbung suggeriert, dass sportlich und fit sein gleichzeitig bedeutet sexy zu sein.<br>Wenn Sport nicht in den Medien übertragen würde, wären die Sportler samt deren athletischen Körper weniger präsent.<br>Schauspieler, die nicht dem gängigen Schönheitsideal entsprechen, bekommen nicht die Möglichkeit den Helden zu spielen.<br>Weil mittlerweile auch die meisten Fußballer ein Sixpack haben und dieses in den Fokus visueller Medien genommen wird, bringen die Medienrezipienten das sexy Image eines Fußballspielers auch mit dem sportlich-athletischen Körper in Verbindung |
| **Melvin** | Beachvolleyball wird in den Medien durch knappe Outfits sexualisiert.<br>Das Anforderungsprofil einer Sportart entscheidet über die Attraktivität seiner Akteure.<br>Das Anforderungsprofil des Boxsports wirkt sich negativ auf die Attraktivität von Frauen aus. |

*Tabelle 6: Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen*

# 9. Vorstellung der Interviewpartner und Interpretation der empirischen Daten

In diesem Teil der Arbeit sollen die empirischen Forschungsergebnisse vorgestellt und auf der Basis der Erkenntnisse, die in den vorangegangen Kapiteln präsentiert worden sind interpretiert werden.

Die drei weiblichen und vier männlichen interviewten Breitensportler sind zwischen 25 und 32 Jahre alt und allesamt heterosexuell orientiert. Diese Information scheint deshalb von Bedeutung, weil die körperlichen Idealvorstellungen des jeweils anderen Geschlechts andernfalls fehlinterpretiert werden könnten. Sandra, Nicole, Jessica, Mark, Melvin, Gottfried und Lukas sind nicht die richtigen Namen der Interviewpartner, sondern wurden aus Gründen der Anonymität vom Interviewer geändert.

Zwei Interviewpartner waren zum Zeitpunkt der Interviewsituation berufstätig, die restlichen waren Studenten verschiedener Fachrichtungen.

Da sich das Untersuchungssample auf aktive Breitensportler aus insgesamt 12 nicht weiter ausdifferenzierten Sportarten im Alter von 25 bis 32 Jahren beschränkt, muss davon ausgegangen werden, dass sowohl Akteure anderer Sportarten, als auch anderer Altersklassen divergierende Auffassungen hinsichtlich des Forschungsinteresses der Arbeit vertreten. Zwar liegt die Vermutung nahe, dass für die Altersklasse der 25 bis 32 jährigen zumindest eine Annäherung an den Untersuchungsgegenstand stattgefunden hat, als repräsentativ können die Ergebnisse der Arbeit jedoch nicht betrachtet werden. Dies stellt für die Forschung allerdings kein Problem dar, da eine repräsentative Vorgehensweise weder angestrebt wurde, noch realisierbar gewesen wäre.

Alle befragten Breitensportler gingen zum Zeitpunkt der Erhebung ihrem Sport mindestens zwei Mal die Woche aktiv nach. Gottfried, Mark, Melvin und Lukas waren in ihrer Jugend leistungsorientierte Sportler, die mindestens vier Mal die Woche trainierten. Bis zum Zeitpunkt der Erhebung war Mark der einzige Sportler, der nach wie vor einen vereinsgebundenen Leistungsgedanken verfolgte. Alle anderen befragten Sportler gingen zum Zeitpunkt der Erhebung ausschließlich in der Freizeit ihrem Sport nach und erachteten sich selbst als Breiten- beziehungsweise Freizeitsportler.

Die Entscheidung das Untersuchungssample auf aktive Breitensportler im Alter von 25 bis 32 Jahre zu beschränken, hängt nicht nur mit der altersbedingten sportlichen Leistungsfähigkeit zusammen, sondern gründet in erster Linie auf der medialen Sozialisation der Befragten. Nach Ansicht des Forschers, wäre die Gefahr zu groß, dass die Diskrepanzen im Medienkonsum zwischen deutlich jüngeren und älteren Breitensportlern die Ergebnisse verfälschen könnten.

## 9.1. Nicole

Portrait Nicole

Nicole ist 25 Jahre alt und Lehramtsstudentin in den Fächern Kunst, Biologie und Mathematik in Freiburg. Sie joggt ein- bis zweimal pro Woche und besucht zwei mal wöchentlich Yogakurse. Ihr mediales Sportinteresse ist stark auf die Fernsehberichterstattungen von sportlichen Großereignissen ausgerichtet. Am liebsten verfolgt sie dabei Biathlon und Fußball.

### 9.1.1. Körperliche Idealvorstellungen

#### *9.1.1.1. persönliche Ideale*

Nicoles persönliche Idealvorstellungen eines erstrebenswerten Körpers orientieren sich am „typischen Schönheitsideal von einer Frau“. So zeichnet sich ihrer Ansicht nach ein schöner weiblicher Körper vor allem durch eine bestimmte Größe, einen schönen Bauch, ein bisschen Po und schlanke Beine aus.

> Bei einer Frau finde ich … ja dieses typische Schönheitsideal von einer Frau eben. Groß gewachsen, einen schönen Bauch, ein bisschen Po, aber nicht zu viel und schlanke Beine.

Mit Blick auf den idealen Körper eines Mannes darf es diesbezüglich von allem ein bisschen mehr sein.

> Nee, Männer dürfen ja auch zum Beispiel, die Oberschenkel dürfen etwas mehr sein, da ist es ja nicht so wie bei der Frau, wo wo es mehr vielleicht auf Bauch und Po ankommt, sondern beim Mann find ich eher, dass es .. das Gesamtbild muss halt stimmen. […].
>
> Also vor allem gerade der Rücken, die Rückenmuskulatur, oder die Schultermuskulatur, mehr Oberarme und natürlich einen durchtrainierten Körper.

Der männliche Idealkörper zeichnet sich folglich in erster Linie durch ein stimmiges Gesamtbild eines sportlich-muskulösen Körpers aus. So findet Nicole insbesondere im Fußball und in der

Leichtathletik männliche Körper, die ihrem Idealbild entsprechen.

> […] sondern beim Mann find ich eher, dass es .. das Gesamtbild muss halt stimmen. Und da find ich beim Fußball und auch im … vielleicht auch in der Leichtathletik, find ich da schon Zuspruch.

#### *9.1.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen*

Trotz ihrer Affinität zum Biathlon, hat sie große Hemmungen den Sport selbst einmal auszuprobieren. Als Grund dafür nennt sie in erster Linie das körperliche Erscheinungsbild weiblicher Biathletinnen, das ihr über die Medien vermittelt worden ist und mit ihrem persönlichen Körperideal nicht in Einklang zu bringen ist. Insbesondere die „stramme[n] Beine“ der Biathletinnen entsprechen nicht Nicoles persönlichem Körperideal.

> Nee, ich glaub deswegen nicht. Die haben ja ganz schön stramme Beine. Durch das viele laufen zum Beispiel.

Folglich erweisen sich unter anderem die medial vermittelten körperlichen Begleiterscheinungen des Biathlonsports als Hindernisgrund, den Sport aktiv auszuüben. So hat sich Nicole auch deshalb dazu entschieden Yoga zu betreiben, weil Yoga in ihren Augen eine Sportart ist, die ihrem persönlichen Körperideal nicht entgegenwirkt.

Auch mit Blick auf das Körperideal das Nicole für den männlichen Körper formuliert hat, lässt sich ein Bezug zum Sportmedienkonsum von Nicole herstellen. So erkannte sie im Gesprächsverlauf, dass die, über mediale Bilder vermittelten sportlichen Körper von Fußballern und Leichtathleten ihr Idealbild eines männlichen Körpers nachhaltig beeinflusst haben.

> Ja. Ja, ja daher kommts ja auch, warum ich das so schön find, weil ich es ja immer seh. Ich weiß ja … andere Sportarten sind mir ja nicht so präsent im Fernsehen. Da müsste ich mich dann erst durch die Kanäle zappen und dann würde vielleicht auch noch eine andere Sportart zur Auswahl stehen.

### 9.1.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Nicole geht davon aus, dass soziale Akteure in der alltäglichen Handlungspraxis dazu neigen, sich in allen Lebensbereichen am “bestmöglichsten [sic]“ darzustellen. Dies betrifft auch die körperliche Inszenierung beim Sporttreiben. So erachtet es Nicole beispielsweise auch als notwendig, sich für die Ausübung einer Sportart, spezifische Kleidungskodes anzueignen.

> Ich glaube das hat schon viel damit zu tun, wie andere Leute einen sehen oder was, sodass man

> sich selber, selbst beim Sport machen, am bestmöglichsten darstellt.

Dementsprechend achtet Nicole bei der Wahl ihrer Sportklamotten auch darauf, den gängigen, habitualisierten Kleidungskodes einer Sportart zu entsprechen. Für ihre beiden aktiv ausgeübten Sportarten, Yoga und Joggen, wählt Nicole demzufolge auch unterschiedliche Sportklamotten.

> Auf jeden Fall. Also nicht … ich würde jetzt da nicht mit meinem Jogging-Outfit, wo eng und pink ist ähm, das sehr sehr sportlich aussieht - in dem Sinne, so wie man es vielleicht auch in anderen Sportkreisen eher sieht – dort hin begeben, sondern dass ich mich eher locker lässig kleide.

Unter anderem auf Grund medial übermittelter Bilder Yoga praktizierender Menschen, die Nicole den Eindruck vermittelt haben, dass die Yogaszene „eher alternativ“ ist, wusste Nicole so bereits vor ihrem ersten Yogakurs, wie sie sich zu kleiden hat, um den habitualisierten Gepflogenheiten der Yoga-Szene zu entsprechen.

> Ja, das war so von vornherein, [...]. Es hat sich aber nur nochmal bestätigt, nach dem ersten mal.

In Anlehnung an Bourdieus Habituskonzept wird mit Blick auf die Aneignung spezifischer habitualisierter Kleidungskodes einer Sportart deutlich, dass am Beispiel von Nicole die wechselseitige Bedingtheit von Sein und Bewusstsein die Handlungsstrategie eines Individuums im sozialen Feld wesentlich beeinflusst. Bestimmte Kleidungskodes werden folglich als Ausdruck sportartspezifischer Zugehörigkeit bewusst verwendet, um eine interessengeleitete Gemeinsamkeit (hier den Sport) zu demonstrieren.

### 9.1.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Da Nicole medial nicht die Sportarten verfolgt, die sie selbst auch aktiv ausübt, konnten bezüglich der mimetischen Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Sport keine Rückschlüsse gezogen werden.

### 9.1.4. Stellenwert des Sports

Für Nicole genießt der Sport deshalb einen großen Stellenwert in der Gesellschaft, weil seine körperlichen Auswirkungen ein maßgebliches Kriterium bei der Partnerwahl darstellen. So zeichnen sich in ihren Augen attraktive männliche Körper in erster Linie „[d]urch den athletischen Körper“ aus.

### 9.1.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

Am Beispiel der medialen Berichterstattung über den Fußballweltmeisterschaftstitel der Deutschen Nationalmannschaft macht Nicole deutlich, dass Sport und Erotik gegenwärtig eine Symbiose einzugehen scheinen. So hat sie den Eindruck gewonnen, dass im Kontext der medialen Berichterstattung über das Fußballweltmeisterschaf die Körper der Athleten in den Mittelpunkt gerückt wurden.

*Abbildung 3*

Quelle: http://content1.promiflash.de/article-images/w500/mesut-oezil-feiert-wm-sieg-2014-oben-ohne.jpg (Stand: 08.03.2015)

Nicht nur weil die visuellen Medien dabei häufig nackte Oberkörper gezeigt haben, sondern auch weil die Athleten durch das zur Schau stellen ihrer unbekleideten Oberkörper eine dahingehende Berichterstattung forciert haben.

> Also gerade diese … ich mein, die ganzen, wenn man jetzt mal von der Nationalelf ausgeht, als sie den WM-Titel bekommen haben. Da wurden die ja wohl, die wenigsten nur unter ganz normalen Kleidungsstücken abgebildet in irgendwelchen Zeitschriften oder es wird ja immer der Körper an sich von denen, wird ja immer in den Vordergrund gestellt. Äh die, die haben ja nie was an.

Zudem werden Sportlerinnen und Sportler auch gerne als Werbefiguren eingesetzt, wo ihr erotisch-athletischer Körper gezielt in Szene gesetzt wird.

> Und das ist bei anderen, also auch die ganzen Sportler, die jetzt, zum Beispiel auch im Biathlon, die machen ja auch viel Werbung. Die gehen ja dann auch in andere Themenbereiche rein, machen Werbung und da werden sie ja mit ihrem athletischen Körper wieder anders in Szene gesetzt. Als Schönheitsideal für eine Kosmetiklinie oder ja …

Angelehnt an die Erotisierung des Sports kann diesbezüglich festgehalten werden, dass sich die Ästhetisierungsstrategie einiger Fußballprofis tief ins Bewusstsein von Nicole eingeschrieben hat.

Wie bei einem Blick auf Nicoles männliches Körperideal deutlich wird, haben sich dabei die medial vermittelten körperlichen Attribute von Fußballspielern als besonders attraktive Merkmale männlicher Körper herausgebildet. Die mediale Präsenz von nackten Oberkörpern professioneller Fußballspieler erweist sich in diesem Fall folglich als einflussreicher Faktor bei der Bildung persönlicher Idealvorstellungen eines männlichen Körpers.

> Ja. Ja, ja daher kommts ja auch, warum ich das so schön find, weil ich es ja immer seh.

Die Ästhetisierungsstrategie medial präsenter Fußballspieler generiert demzufolge nicht nur Sponsorengelder und Werbeverträge, sondern wirkt sich, samt seiner inszenierten und propagierten Körperideale auch auf das Schönheitsideal der RezipientInnen aus.

Zusammengefasst bedeutet das, dass sich Fußballspieler zur Differenzierung gegenüber der Konkurrenz mittels einer Ästhetisierungsstrategie einen erotischen, körperlichen Habitus aneignen, der den Sponsoren neben dem sportlichen Erfolg auch einen Mehrwert in Form eines attraktiven Körpers verspricht. Durch die Inszenierung des athletischen Körpers im sportlichen Kontext und der ästhetischen Darstellung in der Werbung erfolgt dann, wie am Beispiel von Nicole dargestellt, eine Verknüpfung von sportlichen mit erotischen Attributen.

## 9.2. Lukas

Portrait Lukas

Lukas ist 29 Jahre alt und Doktorand der Mikrosystemtechnologie in Freiburg. In seiner Jugend war er leistungsorientierter Sprinter und Stabhochspringer. Aktuell fährt er drei- bis viermal die Woche Rad und spielt in der Uniliga Fußball. Außerdem trainiert er zweimal wöchentlich eine Mädchen-Leichtathletik-Gruppe. Lukas ist Dauerkartenbesitzer des SC Freiburg und verfolgt neben der Bundesliga auch andere mediale Sportereignisse, wie Wintersport, Leichtathletik-Meetings oder die Olympischen Spiele im Fernsehen. Sein besonderes Interesse bei der medialen Berichterstattung gilt dabei dem Damen-Biathlon.

## 9.2.1. Körperlicher Idealvorstellungen

### *9.2.1.1. persönliche Ideale*

Tendenziell haben sich die männlichen Interviewpartner schwerer damit getan über ihre persönlichen Körperideale zu sprechen. So wollte auch Lukas nicht explizit darauf eingehen. Zwischen den Zeilen lässt sich jedoch herauslesen, dass seine Idealvorstellungen eines männlichen Körpers mit Attributen belegt sind, die im Kontrast zu gemeinhin als unsportlich aufgefassten Körpermerkmalen stehen. So bezeichnete Lukas dicke, unsportliche Männerkörper wiederholt mit negativ konnotierten Begriffen wie „Qualle“ oder „Presswurst“. Die Beschreibung des eigenen Körperideals findet hier auf indirektem Weg über die Abgrenzung zu abgelehnten Körpermerkmalen statt.

> … ja und genau das find ich halt bisschen komisch, weil wenn du dir einfach manche Leute anschaust, die wollen vielleicht da ankommen ja, wo sie sowas tragen können, aber es gibt ja echt „Quallen“, die in solchen Tights rumjoggen ja. [...]
>
> Wo man sich selber wirklich fragt: das muss doch nicht unbedingt sein ja. Das muss man sich doch nicht anschauen als Normalsterblicher. Und da passt das einfach nicht. Das sieht halt aus wie ne Presswurst ja?

In Anlehnung an Bourdieus Habituskonzept wird dabei deutlich, dass die Körperform hier als gezielt gesetztes, ritualisiertes Zeichen zu erachten ist, die durch die Abgrenzung gegenüber anderen Kollektivitäten, das Erkennen der eigenen kollektiven Zugehörigkeit erst möglich macht.[263]

Zu seinem persönlichen Körperideal einer Frau äußerte sich Lukas hingegen auf direktem Wege. So gibt er zweifellos zu verstehen, dass er die Körper von Sportlerinnen gegenüber den Körpern „normaler“ Frauen attraktiver empfindet.

> Und ähm aber ne Sportlerin an sich, find ich schon, macht das schon sexyer.

Dabei entsprechen vor allem die Körper von Volleyballerinnen und Beachvolleyballerinnen seinem Idealbild eines attraktiven Frauenkörpers. Nicht zuletzt weil sie sich ihm im Vergleich zu „eher muskulösen“ oder flachbrüstigen Leichtathletinnen, als körperlich „relativ durchmischt“ präsentieren.

> Kugelstoßen. Nee Quatsch (lacht). Ja ich muss schon sagen, also tatsächlich muss ich zugeben Volleyball ja. Ja ich muss schon sagen, also tatsächlich muss ich zugeben Volleyball ja. Also sowohl beim Beachvolleyball als auch beim Hallenvolleyball. Also Leichtathletik ist halt eher mus-

263 Vgl. Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 208

> kulös auch, je nachdem in welcher Sportart. Oder es gibt halt bestimmte Typen so wie beim Hochsprung. Also diese riesen Hochspringer, wo die Brüste einfach flach sind ja. Also es gibt schon bestimmte Typen für bestimmte Sportarten. Und beim Volleyball ist es glaub ich relativ durchmischt.

Auch für die Damen des Biathlons kann sich Ludwig mit einem ästhetischen Hintergrund begeistern. Dabei sind es jedoch nicht in erster Linie die Körper der Athletinnen, sondern die spezifischen Skatebewegungen, die Lukas als erotisch empfindet.

> Ja eben Biathlon schau ich tatsächlich hauptsächlich an weil ich … - Männerbiathlon find ich abartig scheiße – aber Frauenbiathlon find ich des ne ziemlich abartig erotische Skatebewegung.

#### *9.2.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen*

Bezüglich der Vorbildfunktion, die der Mediensport auf die eigenen Idealvorstellungen ausübt, stellt Lukas nicht die Körper der Athleten, sondern deren Auftreten in den Vordergrund. So erachtet Lukas beispielsweise Durchsetzungsfähigkeit, Coolness und das Vermögen ein Team zu leiten als vorbildliche Eigenschaften eines Fußballers.

> Aber Vorbilder gibt’s schon ja. Es gibt irgendwelche Typen, die halt besonders cool sind, weil sie halt irgendwie da ein Team führen können …

Hinsichtlich der Funktion, die Lukas in seiner Hobbyfußballmannschaft ausübt, lässt sich diesbezüglich feststellen, dass er aufgrund ähnlich empfundener Aufgaben innerhalb der Mannschaft, Bezug auf die teamführenden Handlungspraxen seines sportlichen Vorbilds nimmt.

> Also ich leite des so'n bisschen, weil ich halt den Schlüssel für die Tore hab und die Leibchen und die Hütchen ums abzustecken und … äh, aber ich bin jetzt kein Coach, sondern wir treffen uns einfach und ich organisier des halt immer. […].
>
> Also manchmal haben wir eher das Problem, wenn wir zu viele werden, dann bin ich immer das Opfer und muss sagen halt: Leute, die Externen müssen halt … dürfen heut nicht mitmachen oder sonst wie und muss das irgendwie arrangieren.

In diesem Zusammenhang scheint das medial vermittelte, durchsetzungsfähige Auftreten eines sportlichen Vorbilds als einflussreicher Bezugspunkt für die eigene Handlungspraxis im breitensportlichen Kontext zu dienen. Da es Lukas bei seiner sportlichen Betätigung nicht mehr vorrangig um die Leistung, sondern um den „Fun“ geht, orientiert er sich in der eigenen Handlungspraxis auch nicht an „überragende[n] Fußballer[n]“ wie etwa Arjen Robben, sondern an bestimmten nachahmenswerten Eigenschaften professioneller Fußballer, mit denen er sich besser identifizieren kann.

> Und da ist schon dann irgendwie, wenn man den auch privat dann sieht, dann ist das einfach ein anständiger Mensch und weiß halt wo's langgeht und … Ja, das ist dann schon irgendwie beeindruckend, wenn einer so ein Team dann führen kann und sportlich, wenn's auch nicht läuft, privat dann trotzem ne coole Socke ist. Ist gibt ja so Arschlöcher, weiß nicht … Robben oder so. Wenn man den in nem Interview hört, nach nem Spiel oder so, dann denkt man sich: ach komm hey, leck mich doch! (lacht) Aber er ist ein überragender Fußballer halt.

Mit Blick auf die Idealvorstellungen, die Lukas für den weiblichen Körper formuliert hat, fällt auf, dass die mitunter sexualisierte mediale Darstellung des Damenvolleyballs zwar missbilligt wird, diese aber trotzdem als einflussreicher Faktor bei der Herausbildung seines weiblichen Körperideals berücksichtigt werden muss.

> Aber ich, ja beim Volleyball find ichs halt immer übertrieben. Die rennen ja in den abartigsten … also da müssen die Frauen jetzt nicht unbedingt im Bikini rumrennen. Vor allem beim Volleyball bei den Frauen ist es ja so, die haben ja die kürzesten Hotpants aller Zeiten an.

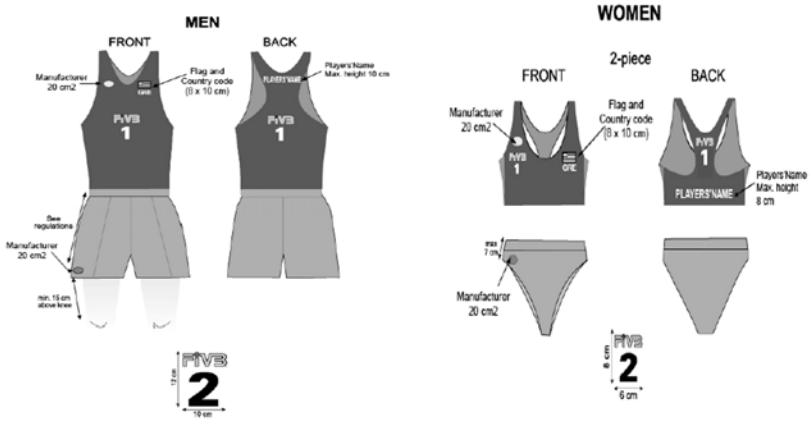



*Abbildung 4*

Quelle: http://www.consumingcultures.net/wp-content/uploads/2012/07/fivb-bathing-suit-diagrams1.jpg
(Stand: 08.03.2015)

Zumindest wenn man gezielt nach attraktiven Sportlerkörpern fragt, erscheint insbesondere der Damenvolleyball **den männlichen Befragten besonders präsent zu sein.** So **haben in diesem Zusam**menhang auch alle anderen männlichen Interviewpartner auf den Damenvolleyball verwiesen.

Ob die bescheinigte Attraktivität der Sportlerinnenkörper dabei in Verbindung mit den spezifischen körperlichen Anforderungen des Volleyball-Sports steht, oder auf die mediale Berichterstattung zu-

rückzuführen ist, wird im Verlauf der Arbeit noch zu klären sein.

### 9.2.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Ähnlich wie Nicole macht auch Lukas deutlich, dass er bei der Wahl seiner Sportbekleidung die spezifischen Kleidungskodes einer Sportart einzuhalten versucht. Dabei bezieht sich Lukas, anders als Nicole, nicht auf den Versuch einer „bestmöglichsten" Darstellung im sozialen Raum, sondern auf den Wunsch nicht negativ aufzufallen.

> Naja, um mal das „Habel-Beispiel"[264] anzusprechen (lacht) hab ich schon drauf Wert gelegt, dass ich nicht ganz so wie ein Vollmongo aussehe, weil man dann irgendwie 9 von 10 Blicken erntet, an den Leuten wo man vorbeiläuft, dann äh … dann nervt des auch, wenn man dann so auffällt.

Damit gibt auch Lukas zu verstehen, dass er sich grundsätzlich bei der Wahl seiner Sportbekleidung an den vorherrschenden Kleidungskodes einer Sportart orientiert. Demzufolge wählt er für die Partizipation an verschiedenen Sportarten auch unterschiedliche Sportbekleidungen:

> Naja, zum Radfahren hab ich was anderes wie zum joggen und zum kicken, aber zum kicken und zum joggen ist es gleich.

Als Grund dafür nennt er neben dem Aussehen der Klamotten auch die Funktionalität der Kleidung. Mit Blick auf die aktuell angesagte Fahrradbekleidung hält er dabei fest, dass das Tragen der enganliegenden Funktionskleidung seine Legitimation nur in Zusammenhang mit herausragenden sportlichen Leistungen erhält.

> Ne abartig enge Hose zu tragen beim biken macht wirklich nur Sinn, wenn man wirklich ziemlich gut ist und halt noch bisschen was rausholen kann dadurch. Aber wenn man eh nur hobbymäßig Rad fährt, dann bringens auch diese speziellen Klamotten nicht.

Als Grund warum die breitensportliche Masse bei der Partizipation im sportartspezifischen Umfeld ähnliche Sportklamotten trägt, vermutet Lukas mit Blick auf seine eigenen Bezugsquellen, dass medial präsente Sportler modische Trends setzen, die von den Breitensportlern übernommen werden.

> Es ist tatsächlich so. Also ich mein wenn im Leichtathletik 90% mit Spikes X rumrennen ja und die halt orange-grau sind und das halt irgendwie der mega Trend ist, dann will man auch diese orange-grauen Spikes. Das ist definitiv der Fall ja. Genauso wie bei den Fußballschuhen ja. Da sieht man ja ein Paar bei irgendeinem Fußballer als aller erstes und eine Woche später rennen ja

264 Im Vorfeld des Interviews hat Lukas von einem ehemaligen Vereinskollegen (aus Gründen der Anonymität wird hier nicht der richtige Name der benannten Person genannt, sondern der Name „Habel" verwendet) berichtet, der sich sehr auffällig unpassend zu kleiden pflegte

> auch sämtliche andere Leute mit diesen Dingern rum.

Lukas Ansicht nach dient diese Aneignung spezifischer Kleidungskodes insbesondere zur Profilierung im sportartspezifischen subkulturellen Raum. Zudem hat der anhaltend steigende gesellschaftliche Stellenwert des Sports dazu geführt, dass nicht mehr bloß das Sporttreiben, sondern auch die körperliche und modische Inszenierung beim Sport zu einem wichtigen Bestandteil der Sportpartizipation avanciert ist.

> Aber was ich auf jeden Fall klar sagen kann ist, dass die Leute, die halt … es gibt halt auch nicht mehr diesen Mittelweg ja? Ich geh jetzt einfach mal joggen, ja? Und dann zieh ich halt die Baumwollhose an, die ich halt noch hab, sondern nein, dann rennen alle Leute – wenn sie dann die Idee gefasst haben, jetzt endlich mal Sport zu machen ja – dann rennen die in den Laden und kaufen sich 200 Klamotten. Ja und Tights und was weiß ich für Shirts ja und sind dann auf einmal Profiläufer. Und so … das ist auch bisschen so etwas um sich zu profilieren irgendwie.

### 9.2.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Wie bereits angemerkt, bezieht sich Lukas hinsichtlich der Vorbildfunktion eines Mediensportlers weniger auf den Körper, als vielmehr auf das Auftreten seines sportlichen Rolemodels. Als herausragende Fähigkeiten erachtet Lukas dabei Durchsetzungsfähigkeit, Führungsqualitäten und ein cooles Auftreten. Um sich auf dem Spielfeld nicht in den Mittelpunkt zu rücken und nicht arrogant zu wirken, versucht sich Lukas demzufolge auch so zurückhaltend wie möglich zu präsentieren. Dazu gehört auch, dass er nach dem Torerfolg nicht ausgiebig jubelt, sondern versucht dies so gut es geht zu vermeiden.

> Nee, beim Jubeln versuche ich das immer so verhalten wie möglich zu machen. Da nervt's mich eher zu jubeln.

Mit Blick auf frühere Teamkameraden stellt Lukas jedoch fest, dass nicht jeder mit einer vergleichbaren Demut auf dem Platz agiert. Viel mehr macht er deutlich, dass viele seiner früheren Teamkameraden einiges auf sich nehmen würden, um aus der Masse hervorzustechen. Je zielstrebiger ein ambitionierter Hobbyfußballer demnach den Plan verfolgt in die Profiliga aufzusteigen, desto empfänglicher erscheint dieser auch für die Reproduktion spezifischer Körperinszenierungs- und Handlungspraxen des Mediensports.

> Ja. Also ich glaube wenn man da wirklich so fixiert ist und selber irgendwie das Ziel hat erfolgreich zu werden, dann wissen die ja auch selber, dass irgendwie ein bisschen Inszenierung dazuge-

> hört und dementsprechend würden sie sich auch geben. Vielleicht würden sie sich nicht das gleiche Tattoo machen, aber vielleicht würden sie sich dann irgendwo anders – etwas was sie halt persönlich auch geil finden – irgendwo hinzimmern. Ja um halt ein bisschen hervorzustechen einfach, ja.

### 9.2.4. Stellenwert des Sports

Sport nimmt nicht nur für Lukas persönlich einen hohen Stellenwert bei der täglichen Lebensgestaltung ein, sondern er geht auch davon aus, dass der moderne Lebensstil postindustrieller Gesellschaften insgesamt zu einer Aufwertung und Ausdifferenzierung sportlicher Ideale geführt hat. Demzufolge zeichnet sich unsere Gesellschaft insbesondere dadurch aus, dass extreme Ansichtsweisen und Handlungspraxen im Sport, den „Mittelweg“ verdrängt haben. Der Durchschnitt ist folglich kein erstrebenswerter Maßstab mehr, sondern die Generation „110%", dominiert auch das Verständnis des Sports.

> Ja, alles ist hektischer, stressiger geworden. [zählt auf] Das muss man noch machen und das muss man noch machen. Zum einen kann man dadurch ein bisschen entfliehen, zum anderen merkt man ja selber, dass man dadurch einfach dicker wird. So ist es ja auch einfach, dass die Leute immer dicker werden. Und die, die sich dann halt im Sport berufen fühlen, oder halt merken, sie werden zu dick und wollen dagegen was machen, die übertreibens dann halt gleich und sind dann halt gleich 110% dabei, ja? Und die anderen werden halt einfach dick. Also ich glaube es spaltet sich eher ja? Also es gibt so ein Mittelweg, dass alle irgendwie dieses … dieses „Grundsatzschönsein“, das alle verfolgen – sollten, das gibt’s gar nicht mehr. Sondern es spaltet sich mehr.

Durch die Ausdifferenzierung des Sports findet Sport heute folglich zunehmend in subkulturellen Milieus mit spezifischen Verhaltens- und Kleidungskodes statt. Die Aneignung dieser habituellen Kodes erscheint in diesem Zusammenhang zunehmend als sinnstiftende und identitätsrelevante Zurschaustellung von Gruppenzugehörigkeiten. Längst wird der Sport dabei nicht mehr nur praktiziert, sondern in zahllosen Foren und Fachzeitschriften wird auch über den Sport und seine Begleiterscheinungen geschrieben und gesprochen. Sportbezogene Themen sind aus der gesellschaftlichen Interaktion nicht mehr weg zu denken. Sich im sportartspezifischen Milieu zu positionieren bedeutet folglich auch, den dazugehörigen Gesprächsthemen folgen zu können.

> Früher ist man – als man noch bisschen mehr Freizeit hatte – ist man wandern gegangen, ja? Dadurch hat man den Sport kompensiert. Aber mittlerweile ist man einfach in so einem „Lauf-Fetisch“ drin und dann ist man in so einer Clique und das ist ein mega Hype dieses Laufen derzeit … und das ist halt ein Gesprächsthema.

Für Lukas nimmt der Sport folglich deshalb einen so hohen gesellschaftlichen Stellenwert ein, weil

ungesunde Ernährung und vorwiegend sitzende Tätigkeiten über die sportliche Betätigung zu kompensieren versucht wird. Dass es dabei dann keinen „Mittelweg“ mehr zu geben scheint, sondern die Sportszene der Tendenz nach zu extremen Ansichtsweisen neigt, führt Lukas auf die verkörperten Ideale medialer Vorbilder zurück, die das Bild und den Diskurs der Szene prägen.

### 9.2.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

Lukas stellt in seinen Aussagen eine deutliche Verknüpfung zwischen Sport und Erotik her. So empfindet er Sport und Bewegung als etwas „Erotisches an sich“. Sportlerkörper, die nicht in dieses Idealbild passen, werden von den Medien folglich gesondert thematisiert.

> Also wenn ich da irgendwie so ne Qualle beim joggen seh, ja? Dann muss des entweder ne Sonderedition sein in der's dann ... in der dann irgendwie drinnen steht „auch dicke Leute können sportlich sein“ oder sonst irgendwas (lacht)

Zudem verweist er darauf, dass „manche Sportarten sexier sind als andere“. In diesem Zusammenhang gibt er auch zu verstehen, dass er Damenvolleyball hauptsächlich deshalb anschaut, weil er es erotisch findet.

> Und ich glaub schon, also es ist tatsächlich so, wie beim Volleyball halt. Das schau ich mir hauptsächlich an, weil weil … ich find das erotisch wenn das Frauen machen. Und ich find das aber auch nicht schlimm, weil das ist ja der Mensch auch so ein bisschen drauf fixiert halt. Wenns um Fortpflanzung geht, dann findet der sowas halt geil. (lacht)

Lukas begründet sein mediales Interesse für den Damenvolleyball in erster Linie mit evolutionsbiologischen Argumenten. Folgt man seinen Ausführungen weiter, erweisen sich dabei jedoch nicht, wie zu Beginn angemerkt, die Bewegungen als erotisch, sondern es sind vor allem die sportlichen Körper der Sportlerinnen, die sein Interesse wecken.

> […] Sportler sind halt … haben halt einfach eine Topfigur ja. Und wenn sie die nicht hätten, dann wären sie auch nicht so erfolgreich. Es liegt jetzt nicht an der Figur, dass sie erfolgreich sind, sondern, ich mein, wenn man sich dadurch besser bewegen kann, weil man halt dünn ist, dann ist man natürlich auch besser als ne „Qualle“. Und dann sind die näher an diesen Idealmaßen dran ja, wie manch anderer und das macht natürlich auch erotisch.

Trotz Lukas großer Affinität zu der spezifischen Skatebewegung im Damenbiathlon stellte sich nach erneuter Nachfrage heraus, dass auch die Skatebewegung ihre erotische Konnotation erst durch die Attraktivität der praktizierenden Sportlerin erhält.

> Aber mit sexy hätte der Sport jetzt irgendwie – zum Beispiel Biathlon – wenn des jetzt auch so

> Schabracken wären, dann fänd ich Biathlon bei den Frauen auch überhaupt nicht sexy.

Folglich scheint es, als wäre das physische Anforderungsprofil einer Sportart maßgeblich an der erotischen Außenwirkung einer Sportart beteiligt. Zudem, so Lukas, forcieren einige Profisportler ihre erotische Außenwirkung durch gezielte Modellierungsmaßnahmen am eigenen Körper. Neben auffälligen Haarfrisuren oder Tattoos, inszenieren Profifußballer demnach auch ihren sportlichen Körper, um dem sexy Sportlerimage bestmöglich zu entsprechen.

> […] ich glaube bei den Fußballern ist das halt so ein Hype, weil die halt so mega erfolgreich sind und halt auch so viel verdienen vor allem und dass die dann halt auch meinen, sie müssten besonders sexy sein. Und deswegen dann – was weiß ich – nach dem Training dann auch nochmal in den Kraftraum gehen oder so.
>
> Bei Fußballern ist das glaub ich schon eher so eine Image-Geschichte drin … Die rennen ja auch immer mit den abartigsten Haarfrisuren rum.

## 9.3. Jessica

Portrait Jessica

Jessica ist 27 Jahre alt und Referendarin des Gymnasiallehramts in Stuttgart. Bis vor wenigen Jahren hat Jessica aktiv Volleyball gespielt. Aktuell geht sie drei bis viermal die Woche ins Fitnessstudio. Neben dem Gerätetraining absolviert sie dabei regelmäßig Zumba- und andere Tanzkurse. In ihrer Jugend war sie großer Fan des Fußballspielers David Beckham. Zwar folgt sie ihm auch heute noch auf Facebook, als Fan möchte sie sich aber nicht mehr bezeichnen. Medial verfolgt sie Fußball, Volleyball und andere sportliche Großereignisse, die im Fernsehen übertragen werden.

### 9.3.1. Körperliche Idealvorstellungen

#### *9.3.1.1. persönliche Ideale*

Ähnlich wie Lukas hat sich auch Jessica bei der Formulierung der persönlichen Körperideale schwer getan. Auch sie wählte einen indirekten Weg und beschrieb ihren persönlichen Idealkörper in erster Linie durch die Abgrenzung von anderen Körpern. So distanzierte sie sich vor allem von „abgemagerten Modells“ und computergesteuerten Frauenkörpern, die, so ihr Eindruck, nicht dem „echte[n] weibliche[n] Körper“ entsprechen. Als Hauptmotive des Sporttreibens nannte sie in die-

sem Zusammnenhang die Steigerung des Wohlbefindens, die Erlangung einer allgemeinen Fitness und „natürlich wie ungefähr jedes Mädchen, irgendwelche Abnehmsachen“.

Ihr männlicher Idealkörper zeichnet sich in erster Linie durch die Ausstrahlung von Wohlbefinden aus. Sportliche Attribute wären in diesem Zusammenhang zwar „nicht wichtig“, würden aber auch nicht abgelehnt werden.

> Ich finds schon ähm … ich finds schon wichtig und auch natürlich attraktiv und auch nicht äh, nicht … ums jetzt mal ganz plakativ zu sagen, mir ist jetzt ein Waschbrettbauch nicht wichtig zum Beispiel oder dicke Oberarme. Aber ich finds eigentlich … es geht da auch wieder um dieses ja ähm Wohlbefinden. Einfach dass man sich ein bisschen bewegt und dass man sich halt gesund äh ernährt und halt auch gesund.

#### *9.3.1.2. Bezug zu medialen Idealen*

Als gegenwärtig herrschendes körperliches Schönheitsideal bezeichnet Jessica den schlanken, sportlichen und durchtrainierten Körper. Dieses Ideal wird ihrer Meinung nach in erster Linie von den Medien vorgegeben. Dabei betont sie, dass sie es bedauert, dass hinsichtlich des medial vermittelten, computergesteuerten weiblichen Körperideals gerade den jungen Mädels „immer irgendwas vorgegaukelt“ werde.

Da Jessica trotz der gezielten Distanzierung von medialen Körperidealen zu verstehen gibt, dass auch für sie beim Besuch des Fitnessstudios nicht der Spaß, sondern das Erreichen von persönlichen Zielen im Vordergrund steht, wird deutlich, dass auch sie sich dem herrschenden Körperkult ausgeliefert sieht.

> Ich glaube jetzt nicht, dass jemand, der ins Fitnessstudio geht, das rein äh deswegen macht, weil er da so viel Spaß hat, sondern das macht man ja schon mit nem Ziel … also mit – sei es eben Wohlbefinden ähm verbessern – aber natürlich auch mit Körper stählern und ähm Muskeln straffen, also, das ist … und da sieht man dann ja schon auch stark die Erfolge auch bei Frauen nicht nur bei Männern.

Die sportliche Betätigung verfolgt hier folglich das Ziel einem verinnerlichten Ideal möglichst nahe zu kommen. Obwohl Jessica die Glorifizierung eines medial propagierten und computergesteuerten Idealkörpers verurteilt, weist ihr persönliches Sportmotiv darauf hin, dass auch sie, zumindest in Ansätzen, jenes Ziel verfolgt. Im Anschluss an Pierre Bourdieu deutet dies auf „ein[en] Bruch der

Darstellung […] mit der eigenen Praxis“[265] hin.

Wie am ideologisierten Prozess des „Sichschönmachens“ von Nina Degele deutlich geworden ist, muss insbesondere mit Blick auf private Ideologiekonstruktionen, wie die körperliche Schönheitshandlung im Kontext sportlicher Betätigung, festgehalten werden, dass man ihre Erklärungen unter Umständen „nicht wörtlich nehmen darf.“[266] Die Erklärungsmuster, mit denen Jessica ihr Handeln zu begründen versucht, weisen darauf hin, dass körperliches Schönheitshandeln in besonderem Maße auch „nach dem Blick der anderen“[267] verlangt.

Trotz der Behauptung, die gezielte Modellierung des Körpers durch sportliche Betätigung in erster Linie „für sich selbst“ zu machen, muss berücksichtigt werden, dass soziale Handlungen nie auf den oder die Einzelne(n) allein bezogen sind, sondern immer auch auf andere abzielen. „Bei anderen als „schön“ ankommen“[268] bedeutet folglich auch, den Eindruck des Wohlbefindens „in Einklang mit gesellschaftlichen Erwartungen erfolgreich zu vermitteln.“[269] In diesem Zusammenhang hat sich beispielsweise „Wohlbefinden“, wie es auch Jessica formuliert, zu einem Persönlichkeitsmerkmal entwickelt, das für andere unbedingt sichtbar sein soll.

> Aber ich finds eigentlich … es geht da auch wieder um dieses ja ähm Wohlbefinden. Einfach dass man sich ein bisschen bewegt und dass man sich halt gesund äh ernährt und halt auch gesund.

An dieser Stelle soll deutlich gemacht werden, dass der Forscher der Erforschten hier nicht unterstellen möchte falsche Angaben gemacht zu haben. In Anbetracht der methodologischen Problemstellung der Arbeit soll lediglich darauf hingewiesen werden, dass die Erforschung privater Handlungen auch die Möglichkeit beinhaltet Ideologiekonstruktionen auf den Leim zu gehen.

### 9.3.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Mit Blick auf das Fitnessstudio in dem Jessica regelmäßig trainiert konstatiert sie, dass sich „die meisten Leute“ dort sehr modebewusst und markenorientiert kleiden. Gerade junge Frauen, so ihre Vermutung, gehen „gezielt auch im Sportgeschäft halt Markenklamotten für den Sport kaufen. Da-

265 Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 2
Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-macht?p=all (Stand: 03.12.2014)
266 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 12
267 Ebd.
268 Ebd. S. 20
269 Ebd.

mit sie auch da selbst gut aussehen [...]“. Sie selbst gibt zu verstehen keinen besonderen Wert auf ihre Sportbekleidung zu legen. Anders als beobachtete Fitnessstudiobesucher würde sie sich demzufolge für den Besuch verschiedener Sportkurse im Sportstudio auch keine unterschiedlichen Klamotten zulegen

### 9.3.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Während ihrer aktiven Zeit als Volleyballerin war ihr mediales Interesse am Volleyballsport stärker ausgeprägt als dies aktuell der Fall ist. Bei Fernsehübertragungen des Damenbeachvolleyballs fiel ihr dabei auf, dass die Spielerinnen nach dem Punktgewinn eine spezifische Handlungspraxis ritualisiert haben, um sich gegenseitig zu verstehen zu geben, dass etwas gut gemacht wurde.

*Abbildung 5*

*Abbildung 6*

Quelle links: http://i.dailymail.co.uk/i/pix/2012/07/29/article-0-144260AC000005DC-151_964x580.jpg (Stand: 08.03.2015)

Quelle rechts: http://4.bp.blogspot.com/-kTQRL7qnXZI/UCGD5L24qoI/AAAAAAAACnU/a2fT4ag8Qrg/s1600/anna%20vozakova%20anastasia%20vasina%20russia%20hot%20volleyball%20butt%20london%20olympics%202.jpg (Stand: 08.03.2015)

> Und ne Beachvolleyballerin steht halt da, macht halt so (streckt die Arme nach oben), quetscht halt hier (zeigt aufs Dekoltee) und ähm haut sich dann auf den A… also die hauen sich ja schon immer so gegenseitig so halt auf den Po, das macht man halt so beim Volleyball, wenn man halt irgendwie sagt „Ja, gut gemacht“

Bei der Frage nach den eigenen ritualisierten Handlungspraxen beim Volleyball wurde daraufhin deutlich, dass derartige Handlungspraxen auch bei ihr und in ihrer eigenen Mannschaft zum Einsatz kamen.

> Dass man sich halt ähm, also dass man ähm, also beim Volleyball singt man ja immer und klatscht und was weiß ich, das war schon wichtig. Oder dass man sich halt abklatscht (klatscht sich auf die Seite ihres Gesäßes), wenn man was gutes gemacht hat.

Angelehnt an die Annahme von Gunter Gebauer und Christoph Wulf, dass soziale Handlungen verstanden werden, weil sie sich „im Rahmen eines symbolisch strukturierten Beziehungsnetz vollziehen“[270], kann in diesem Zusammenhang davon ausgegangen werden, dass die spezifische Lobesgeste aus dem Profivolleyball mimetisch erlernt worden ist. Weil man andere Menschen handeln sieht und eine Beziehung zu ihrem Handeln herstellt, ist man durch den Kontext mit ihnen verbunden.[271] Die Tatsache, dass sich sowohl Profisportler als auch Freizeitsportler, die unter dem Einfluss medialer Körperinszenierungsstrategien von Mediensportlern stehen, der gleichen spezifischen Handlungspraxis bedienen, um Lob gestisch auszudrücken, legt die Vermutung nahe, dass der Mediensport dem Breitensport als Fundus für spezifische, mimetisch erlernte, körperliche Handlungspraxen dient.

### 9.3.4. Stellenwert des Sports

Für Jessica kommt dem Sport gegenwärtig ein hoher gesellschaftlicher Stellenwert zu. Dies macht sie unter anderem daran fest, dass sich sowohl große Modeketten als auch diverse Discounter auf die sportlichen Lebensentwürfe seiner Konsumenten eingestellt haben.

> Oder dann auch … jetzt gibt’s ja … das sieht man dann zum Beispiel daran … also man sieht, dass Sport heutzutage eine große Rolle spielt und dass Sport sexy ist oder dass Sport geil ist, sieht man daran, dass ähm H&M eine Sportkollektion hat, dass jede drei Wochen bei Lidl oder Aldi irgendwelche Sportklamotten verkauft werden …

Zudem verweist sie auf die gesundheitliche Wirkung des Sports und betont, „dass Sport halt einfach im Moment eine große Rolle spielt“. Folglich ist es einfach „wichtig heutzutage, dass man sportlich ist.“

270 Ebd.
271 Vgl. Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 15

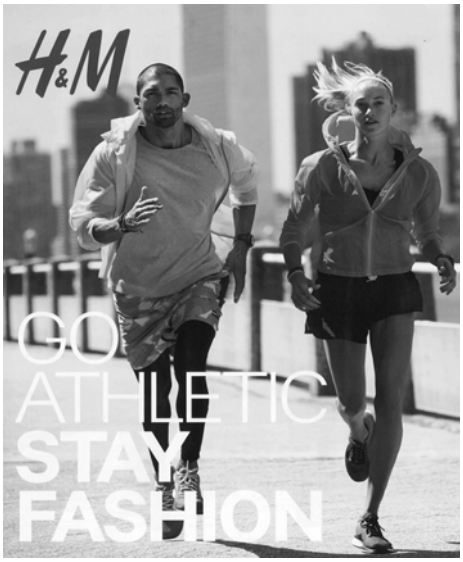



*Abbildung 7*

*Abbildung 8*

Quelle links: http://mikasblog.tumblr.com/post/74054115898/dave-lilja-for-h-m-sport-2014-campaign (Stand: 08.03.2015)

Quelle rechts: http://www.prospekt-angebote.com/aldi-sued-prospekt-woche-02-2015-angebote-ab-montag-05-01-s1/ (Stand: 08.03.2015)

### 9.3.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

Mit Blick auf die erotische Komponente des Sports merkt Jessica an, dass wir heutzutage ein Bild von Erotik haben, das einen sportlich durchtrainierten Körper voraussetzt. Professionelle Sportler erscheinen uns demnach vor allem deshalb erotisch, weil sie in der Regel genau diesem Ideal entsprechen.

> Aber natürlich bedingt sich das gegenseitig, dass halt die ... also …. natürlich sind die erotisch, weil wir halt heutzutage ähm ein Bild von Erotik … erotisch ist für uns heutzutage sportlich durchtrainiert.

Angesichts **der zunehmenden Bedeutung, die der** Sport mitsamt **seinen körperlichen Konnotationen** in **der alltäglichen Handlungspraxis modernen Industriegesellschaften einzunehmen** scheint, vermutet Jessica, dass auch die Aneignung eines sportlich durchtrainierten Körpers verstärkt zur erotischen Inszenierung seines Trägers eingesetzt wird. So erfüllt beispielsweise ein Waschbrettbauch

keine gesundheitliche Funktion, sondern dient in erster Linie einer erotisierenden Selbstdarstellung.

> Ja ja. Ja klar, das ist schon viel Selbstdarstellung. Also wer einen sportlich durchtrainierten Körper hat, will den meistens auch zur Schau stellen. Also das hat viel … also ich glaub nicht, dass man sich jetzt nen Waschbrettbauch trainiert, weil man's halt irgendwie gesund findet, sondern weil man's halt geil findet und den dann halt auch präsentieren will.

Aber nicht nur die sportlich durchtrainierten Körper der Athleten strahlen dabei Erotik aus, sondern auch die mediale Präsentation einer Sportart und die erotisch konnotierten Handlungspraxen bestimmter Sportarten. Besonders der Beachvolleyball der Damen, scheint dabei aufgrund seiner medialen Inszenierung, seiner Bekleidungskodes sowie seiner spezifischen Bewegungen und Gesten eine besonders erotische Außenwirkung zu erzielen.

> Und das ist halt dann schon … ich mein klar, die ziehen halt dann so kleine Höschen an und dann halt oben nur halt so ein Sport-BH-Dingsbums. Dass das dann attraktiv für Männer äh ist, wenn die sich dann auch noch gegenseitig auf den Po hauen, wenn also ist es … also ich glaube das spielt schon auch eine große Rolle.

Wie bereits Nicole und Lukas stellt auch Jessica in ihren Aussagen eine Verknüpfung von Sport und Erotik her. Neben den erotisch konnotierten sportlich-durchtrainierten Körpern der Athleten, bringt sie diese Verknüpfung auch mit dem erotischen Image bestimmter Sportarten in Verbindung.

## 9.4. Mark

Portrait Mark

Mark ist 30 Jahre alt und Kaufmann für Bürokommunikation. Seit seiner Kindheit ist er ein leistungsorientierter Sprinter. Nach wie vor trainiert er zwischen vier und fünf mal pro Woche auf der Tartanbahn und geht zudem regelmäßig Fußball spielen. Sein mediales Sportinteresse umfasst eine reichhaltige Bandbreite an diversen Massen- und Randsportarten. Neben Fußball, Handball, Leichtathletik, und Motorsport verfolgt Mark auch Snooker, Darts und Schach. Um an spezifische Informationen dazu zu gelangen, konsumiert er Sport über viele verschiedene Medienplattformen.

## 9.4.1. Körperliche Idealvorstellungen

### *9.4.1.1. persönliche Ideale*

Marks persönliche Idealvorstellungen eines erstrebenswerten Körpers stehen in unmittelbarer Verbindung zu sportlich konnotierten Körperformen. Insbesondere der Körper des Leichtathletikstars Usain Bolt entspricht dabei „definitiv" seinen Idealvorstellungen. In Anbetracht seines fortgeschrittenen Sportleralters, gibt Mark in diesem Zusammenhang zu verstehen, dass er Probleme damit hätte, seinen körperlichen Idealvorstellungen nicht mehr lange entsprechen zu können.

> Wenn ich andere Leute seh in meinem Alter – jetzt ab der 30 … - dann hab ich da schon bisschen schiss, dass ich auseinander geh, wenn ich keinen Sport mehr mach (lacht).

Bereits zum Zeitpunkt des Interviews glaubte er erste Anzeichen, nicht mehr seinem Idealkörper zu entsprechen, zu erkennen, da er, wie er mit erschrecken feststellen musste, in keine modischen Jeans mehr hineinpasst.

> Bestes Beispiel war jetzt für mich äh, ich war im Urlaub in Barcelona und wollte mir ne Hose kaufen ….
>
> Und es gab einfach nur skinny oder super skinny Jeans. Und ich hab in keine einzige Jeans reingepasst (lacht). Da hab ich mir gedacht: geil, ich entspreche wohl nicht mehr dem Idealkörper (lacht).

Der ideale Körper einer Frau zeichnet sich für Mark in erster Linie durch stimmige Proportionen aus. Sportliche Attribute, so gibt er zu verstehen, seien ihm dabei nicht wichtig. Im Gegenteil. Insbesondere die Körper weiblicher Sprinterinnen entsprechen demnach „nicht so" seinem Idealtyp. Jemand, der vielleicht auch „einen kleinen Bauch hat", ist ihm demzufolge bei der Partnerwahl lieber als jemand mit markant sportlichen Zügen.

> Das kann auch irgendjemand sein, der vielleicht einen kleinen Bauch hat äh, wenn dann … das muss halt in sich stimmig sein. Das ist … die Proportionen müssen im Verhältnis zueinander stehen.

### *9.4.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen*

Mark ist davon überzeugt, dass die mediale Präsenz von Profisportlern maßgeblich an der Bildung eines gesellschaftlichen Körper- und Schönheitsideals beteiligt ist.

> Ja, die sind definitiv mit dran beteiligt. Ansonsten gebens halt die äh, viel die Medien vor. Über

Werbung über irgendwelche Plakatwerbung oder Fernsehwerbung.

Insbesondere die Werbung erachtet Mark folglich als einflussreiche und „vorgebende“ Faktoren des körperlichen Idealbilds. Mit Blick auf die bereits angemerkten Ästhetisierungsstrategien einiger Spitzensportler sei an dieser Stelle noch einmal auf die gezielte Erotisierung und Sexualisierung von Sportlerkörpern in den Medien / der Werbung hingewiesen. Wie Rolf Lindner bereits vor 25 Jahren am Beispiel des Fußballs diskutiert hat, lässt sich an der Genese und Vermarktung von Sportstars, ein Wandel des Sports vom *Ritual* zur *Show* beobachten.[272] Dabei argumentiert er, dass im Laufe dieses Wandlungsprozesses, der aus dem *Anhänger* den *Fan* und aus dem *Chronisten* den *Showmaster* macht, der *Held* zum *Star* wird.[273] Im Spannungsfeld dieses Transformationsprozesses, so eine zentrale These Lindner's, wird der *moralische Code* durch den *kommerziellen Code* ersetzt. Im Bereich der Leichtathletik ist Usain Bolt in diesem Zusammenhang ein Paradebeispiel. Wie Roman Horak und Jörg-Uwe Nieland am Beispiel des Fußballspielers David Beckham herausgearbeitet haben, wird der Sportler hier nicht mehr als „Vertreter einer lokalen, imaginären Gemeinschaft“[274] wirksam, sondern er fungiert als Star, bei dem seine körperliche Erscheinung Gegenstand heftigerer Debatten ist, als seine fußballerischen Fähigkeiten. Aus diesen Erkenntnissen leiten sie die These ab, „dass Männer im Sport und via Sport zu einem Status als Popstars kommen können. Sie sind dann nicht mehr nur Stars im Subsystem des Sport, sondern mehr als das, eben Stars des Populären, des Pop.“[275]

Ausgehend von der Annahme, dass die Medien als massenhafte Vermittlungsinstanz, große Gestaltungsmacht in Bezug auf den meinungsbildenden Einfluss von Sportstars haben, beeinflusst neben der Berichterstattung der Medien folglich auch die Selbstinszenierung der Sportstars ihr Image.[276] Wie bereits am Beispiel der Ästhetisierungsstrategie einiger Profisportler deutlich geworden ist, sichern sich professionelle Sportler dabei ihre Gestaltungsmacht in erster Linie dadurch, dass sie die Aufmerksamkeit eines breiten Publikums auf sich zu lenken versuchen. Mit Blick auf die mediale Selbstinszenierung von Usain Bolt gibt Mark diesbezüglich zu verstehen, dass dessen Selbstdarstel-

272 Vgl. Lindner, Rolf: Vom Ritual zur Show: Anmerkungen zum Fußball im Prozeß gesellschaftlichen Wandels. In: Colloquium Paper 68 (col 8), Florence 1990
273 Vgl. Horak, Roman; Nieland, Jörg-Uwe: Sportler als Popstars. Sexualisierung als Vehikel. In: Schaaf, Daniela; Nieland, Jörg-Uwe (Hg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln 2011, S. 150 – 172, hier S. 150
274 Ebd.
275 Ebd. S. 151
276 Vgl. ebd. S. 153

lungsstrategie stark auf den Körper fokussiert ist.

> Nein, also er macht schon eine ziemliche Show äh, generell um seine Person, aber in den Medien auch. In den Medien setzt er seinen Körper schon … oder stellt er seinen Körper schon zur Schau. Also jetzt gerade, wo wir es vorhin von facebook hatten, äh hat er letztens ein Bild vom Training geposted, wo er halt … wo sein Rücken zu sehen war. Also klar Muskeln, also äh, nur der Rücken.

*Abbildung 9*

*Abbildung 10*

Quelle links:https://www.facebook.com/usainbolt/photos/pb.20242388857.-2207520000.1425568200./10153515443118858/?type=3&theater (Stand: 07.03.2015)

Quelle rechts: http://www4.pictures.gi.zimbio.com/Olympics%2BDay%2B8%2BAthletics%2B0JadujcowxEl.jpg (Stand: 07.03.2015)

Mit Bezug auf die These von Horak und Nieland, wonach im kommerzialisierten Sport die körperliche Inszenierung eines Sportlers Gegenstand heftigerer Debatten ist als die sportliche Leistung, muss mit Blick auf die mediale Selbstdarstellung von Usain Bolt festgehalten werden, dass die Zurschaustellung seines sportlich athletischen Körpers einen wesentlichen Bestandteil seiner Vermarktungsstrategie darstellt. Obwohl Mark in seinen Ausführungen zu verstehen gibt, dass er sich in erster Linie für die sportlichen Leistungen von Usain Bolt begeistert, kann mit Blick auf sein persönliches Körperideal festgehalten werden, dass auch die körperliche Inszenierung seines sportlichen Vorbilds, Einfluss auf die Herausbildung seines persönlichen Körperideals genommen hat.

### 9.4.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Wie bereits aus den Aussagen von Nicole und Lukas hervorging, wählt auch Mark für die Partizipation verschiedener Sportarten verschiedene Bekleidungen. In seinem Fall bezieht sich das auf die

Leichtathletik und den Fußball.

> Da trag ich andere Sachen. Also bei der Leichtathletik trag ich eher enganliegende Sachen und wenn ich jetzt kicken geh oder so, dann eher locker.

Dabei gibt er zu verstehen, dass insbesondere die Passform der Sportbekleidung eine Rolle spielt. Mit Blick auf die habitualisierten Kleidungskodes professioneller Leichtathleten und Fußballer fällt auf, dass sich Mark bei der Wahl seiner Sportbekleidung am spezifischen Dresscode einer Sportart zu orientieren scheint. Während professionelle Leichtathleten, insbesondere in den Sprintdisziplinen, in der Regel auf enganliegende Sportklamotten setzen, fallen insbesondere die Hosen aber auch die Trikots im Profifußball deutlich weiter aus. Anstatt preis zu geben, dass er sich dabei an den spezifischen modischen Gepflogenheiten einer Sportart orientiert, argumentiert er mit einem besseren „Feeling“ und „Körpergefühl“ beim Tragen sportartspezifischer Kleidung.

> Ah das ist … das hat für mich einfach, also ein besseres Körpergefühl. Also ich spür es dann besser, ähm fürs Feeling ist es auch einfach angenehmer. Als wenn da jetzt irgendwas rumschlabbern würd. Ja.

Zwar ist dieses Argument keineswegs von der Hand zu weisen. In Anbetracht dessen, dass Mark aber auch eine spezielle Wettkampfhose und Wettkampfschuhe besitzt, die er nach jeder Saison wechselt, erscheint es dem Forscher wahrscheinlicher, dass sich Mark entgegen gegenteiliger Behauptung auch am modischen Erscheinungsbild einer Sportart orientiert. Er selbst hat ein solches Verhalten in seinem sportlichen Umfeld beobachtet. Demnach scheint sich die Professionalität eines Wettkampfs auch an der Bekleidung der partizipierenden Sportler bemerkbar zu machen.

> Also das kommt immer auf den Wettkampf drauf an. Also je höherklassiger oder ähm ja, je höherklassiger der Wettkampf ist, desto professioneller sehen die Leute auch alle aus.
>
> Also dann läuft einer halt tatsächlich halt von oben bis unten, nur mit irgendwelchen Markenklamotten rum und äh, nur mit dem Vereinsztrainingsanzug, Vereinshose, alles mögliche … die Schuhe womöglich noch in den Vereinsfarben. Also das schon.

### 9.4.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Obwohl Mark Usain Bolt als sportliches Vorbild beschreibt und ihm auch auf Facebook folgt, lassen seine Äußerungen im Gesprächsverlauf keine Rückschlüsse auf die Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport zu. Zwar hat er bestimmte Handlungspraxen bei der Sportpartizipation ritualisiert, diese können jedoch nicht in Verbindung zu einem medialen Vorbild gebracht

werden.

> Also bewusst mach ich äh, jetzt seit drei Jahren schon noch was. Also ich dehn mich halt kurz vorher, also direkt kurz vor dem Start. Ob das jetzt was bringt oder nicht, das soll halt die Entspannung aufbauen. Aber sonst nö … nicht dass ich wüsste.

### 9.4.4. Stellenwert des Sports

Auch hinsichtlich des gegenwärtigen gesellschaftlichen Stellenwerts des Sports hat sich Mark nicht weiter geäußert. Er hält lediglich fest, dass über die Medien ein sportlich konnotierter Körper popularisiert wird.

> Ich mein das sieht man ja immer wieder. Ja ähm, „Fett weg in 6 Wochen“ oder diese Schlagzeilen, die dann immer wieder in den Medien auftauchen, gerade wo man in wenigen Wochen seine Pfunde los wird oder ein Sixpack hat, oder die perfekte Figur so. Das ist definitiv so.

### 9.4.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

Auch Mark stellt in seinen Ausführungen eine Verknüpfung zwischen Sport und Erotik her. Wie alle befragten männlichen Interviewpartner nimmt auch er dabei Bezug auf den Volleyballsport der Damen. Aufgrund der knappen Bekleidung der Volleyballerinnen vermutet er, dass die erotische Inszenierung der Sportlerinnenkörper das eigentliche Kriterium beim Konsum dieser Sportart darstellt.

> Ich glaub bei den Volleyballerinnen ist es oft so der Fall. Da äh, hat glaub ich auch der Internationale Volleyballverband bei den Frauen diese Regel getroffen mit den knappen Höschen (lacht). Die extra so geschnitten sein müssen. Ich glaube da ist es oft so der Fall.

Wie bereits aus den Beschreibungen zu seinem persönlichen Körperideal einer Frau hervorging entsprechen Sprinterinnen oder Leichtathletinnen insgesamt, nicht seinem körperlichen Idealbild. Demzufolge kann er der Leichtathletik und auch dem Frauenfußball keine erotische Komponente abgewinnen.

> Und per se an sich, ist jetzt zum Beispiel Leichtathletik kein erotischer Sport, find ich zum Beispiel. Oder Frauenfußball. Auch wenn da Frauen auf dem Feld sind, statt Männer. Das ist für mich kein erotischer äh ja, kein geiler Sport. Also da macht mich überhaupt nichts an.

Wie auch Lukas bereits zu verstehen gegeben hat, erhält eine Sportart ihre erotische Komponente vielmehr erst durch die Attraktivität seiner Akteure.

> Ja, aber das macht den Sport für mich jetzt nicht … ja, macht den schon sexyer, das auf jeden Fall, aber das kommt eben dann durch die Sportlerinnen, die den ausüben …

Damenvolleyball wird folglich deshalb als erotisch empfunden, weil sowohl das Anforderungsprofil der Sportart als auch die spezifischen Bewegungen und knappen Bekleidungen der Sportlerinnen mit erotischen Konnotationen in Verbindung gebracht werden.

## 9.5. Gottfried

Portrait Gottfried

Gottfried ist 32 Jahre alt und Sportjournalist bei Horizont in Darmstadt. Sowohl aus beruflichen als auch privaten Gründen ist sein mediales Sportinteresse sehr stark ausgebildet. Neben dem Fernseher als wichtigstem Bestandteil seines Sportmedienkonsums, nutzt Gottfried auch diverse Sportportale im Internet, Fachzeitschriften und die sozialen Medien als Informationsquellen. Er selbst war seit seiner Jugend leistungsorientierter Leichtathlet und später ambitionierter Handballer. Nach einer schweren Knieverletzung beschränken sich seine sportlichen Entfaltungsmöglichkeiten gegenwärtig auf gelegentliches Fußballspielen, Fahrradfahren und Joggen.

### 9.5.1. Körperliche Idealvorstellungen

#### *9.5.1.1. persönliche Ideale*

Ähnlich wie Lukas tat sich auch Gottfried schwer damit sein persönliches Körperideal zu formulieren. Er verwies in diesem Zusammenhang lediglich auf die gesundheitliche Wirkung des Sports und stellte die sportliche Betätigung in Anbetracht des kopflastigen Alltags als präventive Selbstmedikation heraus.

Mit Blick auf das körperliche Idealbild einer Frau fand Gottfried hingegen deutliche Worte. So gab er beispielsweise unmissverständlich zu verstehen, dass ihm Sportlichkeit bei einer Frau sehr wichtig ist.

> Also mir war immer klar, meine Partnerin oder so, die muss auch Sport machen oder die muss auch sportlich sein. Das war schon wichtig ja.

Neben den Leichtathletinnen, die er „körperlich extrem attraktiv“ empfindet, stellte er auch die Körper der Beachvolleyballerinnen als besonders „geil“ heraus.

> Ich glaube Beachvolleyball finden die meisten Männer extrem geil. Find ich auch, also … weil das halt auch immer, die sehen gut aus die Frauen einfach, die haben gute Körper (lacht). Klar.

#### *9.5.1.2. Bezug zu medialen Idealen*

Da Gottfrieds Fokus bei der sportlichen Betätigung nicht das Ziel einer körperlichen Modellierung sondern einer präventiven Gesunderhaltung verfolgt, findet ein Bezug zu medial vermittelten Idealen hier im Spannungsfeld einer interaktiven sportlichen Vergleichsplattform statt. So sucht Gottfried seine sportliche Herausforderung gegenwärtig mit Hilfe einer Fitness-App, die ihm den Vergleich mit anderen Mitgliedern der „Communitiy“ ermöglicht. Hierbei fungiert „Sportlichkeit“ als gemeinsamer Bezugswert.

Als ehemals leistungsorientierter Leichtathlet betont er „Sport nicht langsam machen“ zu können. Über den Vergleich in den Fitness-Apps findet er so den nötigen Druck um die selbstgesetzten Ziele zu erreichen.

> Also ich lauf ja zum Beispiel auch, wenn ich lauf, dann hab ich auch ähm den iPod nebenher, und ähm, also dieses Nike+ ne. Und da kannst du ja dann auch sehen: „Männer in deiner Altersgruppe. Wie viel sind die in den letzten 7 Tagen gelaufen? Wie viel bist du im Vergleich gelaufen? Wie schnell sind die gelaufen und wie schnell ist man selbst gelaufen? Und so ...“ Und du misst dich automatisch, das geht gar nicht anders, ne.

Nike selbst bewirbt seine Fitness-App mit den Worten: „Trainiere wie ein Profi“[277]. Trainingstipps ausgewählter Spitzensportler und die Möglichkeit die eigenen Leistungen, Fortschritte und Erfolge mit anderen Mitgliedern der Community zu vergleichen, sollen helfen „besser zu laufen“[278].

Auch Gottfried gibt zu verstehen, dass ihm die App an Tagen, an denen er sich nur schwer motivieren kann, dabei hilft sich „hoch[zu]puschen“. Indem die Fitness-App in digitalisierter Form, den von Kaschuba formulierten sportlichen „Leitwert“ einer Gesellschaft noch zu forcieren scheint, kann in Anbetracht des expandierenden Markts für sogenannte „Fitness Tools“ nur spekuliert werden, welchen Stellenwert der Sport in Zukunft in der alltäglichen Handlungspraxis einnehmen wird.

Mit Blick auf die Idealvorstellungen, die Gottfried für den weiblichen Körper formuliert hat, wird deutlich, dass die mediale Überrepräsentanz „gutaussehender“ Frauenkörper für ihn eine nachvollziehbare journalistische Konsequenz darstellt. Aus seinem eigenen Berufsalltag als Sportjournalist

277 http://www.nike.com/de/de_de/c/womens-training/apps/nike-training-club (Stand: 26.02.2015)
278 http://www.nike.com/de/de_de/c/running/nikeplus/gps-app (Stand: 26.02.2015)

bei Horizont weiß er, dass ein attraktives Erscheinungsbild ein maßgebliches Auswahlkriterium bei der Bebilderung von Sportmedienbeiträgen darstellt.

> Ähm, also so diese äh … so ne fette Kugelstoßerin will halt einfach keiner sehen. Oder zumindest ist halt so die Meinung, dass das keiner sehen will und deswegen werden die natürlich auch nicht abgebildet, ist klar. Abgebildet werden dann natürlich die, die halt irgendwo gut aussehen, klar.

Zwar verurteilt Gottfried eine derartige Berichterstattung, er kann die Vorgehensweise seiner journalistischen Kollegen aber durchaus nachvollziehen, da eine anders orientierte Bebilderung seiner Ansicht nach schnell zu Auflagenverlusten führen könnte.

### 9.5.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Auch Gottfried legt bei der Wahl seiner Sportklamotten großen Wert auf die Einhaltung sportartspezifischer Kleidungskodes. So zieht er sich beispielsweise zum Radfahren anders an als zum Fußballspielen.

> Ahja, wenn ich Radfahren geh, dann zieh ich schon Radtrikot an und Rad … Radlerhosen und so ne.

Da er sich selbst als „Markenopfer“ bezeichnet, gibt er auch deutlich zu verstehen, dass es ihm beim Tragen der Radbekleidung um das Zeigen der sportartspezifischen Kleidung geht. Lukas Vermutung, wonach medial präsente Sportler modische Trends setzen, die vom Breitensport übernommen werden, scheinen hier zuzutreffen. So gibt Gottfried nach wiederholter Nachfrage zu verstehen, dass ein sportliches Vorbild ihn zum Kauf der Sportbekleidung animiert hat.

> Es müsste nicht sein. Aber ich find das schon … also ich hab so ein äh Radtrikot vom Team „Discovery Channel“, also das letzte Trikot von Lance Armstrong, auch mit dem gelben Streifen hier oben, was er dann hatte für seinen letzten Toursieg. Und das äh klar, da geht’s ums zeigen ja. Auf jeden Fall.

Auch beim Fußballspielen und beim Laufen orientiert sich Gottfried offenkundig an den habitualisierten Kleidungskodes einer Sportart. Während er beim Fußball „ne ganz normale Sporthose“ trägt, wählt er zum Laufen Kleidungsstücke, die ein „bisschen enger sind“. Demzufolge würde er sich, was die Wahl seiner Sportklamotten angeht, als „eher eitel“ bezeichnen.

> Und klar äh ich trag dann auch nicht irgendwelche T-shirts oder so, sondern wenn ich jetzt laufen geh, oder beim Fußball spielen, da hab ich dann schon so Funktionskleidung an oder so. Für oben, aber für unten hab ich dann meist ne ganz normale Sporthose. Aber sonst, für oben drüber, trag ich dann schon gerne mal diese Synthetik-Hemden da oder so ja. Also beim Laufen die halt auch so

> ein bisschen enger sind oder so. Klar, also ähm was das angeht war ich schon eher eitel ja. Also da hab ich schon darauf geachtet, dass das auch gut aussieht, was ich da trag.

Wie bereits in den Ausführungen von Mark zur Sprache kam, legte auch Gottfried während seiner aktiven Zeit als Sprinter großen Wert auf das Aussehen seiner Sporthose. Diese, im Fachjargon als „Tight“ betitelte Hose, zeichnet sich in erster Linie durch eine besonders enge Passform aus.

*Abbildung 11*

Quelle: https://1.bp.blogspot.com/-jOSCepfcbXw/VGTFyN8gVxI/AAAAAAAAAcXM/FjurioEcPtg/s1600/Jogger.jpg (Stand: 08.03.2015)

Inzwischen auch im Breitensport allgegenwärtig, hat sich diese Sporthose aus einem funktionalen Gebrauchsgegenstand des Leistungssports zu einer massentauglichen Modeerscheinung entwickelt. Auch Deutschlands auflagenstärkstes Online-Satiremagazin >Der Postillon<, das insbesondere aktuelle Themen aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Sport und Kultur aufgreift, hat dieses Phänomen beobachtet. In dem 2014 erschienenen Artikel „Jogger schafft maximal zwei km/h, weil er keine hautenge Laufhose trägt“ wird in überspitzter Manier auf den gegenwärtigen Lauf-Trend und dessen modische Begleiterscheinungen hingewiesen. Darin muss Jonathan, der fiktive Hobbyläufer, erkennen, dass er trotz sportlicher Ausbildung mit den anderen Läufern im Park nicht mithalten kann, weil er keine hautenge Laufhose trägt. Die Moral des Artikels ist die überaus ironische Erkenntnis, dass nicht das Aussehen, sondern die Funktionalität der Hose im Vordergrund stünde: „Und ich dachte bisher immer, diese engen Teile wären nur so ein Mode-Ding, um Arschbacken und Genitalien besser zur Geltung zu bringen.“[279]

279 O. V.: Jogger schafft maximal zwei km/h, weil er keine hautenge Laufhose trägt. In: Der Postillon, 13.11.2014. Abrufbar unter http://www.der-postillon.com/2014/11/jogger-ohne-hautenge-laufhose-schafft.html (Stand: 26.02.2015)

Die satirische Aufarbeitung einer spezifischen Thematik zeugt in der Regel von einer hohen alltagsweltlichen Relevanz. Dass der „hautenge[n] Laufhose“ nun ein eigener Artikel gewidmet wurde, deutet darauf hin, dass auch die Redakteure des Postillons den modischen Trend als gesellschaftlich relevantes Massenphänomen erachten.

### 9.5.3. Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Mit Blick auf die Geste des Oberschenkelabklatschens, die insbesondere Läuferinnen und Läufer aus den Sprintdisziplinen vor dem Start ausüben, konstatiert Gottfried, dass er sich „ziemlich sicher“ ist, diese in seine eigene Handlungspraxis „übernommen“ zu haben..

> Das hab ich bestimmt übernommen. Klar, das hab ich bei anderen gesehen und hab's dann irgendwann auch gemacht, ja. Bin ich mir sogar ziemlich sicher. (Lacht) Ich weiß auch bis heute nicht, was das wirklich bringen soll … im Startblock nochmal seine Oberschenkel abzuklatschen also pfff … ich glaub nicht, dass dadurch irgendjemand auch nur eine Hundertstel schneller wird, das glaub ich nicht.

In Anlehnung an Gebauer und Wulf ist hierbei eine Reproduktion inkorporierten Handlungswissens zu beobachten. Durch den Erwerb einer spezifischen Geste wird folglich ein „mimetische[s] Begehren“[280] erkennbar, das mit dem Wunsch einhergeht „auch in Darstellung und Ausdruck so zu werden wie die jeweiligen Vorbilder.“[281] In Gottfried's Fall dienen dabei Leute, „die du gut findest“ als Vorbild für die Aneignung einer spezifischen Handlungspraxis. Diese müssen zwar nicht zwangsläufig aus dem Mediensport stammen, in Anbetracht des ausgeprägten Sportmedienkonsums von Gottfried, kann jedoch in dieser Hinsicht zumindest von einer einflussreichen Bezugsquelle ausgegangen werden.

> Nee. Klar. Naja du siehst das halt … du siehst das halt bei manchen Leuten, die du vielleicht auch so … die du gut findest ne - es muss gar nicht im Fernehen sein, das können auch Vereinskameraden sein, wo du halt siehst, dass die das machen – und dann machst du das irgendwann auch. Ja, also ich glaub das übernimmt dann automatisch. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich das irgendjemand selbst ausgedacht hat. Also zumindest … hmm schwer zu sagen. Also ich glaub nicht … ich kann mir nicht vorstellen, dass sich wirklich jemand im Startblock auf die Oberschenkel klopft, weil es im irgendwas bringt. Das glaub ich nicht. Das ist … das machen halt alle so und dann macht man es auch

An Gottfried's Äußerungen wird deutlich, dass er, aller Eigenständigkeit und Selbstverantwortung

280 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 80
281 Ebd.

seines Handelns zum Trotz, Bezug auf Vorbilder nimmt, die ihm Aufschluss darüber geben, wie er sich in einer bestimmten Situation zu verhalten hat. In Anlehnung an Gebauer und Wulf erscheint sein Handeln folglich mimetisch erlernt. Obwohl Gottfried am Startblock frei entscheiden könnte, welche Bewegungen oder Gesten er ausführt, handelt er gemäß eines Vorbilds, das ihm sagt, welche Dinge er zu tun hat.[282]

### 9.5.4. Stellenwert des Sports

Wie bereits aus Gottfrieds Äußerungen bezüglich der medial vermittelten Körperideale hervorgegangen ist, misst er dem Sport in erster Linie deshalb eine so hohe Bedeutung zu, weil er Grundlage für die Gesunderhaltung seines Körpers ist.

> Ja, für meine Gesundheit einfach. Ja, so halt dieses immer nur rumsitzen und immer nur auf den Bildschirm starren und so … das ist halt, also alleine ist das nicht gut. Also du brauchst schon irgendwie nen … also, man braucht schon nen Ausgleich einfach. Bisschen Bewegung fürs Wohlbefinden und auch um mal den Kopf frei zu kriegen oder so, ne. Ist schon wichtig.

Anders als zu seiner aktiven Zeit steht für ihn nicht mehr die Leistung, sondern die gesundheitliche Wirkung des Sports im Vordergrund. Trotzdem möchte er sich beim Sporttreiben mit anderen Sporttreibenden messen. Dafür benutzt er sogenannte „Fitness-Tools“, die über eine interaktive Plattform den Vergleich mit anderen Mitgliedern der Community ermöglichen. Da inzwischen nahezu jeder große Sportartikelhersteller auch eine eigene Fitness-App anbietet, geht er davon aus, dass derartige Plattformen erstens noch an Bedeutung gewinnen werden und zweitens daraus ein ideologisierter Druck entstehen könnte, durch den der Sport eine zusätzliche Aufwertung erfährt.

> Ich glaube was da eher, was da eher reinspielt, ist äh, dass so viele Menschen sich mittlerweile über so Fitness-Apps oder so Fitness-Communities oder so mit anderen messen. Und ich glaub, dass viel mehr daran so dieser Druck entsteht.

#### *9.5.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen*

Ähnlich wie seine männlichen Vorredner verknüpft auch Gottfried den Sport mit sexuell konnotierten Attributen. Indem er Sport mit Ästhetik gleichsetzt und Ästhetik mit Attraktivität in Verbindung bringt, stellt er einen direkten Zusammenhang zwischen Sport und Attraktivität her.

> Ja ich mein, Sport ist halt einfach irgendwo auch Ästhetik ne? Sport ist ästhetisch und Ästhetik ist

282 Ebd. S. 8f.

> halt so ein Synonym auch für Attraktivität, find ich. Also in meinem Verständnis zumindest. Was ästhetisch ist, ist auch schön.

Wie bereits in Lukas Äußerungen hinsichtlich der gesonderten medialen Thematisierung von unsportlich konnotierten Sportlerkörpern zur Sprache kam, verweist auch Gottfried auf die mediale Sonderstellung von Menschen mit „fehlende[r] Attraktivität“. Diese, so sein Eindruck, finden nur dann Einzug in die mediale Berichterstattung, wenn die vermeintlichen körperlichen Unzulänglichkeiten „quasi der Aufhänger des ganzen“ sind.

> Klar. Klar, ich mein, es ist doch in anderen Bereichen nicht anders. Jetzt mal hart ausgedrückt, niemand will doch hässliche Menschen sehen. Also wenn wirklich gezielt unattraktive Menschen gezeigt werden, dann ist ja diese fehlende Attraktivität … ist ja dann quasi der Aufhänger des ganzen.

Dies macht er unter anderem an der Sat1-Sendung „The Biggest Loser“ fest. So hat er den Eindruck gewonnen, dass es in diesem Format in erster Linie um die Zurschaustellung von Menschen geht, die „nicht besonders attraktiv, oft auch nicht besonders intelligent oder nicht besonders geistig in äh äh in Form“ sind. Beim Sport beobachtet er dagegen eine entgegengesetzte Tendenz. „Da geht’s halt dann auch drum Menschen zu zeigen, die halt gut aussehen, ne.“ Das Anforderungsprofil des Kugelstoßens scheint dabei seiner Ansicht nach nicht mit den Idealvorstellungen eines weiblichen Körpers in Einklang gebracht werden zu können.

> Und äh, wenn jetzt da … wenn du die Kugelstoßerinnen hast oder so, ja pfff … die haben halt wahrscheinlich auch deswegen nicht so viel mediale Präsenz, weil sie halt einfach nicht gut aussehen ne. Also ne Kugelstoßerin erotisch zu finden … ich weiß nicht, nee. Ist schwierig.

Zwar bringt Gottfried sportlich-athletische Körper mit erotischen Konnotationen in Verbindung - was nicht zuletzt auf das Anforderungsprofil einer Sportart zurückzuführen ist – er betont aber auch, dass in erster Linie die individuelle Attraktivität einer Sportlerin dafür verantwortlich ist, eine Sportart „geil“ zu finden.

> Ähm, mir jetzt vorzustellen, ich würde irgendeine Stabhochspringerin, die aussieht wie Quasimodo, nur allein deswegen toll finden, weil sie halt 5m springt … pffff, schwierig!

Allein das Anforderungsprofil einer Sportart reicht folglich nicht aus, einen Sport als erotisch einzustufen. Viel mehr komme es, so Gottfried, auf die erotische Außenwirkung seiner Akteure an.

Insbesondere Frauen müssen dabei aus einem gewissen Zwang der „Aufmerksamkeitsökonomie“ heraus, zusätzlich zur sportlichen Leistung, durch eine erotische Inszenierung auf sich aufmerksam

machen.

> Also das sind dann die Hübscheren. Ähm, so, ja pfff …also zumindest so seit Frauenfußball auch so ein bisschen ähm an Popularität gewonnen hat. Waren das immer eher so die gutaussehenderen, die so in den Mittelpunkt gerückt werden. Ja so diese Lira Bajramaj oder so …

Da Gottfried davon ausgeht, dass sich die ungleiche mediale Repräsentation von hervorgehobenen Fußballerinnen auf die Gruppendynamik der Frauenfußballszene auswirkt, vermutet er, dass dies einen Inszenierungsdruck unter den Sportlerinnen zur Folge haben könnte, der wiederum eine zusätzliche Erklärung dafür wäre, warum im Frauenfußball zunehmend auf eine Ästhetisierungsstrategie zurückgegriffen wird.

> Also die müssen, wenn die äh auf sich aufmerksam machen wollen, dann müssen die das auch über so eine gewisse erotische Inszenierung. Also, wie gesagt, Frauen ja, aber halt auch so aus einem gewissen ja Zwang der Aufmerksamkeitsökonomie heraus, weil sie es halt auch müssen, weil es ihnen sonst an Aufmerksamkeit fehlt.

## 9.6. Sandra

Portrait Sandra

Sandra ist 27 Jahre alt und Lehramtsstudentin der Fächer Französisch und Geschichte. In ihrer Jugend hat sie Basketball und Volleyball gespielt, zudem geturnt und Standard/Hip Hop getanzt. Aktuell tanzt sie nach wie vor Hip Hop, spielt Volleyball und besucht regelmäßig Aerobickurse. Ihr mediales Sportinteresse gilt besonders dem Hip Hop Tanz und den damit zusammenhängen Musikvideos.

### 9.6.1. Körperliche Idealvorstellungen

#### *9.6.1.1. persönliche Ideale*

Für Sandra zeichnet sich der ideale Körper einer Frau in erster Linie durch eine „sportliche[] Figur“ aus. Allerdings gibt sie dabei zu verstehen, dass sie das als ein „psychologisches Phänomen“ begreift. Da „überall gesagt wird: ja das ist sexy, das ist gut, das ist gut“, kann sie folglich nicht mehr versichern, ob sie damit ihre eigenen Ideale zum Ausdruck bringt oder mediale Ideale reproduziert.

Bezüglich des idealen Körpers eines Mannes wird deutlich, dass es ihr zwar „stark auf's Maß“ der

Muskelmasse ankomme, ein „durchtrainierter Körper“, wie sie ihn aus den Medien kennt, aber durchaus „anziehend“ auf sie wirkt.

> Ja ich glaube so lange es auf die Distanz ist, hat so ein durchtrainierter Körper schon so ne Aufmerksamkeit, die sie ausstrahlt, also sie anziehend … Also man guckt eher mal, wenn da einer dementsprechend in den Raum kommt oder so oder einem präsentiert wird, durch die Werbung oder durch nen Film, als wenn da jetzt so ein „normalerer“ Körper ähm einem Präsentiert wird.

#### *9.6.1.2. Bezug zu medialen Idealen*

Wie bereits angedeutet stellte Sandra bereits bei der Formulierung ihrer persönlichen Körperideale einen Bezug zu medial vermittelten Idealen her. Weil ihr über die Medien ein Bild vermittelt wurde, in dem „Sexyness“ mit sportlichen Attributen belegt wurde, spricht sie in dieser Hinsicht von „Gedankenmanipulation“.

> […] aber ich bin der Meinung, dass diese „Sexyness“ ähm, mit der guten Figur, oder der sportlichen Figur ähm so ein psychologisches Phänomen ist. Also dass überall gesagt wird: ja das ist sexy, das ist gut, das ist gut. Wir müssen alle so sein und deswegen glauben wir alle, dass wir auch so sein müssen. Und alle, die so sind, sind auch sexy. Und dass das aber nicht so der Fall ist, also ursprünglich … das ist so ne äh, ja so ne Gedankenmanipulation (lacht). So in die Richtung …

Als Vorbild dafür dienen ihrer Ansicht nach unter anderem professionelle Sportler, die zwar ihren Körper nicht aus ästhetischen, sondern sportlichen Gründen erlangt haben, aber aufgrund ihrer medialen Präsenz einen großen Einfluss auf die körperlichen Idealvorstellungen der Medienkonsumenten ausüben. Dabei gibt sie zu bedenken, dass dieser prozentual geringe Anteil an professionellen Sportlern nicht „das Gros der Menschheit“ repräsentieren könne. Allerdings, so ihr Eindruck, suggeriert die prozentuale Überrepräsentanz in den Medien eine gegenteilige Situation, die für sie den Eindruck der „Gedankenmanipulation“ erweckt.

> Zum einen eben klar der Sport, die Profisportler oder Leistungssportler, aber die haben ja nicht diese Figur weil sie so schön aussehen wollen, sondern weil sie den Sport betreiben und weil sie ans Limit möchten. Aber dadurch, dass die Medien ja präsent sind und alles übertragen sieht man dann halt nur die Menschen … So und das erweckt dann den Anschein, dass alle so sind. Weil man ja nur diese Sportler sieht. Und dann gibt’s da ja noch die Modebranche andererseits und gibt’s ja auch diese ganzen ähm Germanys Next Topmodel und diese ganzen Castingshows, wo dann auch plötzlich nur noch solche (zeigt auf ihren kleinen Finger) Menschen gezeigt werden, die ja nicht eigentlich das Gros der Menschheit irgendwie repräsentiert, sondern wirklich nur ne ganz kleine prozentuale ähm Repräsentation haben, die dann gezeigt werden …

Auf der Grundlage ihres eigenen sportlichen Hintergrunds geht sie in diesem Zusammenhang davon

aus, dass sich das sportlich athletische Körperideal auch auf die Musik- und Filmbranche überträgt.

> Und ähm, ich mein das zieht sich ja auch – ich mein das mit den dünnen Figuren und so, was über bestimmte Medien präsentiert wird – ähm zieht sich ja auch in die Musik rüber und in den Fernsehen und die ganze Schauspielerei und sollten wenn möglich alle groß, dünn sein und sportlich, Muskeln haben.

### 9.6.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Bezüglich der Wahl ihrer Sportklamotten gibt Sandra zu verstehen, dass sie sich im Laufe ihrer Zeit als Hip Hop Tänzerin an den milieuspezifischen Dresscode der Hip Hop Szene angepasst hat. So wird aus ihren Äußerungen deutlich, dass sie sich zu Beginn ihrer Hip Hop Karriere in ihren „normalen“ Klamotten unwohl gefühlt hat.

> Ich äh also persönlich hab, glaub ich, dass ich mich anfangs unwohl gefühlt hab, wenn ich dann nicht auch so ein bisschen mich angepasst hab.

Als Grund dafür nennt sie, dass sie den Eindruck gewonnen hat, es würde „komisch“ aussehen, wenn sie als einzige in der Gruppe nicht die entsprechende Hip Hop Kleidung tragen würde. Zudem, hätte man dann nicht diesen „Flow“ und entwickele nicht „dieses Gefühl für den Schritt“.

Wie Paula-Irene Villa am Beispiel des Tango Argentino deutlich gemacht hat, genügt es offensichtlich nicht, bei einer Tanzveranstaltung nur körperlich anwesend zu sein[283]. Viel mehr muss der Körper, gemäß den in der Szene herrschenden Codes, in einen szenespezifischen Tanzkörper verwandelt werden.[284]

Neben mimetisch angeeigneten Bewegungen und Gesten, geschieht dies in besonderem Maße auch über die Kleidung. Um sich als Mitglied einer Szene erkennbar zu machen, bedarf es folglich der Aneignung habitualisierter Kleidungskodes. Schließlich, so eine zentrale These Villas, setzt eine Mitgliedschaft in einer Szene die „visuelle An-erkennung“ der anderen Szene-Mitglieder voraus.

In Sandras Äußerung, sie fühle sich „komisch“, wenn sie nicht die szenespezifische Kleidung trage, kommt folglich in erster Linie der Wunsch nach visueller Anerkennung der Hip Hop-Szene zum Vorschein. Diese Vermutung erhärtet sich im Hinblick auf die Äußerungen, die Sandra bezüglich

283 Vgl. Villa, Paula-Irene: Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 6, hier S. 2 abrufbar unter: http://www.bpb.de/apuz/30508/der-koerper-als-kulturelle-inszenierung-und-statussymbol?p=1 (Stand: 26.01.2015)
284 Vgl. ebd.

ihrer Partizipation in anderen Tanzstilen getätigt hat. So gibt sie zu erkennen, dass sie sich für jede tänzerische Stilrichtung unterschiedliche Kleidungskodes angeeignet hat.

> Ja ähm also, Standard und Latein war halt eben Jeans ganz normal und dann halt ein enges Oberteil. (lacht) So ein Top. Und beim Hip Hop hast du halt – wie man es sich so vorstellt in diesen Videos – so weite Basketballhosen, weites Oberteil, großes T-Shirt …

Abbildung 1

Quelle: http://ais.badische-zeitung.de/piece/05/3b/6c/62/87780450.jpg (Stand: 08.03.2015)

Je nach Grad der Identifikation mit einem Tanzstil konnte sie bei den Mitgliedern ihrer Tanzgruppen beobachten, dass die Kleidung von einer Gruppe nur während des Trainings zum Einsatz kam, während sie von Anderen komplett verinnerlicht wurde.

> Und ähm, wenn ich jetzt zum Beispiel hier mal im Training gewesen bin früher beim Hip Hop, da hat man schon auch gemerkt, da sind manche, die einfach nur für das Hip Hop Training sich dann so anziehen und eigentlich nicht dahinter stehen, sondern dass … weils halt dazugehört, weil man jetzt in diesen Kurs geht, muss man sich dementsprechend anziehen.

Als einflussreichen Faktoren bei der Wahl der Tanzbekleidung nannte sie dabei medial präsente Hip Hop Künstler und den Style bekannter Choreographen.

> [...] weil man sich dann auch irgendwie mit dieser Musik identifiziert hat und dann auch die Videos dazu kannte oder Hip Hop Videos guckte, oder irgendwelche Choreographen, was die gemacht haben und wie die gekleidet waren.

Mit Hinblick auf den Volleyballsport, den sie zusätzlich zum Tanzen regelmäßig ausübt, stellt sie einen noch ausgeprägteren Einfluss medialer Vorbilder fest. Insbesondere beim Beachvolleyball,

den sie zudem mit dem Sommer assoziiert, hebt sie medial präsente Sportler als einflussreiche Bezugsquellen bei der Wahl der Sportbekleidung hervor. Knappe Bekleidung wird folglich nicht nur aus funktionalen Gründen gewählt, sondern vor allem auch weil es „irgendwie dazu[gehört]".

> Also zum einen ist das – also gerade beim Beachvolleyball ist das ja nur, dass das ja eigentlich ein Sport ist für den Sommer und dass man sofort assoziiert, wenn man im Sand steht: man muss jetzt das Oberteil ausziehen und das gehört dazu und die ganzen Profisportler machen das auch und es gehört irgendwie dazu und die Mädels beim Profivolleyball auf dem Beachfeld quasi, die haben ja auch nur so ganz enge, knappe Bikinis an.

Auch hierbei scheint der Grad der Identifikation mit einer Sportart darüber zu entscheiden, inwieweit man sich dem medial vermittelten Image einer Sportart angleicht. Sandras Beobachtungen zufolge, lassen sich jedenfalls deutliche Parallelen hinsichtlich der Trainingsfrequenz und der Wahl der Sportbekleidung ausmachen:

> Ähm, ja irgendwie schon. Also grad wenn man sich mehr mit dem Volleyball identifiziert und das öfter macht, dann merkt man, dass ähm die Mädels eben diese kurzen Hotpants anhaben und irgendwie halt ein Top. […]
>
> Und ansonsten, bei den Typen, die haben auch, also eigentlich, um so häufiger sie das machen – hab ich so das Gefühl – um so kürzer werden die Hosen. (lacht)

Zwar wurde die oft zitierte Kleiderordnung im Beachvolleyball im Jahr 2012 offiziell abgeschafft[285], der Bikini dominiert aber immer noch das mediale Bild des Damenbeachvolleyballs. Wie aus einem Bericht des Focus aus dem Verbotsjahr 2012 hervorgeht, kündigte ein Großteil der Athletinnen in diesem Zusammenhang an, dem Zweiteiler im Sport auch künftig treu zu bleiben. Schließlich, so die professionelle Beachvolleyballerin Laura Ludwig, empfinde sie diesen als ihre alltägliche „Arbeitskleidung"[286].

Mit Blick auf den Breitensport bleibt diesbezüglich festzuhalten, dass sich die Einführung einer reglementierten Kleiderordnung im Beachvolleyball auch auf den Breitensport ausgewirkt hat. Ohne dass eine reglementierende Instanz vorschreibt, welche Sportbekleidung zum Beachvolleyball getragen werden muss, orientieren sich die sportlichen Akteure des Breitensports – wie in den Äußerungen von Sandra deutlich geworden ist – offensichtlich an medial vermittelten Impressionen des Profisports.

285 Vgl. O. V.: Beachvolleyball – Allgemein. Weltverband schafft Bikini-Pflicht ab. In: Focus-Online, 25.03.2012. Abrufbar unter: http://www.focus.de/sport/mehrsport/beachvolleyball-allgemein-weltverband-schafft-bikini-pflicht-ab_aid_727670.html (Stand: 01.03.2015)

286 Ebd.

### 9.6.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Bezüglich der Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport konnten aus Sandras Äußerungen keine Rückschlüsse gezogen werden. So gab sie an, außer einem Toilettenbesuch kurz vor dem Sport, weder persönliche Rituale, noch spezifische Bewegungen oder Gesten herausgebildet zu haben.

### 9.6.4. Stellenwert des Sports

Ähnlich wie Nicole, Lukas, Jessica, Mark und Gottfried, misst auch Sandra dem Sport gegenwärtig einen hohen gesellschaftlichen und persönlichen Stellenwert bei. So spricht sie beispielsweise dem sportlich durchtrainierten Körper einen wesentlichen Anteil bei der Bildung eines allgemeinen Schönheitsideals zu. Dies macht sie unter anderem an der Filmindustrie fest. Demnach hätten Schauspieler, die nicht dem gängigen Schönheitsideal eines sportlich durchtrainierten Körpers entsprechen, kaum eine Möglichkeit „den Helden zu spielen“. Viel mehr scheinen ihn seine vermeintlichen körperlichen Unzulänglichkeiten für die Rolle des „Antihelden“ zu prädestinieren.

Wie bereits aus den Angaben von Lukas und Gottfried hervorgegangen ist, scheint die körperliche Konstitution in Film- und TV-Produktionen maßgeblich an der individuellen Rollenverteilung beteiligt zu sein. Gottfrieds Vermutung, wonach fehlende Attraktivität in den TV-Medien oft zum „Aufhänger des Ganzen“ gemacht werde, scheint sich an dieser Stelle einmal mehr zu bestätigen.

### 9.6.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

Anders als ihre Vorrednerinnen und Vorredner stellt Sandra keine persönliche Verknüpfung von sportlichen Körpern mit erotischen Attributen her. Im Sinne einer „Gedankenmanipulation“ geht sie viel mehr davon aus, dass insbesondere über die Werbung suggeriert wird, „wenn man sportlich und fit ist, dass man automatisch auch sexy ist und dass das zusammen gehört.“ In ihren Augen sei dies aber „nicht der Fall“, sondern stünde in einem Wechselverhältnis zwischen dem sexy Image von Profisportlern und der medialen Fokussierung des Sports.

> Also wenn man Sport nicht übertragen würde, wär das glaub ich viel weniger bewusst … und die Sportler wären weniger im Fokus und deswegen würde man sie nicht ranziehen um irgendein bestimmtes Ideal zu repräsentieren oder zu ähm, ähm zu bewerben.

Medial präsente Sportler forcieren demnach ihr sexy Image, indem sie ihre erotisch konnotierten Körperregionen in einschlägigen Magazinen gezielt zur Schau stellen.

> […] die Sportler oder die sportliche Körper – wie man sie eben kennt aus der Leichtathletik oder aus dem Fußball zum Beispiel, da sieht man es inzwischen ja auch ziemlich häufig, dass die alle Sixpack haben und muskulöse Beine selbstverständlich aber auch Arme – die dann wiederum auf den Magazinen gezeigt und propagiert werden … „Schaut mal her wie cool ich bin, wie schön ich aussehe." Ähm und dadurch wird eben, weil eben die Journale und auch Werbung Massenmedien sind, das eben verbreitet und auch popularisiert, weil das eben ständig und überall ist. Und für gut empfunden wird.

## 9.7. Melvin

Portrait Melvin

Melvin ist 28 Jahre alt und BWL-Student in Augsburg. Er spielte bis vor wenigen Jahren Fußball in der Bezirksliga. Aktuell spielt er Fußball und Basketball lediglich in seiner Freizeit. Medial verfolgter Sport insbesondere über das Internet, wo er sich sehr viele Informationen einholt. Außerdem interessiert er sich für viele große Sportereignisse im Fernsehen.

### 9.7.1. Körperliche Idealvorstellungen

#### *9.7.1.1. persönliche Ideale*

Wie bereits angemerkt, hatten insbesondere die männlichen Interviewpartner mitunter große Schwierigkeiten ein persönliches Körperideal zu formulieren. Melvin stellt dabei keine Ausnahme dar. Bei näherer Betrachtung von Melvins Ausführungen kann diesbezüglich zumindest festgehalten werden, dass es ihm ein großes Anliegen war zu betonen, dass er den körperlichen Begleiterscheinungen des Sporttreibens nur eine untergeordnete Rolle zuschreibt.

> […] also die sind mir nicht so wichtig, nee. Also ich treib gern Sport, ich brauch's um ausgeglichen zu sein. Ohne äh, fehlt mir definitiv was, aber ich mach's jetzt nicht, um mich sportlich … um sportlicher zu werden, […].

Obwohl er betont, dem Aspekt der körperlichen Modellierung beim Sport keinen hohen Stellenwert beizumessen, gibt er zu verstehen, dass „ein gewisser Fitnessstandard für jeden" erstrebenswert sein sollte. Für sich persönlich stellt er in diesem Zusammenhang eine „gesunde Körperhaltung" als Charakteristikum für einen fitten Körper heraus.

Den persönlichen Idealkörper einer Frau zu beschreiben fällt Melvin deutlich leichter. So hebt er insbesondere die körperlichen Merkmale hervor, die die Grazie und die Eleganz einer Frau unterstreichen. Vor allem die Körper von Eiskunstläuferinnen und Turnerinnen machen in diesem Zusammenhang einen sehr anziehenden Eindruck auf ihn. Boxen empfindet er bei Frauen hingegen als „definitiv unattraktiv". Nicht zuletzt weil das Ziel des Boxsports nicht mit seinem weiblichen Rollenverständnis in Einklang zu bringen ist.

> Also Boxen ist definitiv unattraktiv. Vielleicht hat das auch mit dem Ziel des Boxens zu tun – den Gegner auf die Bretter zu schicken – was der weiblichen Vorstellung von mir ganz und gar nicht entspricht. Deswegen wäre es dann eher die elegantere und grazilere … sinds grazilere Sportarten, wie beispielsweise Eislaufen oder vielleicht auch Turnen, […].

Insgesamt, so seine Vermutung, müssen Frauen bei der Wahl ihrer Sportart mehr als Männer darauf achten, ihren Körper nicht entgegen männlicher Idealvorstellungen eines weiblichen Körpers zu „verformen". So verweist er aus einer heteronormativen Perspektive heraus, auf die stereotypen Körpermerkmale bestimmter Sportarten.

> Also definitiv gibt's Sportarten, die den Körper eines Mannes besser - also vorteilhafter formen – oder ich denk eher, bei Männern ist das … müsste ich mal kurz darüber nachdenken. Bei Männern ist es generell vielleicht leichter. Die können jede Sportart ausüben. Beispielsweise Schwimmen macht in der Frauenwelt, also in den Augen der Frauen, einen sehr attraktiven Körper. Aber die Frauen müssen denk ich mehr aufpassen, welchen Sport sie machen. Wie zum Beispiel Boxen macht jetzt vielleicht nicht gerade den weiblichsten schönen, attraktiven Körper.

Angesichts der unverkennbaren Distanzierung von weiblichen Attraktivitätsnormen in primär männlich besetzten Sportarten, scheint Melvin ein heteronormativ orientiertes Geschlechterverständnis zu vertreten. Stärker als alle männlichen und weiblichen Interviewpartner zuvor, verweist Melvin in diesem Zusammenhang wiederholt auf stereotype Geschlechterrollen.

#### *9.7.1.2. Bezug zu medial vermittelten Idealen*

Ähnlich wie Lukas gibt auch Melvin hinsichtlich des Bezugs zu medial vermittelten Idealen zu verstehen, dass er weniger die Körper, als viel mehr das Auftreten und die individuellen Fähigkeiten eines Athleten als vorbildliche Eigenschaften erachtet. So hebt Melvin beispielsweise ein selbstbewusstes Auftreten und die Fähigkeit „mit jeder Situation cool umgehen" zu können als erstrebenswerte Attribute eines professionellen Sportlers hervor.

### 9.7.2. Habitualisierte Kleidungskodes

Mit Blick auf die Wahl seiner Sportbekleidung gibt Melvin zu verstehen, dass sein „Sportleben“ und sein Kleiderschrank mittlerweile ausschließlich „auf den Fußball ausgerichtet“ ist. In erster Linie weil er keine „ganze Bandbreite von Shirts für unterschiedliche Sportarten“ mehr besitzt, greift er inzwischen auch für die Partizipation in anderen Sportarten ausschließlich auf Fußballbekleidung zurück. Dabei, so betont er, würde „gerade in jüngeren Jahren, wo man nicht so gefestigt … wo man noch nicht so ne gefestigte Person ist, auf äußere Erscheinungen doch mehr Wert“ gelegt werden. Bestimmten Lebensphasen, insbesondere der Jugend, sei demzufolge eine höhere Empfänglichkeit für die Aneignung habitualisierter Kleidungskodes zuzusprechen.

Wie bereits aus den Ausführungen von Sandra hervorging, scheint darüber hinaus auch die Trainingsfrequenz und die individuelle Identifikation mit einer bestimmten Sportart, einen wesentlichen Einfluss auf die Aneignung habitualisierter Kleidungskodes auszuüben. So ist sich auch Melvin sicher, dass „bei Leuten, die öfter Basketball spielen“, der Kleiderschrank anders aussieht als bei ihm. Neben dem Grad der Identifikation mit einer Sportart, führt er dies vor allem auf die Kleidungskodes medialer Vorbilder zurück.

> Sicherlich ist es bei Leuten, die öfter Basketball spielen, sieht der Kleiderschrank anders aus - oder ist auf jeden Fall so - wie bei mir. Da sind die Hosen dann breiter und die Tops auch weiter. Kommt auch eben daher, dass die Basketballprofis anders sich kleiden, als die Fußballprofis.

Hierbei stellt Melvin einen direkten Zusammenhang zwischen dem äußeren Erscheinungsbild professioneller Basketballer und dem Dresscode basketballaffiner Breitensportler her. Dass die Hosen der Basketballspieler „länger und weiter“ sind, als die der Fußballer, führt Melvin wiederum auf ethnische Besonderheiten im Basketballsport zurück. Afro-amerikanische Profispieler haben demnach nicht nur die professionelle Sportbekleidung des Basketballs geprägt, sondern auch die Sportbekleidung der Basketball spielenden Breitensportler beeinflusst.

> Das Basketball wurde sicher von den, ja, von den Schwarzafrikanern in Amerika äh beeinflusst und da hat sich der Modestil und die tiefhängenden Hosen irgendwie durchgesetzt und von denen, die dominieren da die komplette Sportart – von dem her wird’s von der gesellschaftlichen Seite mit in den Sport hineingetragen und wird eben von absoluten Top-Sportlern getragen und von den Fans, so dann auch adaptiert.

### 9.7.3. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen

Bezüglich der mimetischen Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport gibt Melvin zu verstehen, dass er in früheren Jahren eine spezifische Jubelgeste eines professionellen Fußballspielers reflexiv reproduziert hat.

> Und damals gab's ja diesen typischen Ohrschrauber von Luca Toni und den hab ich nach jedem Tor gemacht.

*Abbildung 23*

Quelle: http://www.itaria.it/wpcontent/uploads/2007/04/toni-.jpg (Stand: 05.03.2015)

Weil er dabei eine soziale Handlung auf eine Frühere bezogen und in Ähnlichkeit zu dieser durchgeführt hat, kommt – rückwirkend auf die Erkenntnisse von Gebauer und Wulf – hier der Wunsch zum Vorschein, „etwas wie die sozial Handelnden zu machen, auf die sich die Bezugnahme richtet, und sich ihnen anzuähneln.[287] Wenngleich sich Melvin inzwischen von dieser Handlung distanziert, wird deutlich, dass mediale Vorbilder einflussreiche Bezugsquellen bei der Herausbildung eines eigenen Handlungsspektrums darstellen. Die bewusste „Übernahme von Luca Tonis Torjubel“ legt, wie bereits aus den Äußerungen von Jessica und Gottfried hervorgegangen ist, die Vermutung nahe, dass der Mediensport dem Breitensport als Fundus für spezifische, mimetisch erlernte, körperliche Handlungspraxen dient.

Wie Melvin bereits anlässlich der Aneignung habitualisierter Kleidungskodes angeführt hatte, scheint in diesem Zusammenhang erneut das Alter eines sportlichen Akteurs eine wichtige Rolle zu spielen. Nach dem 20. Lebensjahr, so sein Eindruck, kommt die bewusste Reproduktion einer spezifischen Handlungspraxis aus dem Mediensport „eher negativ und arrogant rüber“ und wird daher

287 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 8f.

tendenziell eher unterlassen.

> Ja äh ja. Also in jüngeren Jahren. Ich glaube das bezieht sich doch eher auf die … auf die Teenager-Phase. Weil ab – ja schwierig ein Alter zu nennen – aber ich denk ab 20 überlegt man … kommt so was eher negativ und arrogant rüber. Gerade in einer Mannschaftssportart ist das nicht so gern gesehen.

Am Beispiel des Einflusses, den der amtierende Weltfußballer Cristiano Ronaldo gegenwärtig auf die Körperinszenierungsstrategien des Breitensport ausübt, stellt Melvin fest, dass die „Posen“ und das „Jubelverhalten“, die Ronaldo bis ins „völlige Extrem“ betreibt, im kommerzialisierten Medien-sport zwar einen wirtschaftlichen Sinn erfüllen, im Breitensport aber „einen Keil reintreibt, wenn du in der Mannschaft dich selber als der Star der Mannschaft hinstellen würdest oder hinsstellen möchtest.“ Demzufolge müsse mit Blick auf die eigene Außenwirkung „jeder Spieler, oder jeder Mensch selbst für sich entscheiden, was er für ein Typ ist und wie er am liebsten in der Öffentlichkeit dasteht.“ Dass, wie am Beispiel seiner eigenen Torjubel-Geste dargestellt, insbesondere in der „Teenagerphase“ Bezug auf vorbildliche Handlungspraxen genommen wird, erscheint Melvin mit Blick auf seine jüngeren Jahre, „wo man nicht so gefestigt“ ist, als logische Konsequenz.

### 9.7.4. Stellenwert des Sports

Wie alle befragten Interviewpartner schreibt auch Melvin dem Sport einen hohen gesellschaftlichen und persönlichen Stellenwert bei der alltäglich Lebensgestaltung zu. Das persönliche Ziel „fit und attraktiv“ zu sein, setzt sich demzufolge nicht nur „immer mehr durch“, sondern Sportlichkeit und Fitness stellen zudem gesellschaftlich hoch angesehene Attribute dar, die oft mit Erfolg in Verbindung gebracht werden.

> Ähm ja, ja wahrscheinlich bedeutet Sport und fit … fit sein, eben auch Erfolg äh erfolgreich sein.

Wie bereits in Kapitel 3.1. mit Verweis auf Norbert Elias dargestellt, scheint diese Entwicklung mit „einer Verlängerung des im Zivilisationsprozess angelegten Trends zur Disziplinierung des Körpers“[288] einher zugehen. Mit Blick auf die gegenwärtig zu verzeichnenden kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen, in denen „Mobilität, Selbstverantwortung und Aktivität zu zentralen Erfolgsfaktoren avanciert sind“[289], müssen deshalb die historischen Veränderungen des Körpers, „vom Arbeits-

288 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 22
289 Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5, hier S. 4 Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-

instrument zum Medium des Ausdrucks und der Expressivität“[290], mitberücksichtigt werden. Melvins Eindruck, wonach sich der Wunsch nach Sportlichkeit, Fitness und Attraktivität immer mehr durchsetzt, hängt demzufolge nicht nur mit der gesellschaftlichen Aufwertung des Sports und seinen körperlichen Begleiterscheinungen zusammen, sondern wird zudem durch historische bedingte Veränderungen der individuellen Körper- und Lebensgestaltung beeinflusst.

### 9.7.5. Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen

Auch Melvin stellt in seinen Ausführungen eine direkte Verknüpfung von sportlichen Körpern mit erotischen Attributen her. Ähnlich wie alle seine männlichen Vorredner hebt auch er dabei die individuelle Attraktivität einer Sportlerin als entscheidenden Faktor bei der erotischen Konnotation einer Sportart hervor. Demnach erlangt eine Sportart ihren erotischen Beigeschmack erst durch die Attraktivität seiner Akteure. Wenn ein bestimmter Sport folglich einen erotisch konnotierten Körper formt oder erfordert, wirkt sich dies sowohl auf die Attraktivität der Sportlerin, als auch auf das Image der Sportart aus. Die Verknüpfung von sportlichen Körpern mit erotischen Attributen ist demnach in erster Linie auf das erotisch besetzte Anforderungsprofil einer Sportart zurückzuführen.

> Wir haben ja – also meiner Meinung nach – haben wir … gibt’s bei mir den Zusammenhang, wenn ein Sport einen schönen Körper auch formt, oder erfordert, ist demnach auch die Person, sag ich jetzt mal erotisch.

Als Negativbeispiel nennt Melvin in diesem Zusammenhang das Frauenboxen. Weil das Anforderungsprofil des Frauenboxens („riesen Bizeps“ und „Stiernacken“) nicht mit seinen Idealvorstellungen eines weiblichen Körpers in Einklang zu bringen ist, empfindet er Frauenboxen nicht als erotisch.

> Also das Anforderungsprofil, das … weil im Boxen ist eben das Anforderungsprofil ne Schlagkraft zu haben und dementsprechend braucht man auch die Arme und den Nacken, was bei ner Frau beispielsweise wieder sich negativ auf die Erotik auswirkt. Wenn ne Frau einen riesen Bizeps hat und nen Stiernacken ist das in meinem Bild nicht erotisch. Also das Anforderungsprofil eines Sports, bildet auch die Erotik des Sportlers.

Als Positivbeispiel führt Melvin im Gegenzug den Beachvolleyball der Damen an.

> oder es gibt ne Sportart, wo man 1.70m als Frau sein muss oder 1.75m und sehr durchtrainiert, aber nicht zu extrem. Dann daraufhin ist ja dann der Mensch, oder der Körper auch sexy. Ob das

macht?p=all (Stand: 03.12.2014)

290 Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004, S. 22

jetzt mit dem Gesicht … das lass ich jetzt mal ganz außen vor, weil das variiert ja.

Wenngleich er zu verstehen gibt, dass der Beachvolleyball seiner Ansicht nach sehr über eine gezielte „Sexualisierung“ vermarktet wird, macht er deutlich, dass er den „kurzen Höschen und knappe[n] Outfits“ nicht abgeneigt ist. Viel mehr erachtet er es als eine legitime Vermarktungsstrategie, die „sexy“ Körper der Athletinnen auch zu präsentieren.

# 10. Zusammenfassung der empirischen Daten

### Körperliche Idealvorstellungen

#### 1. persönliche Ideale

Die körperlichen Idealvorstellungen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner haben sich als relativ homogen herausgestellt. So haben sowohl die männlichen, als auch die weiblichen Interviewpartner zu verstehen gegeben, dass sportlich konnotierte Körpermerkmale sowohl beim eigenen Körper, als auch beim anderen Geschlecht als erstrebenswertes Ideal erachtet werden.

Bei den männlichen Interviewpartnern fand die Beschreibung des persönlichen Körperideals dabei zu einem Großteil über die Abgrenzung von abgelehnten Körpermerkmalen statt. Der sportlich modellierte Körper wird hier, in Anlehnung an Bourdieus Habituskonzept, als wichtiges, gezielt gesetztes, ritualisiertes Zeichen erachtet, der das Erkennen der eigenen kollektiven Zugehörigkeit, durch die Abgrenzung gegenüber anderen Kollektivitäten möglich macht.[291]

#### 2. Bezug zu medial vermittelten Idealen

Alle befragten Interviewpartnerinnen und Interviewpartner haben mit Blick auf ihre persönlichen körperlichen Idealvorstellungen angegeben, dass die Medien einen wesentlichen Einfluss auf die Bildung ihrer körperlichen Idealvorstellungen ausgeübt haben. Obwohl das Ausmaß des Sportmedienkonsums unter den Befragten stark variierte, konnten dabei insbesondere sportliche Großereignisse im TV und Werbekampagnen prominenter Mediensportler als einflussreiche Faktoren bei der Herausbildung eines persönlichen Körperideals festgestellt werden. Insgesamt gaben alle Befragten an, dass sportliche Körper in den Medien stark überrepräsentiert sind.

291 Vgl. Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218, hier S. 208

### 3. Habitualisierte Kleidungskodes

Bis auf Jessica, die betonte, keinen großen Wert auf ihre Sportbekleidung zu legen, machten alle anderen Befragten deutlich, dass die Partizipation in einer bestimmten Sportart mit der Aneignung szenespezifischer Kleidungskodes einhergeht. In Anlehnung an Pierre Bourdieu wird dabei im Kontext subkultureller Verortungsstrategien deutlich, dass die Befragten die vorherrschenden Kleidungskodes so weit verinnerlicht haben, dass sie auch von außen als Mitglied einer Gruppe (an-)erkannt werden (möchten).[292] Insbesondere in den Angaben von Lukas, Sandra und Melvin wurde diesbezüglich deutlich, dass dabei insbesondere die Trainingsfrequenz, das Alter und der Grad der Identifikation mit einer Sportart über die individuelle Empfänglichkeit für habitualisierte Kleidungskodes zu entscheiden scheinen.

### 4. Mimetische Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport

Vor allem in den Angaben von Jessica, Gottfried, Lukas und Melvin wurde deutlich, dass der Mediensport dem Breitensport als Fundus für mimetisch angeeignete Körperinszenierungsstrategien dient. Indem sie in ihrem Handeln eine direkte Beziehung zu medial präsenten Sportlern und deren Handeln herstellen, sehen sich durch den vergleichbaren sportlichen Kontext mit ihnen verbunden. Folgt man den sozialwissenschaftlichen Begriffsbestimmungen der Mimesis, kommt in der Aneignung spezifischer Handlungspraxen der Wunsch zum Vorschein, „auch in Darstellung und Ausdruck so zu werden wie die jeweiligen Vorbilder.“[293] In diesem Zusammenhang betonen Lukas und Melvin, dass sowohl die Herausbildung sportlicher Vorbilder als auch die Reproduktion vorbildlicher Handlungen von bestimmten Faktoren begünstigt werden. So gehen sie davon aus, dass die Empfänglichkeit für die Aneignung spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport wesentlich mit der Trainingsfrequenz, dem Alter und dem Grad der Identifikation mit einer Sportart zusammenhängt. Die reflexive Aneignung und Reproduktion spezifischer Handlungspraxen aus dem Mediensport scheint daher in erster Linie typabhängig zu sein und kann nicht als Massenphänomen des Breitensports erachtet werden.

### 5. Stellenwert des Sports

Alle befragten Interviewpartnerinnen und Interviewpartner messen dem Sport einen hohen persönli-

292 Vgl. ebd.
293 Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998, S. 80

chen Stellenwert bei. Insbesondere die Gesunderhaltung des eigenen Körpers, die Steigerung des Wohlbefindens und der Ausgleich vom Alltag wurden dabei als positive Implikationen des Sporttreibens hervorgehoben. Auch aus gesellschaftlicher Perspektive, so der Tenor der Befragten, sei dem Sport ein hoher Stellenwert zuzuschreiben. Nicht nur, dass Sport heute modern und allgegenwärtig erscheint, seine körperlichen Begleiterscheinungen seien zudem zu einem gesellschaftlich hoch anerkannten Wert avanciert.

6. **Verknüpfung sportlicher Körper mit erotischen Attributen**

Mit Blick auf die eigenen und die medial vermittelten Körperideale, stellen alle Befragten eine Verknüpfung von sportlichen Körpern mit erotischen Attributen her. Medial popularisierte Sexualisierungsstrategien einiger Sportarten und erotische Körperinszenierungen einzelner Profisportler haben sich in diesem Zusammenhang als einflussreiche Bezugsquellen unter den Befragten hervorgetan. Wie aus den Angaben der männlichen Befragten hervorging, entscheidet dabei in erster Linie die individuelle Attraktivität einer Sportlerin, über die erotische Konnotation einer Sportart.

# 11. Fazit

Wie die Aufarbeitung der kultur- und sozialwissenschaftlichen Sport- und Körperforschung gezeigt hat, genießt der Sport und der sportliche Körper gegenwärtig einen hohen gesellschaftlichen Stellenwert. Als sinn- und identitätsstiftendes Merkmal gelungener Lebensentwürfe kommen im Aktionsradius des Sports nicht nur die veränderten Persönlichkeits- und Körperideale pluralisierter Industriegesellschaften zum Vorschein, sondern die Partizipation im Aktionsfeld Sport hat zudem zu einer Ausdifferenzierung individueller körperlicher Selbstdarstellungsstrategien geführt. Losgelöst vom Geschmack der Zeitvergeudung, so der sozial- und kulturwissenschaftliche Tenor der letzten dreißig Jahre, hat sich der Sport zu einem gesellschaftlichen „Leitwert“[294] und „Maßstab sinn-voller Alltags- und Lebensgestaltung“[295] herausgebildet.

Die Ergebnisse der vorliegenden empirischen Untersuchung weisen diesbezüglich auf ähnliche Erkenntnisse hin. So hat sich gezeigt, dass Sport mitsamt seinen körperlichen Begleiterscheinungen, nicht nur eine positive Konnotation erhält, sondern dass seine sportartspezifischen Inszenierungsko-

294 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung“ unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171
295 Ebd. S. 157

des auch als Orientierungshilfe in der alltagsweltlichen Handlungspraxis der Befragten herangezogen werden.

Eines der Ziele der vorliegenden Arbeit war es herauszufinden, wer gegenwärtig körperliche Ideale vorgibt und auf welche Weise diese vermittelt werden. Als Ergebnis ist diesbezüglich festzuhalten, dass sich die diversen massenmedialen Inszenierungsgenres des Mediensports als zentrale Bezugsquellen bei der Herausbildung breitensportlicher Körperideale herausgestellt haben. Insbesondere sportliche Großereignisse im TV und Werbekampagnen mit sportlicher Prominenz, haben sich in diesem Zusammenhang als einflussreiche Faktoren erwiesen.

Bei der Auswertung der Interviews hat sich herausgestellt, dass sportlich konnotierte Körper in der medialen Berichterstattung stark überrepräsentiert wahrgenommen werden. Insbesondere die weiblichen Interviewpartner haben diesbezüglich darauf aufmerksam gemacht, dass ein athletisch-durchtrainierter Körper nicht mehr nur als Bestandteil der Sportberichterstattung in Erscheinung tritt, sondern auch in der Film- und Musikbranche zu einem wichtigen Bestandteil der individuellen Selbstdarstellung der Akteure avanciert ist. Ebenso wie ein unsportlich konnotierter Körper nur dann medial in Erscheinung zu treten scheint, wenn sein vermeintliches Manko explizit zum Thema gemacht wird, erscheint der sportlich durchtrainierte Schauspieler prädestiniert für die Rolle des Helden.

Wie im Verlauf der Arbeit dargestellt, spielt in hochgradig pluralistischen Gesellschaften, in denen sich die Partizipation an verschiedensten (Sub-)Kulturen, zu einem wesentlichen Bestandteil der alltäglichen Handlungspraxis entwickelt hat, die Inszenierung des Körpers mitsamt seinen soziokulturellen Konstruktionen eine maßgebliche Rolle. Sowohl durch gezielte Manipulationen des „natürlichen“ äußeren Erscheinungsbilds, als auch durch bestimmte Verhaltensweisen und Gesten, glauben wir so beeinflussen zu können, wie wir auf unser soziales Umfeld wirken. Im Zuge der Modernisierung scheint es in diesem Zusammenhang zu einer ambivalenten Notwendigkeit geworden zu sein, sich in dieses soziale Gefüge von (Sub-)Kulturen einzuordnen.

Der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit konzentrierte sich in diesem Zusammenhang auf die Körperinszenierung von Breitensportlern im Spannungsfeld des Mediensports. Ausgehend von der Annahme, dass wir gelernt haben, die Zugehörigkeiten zu bestimmten Gruppen an den Körpern unserer Mitmenschen abzulesen und uns gleichzeitig durch die Inszenierung unseres eigenen

Körpers für unser Umfeld zu erkennen zu geben, zielte der empirische Teil der Arbeit vor allem darauf ab zu untersuchen, welchen Einfluss die Körperinszenierungsstrategien des Mediensports auf die Kleidungskodes und Handlungspraxen des Breitensports ausüben. Mit Bezug auf das sozialwissenschaftliche Konzept der Mimesis und Bourdieus körperbezogener Habitustheorie wurde untersucht, inwieweit die sieben befragten BreitensportlerInnen in ihrem Handeln und ihrer Bekleidung einen Bezug zum Mediensport herstellen. Dabei hat sich gezeigt, dass der Mediensport dem Breitensport zwar sowohl bei der Reproduktion spezifischer Handlungspraxen als auch bei der Aneignung habitualisierter Kleidungskodes als wichtige Orientierungshilfe dient, die Aneignung spezifischer Handlungspraxen und Kleidungskodes aus dem Mediensport aber auch von der individuellen Empfänglichkeit des jeweiligen Breitensportlers abhängig ist. Insbesondere das Alter, der Grad der Identifikation mit einer Sportart und die individuelle Trainingsfrequenz haben sich in diesem Zusammenhang als einflussreiche Faktoren herausgestellt.

Insgesamt ist festzuhalten, dass der anhaltend steigende gesellschaftliche Stellenwert des Sports dazu geführt hat, dass sich nicht mehr bloß das Sporttreiben, sondern auch die körperliche und modische Inszenierung zu einem wichtigen Bestandteil der Sportpartizipation herausgebildet hat.

Spätestens seit der Genese des sportlichen Helden zum Star des Populären und der massenhaften Verbreitung expliziter Sportbekleidungen in den 1990er Jahren, kann mit Blick auf den Einfluss, den die Selbstdarstellungsstrategien und Kleidungskodes des Mediensports auf den Breitensport ausüben, eine „Tendenz zum demonstrativen körperverliebten Sport“[296] konstatiert werden. Wie sich gezeigt hat, wird eine von den Medien forcierte Verknüpfung zwischen den Diskursorten Sport und Sexualität nicht nur von der Wissenschaft herausgestellt, sondern auch von den befragten BreitensportlerInnen als solche empfunden.

In Bezug auf die letzte Fragestellung der Arbeit, ob der Breitensport den gegenwärtig anhaltenden Sexualisierungsprozessen des Mediensports folgt, ist demnach festzuhalten, dass sich die erotisierenden Tendenzen des Mediensports auch im Breitensport wiederfinden. Zwar lassen die divergierenden Meinungen, Erfahrungen und Erlebnisse der befragten BreitensportlerInnen keine repräsentativen Verallgemeinerungen zu, als Tenor ist dennoch zu verzeichnen, dass sich die Erotisierungs-

296 Klein, Marie-Luise: Sport und Sexualität. Zur Konstruktion eines diskursiven Feldes. In: Winkler, Joachim; Weis, Kurt (Hg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen 1995, S. 229 -240, hier S. 229

und Ästhetisierungsstrategien des Mediensports auch auf die körperlichen Ideale, Handlungspraxen und Kleidungskodes des Breitensports auswirken. Das im Verlauf der Arbeit vorgestellte Menschenbild des „homo sportivus eroticus“, in dem die Grenzen zwischen sportlicher und erotischer Außenwirkung zu verschwimmen scheinen, ist demnach nicht nur als neuzeitliches Phänomen des Mediensports, sondern auch als reflektiertes Produkt medial vermittelter Körperinszenierungsstrategien im Bereich des Breitensports zu erachten.

# Literaturverzeichnis


- Alkemeyer, Thomas u. a. Hg.: Aufs Spiel gesetzte Körper. Aufführungen des Sozialen in Sport und populärer Kultur. Konstanz 2003
- Bausinger, Herrmann: Sportkultur. Tübingen 2006
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982
- Bourdieu, Pierre: Die Objektivität des Subjektiven. Zur Logik symbolischer Formen. In: Merkur 41 (1987), S. 367 – 375
- Bourdieu, Pierre: Rede und Antwort. Frankfurt am Main 1992
- Degele, Nina: Bodification und Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln. In: Sport und Gesellschaft, Stuttgart, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 244 – 268
- Degele, Nina: Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden 2004
- Diekmann, Andreas: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen.. Reinbeck bei Hamburg 2000
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. 2. Aufl., Frankfurt am Main 1977
- Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.): Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt. Reinbeck bei Hamburg 1998
- Gennep van, Arnold: Les rites de passage. Paris 1909
- Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt am Main/New York 1994
- Goffmann, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main 1967
- Gugutzer, Robert (Hg.): Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld 2006

– Gugutzer, Robert; Duttweiler, Stefanie: Körper – Gesundheit – Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 35 (2012), Heft 1, S. 5 – 18

– Gugutzer, Robert: Soziologie des Körpers. Bielefeld 2004

– Habermas, Jürgen: Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Plessner, Helmuth (Hg.): Sport und Leibeserziehung. München 1967, S. 28 – 46

– Horak, Roman; Nieland, Jörg-Uwe: Sportler als Popstars. Sexualisierung als Vehikel. In: Schaaf, Daniela; Nieland, Jörg-Uwe (Hg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln 2011, S. 150 – 172, hier S. 150

– Joas, Hans: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt am Main 1992

– Kamper, Dietmar; Wulf, Christoph (Hg.): Die Wiederkehr des Körpers. Frankfurt am Main 1982

– Kaschuba, Wolfgang: Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts. Anmerkungen zur „Versportlichung“ unserer Alltagskultur. In: Sportwissenschaft 1989/ 19 , S. 154 – 171

– Klein, Marie-Luise: Sport und Sexualität. Zur Konstruktion eines diskursiven Feldes. In: Winkler, Joachim; Weis, Kurt (Hg.): Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven. Opladen 1995, S. 229 -240

– Kowal, Sabine; O´Connell, Daniel C.: Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst, Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch.. Reinbeck bei Hamburg 2000, S. 437 – 446

– Krüger, Michael: Sport, Sex und Erotik. In: Sportwissenschaft 1 – 2009, S. 52 – 57

– Lamnek, Siegfried: Die Einzelfallstudie. In: Ders. (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Weinheim 1995

– Lankenau, Klaus; Zimmermann, Gunter E.: Methoden der empirischen Sozialforschung. In: Schäfers, Bernhard (Hg.): Grundbegriffe der Soziologie. Opladen 1998, S. 216 – 227

– Lindner, Rolf: Vom Ritual zur Show: Anmerkungen zum Fußball im Prozeß gesellschaftlichen Wandels. In: Colloquium Paper 68 (col 8), Florence 1990

– Mayring, Philipp: Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Mayring, Philipp; Gläser-Zikuda, Michaela (Hg.): Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse, Weinheim 2005, S. 7 – 19

– Meuser, Michael: Zwischen „Leibvergessenheit“ und „Körperboom“. Die Soziologie und der Körper. In: Sport und Gesellschaft – Sport and Society, Jg. 1 (2004), Heft 3, S. 197 – 218

– Mitscherlich, Alexander: Sport – kein pures Privatvergnügen. In: Plessner, Helmuth (Hg.): Sport und Leibeserziehung. München 1967, S. 58 – 64

– Oehmichen, Ekkehardt: Sport im Alltag – Sport im Fernsehen. In: Media Perspektiven, 22. Jg., Heft 11 (1991), S. 744 – 758

– Rittner, Volker: Die "success-story" des modernen Sports und seine Metamorphosen. Fitneß, Ästhetik und individuelle Selbstdarstellung. Aus Politik und Zeitgeschichte, B 24/1994, S. 23 - 30

– Rittner, Volker. Profession auf halbem Wege. Thesen zu Ausbildungsverfahren und Berufsperspektiven im Freizeit- und Breitensport. In: Animation, 8. Jg., Heft Mai/Juni 1987, S. 146 – 149

– Schaaf, Daniela; Nieland, Jörg-Uwe (Hg.): Die Sexualisierung des Sports in den Medien. Köln 2011

– Schmidt, Christiane: Analyse von Leitfadenintervies. In: Flick, Uwe; von Kardoff, Ernst, Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg 2000, S. 447 – 455

– Steinrücke, Margareta: Notizen zum Begriff des Habitus. In: Das Argument. Heft 6 (1988), S. 92 – 95

– Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (Hg.): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996

– Villa, Paula-Irene: Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. 4. Aufl., Wiesbaden 2011

– Willems, Herbert: Inszenierungsgesellschaft? Zum Theater als Modell, zur Theatralität von

Praxis. In: Willems, Herbert; Jurga, Martin (Hg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. Opladen/Wiesbaden 1998, S. 23 – 80

- Witzel, Andreas: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt,/New York 1982
- Wulf, Christoph: Zur Genese des Sozialen. Mimesis – Performativität – Ritual. Bielefeld 2005
- „Theatralitätsprogramm“: DFG Schwerpunktprogramm: Theatralität – Theater als kulturelles Modell in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Bonn 1995

## Internetquellen

- Alkemeyer, Thomas: Aufrecht und biegsam. Eine politische Geschichte des Körperkults. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 9. Abrufbar unter: http://www.bpb.de/apuz/30506/aufrecht-und-biegsam-eine-politische-geschichte-des-koerperkults?p=8 (Stand: 19.01.2015)
- Degele, Nina: Schönheit – Erfolg – Macht. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 5. Abrufbar unter http://www.bpb.de/apuz/30510/schoenheit-erfolg-macht?p=all (Stand: 03.12.2014)
- Der Deutsche Olympische Sportbund Abrufbar unter: http://www.dosb.de/de/organisation/wir-ueber-uns/ (Stand 03.01.2013)
- Deutscher Sportbund (Hg.): Sport in Deutschland. 19. Auflage, Frankfurt am Main 2003. Als PDF abrufbar unter: http://www.dosb.de/fileadmin/fm-dsb/arbeitsfelder/wissges/Dateien/Sport_in_Deutschland.pdf S. 1 – 89, hier S. 5 (Stand: 03.01.2015)
- http://de.statista.com/statistik/daten/studie/171911/umfrage/haeufigkeit-sport-treiben-in-der-freizeit/ (Stand: 05.01.2015)
- http://de.statista.com/statistik/daten/studie/6231/umfrage/anzahl-der-anlagen-in-der-fitness-branche/ (Stand: 05.01.2015)
- http://de.statista.com/statistik/daten/studie/5966/umfrage/mitglieder-der-deutschen-

fitnessclubs-seit-2004/ (Stand: 05.01.2015)

– Hummel, Thomas: Adonis am Ball. Olic, Forlan, Ronaldo: Warum ziehen sich Fußballer nach entscheidenden Toren das Trikot aus? Und wieso ist es verboten? Eine sportsoziologische Annäherung. Mai 2010, In: süddeutsche.de abrufbar unter: http://www.sueddeutsche.de/sport/fussball-trikot-ausziehen-adonis-am-ball-1.946969

– O. V.: Beachvolleyball – Allgemein. Weltverband schafft Bikini-Pflicht ab. In: Focus-Online, 25.03.2012. Abrufbar unter: http://www.focus.de/sport/mehrsport/beachvolleyball-allgemein-weltverband-schafft-bikini-pflicht-ab_aid_727670.html (Stand: 01.03.2015)

– O. V. : Jogger schafft maximal zwei km/h, weil er keine hautenge Laufhose trägt. In: Der Postillon, 13.11.2014. Abrufbar unter http://www.der-postillon.com/2014/11/jogger-ohne-hautenge-laufhose-schafft.html (Stand: 26.02.2015)

– Villa, Paula-Irene: Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. In: Bundeszentrale für politische Bildung, Körperkult und Schönheitswahn, 23.04.2007, S. 1 – 6. Abrufbar unter: http://www.bpb.de/apuz/30508/der-koerper-als-kulturelle-inszenierung-und-statussymbol?p=1 (Stand: 26.01.2015)

# Anhang

### Interviewleitfaden

| **Themenblock** | **Frage** |
|---|---|
| Persönliche Angaben | - Wie alt bist du?<br>- Woher kommst du?<br>- Was machst du beruflich? |
| Sportinteresse | - Interessierst du dich für Sport?<br>- Für welchen Sport interessierst du dich besonders?<br>- Was begeistert dich an diesem Sport?<br>- Was gefällt dir an diesem Sport nicht? |
| Sportliche Aktivität | - Treibst du Sport?<br>- was sind deine Motive Sport zu treiben?<br>- Welchen Sport treibst du?<br>- Warum ausgerechnet diesen Sport?<br>- Wie intensiv gehst du diesem Sport nach?<br>- Wie oft trainierst du? |
| Nach dem Training | - Wie fühlst du dich nach dem Training?<br>- Was löst die sportliche Betätigung in dir aus? |
| Mannschaftsgefüge | - Wie ist dein Verhältnis zu deinen Teamkameraden?<br>- gibt es Außenseiter?<br>- wodurch zeichnen sich diese aus?<br>  - Verhalten?<br>  - Kleidung?<br>- wer außer dem Trainer spricht in eurer Gruppe sonst noch Lob aus?<br>- Gibt es etwas, das du in diesem Sport nicht magst? |
| Sportmedien | - Verfolgst du Sport auch über die Medien?<br>- Wenn ja, über welche Medien?<br>- Welcher Sport interessiert dich dabei besonders?<br>- Was ist daran für dich interessant? |
| Vorbilder | - hattest oder hast du Poster von Sportlern in deinem Zimmer hängen?<br>  - wenn ja, von wem?<br>  - interessierst du dich auch heute noch für diesen Sportler?<br><br>- Gibt es mittlerweile andere Sportler, die dich besonders interessieren?<br><br>  - folgst du ihnen auf facebook, twitter o.ä.?<br>  - was interessiert dich an ihnen?<br>  - würdest du dich als Fan bezeichnen?<br>  - würdest du sie als Vorbild bezeichnen?<br>  - in welcher Hinsicht? |

| | |
|---|---|
| Sport, Körper und Attraktivität | - findest du SportlerInnen besonders attraktiv? könntest du dir vorstellen mit einer unsportlichen Person zusammen zu sein?<br>- wodurch zeichnet sich die Attraktivität von Sportlern aus?<br>- was zeichnet schöne Körper aus?<br>- was zeichnet sie nicht aus?<br>- welche Sportart formt deiner Ansicht nach die schönsten Körper?<br>- beeinflusst das deinen Sportmedienkonsum? (Stichwort Beachvolleyball)<br>- welche Sportart findest du beim anderen Geschlecht am attraktivsten?<br>- warum? |
| Bezug zum eigenen Körper | - wie ist dein Verhältnis zu deinem eigenen Körper?<br>- bist du zufrieden so wie er ist?<br>- hast du Änderungswünsche?<br>- wer gibt heutzutage die körperlichen Schönheitsideale vor?<br>- inwiefern glaubst du hat das auch Einfluss auf dich?<br>- Hast du Tattoos oder Piercings oder ähnliches?<br>- woran orientierst du dich dabei? |
| Modische Inszenierung beim Sport | - was trägst du beim Sport?<br>- trägst du dabei immer ähnliche Klamotten?<br>- trägst du vorrangig Markenklamotten?<br>- wo kaufst du deine Sportklamotten?<br>- machst du dich zum Sport machen schön?<br>- wechselst du deine Sportklamotte wenn du einen anderen Sport als üblicherweise ausübst?<br>- warum?<br>- worauf kommt es für dich bei Sportklamotten an?<br>- woran/an wem orientierst du dich?<br>- wie viel bist du bereit für Sportklamotten auszugeben?<br>- achtest du am Wettkampftag besonders auf dein Outfit? |
| Gestische Inszenierung beim Sport | - gibt es bestimmte Rituale die du beim Sport ausübst?<br>- etwa beim aufwärmen, jubeln, beim betreten des Platzes o. ä.?<br>- wann hast du damit angefangen?<br>- warum?<br>- wer/was hat dich dazu inspiriert? |

**Thesen zum Interviewleitfaden:**

1. Sport könnte nicht geil, sexy und erotisch sein, wenn es nicht die Sportlerinnen und Sportler selbst wären.
2. Journale wie *„Fit for Fun“* oder *„Men's Health“* propagieren ein sportlich-erotisches und sexuell-attraktives Körperbild.
3. Über die Printmedien wird ein Menschen- und Körperbild eines „homo sportivus eroticus“ in den unterschiedlichsten Spielarten massenhaft verbreitet und popularisiert.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info September 2016

Katharina Wieder

# Die Schwäbische Alb:
# Von einer rauen Region zu einer Genussregion?

Regionale Produkte scheinen in unserer Zeit einen wahren Boom zu erleben. „Noch nie war so viel von der regionalen Küche die Rede“[1], schreibt Bernhard Tschofen in seinem Aufsatz *Regionale Küche. Theoretische Blicke auf eine reflexionsbedürftige Praxis*. Dass Geschmack oder auch Genuss an einen Raum gebunden ist, scheint Konsens zu sein. Italien steht mit seinen Regionen wie beispielsweise der Toskana oder Ligurien für Hochgenüsse der Gaumenfreuden: Erlesene Weine, verschiedenster Käse, süße Leckereien und allerhand andere regionale Spezialitäten werden mit einem Landschaftsbild in Verbindung gebracht und soll so Fernweh nach der warmen Sonne und dem guten Essen auslösen. Wie werden solche Genussregionen konstruiert und ist das auch in Deutschland möglich?

Die Schwäbische Alb liegt in Baden-Württemberg. Vermutlich hat sie bislang kaum einer mit dem Etikett einer Genussregion in Verbindung gebracht, weil wohl die allgegenwärtige Meinung vorherrscht, die Schwäbische Alb sei eine raue, schwer zu bewirtschaftende Gegend. Kein Vergleich zu den regionalen Nahrungshighlights der Toskana. Doch auch die Alb kann mit einem umfassenden Repertoire an Nahrungsmitteln aufwarten. Anhand des *Streuobst Bio-Apfelsaft* und *Streuobst-Apfelsaft von der Alb* von *Burkhardt Fruchtsäfte* gehe ich den Fragen nach, wie die Schwäbische Alb als Genussregion (neu) konstruiert wird und wie viel Alb und welche Alb in den Produkten steckt.

[1] Bernhard Tschofen: Regionale Küche. Theoretische Blicke auf eine reflexionsbedürftige Praxis. In: Journal culinaire Nr. 6/2008, S. 94-98, hier S. 94.

Nahrungsmittel sind nicht nur ernährungsphysiologisch von Bedeutung, sondern vor allem „als Bestandteil einer kulturellen Praxis“[2], wie Eva Gelinsky schreibt. Nahrung ist Teil einer Kultur, die in eine regionale Tradition eingebunden ist und auch die Produkte der Schwäbischen Alb sind an einen konkreten Raum gebunden. Die Produkte stehen für die Region und lassen diese durch den Magen gehen und so erfahrbar werden. Dies führt aber auch dazu, dass andere Nahrungsmittel verloren gehen und Orte oder Menschen ein-, aber auch ausgegrenzt werden.[3]

Die Geschichte, Natur und Region der Schwäbischen Alb stehen für die Nahrungsprodukte als zentrale Bezugsgrößen in Relation und werden in dieser neu verhandelt. Es entstehen so Nahrungsprodukte, die Geschichte, Natur und Region in sich vereinen und sich darüber definieren. Diese Hauptthese soll anhand der Streuobst-Apfelsäfte weiter ausgeführt werden.

Im Rahmen der zugrundliegenden Forschung wurden drei Fallbeispiele ausgewählt und qualitative Leitfaden gestützte Interviews mit drei Produzenten der Schwäbischen Alb geführt. Neben den hier thematisierten Fruchtsäften waren dies das Schäfleshimmelbier der Berg Brauerei Ulrich Zimmermann und die Alblinsen.[4] Die Produzenten beziehen sich mit ihren Produkten stark auf den Raum Schwäbische Alb und sind dort bekannt. Ergänzend zu den Interviews wurde eine Medienanalyse der Produkte und Prospekte der Produzenten durchgeführt und dabei die Visualisierung der Produkte zentral gestellt, vor allem auf den Etiketten und der Verpackung. Zudem zeichneten die Produzenten Mental Maps der Schwäbischen Alb.

## Interpretationen der Alb

Um das Jahr 1500 schreibt Ladislaus Suntheim, deutscher Historiker und Geograph, die Alb sei ein „gebirgiges, steiniges, rauhes Land“.[5] Das Bild einer kargen, rauen und steinigen Landschaft, deren Boden die Frucht hart abgerungen werden muss, verfestigte sich in den darauffolgenden Jahrhunderten.

[2] Eva Gelinsky: Landschaft essen. Slowfood und die Verteidigung der regionalen Vielfalt. In: Internationaler Arbeitskreis für Kulturforschung des Essens, Mitteilungen (Bd. 10). Heidelberg 2003, S. 10-21, hier S. 13.
[3] Vgl. ebd. S. 13ff.
[4] Die Interviews erfolgten mit Dieter Burkhardt, der Geschäftsführer von Burkhardt Fruchtsäfte in Machtolsheim ist, Ulrich Zimmermann, Geschäftsführer von der Ulrich Zimmermann Berg Brauerei und Woldemar Mammel, der die Alblinse wieder auf die Schwäbische Alb brachte.
[5] Wolfgang Alber/Brigitte Bausinger/Hermann Bausinger: Albgeschichten. Tübingen 2008, S. 41.

> „Dass der edeldenkende Mann […] sich vielleicht freut, mit einer Gegend näher bekannt zu werden, von der manche Glauben: Sie seye rauer, unfruchtbarer und unangenehmer als – Sibirien: Manche glauben: Der weit größere Theil der Alpbewohner seien – Halb-Huronen. […] fürwahr, auch die Alp, welch, was nicht geleugnet werden kann, in vieler Hinsicht manche Vorzüge nicht hat, die in den gesegneteren Gegenden Wirtembergs angetroffen werden, hat jedoch auch ihre eigenen Vorzüge.“[6]

Jeremias Höslin entdeckte Ende des 18. Jahrhunderts neben den scheinbar allgegenwärtigen Nachteilen auch Vorzüge der Schwäbischen Alb. Und auch heute kann man nach diesen Vorzügen der Alb fragen. Bei der näheren Betrachtung der vorhandenen Nahrungsprodukte fiel auf, dass diese eine immer größere Rolle in der Region und für die Region spielen. Somit findet einerseits eine Art Selbstvergewisserung oder Identitätskonstruktion nach innen statt und andererseits ein nach außen vermitteltes Bild über die Region. Es scheint, als würden ‚Essen und Trinken‘ zunehmend zu Stellvertretern für Regionen zu werden, die diese Regionen attraktiv machen sollen.

## Essen und Trinken stiftet Identität

Essen ist eine kulturalisierte Praxis. Esskultur habe, wie Barlösius, Neumann und Teuteberg schreiben, „eine ganz spezifische symbolische Ortsbezogenheit“ inne, „die zu allen Zeiten und in allen Räumen zu beobachten ist“.[7] Menschen identifizieren sich über ihre Nahrungsprodukte, definieren sich darüber einen Platz in der Welt und orientieren sich daran. Nahrungsprodukte fungieren damit nach Tschofen als „Signale kultureller Zugehörigkeit“[8] und haben somit auch eine Außenwirkung: Man isst nicht nur für sich, sondern transportiere mit dem, was man isst, auch etwas nach außen, das etwas über einen selbst . Lange Zeit verfolgte man in der Nahrungsforschung einen naturwissenschaftlichen Zugang, der einerseits gesundheitliche Aspekte beleuchten sollte und andererseits nach einer „materiellen

[6] Jeremias Höslin: Beschreibung der Wirtembergischen Alp mit landwirthschaftlichen Bemerkungen. In: Jeremias Höslin jun. (Hg.): Beschreibung der Wirtembergischen Alp mit landwirthschaftlichen Bemerkungen. Tübingen 1798, S. 23. Die Huronen waren ein ehemaliger Indianerstamm Nordamerikas, auch bekannt unter dem Namen Wyandot. Vgl. Paul Grebe: Duden. Fremdwörterbuch. In: Bibliographisches Institut (Hg.): Der Große Duden (Bd. 5). Mannheim 1960, S. 251, Sp. 1.

[7] Eva Barlösius/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg: Leitgedanken über die Zusammenhänge von Identität und kulinarischer Kultur im Europa der Regionen. In: Dies. (Hg.): Essen und kulturelle Identität. Europäische Perspektiven. In: Kulturthema Essen (Bd. 2). Berlin 1997, S. 13-23, hier S. 13.

[8] Tschofen 2008 (wie Anm. 1), S. 94.

Optimierung der körperlichen Nahrungszufuhr“ suchte.[9] In den 1990er Jahren veränderte sich das Forschungsinteresse und die kulinarische Kultur trat in den Vordergrund. Es ging nicht mehr primär um die Frage, wie man satt wird, sondern auch darum, wie gegessen wurde. Man sah die Nahrungsaufnahme mehr und mehr als symbolischen Vorgang an, der Identität stiftet und etwas über die jeweilige Kultur offenbaren kann. So geht das Essen über den reinen Verzehr hinaus.

Kulturelle Identität bindet sich an einen Raum. Diese Essräume haben eine „soziale, wirtschaftliche, nationale, regionale, personale und ethnische“ Ebene, wie Barlösius, Neumann und Teuteberg schreiben und werden aus all diesen Kriterien konstruiert.[10] Esskulturen bekommen dadurch unterschiedliche Qualitäten, die vor allem sozial und kulturell geprägt sind, aber auch geografisch verortet werden. Essen ist ein besonders starkes Medium, um Region und Regionalität Ausdruck zu verleihen, weil es ein Grundbedürfnis des Menschen ist, sich zu ernähren und sich vor allem auch mit dem zu ernähren, was es vor Ort gibt. Über tradierte und erlernte kulturelle Mittel befriedigen Menschen ihre organischen Bedürfnisse und selektieren und gestalten dabei auch das Nahrungsangebot einer Region. Über kulturelle Verhaltensmuster wird also eine Selektion der Nahrungsprodukte vollzogen. Dafür gibt es im Schwäbischen eine Redensart: ‚Was dr Baur ned kennt, des frisst er au ned!‘. So findet die Selektion einerseits durch die Kenntnis der essbaren Lebensmittel und andererseits durch wirtschaftliche und ökologische Bedingungen statt. Zudem ist sie in hohem Maße von kulturell geprägten Esstraditionen und „gesellschaftlich vermittelten Überlieferungen“ geprägt, wobei Geschmack und Gewohnheit eine starke Rolle spielen.[11]

## Ein „hochmoderner Saftladen“[12]

Unter der großen Auswahl verschiedenster Fruchtsäfte gibt es bei *Burkhardt Fruchtsäfte* auch *Streuobst Bio-Apfelsaft* und *Streuobst-Apfelsaft von der Alb* aus dem Biosphärengebiet Schwäbische Alb, welche in dieser Arbeit untersucht werden. Das Unternehmen wurde im

[9] Barlösius 1997 (wie Anm. 7), S. 13.
[10] Ebd., S. 18.
[11] Ulrich Tolksdorf: Nahrungsforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2008, S. 239-254, hier S. 244.
[12] Friedrich Weller/Wiltraud Walz: Streuobstwiesen. Und warum sich der Erhalt der schwäbischen Streuobstwiesen für uns alle lohnt. In: Burkhardt Fruchtsäfte GmbH & Co. KG. Informationsheft, S. 29.

Jahr 1919 als Küferei[13] in Machtholsheim gegründet und wird heute in der dritten Generation von Dieter Burkhardt geführt. Er selbst bezeichnet sein Unternehmen als „hochmoderne[n] Saftladen“[14] und verweist damit auf eine Verortung zwischen Tradition und Moderne und schafft mit der Verwendung dieses dialektalen Begriffes einen Bezug zur Region. Dabei wird das Unternehmen in ein Spannungsverhältnis gestellt. Der Erhalt der Streuobstwiesen der Schwäbischen Alb ist für den Safthersteller wichtig und er setzt sich durch vielerlei Initiativen dafür ein. Burkhardt Fruchtsäfte verarbeitet jährlich ungefähr 15.000 Tonnen Streuobst von der Alb.

Geschichte: Gewordene Repräsentationen

Das heute so charakteristische Bild der Alb ist vor gut 250 Jahren entstanden und bis heute beeinflusst es die Praktiken und Handlungsweisen der Menschen, die dort leben. Die Produkte waren also nicht einfach da, sondern sind gemacht – konstruiert. „Von jeder regionalen Küche existiert eine Vorstellung, die sich aus bestimmten Zutaten, Vorlieben, Traditionen, mündlichen und schriftlichen, speist“, so Utz Jeggle.[15] Die Zutaten und Traditionen scheinen bei der Schwäbischen Alb historisch gesehen eindeutig zu sein – trotzdem unterliegen sie einer Selektion. Damit ein Produkt unverwechselbar und authentisch erscheint, muss es mit Geschichte ausgestattet sein. So werden einfache Alltagsspeisen mehr und mehr zu besonderen Nahrungsprodukten, die für eine Region stehen und ästhetisiert werden. Im gemeinsamen Wissensvorrat der Bewohner*innen der Schwäbischen Alb ist das historisch gewordene Wissen verankert. Der Saft wird so zu etwas Eigenem, etwas Typischem, das sich abhebt und einzigartig wird. Der Apfelsaft repräsentiert die Alb über ein charakteristisch historisch gewachsenes Merkmal – den Streuobstwiesenapfel – und definiert sich darüber. Ohne geschichtliches (Insider-)Wissen versteht man den tieferen Zusammenhang dieses Apfels mit der Schwäbischen Alb nicht. Ohne die historische und landwirtschaftliche Entwicklung gäbe es dieses Nahrungsmittel heute nicht. Das Produkt ist in einem Traditionsbewusstsein und einer gelebten Geschichte entstanden. Daher stellt sich die Frage,

[13] In einer Küferei wurden Holzgefäße, wie beispielsweise Fässer produziert.
[14] Weller/Walz (wie Anm. 12), S. 29.
[15] Utz Jeggle: Essen in Südwestdeutschland: Kostproben der schwäbischen Küche. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 82 (1986), S. 167-186, hier S. 169.

wie sich die historisch gewachsenen Erfahrungen, Gegebenheiten, Vorstellungen und die Lebensweise in dem Saft widerspiegeln.[16]

Abb. 1: Etikett des Streuobst Bio-Apfelsafts von Burkhardt Fruchtsäfte

Das Etikett des Streuobst Bio-Apfelsaft greift bewusst auf den Wissensvorrat der Albbewohner zurück. Im Vordergrund des Bildes dominiert rechts ein geflochtener brauner Korb mit von der Sonne beschienenen rot-gelben Äpfeln. Im Hintergrund sind Apfelbäume erkennbar, an einem Zweig hängen noch Früchte. Am Stamm des linken Baumes lehnt ein brauner, bis oben hin mit Äpfeln gefüllter Jutesack. In der Bildmitte ist eine alt wirkende hölzerne Leiter zu sehen. Die Leiter gibt den Hinweis darauf, dass dieser Apfelbaum auf einer

[16] Vgl. Bernhard Tschofen: Herkunft als Ereignis: Local food and global knowledge. Notizen zu den Möglichkeiten einer Nahrungsforschung im Zeitalter des Internets. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NF54/GS103 (2000), S. 309-324, hier S. 311.; Jeggle 1986 (wie Anm. 15), S. 167-186; Kulturamt der Stadt Reutlingen: ALB hoch drei. Die Schwäbische Alb in drei Reutlinger Museen. Reutlingen 2006, S. 83-85.

Streuobstwiese steht. Denn die Bäume wachsen sehr hoch, anders als beispielsweise beim gewerblichen Obstanbau am Bodensee mit niederstämmigen Bäumen. Zudem sind sie auch vereinzelt zu finden. Die Ernte der Äpfel auf den Streuobstwiesen erfolgt deshalb meist mit Leitern. Die Bäume auf Streuobstwiesen werden nicht klein gehalten und bieten so den Dörfern im Winter besseren Schutz vor Wind und Wetter. Auf dem Etikett werden bewusst die positiven Eigenschaften des Obstanbaus mit seinen reifen roten Äpfeln dargestellt und die weniger schönen ausgelassen – harte Arbeit, mühsame Ernten wegen der Baumhöhe, vermehrt vorkommende Hanglage, kleine Früchte. Die historische Tradition wird auf dem Etikett dargestellt und von den Konsument*innen erkannt, sie sollen das Produkt kaufen und sich damit identifizieren. Dadurch soll eine Verbindung zwischen Produkt und Konsument*innen geschaffen werden, die Tolksdorf als „soziokulturelle Identifikation" mit dem Produkt beschreibt.[17]

Das Historische hat Qualität: Es wird nicht verleugnet oder als veraltet angesehen, sondern bewusst als Qualitätsdefinition und Chance eingesetzt. Das Label des Produkts erzählt über seine Visualisierung eine Geschichte über den Ursprung, über die Herstellungsweise und die Identität. Das kann einerseits durch die Visualisierung selbst sein oder aber auch durch einen Direktverkauf im Unternehmen, wie es bei *Burkhardt Fruchtsäfte* möglich ist. Dadurch soll einerseits Qualität garantiert werden und andererseits ein gutes Gefühl bei den Konsument*innen erweckt werden. Durch den Verzehr und den Kauf vor Ort sollen die Konsument*innen glauben, gut über das Produkt informiert zu sein – vor allem über den historischen Bezug, die Originalität und den Ursprung. Wenn man die Produkte esse oder trinke, nehme man damit ein Stück Geschichte zu sich und werde Teil davon. Man ordne sich bewusst oder unbewusst in eine kulturelle Ordnung ein.[18]

Natur: Steinig, rau und karg?

Die meisten Außenstehenden denken auch heute noch, die Schwäbische Alb sei eine raue und steinige Landschaft, in der es im Sommer nicht richtig warm und im Winter bitterkalt ist.[19] Das auf den Nahrungsprodukten gezeichnete Bild reduziert die Landschaft auf die schönen

[17] Tolksdorf 2008 (wie Anm. 11), S. 244ff.
[18] Vgl. Jacinthe Bessière: Local Development and Heritage: Traditional Food and Cuisine as Tourist Attractions in Rural Areas. In: Sociologia Ruralis 38 (1998), S. 21-34, hier S. 22ff.
[19] Eine Umfrage im Bekanntenkreis spiegelt dieses Bild wider.

Seiten, so wie ländliche Regionen heute allgemein idealisiert werden. Dabei werden Stereotype der Natur aktiviert und ins allgemeine Bewusstsein gebracht. Dadurch wird Natur zu einer Kategorie, die mit Ursprünglichkeit und Tradition gleichgesetzt wird. Dieses ‚Zurück in die Natur-Konzept' kann als Gegenbewegung zur Urbanisierung, beziehungsweise Globalisierung gesehen werden.[20]

Dass die Natur(-landschaft) auf der Schwäbischen Alb nicht immer so war, sondern gemacht wurde, dass hier in den Worten Reinhard Johlers „Landschaft produziert"[21] wird, sollte nicht außer Acht gelassen werden. So entsteht eine positive Selbstdarstellung und zugleich wird die schützenswerte Landschaft gepflegt, bewahrt und erhalten. Die Landschaft als „natürlich gemachtes Konstrukt"[22] machen sich auch die befragten Produzenten[23] bewusst oder unbewusst zu Nutze. Der Unternehmensslogan von *Burkhardt Fruchtsäfte* ‚Ein Stück Natur genießen', das Label auf der Flasche ‚echtAlb echtGut' sowie das vorangestellt ‚Bio' beim *Streuobstwiesen Bio-Apfelsaft* sollen Echtheit erzeugen. Natur wird als Beweis für das Authentische herangezogen. Eine Naturalisierung oder wie Johler schreibt, die „Natürlichsetzung"[24] der Produkte fällt vor allem bei der Medienanalyse der Produkte selbst, ihrer Prospekte, Etiketten und Flyer auf. Dabei werden Attribute der Natur übernommen, in einen neuen Zusammenhang gestellt und dabei auch neu konstruiert. Echtheitsbezeugungen basieren auf Labeln und Imageabbildungen, so Stephan Gabriel Haufe, der von einer Tendenz des „run back into the arms of nature" spricht.[25] Der Konsum des Saftes ist somit auch ein symbolischer.[26] Herkunft (verbürgt aus der Vergangenheit) wird in Verbindung mit der Natürlichkeit (Streuobst-Apfels) zu einem „kulturell-ökonomischen Mehrwert"[27] des Saftes. Natur wird zu einem Gut, das wirtschaftlich und emotional in Wert gesetzt wird.[28]

---

[20] Vgl. Bessière 1998 (wie Anm. 18), S. 22ff.

[21] Reinhard Johler: "Wir müssen Landschaft produzieren". Die Europäische Union und ihre 'Politics of Landscape and Nature'. In: Rolf Wilhelm Brednich/Annette Schneider /Ute Werner (Hg.): Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. Münster u.a. 2001, S. 77-90, hier S. 77.

[22] Ebd., S. 87.

[23] Da ich nur männliche Produzenten befragt habe, verwende ich hier und im Folgenden die männliche Form.

[24] Johler 2001 (wie Anm. 21), S. 87.

[25] Stephan Gabriel Haufe: Die Standardisierung von Natürlichkeit und Herkunft. In: Sabine Bauer u.a. (Hg.): Essen in Europa. Kulturelle "Rückstände" in Nahrung und Körper. Bielefeld 2010, S. 65-88, hier S. 65.

[26] Ebd., S. 68.

[27] Ebd.

[28] Vgl. zur Diskussion um In-Wertsetzung Regina Bendix: Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe). Akteure und Kontexte im Laufe eines Jahrhunderts. In: Burkhardt Schepel (Hg.): Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus. Bielefeld 2013, S. 45-73 hier S. 45-56.; Haufe 2010, (wie Anm. 25), S. 65ff.

Die Verschränkung von Natur und Geschichte fungiert als Legitimationshilfe, um die Nähe zur Natur und unsere Vorstellung vom Authentischen herzustellen und in diesem Fall durch das Essen und Trinken auch sinnlich erlebbar zu machen. Die Schwäbische Alb mit ihren Streuobstwiesenbäumen ist im Wissensvorrat der Albbewohner*innen fest verankert. Der landschaftliche Bezug der Nahrungsmittel wird als Qualitätsmerkmal in der Vermarktung eingesetzt. Natürlichkeit und Traditionalität werden in Bezug zum Nahrungsmittel, hier dem Apfelsaft von den Streuobstwiesen, gesetzt und als besonders markiert. So soll über die Natur und Traditionen eine Identifikation mit dem Produkt hergestellt werden.[29]

Region: Von der Region für die Region

Wenn hier von Region gesprochen wird, ist damit die Schwäbische Alb gemeint, die aber nicht rein geografisch abgegrenzt wird. Vielmehr ist Region aus kulturwissenschaftlicher Sicht ein Konstrukt, das prozesshaft, gemacht, verdichtet und relational ist.[30] Region und damit auch die dort produzierten Nahrungsmittel sind kulturelle Phänomene. Gäbe es beispielsweise auf der Schwäbischen Alb keine Streuobstwiesen, würde man den Saft von den Wiesen auch nicht als typisch betrachten. Essen und Trinken sind stark an die Region gebunden und dienen zur Selbstbeschreibung, beziehungsweise zur Abgrenzung. Region wird durch das Essen und Trinken konkret gemacht.
Den Bezug zur Schwäbischen Alb als Region stellen auch die Produzenten her. Groß steht auf dem Etikett *VON DER ALB*, darunter eine Karte des Biosphärengebiets, erklärt durch ein Banner links.

[29] Vgl. Bendix 2013 (wie Anm. 28), S. 45-56.
[30] Johler 2001 (wie Anm. 21), S. 77.

Abb. 2: Etikett der Streuobst Apfelsaft-Schorle von Burkhardt Fruchtsäfte (Vorderseite)[31]

Mit der Karte soll ‚glaubhaft' versichert werden, dass das Produkt aus der Region kommt. Gleichzeitig wird gekennzeichnet, wer zur Schwäbischen Alb gehört und wer nicht. Das Biosphärengebiet ist grün markiert, der Rest der Alb ist in grau gehalten, als schienen diese Gebiete nicht zur Schwäbischen Alb zu gehören. Die Karte zeigt zudem Orte mit rotem Schriftzug, die sehenswert sind und Orte im Biosphärengebiet mit schwarzem Schriftzug, die als Bezugsgröße dienen. Das Produkt wurde ästhetisiert und als „Erlebnisangebot"[32]

[31] Das Etikett ist des Streuobst-Apfelsafts von der Alb sieht identisch aus.
[32] Tschofen 2000 (wie Anm. 16), S. 310.

inszeniert. Der rote Apfel rechts unten im Etikett suggeriert den Konsument*innen, dass die Frucht als regionaler Fingerabdruck steht, was Glaubwürdigkeit und Vertrauen erzeugen soll. Dreht man die Flasche um, ist zu lesen „Bücken lohnt sich! Die Aufpreisinitiative von Burkhardt hilft, die gefährdeten Streuobstwiesenbestände im Biosphärengebiet Schwäbische Alb zu erhalten“, unterzeichnet von Dieter Burkhardt selbst.

Abb. 3: Etikett des Streuobst Apfelsaft-Schorle von Burkhardt Fruchtsäfte (Rückseite)

Dieser Hinweis soll emotionale Nähe erzeugen: Mit dem Kauf des Saftes könne man sich sogar aktiv dafür einsetzen, diese ‚schützenswerte Landschaft‘ zu erhalten. Durch dieses Auftreten soll Vertrauen geschaffen werden, sowohl zwischen den Prozenten und den Konsument*innen als auch anderen Beteiligten innerhalb der Produktionskette.[33] Es entsteht der Eindruck einer direkten Beziehung zwischen Produzenten und Konsumt*innen, der die Region von innen heraus stärken soll und eine Gegenbewegung zu Globalisierungsprozessen darstellt. Regionalität wird als Stärke empfunden, über die sich die Produzenten neu definieren können. So arbeiten die Produzenten auch untereinander zusammen und definieren Gemeinsamkeiten, um sich geschlossen nach Außen präsentieren zu können.

[33] Josef Ploner: Kultur? Ja natürlich! Zur Formierung und Repräsentation von kulturellem Erbe in der Nationalparkregion Hohe. Wien 2006, S. 71.

> „[…] drüba im Biosphärengebiet weiter und mir ham dadurch […] mehr Gemeinsamkeiten definiert, die vielleicht schon da waren, aber no ned definiert, ma hod nie drüber diskutiert […], ma sitzt natürlich au öfter mal zusamma und ma versucht […] gemeinsamen Benefiz der Region nach außen zu traga […]“[34]

Man definiert sich aber nicht über das Biosphärengebiet selbst, was durch die Aussage „drüba im Biosphärengebiet“ deutlich wird – es dient lediglich als Definitionshilfe bei der lokalen Verortung. Durch die Zusammenarbeit sehen vor allem die Produzenten Vorteile, denn ihre Produkte bekommen so eine emotionale Komponente, die regionale Verbindung und Verankerung auf der Schwäbischen Alb schafft.

> „[…] weil die Leute intuitiv […] die Produkte mehr geliebt haben als wie die andren, und gsagt ham ‚des isch doch mein Saft‘ und ‚des isch doch mein Metzger‘ oder ‚des isch doch mein Bäcker‘ und ‚deswegen geh ich da hin‘.“[35]

Das *mein* stellt eine Verbindung her, für die man bereit ist, mehr in Kauf zu nehmen. Dies nimmt man aber nur dann in Kauf, wenn man sich verbunden fühlt, sich identifizieren kann.

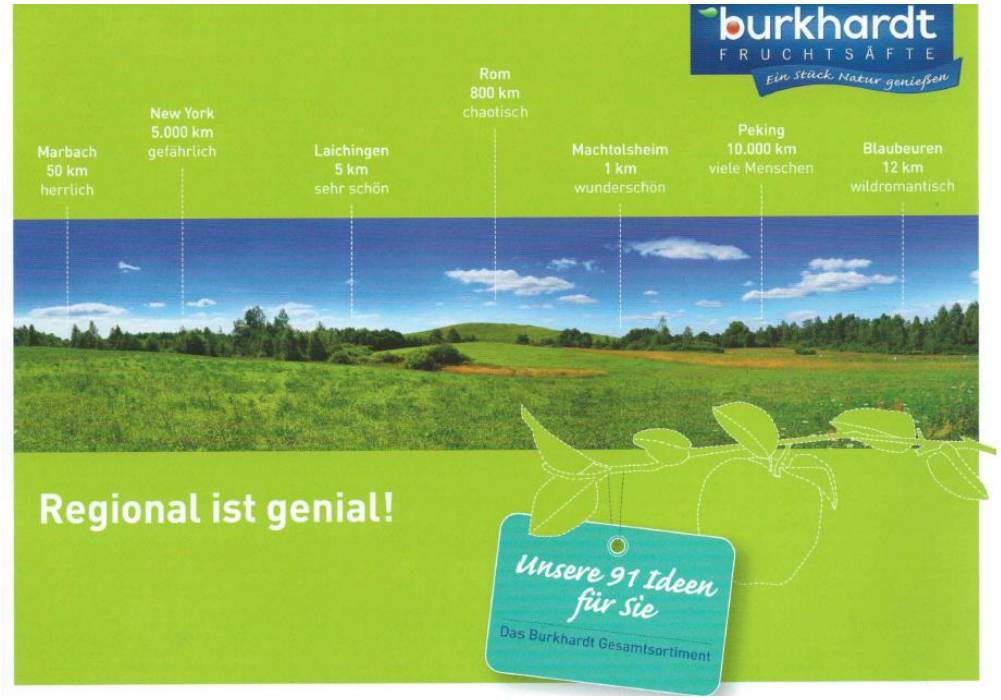



Abb. 4: Firmenflyer von Burkhardt Fruchtsäfte: „Regional ist genial!“ (Vorderseite)

Der Flyer *Regional ist genial* stellt die Region überaus positiv dar und grenzt sich von anderen, als negativ bewerteten Orten ab. Die mit positiven Attributen versehenen Städte sind

[34] Dieter Burkhardt. Interview. 15.01.2015.
[35] Dieter Burkhardt. Interview. 15.01.2015.

allesamt im Bereich der Schwäbischen Alb zu finden, was durch die angegebene, geringe Distanz deutlich wird. Die als negativ bewerteten Städte zeichnen sich dagegen durch eine große Bekanntheit und große Distanz zur Schwäbischen Alb aus: New York sei „gefährlich", Rom „chaotisch" und Peking wird darauf reduziert, dass dort „viele Menschen" leben. Die Rückseite des Flyers macht durch ein Ortsschild deutlich, wo man sich befindet – im „Ländle", oder genauer gesagt im „Kreis Schwäbische Alb".

Abb. 5: Firmenflyer von Burkhardt Fruchtsäfte: „Regional ist genial!" (Rückseite)

Die Aussage ist klar: Qualitativ gut ist, was aus der Region kommt. Das Ländle wird mit freundlichen Grün- und Blautönen dargestellt, was die Produkte mit der Natur verschränken soll. Der Spruch „Regional ist genial" legt zudem einen Schwerpunkt und eine positive Besetzung auf die Region. Dass von den „91 Ideen", die für die 91 Fruchtsäfte von Burkhardt stehen, nur die Äpfel als Obst aus der Region kommen, ist zunächst nicht ersichtlich.
Der Bezug zur Region wird auf den Etiketten der Apfelsäfte stets selbst definiert: Zu lesen ist bei Burkhardt etwa „zum Erhalt der schwäbischen Streuobstwiesen auf der Schwäbischen Alb" oder „von der Alb". Hier stellt sich die Frage, in wie weit die Produkte ohne diese namentliche Zuschreibung wirken würden; wären sie dann immer noch mit der Schwäbischen Alb verbunden oder könnten sie in beliebige Regionen Deutschlands oder anderswo gebracht werden? Regionalität, so Dieter Burkhardt würde vor allem so gut akzeptiert werden, weil dadurch Nähe erzeugt werde, zwischen dem Produzenten und den Konsument*innen. Die

wahre Stärke scheint nicht die Expansion zu sein, sondern die Stärkung der Kernregion. So wird ein wirksamer Schutz gegen die Globalisierung entworfen, der sich vor allem durch eine starke Heimatbewegung speist, die aus einem „wachsenden Internationalismus“[36] entsteht, wie Hermann Bausinger schreibt.[37]

## Schlussbetrachtung

Die Ausführungen haben gezeigt, dass auf der Schwäbischen Alb derzeit Prozesse im Gange sind, die ein neues Bild konstruieren. Besonders deutlich wird dies bei den Nahrungsprodukten, die es vor Ort gibt. In den untersuchten Apfelsäften steckt eine Geschichte-Alb, eine Natur-Alb und eine Region-Alb. Positive Aspekte der jeweiligen Kategorie wurden dabei herausgelöst und zu etwas Neuem konstruiert. Essen und Trinken ist damit ein Bezugspunkt, der materiell da ist und an dem man sich orientieren kann. In einer Welt, die immer transnationaler wird, scheinen die Nahrungsmittel ein Gefühl des Vertrauten zu transportieren. Die regionale Küche und ihre Produkte sind ein „Konzept der Moderne“[38], welches gegeben erscheint. Aber so wenig wie die Nahrungsprodukte gegeben sind, ist der Raum, in dem sie verortet werden, ein Gegebener.

Sich weiterzuentwickeln und neue Wege zu gehen, dabei aber nicht veraltet wirken oder anders gesagt, gerade das als Vorteil zu nutzen und innovativ zu sein, scheint für die Produzenten zentral zu sein. Dabei sind „Fortschritt und Bewahrung heute eigentümlich verschränkt“, wie Bausinger schon vor 30 Jahren feststellte.[39] Das ist auch an den vorgestellten Nahrungsprodukten erkennbar. Innovation und Tradition treffen sich, heben das Ursprüngliche hervor und deklarieren es als das Echte.

Sich auf Geschichte, Natur und Region zu beziehen ist eine Gegenbewegung zum städtischen Lebenswandel. Auch am Beispiel der Schwäbischen Alb ist zu erkennen, dass es zu einer

[36] Hermann Bausinger: Heimat und Identität. In: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. In: Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holstein (Bd. 7). Neumünster 1980, S. 9-24, hier S. 14.

[37] Bausinger 1980 (wie Anm. 36), S. 9-24. Vgl. auch Dieter Burkhardt. Interview. 15.01.2015.; „also gibt’s wohl einen definierten Bezug zu der Region und dann schaut er mal da hin […] und dann sieht er a mal Dieter Burkhardt – Burkhardt Fruchtsäfte, dann sagt er ‚aha inhabergeführt, des isch eigentlich des, was ich unterstützen möchte‘. Regionalität des wo ma dann wieder auf Regionalität kommt, warum […] Regionalität so gut akzeptiert [wird].“.

[38] Tschofen 2008 (wie Anm. 1), S. 95.

[39] Bausinger 1980 (wie Anm. 36), S. 16.

Umkehr des Nahrungsbewusstseins gekommen ist. Diese Gegenbewegung ist aber nur möglich, weil es eine andere Seite gibt. So stehen ländliche und städtische Räume in Relation. Produkte mit dem Bio/Natur-Label vom Land und der damit verbundenen Natürlichkeit bekommen einen immer größeren Aufschwung. Die Frage nach der Herkunft gewinnt an Bedeutung; Speisen und Getränke, die regional verankert sind, bekommen den Status des Unbefragten.[40]

Die beschriebenen Prozesse sind Entwicklungen des Forschungsbereichs *cultural heritage*. Wie Barbara Kirshenblatt-Gimblett schreibt, ist heritage „eine neue Form kultureller Produktion der Gegenwart, die auf Vergangenheit rekurrier[t]“[41]. Die Schwäbische Alb wird durch die dortigen Nahrungsmittel konkret gemacht und als Genussregion konstruiert. Die Nahrungsmittel stiften kulturelle Identität und verändern den Wissensvorrat und das Image der Region und ihrer Menschen. Genuss rekurriert dabei auf den erlebnisästhetischen Part der Nahrungsaufnahme, der durch Messeauftritte, gastronomische Angebote oder Streuobstwiesenführungen mit Kostproben hervorgehoben werden soll. So konstruieren diese Nahrungsprodukte einen Geschmack, den die Schwäbische Alb zu einer Genussregion werden lassen soll.

[40] Vgl. Kaspar Maase: Nahwelten zwischen „Heimat“ und „Kulisse“. Anmerkungen zur volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Regionalitätsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 94 (1998), S. 53-70, hier S. 55, 69.

[41] Barbara Kirshenblatt-Gimblett: Theorizing Heritage. In: Ethnomusicology 39 (1995), S. 367-380, hier S. 367ff.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Oktober 2016

Christina Seibt

Das Welcome Center in Stuttgart:

# Design einer Willkommenskultur

Abb. 1: Außenansicht, Aufnahme vor der Außenrenovierung Okt. 2016, Quelle: Frank Kleinbach, Stuttgart.

*Erste Schritte*

*Außen: Bereits in der Unterführung der Haltestelle Charlottenplatz weisen mir zwei Schilder die Richtung zum Welcome Center. Wieder an der Oberfläche angekommen erstreckt sich auf der linken Seite der freistehende, orangefarbene Eckbau des Alten Waisenhauses. Nachdem ich das Gebäude einmal umlaufen habe, betrete ich durch ein großes Eingangstor an der Südseite den Innenhof, der insbesondere im Sommer durch Café- und Restaurantbesucher*

*stark frequentiert ist. Über einen Treppenaufgang an der Ostseite gelangt man ins Innere des Instituts für Auslandsbeziehungen, das mit seinen Büros und seiner Galerie einen Großteil des Gebäudes nutzt. Einmal durchquert, verlasse ich den Innenhof wieder durch das nördliche Tor. Ein paar Schritte weiter fügen sich Welcome Center, Weltladen und Weltcafé wie ein Triptychon in die Ostseite des großen Gebäudes. Mein Blick durch die großen, nahezu bodentiefen Fenster fällt sofort auf die bunten Quadrate an der Decke. Ihre kontrastreiche Anordnung und die serielle Wiederholung ergeben ein plakatives Muster, das in seiner großflächigen Gesamterscheinung irgendwie an ein zu grob geratenes Mosaik erinnert. Abgesehen von den bunten Quadraten gibt es nur wenige Details, an denen der Blick haften bleiben könnte. Geradlinige Formen und glatte Oberflächen dominieren den Raum und spiegeln ein Bemühen um Harmonie, Ordnung und Ausgewogenheit wider.*

Abb.2: Welcome Center Innenansicht, Quelle: Frank Kleinbach, Stuttgart

Abb.3: Welcome Center Innenansichten, Quelle: Christina Seibt

*Innen: Türen, Schwellen und andere Pufferzonen sucht man in dem schätzungsweise 40 bis 50 qm großen Raum vergebens. Distanz schaffende Steuerungselemente, wie die sonst aus Beratungs- und Serviceeinrichtungen bekannten Markierungen, Aufrufanlagen oder die obligatorische Aufforderung „Bitte Abstand halten" gibt es im Welcome Center nicht. Wer das Welcome Center betritt, steht mitten drin. Eine Unmittelbarkeit, die durch strategisch platzierte Schilder mit der Aufschrift „Welcome! Please take a seat" Milderung finden mag.*

*Zentrum des L-förmigen Raumes bildet ein sich in den Raum einfügender langer Tisch, der durch erhöhte und farbig gestaltete Zwischeneinsätze in drei Beratungsbereiche unterteilt ist. Als einzig bewegliches Glied sind den Beraterplätzen jeweils zwei bis drei farbige Stühle beigestellt. Gegenüber erstreckt sich eine Bank, auf der Wartende Platz nehmen können. Sitzkissen sorgen für den nötigen Komfort. Die großen Fenster über der Wartebank geben den Blick auf eine urbane Szenerie frei: Flaneure, Touristen, Geschäftsleute, Autos.*

*Das Licht, das durch die Fenster einfällt, verleiht den Farben auf Decke und Mobiliar noch mehr Kraft. Die niedrigen Decken tun dem Stimmungsgehalt keinen Abbruch. Im Gegenteil, sie steigern ihn, indem dem Besucher die fröhlich-frische Farbenvielfalt der bunten Quadrate stärker entgegentritt. Trotz seiner Buntheit wirkt das Welcome Center durch den Einsatz von fast ausschließlich vertikalen und horizontalen Linien unaufgeregt und übersichtlich. Während sich die kontrollierte Farbgestaltung durch weite Teile des Raumes zieht, sind*

*Boden, Wände und Beratertische davon ausgelassen. Von bunten Quadraten gerahmt findet die Begegnung zwischen Ratsuchenden und Beratern sozusagen auf „neutralem Terrain" statt. Die Beratertische dienen den Mitarbeitern zwar als Arbeitsplatz, verraten in ihrer Erscheinung aber nur wenig über die an seiner Stelle getane Arbeit. Ausgefüllte Formulare, wichtige Papiere, Anschauungsmaterial und Notizen bleiben verstaut oder zumindest beiseitegelegt und werden gegebenenfalls während der Gespräche hervorgeholt. Drucker und Kopierer verbergen sich hinter den Schiebetüren eines großen, unscheinbaren Wandschrankes.*

*Der Raum ist so gut wie nie von Stille erfüllt. Während einzelne Gesprächsfetzen aus den Beratungen hörbar sind, dringen immer wieder Stimmen und Geschirrklappern durch den offenen Durchgang zum Weltcafé herein. Die Nähe zur Straße macht konstante Motorengeräusche wahrnehmbar, die sich zusätzlich durch heruntergelassene Autofenster mit Musik mischen. Der resultierende Geräuschpegel ist die einzige Größe, die jedem Ratsuchenden einen gewissen Grad an Diskretion zuspricht.*

Abb.4: Weltcafé im Innenhof 2016, Quelle: Landesstelle für Volkskunde Stuttgart

**Welcome***

Schlägt man im Duden das Wort „willkommen“ nach, steht dort: „(du bist) nach Willen (d.h. nach Wunsch) gekommen“.[1] Jemanden „willkommen heißen“ umschreibt demnach eine Art des Aufnehmens, die zum Ausdruck bringt, dass die empfangene Person erwünscht ist. Angesichts steigender Zuwanderung impliziert die Wortschöpfung „Willkommenskultur“ die gesellschaftliche Kultivierung eines solchen Anliegens. Deutschland will sich offen zeigen, sich nicht abschotten, sondern herzlich, freundlich und friedfertig dem Fremden entgegentreten. Es ist ein vergleichsweise junger Begriff, der in den vergangenen Jahren als Vehikel der Forderungen nach einer interkulturellen Öffnung und einem pragmatischen Umgang mit kultureller Vielfalt die integrationspolitische Bühne eroberte.[2] Zur Grundlage dieser veränderten Haltung wurde eine Perspektive, die das Wesen einer Gemeinschaft nicht in der Notwendigkeit ihrer kulturellen Einheitlichkeit sucht. Das neu gewonnene Paradigma heißt „Diversität“. Kollektiver Zusammenhalt soll, losgelöst von jeder kulturellen Legitimation, aus gemeinsam verhandelten Normen und Werten gewonnen werden. Das neue Verständnis von Integration wendet sich damit nicht mehr nur an *eine* Zielgruppe, sondern an die gesamte Gesellschaft. Das *Bundesamt für Migration und Flüchtlinge* (BAMF) definiert Integration nunmehr als „wechselseitigen Prozess, an dem alle Teile der Gesellschaft aktiv beteiligt sind“.[3]

Unbeachtet der Prozesse einer langfristigen Etablierung der Zuwanderer[4] ging ich in meiner Masterarbeit der Frage nach, wie Willkommenskultur in der Praxis aussehen kann. Ausgangspunkt meiner Forschung war das im Herbst 2014 eröffnete *Welcome Center* am Stuttgarter Charlottenplatz. Inmitten der Innenstadt ist es Anlaufstelle für Zuwanderer, die sich kostenlos zu Themen des Ankommens und Lebens in der Landeshauptstadt beraten

* Der vorliegende Artikel ist die Bearbeitung der Masterarbeit „Welcome to DiverCity! Willkommenskultur als institutionalisierte Alltagspraxis. Eine doppelte Ethnographie des Stuttgarter Welcome Centers“ die 2015/2016 am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen entstand.

[1] Duden. Das Herkunftswörterbuch. Die Etymologie der deutschen Sprache. Mannheim (u.a.) 1963, S. 766.

[2] Vgl. Hannes Schammann/Nikolas Kretzschmar/Robert Gölz: Willkommens- und Anerkennungskultur: Konkretisierung eines Begriffs. In: Bertelsmann Stiftung (Hg.): Deutschland öffne dich! Willkommenskultur und Vielfalt in der Mitte der Gesellschaft verankern. Gütersloh 2012, S. 27-46, hier S. 31.

[3] Flyer zur Integrationsarbeit des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. URL: http://www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Flyer/integrationfoerderungvernetzungdialog_de.pdf?__blob=publicationFile [21.06.2016].

[4] Aufgrund der Übersichtlichkeit wird in der vorliegenden Arbeit jeweils die männliche Form gewählt. Die Autorin spricht dabei immer beide Geschlechter an und ist sich der genderpolitischen Implikationen bewusst.

lassen können. Im Mittelpunkt meiner Überlegungen stand die Stadt des 21. Jahrhunderts, die als „Arrival City“[5] entlang zunehmender Urbanisierung und Migration neue Erfahrungsräume schaffen muss. Wie also wird die dem *Ankommen* komplementär gegenüberstehende *Aufnahme* gestaltet? Erfahrungen dazwischen fanden in meiner Ethnographie wenig Betrachtung. Inwiefern Willkommenskultur im Alltag der Ankommenden benannt, erfahren, gedeutet und umgedeutet wird, blendete ich zugunsten der Frage nach der konkreten Gestalt einer Willkommenskultur aus. Zweifelsohne besteht ihre größte Herausforderung in der Aufgabe, Ankommende gerade nicht als Gäste, sondern als Bleibende in die Stadt einzubeziehen.

Was für die Masterarbeit mit Blick auf alles Artikulierte, Unartikulierte und Unartikulierbare, als „Körpersprache einer Willkommenskultur“ zusammengefasst wurde, erfährt im vorliegenden Rahmen eine konzentrierte Betrachtung dessen, was ich die ‚Bekleidung‘, die materielle Gestaltwerdung, kurz das ‚Design einer Willkommenskultur‘[6] nennen will. Dieser Artikel wird sich der Symbiose sozialer und materieller Qualitäten widmen und die räumlich-atmosphärische Erfahrung einer Willkommenskultur als *eine* Schnittstelle des interkulturellen Akts der Gastfreundschaft in den Vordergrund stellen. Ausgehend vom entgrenzten Raumverständnis des *spatial turn* erfährt das Betrachtung, was einer Atmosphäre des Willkommens dient. Es ist keine tiefgehende Beschreibung gastfreundlicher Begegnungen zu erwarten, vielmehr will der Artikel einen Schritt zurücktreten und anhand der errichteten Räume einer Willkommenskultur aufzeigen, wie sich das Eigene angesichts des Fremden, der „heute kommt und morgen bleibt“[7] herausgefordert zeigt. Dafür ist zunächst die Klärung zweier wesentlicher Konzepte von Bedeutung: Gastfreundschaft und Atmosphäre. Daran anschließende fotografische Serien der Räumlichkeiten und Ausstattungsgegenstände des Welcome Centers stellen den Versuch dar, beide Erfahrungsbereiche in ihrer Verschränkung für den Leser sichtbar werden zu lassen. Der dritte Teil fragt im Kontext des Welcome Centers noch einmal konkreter nach der Verräumlichung gastfreundschaftlicher Beziehungen und nach ihrer sinnlichen Erfahrbarkeit – wobei der Schlussabschnitt unter Berücksichtigung

[5] Vgl. Doug Saunders. Die neue Völkerwanderung. Arrival City. München 2013, S. 11.
[6] Das zugrundeliegende Designverständnis meint hier und im Folgenden nicht allein den Entwurf oder die Formgebung, sondern vor allem den Akt eines interdisziplinären Gestaltens. Design verstehe ich demzufolge als eine gestaltende Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit.
[7] Georg Simmel: Exkurs über den Fremden. In: Almut Loycke (Hg.): Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Frankfurt a. M. 1992, S. 9-16, hier S. 9.

neuerer stadtpolitischer Konzepte die kulturelle Bedeutung der Architektur als transitives Medium in den Blick nehmen will.

## Gastfreundschaft als kulturelle Praxis einer Willkommenskultur

Das Ritual der Gastfreundschaft spielt eine bedeutende Rolle in der Auseinandersetzung mit dem Fremden. Mit seiner Hilfe kann der Fremde, der dem Geschehen vor Ort mit einer „besonderen Attitüde des ‚Objektiven'"[8] gegenübersteht, seines Status als Unbekannter enthoben werden. Die Objektivität des Fremden erfolgt, nach Georg Simmels Analyse des Fremdseins, aus seiner Beweglichkeit, die ihn potenziell mit allen Elementen in Berührung bringt, ohne dass er an diese durch verwandtschaftliche, lokale oder berufliche Fixiertheiten gebunden wäre.[9] Dadurch eröffnet sich ihm eine ‚Freiheit', die durch ihr vages und unberechenbares Wesen eine Gefahr für die Stabilität der Gesellschaftsordnung darstellt. Will man einer möglichen feindlichen Gesinnung des Fremden entgegenwirken, muss man ihm entweder den Zutritt verwehren oder ihn als Gast für eine gewisse Zeit in ein gesellschaftliches Wesen umwandeln.[10]

In Anlehnung an den französischen Ethnologen Arnold van Gennep klassifiziert Julian Pitt-Rivers die Gebräuche, die einen Statusübergang vom Fremden zum Mitglied einer Gemeinschaft regeln sollen, als Variation der Übergangsrituale.[11] In seinem Werk entwarf van Gennep ein dreigliedriges Schema, das die Abfolge solcher Rituale unterteilt: Die Trennungsphase markiert die Ablösung vom alten Zustand und geht in die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase über. Die Angliederungsphase integriert als letzte Phase das Individuum in den neuen Zustand.[12]

Anders als bei den meisten Übergangsritualen muss man im Kontext der Gastfreundschaft jedoch danach fragen, ob es überhaupt zu einer Phase der Angliederung kommen wird. Es ist kein Geheimnis, dass es in der Natur des Gastseins begründet liegt, an zeitliche Vorgaben gebunden zu sein. Wahrscheinlich zeigt sich genau hier die Ambivalenz des Fremden am

[8] Ebd., S. 11.
[9] Vgl. ebd.
[10] Julian Pitt-Rivers: Das Gastrecht. In: Almut Loycke (Hg.): Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Frankfurt a. M. 1992, S. 17-42, hier S. 30.
[11] Vgl. ebd., S. 20.
[12] Arnold van Gennep: Übergangsriten. Frankfurt a. M. (u.a.) 2005 [1909], S. 21.

deutlichsten. Die spannungsreiche Stellung des Fremden zwischen möglichem Freund und möglichem Feind kann auch durch die soziale Rolle eines Gastes nicht vollständig gelöst werden. Vielmehr beschreibt das Gastsein nur ein vorübergehendes Gleichgewicht. So gesehen bleibt der Gast in seiner Ambivalenz immer ein Schwellenwesen, ein Grenzgänger par excellence.

Galt Integration in den 1960er und 1970er Jahren in Anbetracht der vermeintlich nur auf Zeit verbleibenden Gastarbeiter noch nicht als maßgeblich, so hat man sich im Kontext des veränderten Wanderungsgeschehens zu Beginn des neuen Jahrhunderts mit dem Verbleib und dem weiteren Zuzug von Menschen aus dem Ausland vielfach auseinandersetzen müssen. Lag das größte Gewicht in den vergangenen Jahrzehnten also überwiegend noch auf der Seite der Rückverwandlung des Gastes zum Fremden, nimmt die Gesellschaft heute eine Haltung ein, die das Gewicht in die andere Richtung verlagert. Legt man das vom BAMF entworfene „Phasenmodell der Migration“[13] und das der Übergangsrituale übereinander, so liefert die Willkommenskultur die entsprechenden Formen einer rituell gefestigten Überwachung und Regelung der Schwellenphase.

Die Masterarbeit folgte der Beobachtung, dass insbesondere diese Schwellenphase die konstitutive Phase im Umgang mit dem Fremden darstellt. Van Gennep wies bereits darauf hin, dass sich das Drei-Phasen-Schema der Übergangsrituale weiter aufteilen lässt – „dann nämlich, wenn die Schwellen- bzw. Umwandlungsphase genügend ausgestaltet ist, um eine Phase für sich zu bilden“.[14] Um die Bedeutung der Begegnung und die ihrer Gestaltung zu betonen, möchte ich Willkommenskultur im Folgenden als ein aufeinander bezogenes Verhältnis von Gastlichkeit und Gastfreundschaft[15] beschreiben: In der Willkommenskultur bildet die Gastfreundschaft ein Geschenk, das der Gastlichkeit hinzugefügt wird. Es wird den

[13] Um zu verdeutlichen, dass ein „Willkommen“ allein nicht ausreicht, wurde der Begriff der „Willkommenskultur“ um den der „Anerkennungskultur“ erweitert. Beiden Begriffen wird in dem vom BAMF entworfenen „Phasenmodell der Migration“ ein zeitlich weitestgehend voneinander abgegrenzter Wirkungskreis zugewiesen. Während eine „Willkommenskultur“ vor allem in den ersten beiden Phasen der „Vorintegration“ und „Erstorientierung“ greift, soll „Anerkennungskultur“ zur „langfristigen Etablierung“ aller Zuwanderer in Deutschland beitragen.
BAMF – Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Hg.): Willkommens- und Anerkennungskultur. Handlungsempfehlungen und Praxisbeispiele. Abschlussbericht Runder Tisch „Aufnahmegesellschaft“. Nürnberg 2013. URL: www.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Broschueren/abschlussbericht-runder-tisch-aufnahmegesellschaft.pdf?__blob=publicationFile [15.06.2016].

[14] van Gennep 2005 [1909] (wie Anm. 12), S. 21.

[15] In der wissenschaftlichen Diskussion werden „Gastlichkeit“ und „Gastfreundschaft“ entweder als Synonyme verwendet oder in Abhängigkeit einer Gewinnorientierung in gewerbliche Gastlichkeit und unentgeltliche Gastfreundschaft unterteilt.

Zugewanderten, die im Rahmen einer Gastlichkeit eine Dienstleistung in Anspruch nehmen, im Rahmen der Gastfreundschaft das Gefühl von Wertschätzung und Willkommensein vermittelt. Die Zugewanderten – die Fremden – sind mehr als ratsuchende Klientel, sie erscheinen als einseitig willkommene Gäste. Während sich Gastfreundschaft immer im persönlichen und flüchtigen Kontakt etabliert und an die Aufmachung einer räumlich-materiellen Rahmung gebunden ist, wird Gastlichkeit als handlungsleitendes Prinzip eines willkommenskulturellen Narrativs vorausgesetzt, das in einem wechselseitigen Prozess sowohl die sogenannte Aufnahmegesellschaft als auch Zugewanderte in die Pflicht nehmen will.

## Von Atmosphären, gestimmten Räumen und ihrer Herstellung

In seinen Essays zur neuen Ästhetik beschreibt der Philosoph Gernot Böhme eine im zeitlichen Verlauf zunehmende Ästhetisierung des Realen, die einer Dominanz des Scheins Vorschub leiste und damit einem gesteigerten Wahrnehmungsbedürfnis entspreche.[16] Im Zentrum gesamtgesellschaftlicher Arbeit schreibt Böhme der Inszenierung und ihrer Wirkmacht eine besondere Bedeutung zu. Das Wissen um diesen Wert spielt vor allem in den westlichen Industrienationen eine gewichtige Rolle und wird beispielsweise zielgenau zum Erstellen bestimmter Atmosphären eingesetzt. Auf dieser Ebene geht es nicht mehr allein um die subjektive Wahrnehmung eines Raumes, sondern vor allem auch um einen rationalen Zugriff auf die Gestaltbarkeit von Atmosphären. Atmosphären sind aus der Perspektive ihrer Hersteller nämlich vor allem eines: ein durch objektive Mittel bewusst abgestimmter Hintergrund. Dies gilt vor allem in Bereichen des Kapitalismus, in denen eine solche Inszenierung auf die Vorstellung abzielt, die der Betrachter durch die Umgebung empfängt. Die Kunst eine Atmosphäre herzustellen bezieht sich demnach auf das Vorstellungsvermögen des Subjekts, das sich wiederum aus der gemeinsamen Wirklichkeit des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen ergibt. Eine Atmosphäre ist daher das, was Böhme als ein „typisches Zwischenphänomen“, als etwas „zwischen Subjekt und Objekt“ beschreibt.[17]

[16] Vgl. Gernot Böhme: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. 7. Auflage. Berlin 2013, S. 13-14.
[17] Ebd., S. 103.

Im Dienste einer *ästhetischen Ökonomie* konzentriert sich die Architektur – als *eine* Designdisziplin – über ihre Funktionalität hinaus vor allem auf die ästhetische Erlebnismöglichkeit der Nutzer. Mithilfe des Atmosphärenbegriffs lässt sich Architektur näher bestimmen. Indem man Atmosphäre als ein *modus operandi* begreift, „der das Alltagsleben von Architektur mit sinnlichen wie ästhetischen Mitteln formt“,[18] ergibt sich ein in der Postmoderne verbreiteter Raumbegriff. In Abgrenzung zum Raum als Medium der Darstellung etabliert sich nunmehr ein Raumverständnis, das sich nicht mehr relativ zu unserem Vorstellungsvermögen, sondern relativ zu unserer Leiberfahrung ausformt.[19] Hier sieht Böhme den Übergang zum Begriff der Atmosphäre, die er als etwas Räumliches begreift, als etwas, das ganzheitlich mit allen Sinnen an sich selbst, am eigenen Leib, erfahren wird. Dabei ist sinnliche Wahrnehmung immer mehr als das Erfassen einzelner Sinnesdaten: „Man sieht Dinge in ihrem Arrangement, Dinge, die aufeinander verweisen, man sieht Situationen.“[20] In der Erzeugung von Atmosphären zeichnet sich nach Meinung Böhmes das zentrale Anliegen postmoderner Architektur ab.[21] Indem sie den Raum als „Raum leiblicher Anwesenheit“[22] zum Thema macht und danach fragt, was das eigentlich für Räume sind, die sie schafft, hebt sie ein im Zuge des Funktionalismus in Vergessenheit geratenes Element wieder neu hervor – nämlich, dass sie *für* Menschen baut: „Für Menschen, die sich in ihren Räumen bewegen, Menschen, die in ihren Häusern leben, Menschen, die ihren Anblicken ausgesetzt, Menschen, die von den durch Architektur geschaffenen Atmosphären gestimmt werden.“[23]

Nun muss mit Blick auf die gezielte Herstellung von Atmosphären abschließend zweifelsohne die Frage gestellt werden, ob Atmosphären – Böhme nennt sie auch „gestimmte Räume“[24] – in der Lage sind, ihre Nutzer in eine andere Stimmung zu versetzen.Stefanie Duttweiler fand hierzu eine mögliche Antwort. Welche leibliche Resonanz sich ereignet, macht sie von drei Faktoren abhängig: Erstens von der spezifischen Situation und den Erwartungen, die mit einem Besuch der Räumlichkeiten verknüpft sind; zweitens von der Bereitschaft und

[18] Hanna Katharina Göbel: Die atmosphärische Komposition von Architekturen. Einleitung. In: Hanna Katharina Göbel/Sophia Prinz (Hg.): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur. Bielefeld 2015, S. 169-176, hier S. 169.

[19] Vgl. Gernot Böhme: Architektur und Atmosphäre. München 2006, S. 16.
[20] Böhme 2013 (wie Anm. 16), S. 94.
[21] Vgl. Böhme 2006 (wie Anm. 19), S. 18.
[22] Ebd., S. 16.
[23] Ebd., S. 175.
[24] Ebd., S. 25.

Möglichkeit, sich auf die Situation ‚einzulassen' und drittens von der eigenen habituellen Prägung. Duttweiler widerspricht damit der Auffassung, der Raum präge zwangsläufig die eigene Stimmung, indem er die Besucher ‚*um*stimme'. Mögliche leibliche Resonanzen können also durchaus gegensätzlicher Natur sein, ohne dass man einer Atmosphäre ihre Qualifizierung als eine solche absprechen müsse. Duttweilers These, man könne sich von einer Atmosphäre berührt fühlen, ohne ihr ‚ausgeliefert' zu sein, wird hier geteilt.[25]

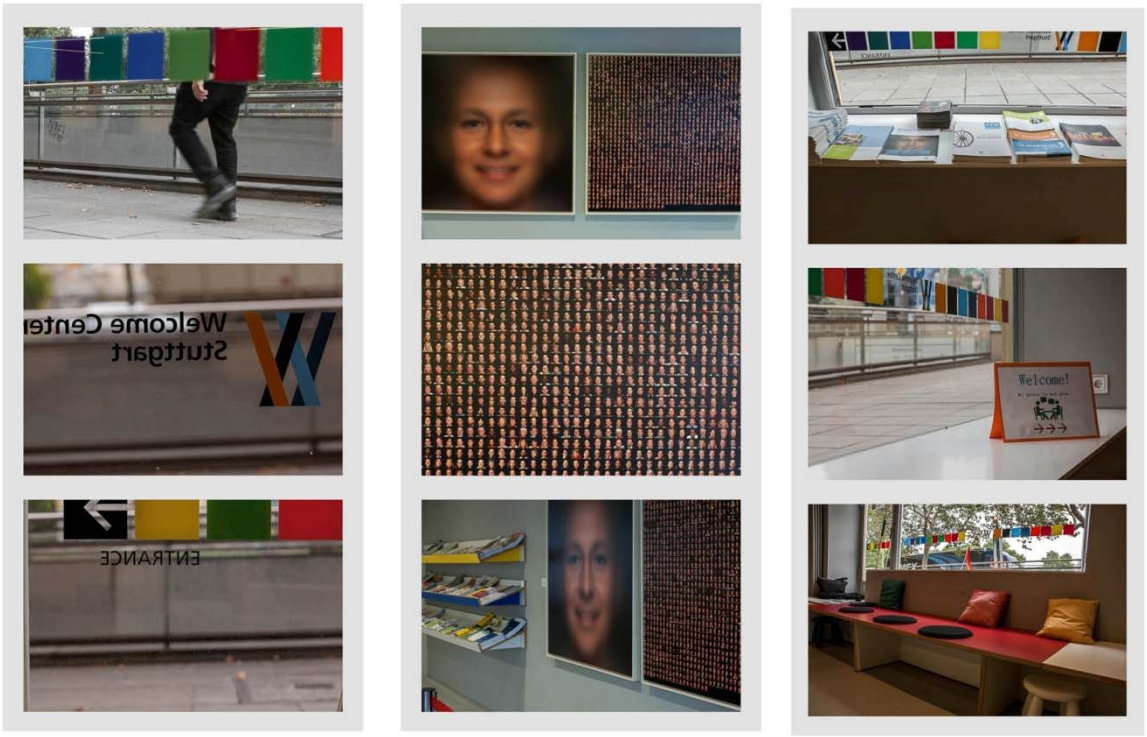



Abb. 4:Innen/Außen, Eindrücke aus dem Welcome Center Stuttgart, Quelle: Christina Seibt

Räume einer Willkommenskultur

Architektur trennt Innen und Außen. Egal um welche Art von Architektur es sich handelt, sie birgt immer die Idee der Tür, der Schwelle, des Ein- und Ausgangs. Wenn also Adelheid

[25] Vgl. Stefanie Duttweiler: Missionierende Räume? Neue religiöse Räume als Medien religiösen Wandels. In: Hanna Katharina Göbel/Sophia Prinz (Hg.): Die Sinnlichkeit des Sozialen. Wahrnehmung und materielle Kultur. Bielefeld 2015, S. 195-218, hier S. 202-203.

Schrutka-Rechtenstamm Gastfreundschaft als „elementares soziales Prinzip“[26] bezeichnet, dessen kulturelle Verpflichtung in der Aufnahme, im Schutz und in der Bewirtung von Fremden begründet liegt, dann wundert es, wie selten Gastfreundschaft und Architektur in der kulturwissenschaftlichen Forschung zusammengedacht werden.

Das ausgearbeitete Raumdesign[27] des Welcome Centers am Stuttgarter Charlottenplatz verdeutlicht, dass seine Macher durchaus von der Spürbarkeit einer einladenden Atmosphäre ausgingen und diese bewusst fokussierten. Die Möglichkeit einer gelingenden Aufnahme wurde folglich nicht allein der fachlichen Kompetenz der Berater überlassen, sondern darüber hinaus an ein ausgewähltes Setting geknüpft. Ein zentrales Charakteristikum ist die Einbettung des Welcome Centers in den Gebäudekomplex des Alten Waisenhauses. Dieser Standort hat maßgeblichen Einfluss darauf, wie das Center von der Öffentlichkeit wahrgenommen und angenommen wird. Mit zentraler Adresse positioniert sich das Beratungsangebot nicht etwa in der Nähe einer im Vorfeld bestimmten Klientel, sondern offen für alle Neuankömmlinge im Herzen der Landeshauptstadt. Die kulturell vielfältige Zusammensetzung der Bevölkerung wird damit nicht als Problem, sondern als Realität der Stadt anerkannt. Das Bedürfnis neu Zugewanderter nach Orientierung und Beratung wird ernst genommen und räumlich integriert. Die Begegnung mit dem Fremden wird als wesentliche Stadterfahrung vorausgesetzt und als solche in das Gestaltungskonzept aufgenommen. Ebenerdigkeit und bodentiefe Fenster lassen Innen und Außen, Nähe und Ferne, Eigenes und Fremdes zusammenrücken – die Straße und das Leben auf ihr werden förmlich greifbar. Witterung, Gerüche, Lärm und Schmutz gehören – wenn auch nur partiell – ebenso zum Alltag des Welcome Centers, wie seine Besucher.

Zentrum des Inneren bildet der große L-förmige Beratungstisch, auf den die übrige Gestaltung ausgerichtet ist. Neben der klassischen einladenden Geste der Gastfreundschaft, den Blumen, findet sich im Welcome Center ein eigens kreiertes Symbol: Das Willkommensgesicht. Es handelt sich hierbei um ein ‚multiples Porträt‘, das der Medienkünstler Wolf Nkole Helzle im Rahmen seiner Werkreihe „Homo Universalis“ im Herbst 2014 unter dem Motto „Gib dem Willkommen ein Gesicht!“ anfertigte. Er fotografierte über tausend Menschen aus der

[26] Adelheid Schrutka-Rechtenstamm: Vom Mythos der Gastfreundschaft. In: Ulrike Kammerhofer-Ackermann (Hg.): „Herzlich willkommen!“ Rituale der Gastlichkeit. Salzburg 1997, S. 47-56, hier S. 47.

[27] Damit sind neben der materiellen Gestaltung (www.zieglerbuerg.de) ebenso der digitale Auftritt (www.mosaiq.com) sowie die visuelle Identität (www.uebele.com) anzusprechen. In ihrer Gesamtheit können jedoch nicht alle beteiligten Raumgestaltungen eine explizite Erwähnung finden.

Stuttgarter Region und legte die Einzelportraits anschließend mithilfe einer speziell entwickelten Software zu einem (lächelnden) Willkommensgesicht übereinander.[28] In seiner Präsentation stehen sich die individuellen Portraits und das kollektive Portrait gleichberechtigt gegenüber. In seinem quadratischen Format und seiner seriellen Zusammenschau korrespondiert das Kunstwerk mit den bunten Quadraten an der Decke, die sich gemeinsam gedanklich zu einer neutralen Einheit zusammenführen lassen. Die Idee der bunten Quadrate als ein sich durchziehendes Gestaltungsmittel bietet die Möglichkeit, die Vielfalt der Stadtbevölkerung anzudeuten, ohne das Eigene in den Vordergrund zu rücken.

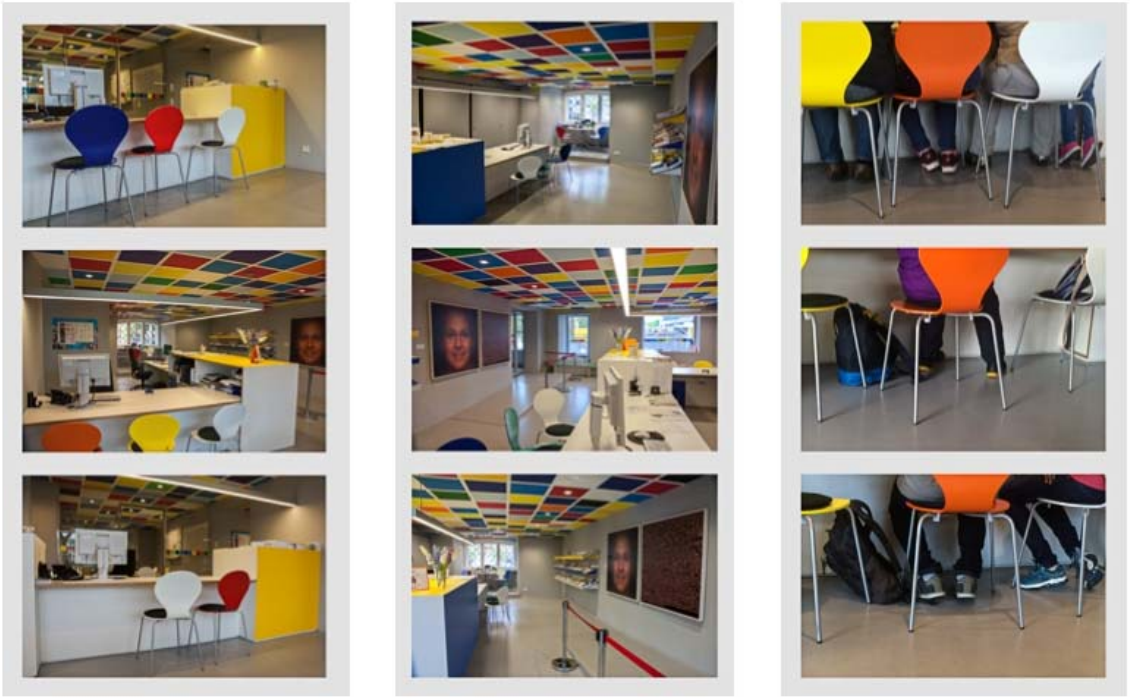


Abb.4: Welcome Center, Innendesign, Quelle: Christina Seibt

Die bürokratieferne Gestaltung lässt die Beteiligten schnell in einen unmittelbaren Kontakt treten, dem jedoch durch die Verwendung glatter und harter Materialien nur wenig „Haftungsfläche“ entgegengesetzt wird. Eigenbezeichnungen wie „Anlauf- und Erstberatungsstelle“ legen offen, dass die Begegnungen im Welcome Center grundsätzlich auf Bewegung und Flüchtigkeit ausgerichtet sind. Weitere Anhaltspunkte finden sich im

[28] Vgl. Presseerklärung der Stadt Stuttgart, 11.12.2014: Das ‚Willkommensgesicht‘ grüßt jetzt im Welcome Center Stuttgart. URL: http://presseservice.region-stuttgart.de/geschichten/detail/artikel/das-willkommensgesicht-gruesst-jetzt-im-welcome-center-stuttgart-1.html [04.07.2016].

gesamten Wortschatz des Welcome Centers. So ist in seinem Vokabular stets die Rede von „Lotsen“ und „(Rat)Suchenden“. Metaphern, die den Aspekt der Bewegung verbildlichen und die Bemühungen verdeutlichen, das Lokale für das globale Mobilitätsnetzwerk anschlussfähig zu machen. Dabei weist der Begriff des „Lotsen“ bereits darauf hin, dass sich ihr Dienst auf die Navigation durch Untiefen beschränkt. Ist das sichere Fahrwasser wieder erreicht, sind die vormals Ratsuchenden zur Selbstständigkeit aufgefordert.

Wenn man also das Aufzeigen von Wegen in die soziale Gemeinschaft und das Navigieren durch diese als Gastgeschenk einer Willkommenskultur definieren will, dann wird deutlich, dass Zugewanderte ihrerseits nicht frei von der Pflicht einer Gegenleistung sein können. Während dem Ratsuchenden (als Gast des Welcome Centers) gegenüber eine einseitig asymmetrische Gabe denkbar ist, wird vom Zugewanderten (als potenziellem Mitglied der Gemeinschaft) durchaus eine Gegengabe erwartet. Daher muss das Welcome Center auch als das verstanden werden, als was es sich selbst beschreibt: als ein Zentrum, das angesichts zunehmender Mobilität Gastfreundschaft offeriert, nicht aber ohne jenseits seiner Grenzen auf ein dauerhaftes Bindungsverhältnis zu spekulieren.

Die Erfahrung von Gastfreundschaft handelt grundsätzlich vom Übertreten einer (räumlichen) Schwelle und ist damit, wie Bernhard Tschofen bereits in Bezug auf den Tourismus bemerkte, immer von der Materialität jeweiliger Orte abhängig.[29] Während die Materialität beispielsweise touristischer Orte gleichsam auf Aufnahme, Versorgung und Schutz des Fremden ausgelegt ist, erfährt die Materialität willkommenskultureller Orte eine alleinige Betonung der Aufnahme. Räume einer Willkommenskultur sind eigens errichtete, vorgelagerte Empfangsräume, die sich zwar durch Anlass und Gestaltung voneinander unterscheiden können, im Ausdruck einer uneingeschränkt offenen Haltung aber ihren gemeinsamen Nenner finden. Ihre Manifestationen sind räumlich inszenierte Schwellen einer Gastfreundschaft, deren besonderes Merkmal gerade darin begründet liegt, jene Schwellen architektonisch so „niedrig“ wie möglich zu halten. „Zutritt“ heißt damit die wichtigste Ressource einer willkommenskulturellen Gastfreundschaft, die Fremde in Ankommende verwandelt und damit symbolisch auf das verweist, auf was sie im Kontext einer zeitlich ausgedehnten Gastlichkeit hinarbeitet: Diversität als Zustand des Angekommenseins, als

[29] Vgl. Bernhard Tschofen: Atmosphäre der Gastlichkeit. Konstruktion und Erfahrung kultureller Ordnungen im Tourismus. In: Alois Wierlacher/Regina Bendix (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kulinaristik. Münster 2011, S. 428-437, hier S. 429.

Überwindung einer Schwellenphase gegenseitigen Fremdseins. Insofern verstehe ich die im Welcome Center dargebrachte Gastfreundschaft als bewusst eingesetzte Inszenierung im Raum, deren Aufgabe darin besteht, im gesellschaftlichen Wechselspiel einer Gastlichkeit auf weitere Schwellensituationen hinzuweisen und auf diese vorzubereiten. Mögliche Verwerfungen, die durch die Konfrontation mit diesen resultieren, fangen die Gastgeber des Welcome Centers ab, indem sie aufkommenden Unsicherheiten zeitlich und vor allem räumlich so früh als möglich begegnen.

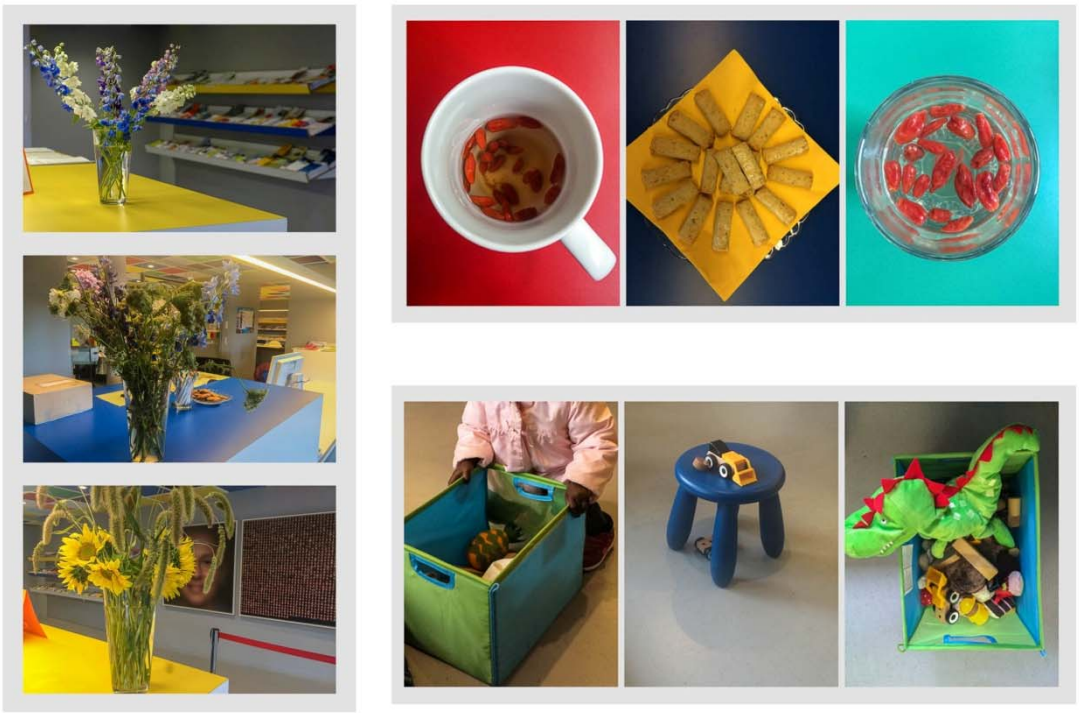


Abb.5: Welcome Center, Ausstattung, Quelle: Christina Seibt.

„Reporting from the Front"…

…fordert Alejandro Aravena. Der chilenische Architekt und künstlerische Leiter der 15. Architekturbiennale stellt Berichte architektonischer Lösungen für soziale Konflikte ins Zentrum der internationalen Ausstellung.[30] Im Mittelpunkt stehen bauliche Ansätze, die sich unter anderem mit Ungleichheit, Wohnungsnot und Migration auseinandersetzen. Die ausgestellten Entwürfe zeigen, dass die Front, an der die Architekten im Alltag zu kämpfen

[30] Homepage der Architekturbiennale. URL: http://www.labiennale.org/en/architecture/index.html. [04.07.2016].

haben, durchaus dynamisch ist. Schritt für Schritt wird herausfordernd nach Veränderung gesucht. Aus Architekten werden Reporter, die den Besucher der Ausstellung mit urbanen Krisengebieten konfrontieren – nicht aber ohne diese als kreativen Freiraum zu deklarieren. Einmal mehr zeigt die Biennale, dass Innovationen unserer Zeit nicht an das symbolträchtig Spektakuläre oder an ein großes Budget gebunden sind, sondern vielmehr mit Effektivität, Relevanz und Pragmatismus zu tun haben.

Angesichts der interventionistisch angelegten Ausstellung scheint die Frage berechtigt, ob sich hier nicht bereits Ansätze einer erneuten Transformation des Städtischen abzeichnen. Was Andreas Reckwitz in Abgrenzung zum funktionalistischen Städtebau der Nachkriegszeit als „Kulturalisierung der Städte“[31] proklamierte, erfährt im Rahmen der aktuellen Biennale eine neue Komponente. Neben einem ästhetischen Mehrwert von Gestaltung steht nun vor allem der soziale Mehrwert. Nicht frei von Utopie gilt es, ein klima- und sozialverträgliches Zusammenleben zu ermöglichen. Für die Formel der „kreativen Klasse“ hat Alejandro Aravena vermutlich nur ein Kopfschütteln übrig. Seit der US-Ökonom Richard Florida vorgerechnet hat, dass nur Städte prosperieren, in denen sich die „kreative Klasse“ wohlfühlt, konkurrieren Metropolen weltweit darum, zum Ansiedlungsgebiet jener kreativen Köpfe zu werden.[32] Die Folge sind erlebnis- und konsumorientierte Stadt-Marken, die zwar für Touristen und andere Besucher den nötigen Wow-Effekt bereithalten, für den Alltag der Bewohner aber oft eine eingeschränkte Lebensqualität bedeuten. Leerstand und hohe Mieten sind nur wenige Beispiele, die im Markenportfolio der *Creative Cities* unter den Tisch fallen. Es ist wohl diese „zunehmende Distanz zwischen Architektur und Gesellschaft“[33], die die Akteure der Biennale an vorderster Front bekämpfen wollen: Anstatt für die Erlebnisqualität der Städte soll wieder für Menschen, oder präziser formuliert, für ihre Anliegen gebaut werden. Architektur dürfe, so auch Böhme, die Betroffenen nicht länger als Zuschauer verstehen, sondern müsse sie als Teilnehmer in ihr Tun einbeziehen.[34] Dabei geht es nicht um eine Abwendung des atmosphärischen Gestaltens – dies bleibt weiterhin eine wichtige Errungenschaft der postmodernen Architektur – vielmehr geht es Architekten wie Aravena

[31] Vgl. Andreas Reckwitz: Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung. Berlin 2014, S. 269.
[32] Vgl. Richard Florida: The Rise of the Creative Class. Revisited. New York 2012.
[33] Stephan Burkoff, Stephan Becker, Jeanette Kunsmann: Der König der Löwen. Ein Interview mit Biennale-Präsident Paolo Baratta. URL: http://www.baunetz.de/baunetzwoche/baunetzwoche_ausgabe_4759464.html [11.06.2016].
[34] Vgl. Böhme 2006 (wie Anm. 19), S. 177.

darum, das Atmosphärische nicht in der Verkleidung sozialer Wirklichkeit, sondern in der sozialen Wirklichkeit selbst zu etablieren.

In der Faszination, die sie erzeugt, ist Architektur eine forcierende Kraft gesellschaftlicher Veränderung. Denn, so schreibt die Soziologin und Architektin Heike Delitz, „mit neuen Gestalten entstehen neue Imaginationen der Gesellschaft“.[35] Für Delitz hat dieses transformatorische Potenzial viel mit dem besonderen Charakter der Architektur zu tun. Diese sei ein Artefakt, aber vor allem eben auch Kunst,[36] weil sie es als Avantgarde vermag, der Gesellschaft stets ein Stück voraus zu sein und in jedem ein Verlangen zu wecken. Damit ist Architektur weit mehr als nur unser gebautes Umfeld. Sie drückt die soziale Wirklichkeit nicht aus, sondern konstituiert diese auch und ist insofern zugleich ein transitives Medium. In der Architektur der Willkommenskultur lässt sich ein solch transitiver Moment beobachten. Im Umgang mit dem Fremden soll es nicht mehr um seine Ablehnung, sondern um die Gestaltung seiner Aufnahme gehen. Dabei darf keineswegs vergessen werden, dass Willkommensräume eine statische Gegenüberstellung von Mehrheit und Minderheit nicht auflösen, sondern als Produkt dieser Unterscheidung selbst unterstreichen. Auch darf nicht übersehen werden, dass abseits der Welcome Center Zuwanderer, insbesondere Flüchtlinge, weitere Räume passieren müssen: Erstregistrierungen, Erstaufnahme- (oder Notfallunterkünfte) und schließlich Gemeinschaftsunterkünfte. An den Architekturen dieser Stationen wird die Diskrepanz zwischen einer Stimmung der scheinbar grenzenlosen Solidarität und einer tatsächlichen Integrationspolitik räumlich manifest. Ebenso darf darüber diskutiert werden, inwieweit das Welcome Center als Rädchen im Zahnrad der Produktion von Vielfalt ein Beitrag zum Etikett „Kreativität“ in der Stadt darstellen soll. Über diese Kritik hinaus tritt allerdings die Tatsache, dass Räume der Willkommenskultur ganz grundsätzlich Begegnungen ermöglichen, die individuell motiviert und individuell gestaltet sind. Indem ästhetische und soziale Ansprüche in einem Design zusammengedacht werden, tut sich eine Welt auf, die Möglichkeiten des Austausches, der Interaktion, der Reibung, der Selbst- und Fremdwahrnehmung, kurz der gastlichen Gemeinschaft aufzeigen. Ob sich ein solches Ideal gesellschaftsübergreifend etablieren lässt, bleibt offen.

[35] Heike Delitz: Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen. Frankfurt a. M. 2010, S. 152.
[36] Vgl. ebd., S. 150.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info November 2016

Frieder Findeisen

# Aus alt mach neu

## Oder: die Rückkehr der alten Autokennzeichen

TÜ, S, RT – sicher können Sie diese Autokennzeichen problemlos den entsprechenden Landkreisen zuordnen. Aber wissen Sie auch, wofür HCH, LEO, VAI oder GD stehen? Diese Kennzeichen repräsentieren die ehemaligen Landkreise Hechingen, Leonberg, Vaihingen an der Enz und Schwäbisch Gmünd – alles Landkreise, die es eigentlich gar nicht mehr gibt. Und doch findet man sie heutzutage wieder auf Deutschlands Straßen. Möglich wurde dies durch die Änderung der Fahrzeugzulassungsverordnung, die am 1. November 2012 in Kraft trat. Doch was motiviert Autofahrer dazu, ein Signet mit Verweis auf einen ehemaligen Landkreis, den es seit der Kreisreform von 1973 gar nicht mehr gibt, an ihrem Auto anzubringen? Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf dieses Phänomen stellt vor allem die Frage, wie die Akteure mit der ‘Kennzeichenliberalisierung‘ – so das Schlagwort unter welchem diese Thematik verhandelt wird – umgehen: Welche Funktion hat die Kennzeichnungspraxis für die Nutzerinnen und Nutzer? Inwiefern wirken in diese Alltagspraxis Fragen von Identität, Raum und Region hinein?

Das Phänomen der Kennzeichenliberalisierung reiht sich dabei in eine allgemeine Entwicklung der „Betonung des Regionalen“ ein, die spätestens seit dem Postulieren der Idee vom Europa der Regionen Mitte der 1990er Jahre nicht mehr abzustreiten ist.[1]

Die Frage, in welchem Zusammenhang der Regionenbegriff in der dargestellten Kennzeichennutzung verhandelt wird, bildet dabei eine Leitlinie der Arbeit ab.

[1]Hermann Bausinger: Region – Kultur – EG. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 97 (1994), S. 113-140, hier S. 118.

**Der Weg ins Feld**

Um die oben dargestellte Entwicklung empirisch zu erforschen, führte ich im Februar und März 2014 in zwei Landkreisen in Baden-Württemberg Feldforschungen durch.

Dabei handelte es sich um die Stadt Hechingen im Landkreis Zollernalb (Standardkennzeichnung: „BL"; neue Kennzeichnungsalternative „HCH") und die Stadt Leonberg im Landkreis Böblingen (Standardkennzeichnung: „BB", neue Kennzeichnungsalternative: „LEO"). Beide Landkreise entstanden in ihrer heutigen Gestalt durch die Kreisreform von 1973. Darin wurde unter anderem festgelegt, dass der Landkreis Hechingen (mit dem ehemaligen Kennzeichen „HCH") aufgelöst wird und seine 47 Gemeinden zum Großteil in den neugegründeten Landkreis Zollernalb übergehen sollten; nur drei Gemeinden fielen dem Landkreis Rottweil und sechs Gemeinden dem Landkreis Freudenstadt zu. Der dadurch neu entstandene Landkreis erhielt den Namen „Zollernalbkreis" mit dem Kennzeichen „BL".[2]

Der Landkreis Böblingen wurde deutlich vergrößert, indem ihm ein Großteil der 27 Gemeinden des Altkreises Leonberg (mit dem ehemaligen Kennzeichen „LEO") zugesprochen wurde. Acht Gemeinden fielen dem neu gegründeten Landkreis Ludwigsburg und vier Gemeinden dem ebenfalls neu gegründeten Enzkreis zu.[3]

Im Rahmen meiner Forschung führte ich leitfadengestützte Interviews mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der jeweiligen Landratsämtern durch, um nähere Informationen über das Verfahren der Zulassung und genauere Zulassungszahlen in Folge der Kennzeichenliberalisierung zu erfahren. Um auch die ‚ungefilterten' Eindrücke der Personen zu erfahren, welche direkt mit den Autobesitzern in Kontakt kommen, führte ich auch Gespräche mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Zulassungsstellen. Ergänzt wurden diese Interviews durch Umfragen, die ich auf den Marktplätzen von Hechingen und Leonberg durchführte, um Haltungen zu den neuen ‚alten' Kennzeichen direkt von den Autobesitzerinnen und -besitzern zu erfahren.

[2] Vgl.: Erstes Gesetz zur Verwaltungsreform (Kreisreformgesetz) vom 26. Juli 1971, 1. Teil, erster Abschnitt, §3, Punkt 32, a-d. http://www.verfassungen.de/de/bw/bw-kreisreformgesetz71.htm (Zugriff: 26.7.2014).
[3] Vgl. ebd. §3, Punkt 4, a-c.

**Region – unerklärlich, aber faktenschaffend**

Die Arbeit beschäftigt sich mit der Nutzung der neuen ‚alten' Kennzeichen in den Landkreisen Zollernalb und Böblingen und fragt nach dem Zusammenhang zwischen Region und dem dafür stehenden Autokennzeichen. Dafür soll nachfolgend der Begriff der Region unter kulturanthropologischer Perspektive behandelt werden. Denn dass Region weit mehr darstellt, als nur einen territorialen Raum, wird nicht erst durch die Formulierung ersichtlich, welche der Europarat am 1. Februar 1978 wählte. Darin werden Regionen dargestellt als

> „[...] eine menschliche Gemeinschaft, die mit der Landschaft fest verbunden ist und die durch den Gleichklang von Geschichte, Kultur, Geographie und Wirtschaft gekennzeichnet ist, durch welchen die Bevölkerung zu einer Geschlossenheit bei der Verfolgung gemeinsamer Ziele und Interessen gelangt."[4]

Diese Darstellung von Region macht den komplexen Charakter derselben deutlich und zeigt gleichzeitig auf, dass der Begriff die Vielschichtigkeit des Konzepts oft nur unzureichend abbilden kann.[5] Die fachspezifische Definition von Region, mit welcher ich mich dem Begriff nähere, ist die Sichtweise von Region als Kulturraum – im Sinne eines „historisch generierten und gewachsenen Kultur- und Lebensraum[s]".[6] Die räumliche Komponente dieses gewachsenen Raumes erscheint somit als etwas ‘natürliches', das quasi ‚von allein' entstanden ist. Doch sowohl die kulturelle als auch die geographischen Einteilung dieser Räume kann als Folge aktiver Gestaltungsprozesse der darin lebenden Gesellschaft, angesehen werden. Auch die Aussage von Peter Nitschke wendet sich gegen den Gedanken von Region als *creatio ex nihilo,* wenn er meint:

> „Eine Region, das ist der Output einer Tätigkeit, die man Regionalisieren nennen kann, und Regionalisieren heißt, Begriffe und Bilder von Regionen herzustellen und diese mit mehr oder weniger Erfolg in die soziale Kommunikation einzufädeln."[7]

[4] Ammon, Günther: Das Europa der Regionen. München 1994, S. 19f.

[5] Vgl. Peter Nitschke: Was heißt regionale Identität im heutigen Europa? In: Gerhard Brunn: Region und Regionsbildung in Europa. Konzeptionen der Forschung und empirischen Befunde. Baden-Baden 1995, S. 285-299, hier S. 287.

[6] Ebd.

[7] Hard, Gerhard: Regionalisierung. In: Wentz, Martin (Hg.): Region. Frankfurt a.M./ New York 1994, S. 54-57, hier S. 54.

Grob umrissen drückt sich der Prozess der Regionalisierung in der Betonung regionaler Aspekte aus – in Praktiken, die Bilder von Regionen herstellen oder aufrechterhalten. Durch diese Kleinteiligkeit des Regionenkonzepts entsteht eine – vordergründig territoriale – Überschaubarkeit, die aus dem großen Ganzen der Nation eine lokal konkrete(re) Einheit anbietet. Somit werden dem Individuum die Möglichkeiten der individuellen Selbstverortung im Raum deutlicher aufgezeigt.[8] Des Weiteren liegt die Attraktivität von Region möglicherweise darin, dass sie in Zeiten der Globalisierung und Entgrenzung einen scheinbar gesicherten Identifikationsrahmen bietet. Ralf Bochert, Professor für Tourismusmanagement an der Hochschule Heilbronn, begründet dies mit dem „Wunsch nach Verlangsamung und dem Wiedererkennen der nächsten Umgebung".[9] Bochert führte vom Frühjahr 2010 bis Herbst 2012 eine bundesweite Studie durch, um zu ermitteln, wie hoch der Wunsch in der Bevölkerung nach den alten Kennzeichen ist. Aus dem in der Umfrage abgefragten Zuspruch, der mit über 72% sehr hoch lag,[10] resultierte 2012 ein Bundesratsbeschluss, der besagt, „dass in einem Zulassungsbezirk die aktuelle Kennung als Standard sowie ein oder mehrere bisherige Kennzeichen als Wunschkennzeichen wählbar sind."[11]

Die Möglichkeit, sich wieder Kennzeichen ehemaliger Landkreise zu kaufen, stellt für die Autobesitzerinnen und -besitzer ein Mittel bereit, durch welches sie ihre Hinwendung zur Region sichtbar machen können. Somit offenbart sich das grundsätzliche Phänomen der Hinwendung zur Region in der Beliebtheit der ehemaligen Kennzeichen. Im Folgenden sollen die vorgefundenen Motivationen in den Forschungsfeldern dargestellt werden.

**Identitätsstiftung durch Kennzeichen in Hechingen**

In Hechingen dominiert ein Verlustdiskurs die vorgefundenen Argumentationen und Praktiken, wodurch grundsätzliche Fragestellungen von Identität und Identitätsfindung angerissen werden. Dabei wird die Wichtigkeit von Institutionen und deren Rolle als

[8] Vgl. Bausinger 1994 (wie Anm. 1), S. 121f.: Bausinger bezieht sich hier auf Traditionalimus: Dabei sieht er in der Betonung von Kleinräumigkeit eine Reaktion und Gegenbewegung zur schnell fortschreitenden Moderne.

[9] Ralf Bochert: Forschungsprojekt „Kennzeichenliberalisierung". Kurz-Studie zu den Ergebnissen der Befragung in 211 Städten zum Thema „Kennzeichenliberalisierung" (Vorläufige Endfassung). Stand: Januar 2013, S. 38.

[10] Ebd., S. 19-23.

[11] Ebd., S. 43.

sogenannte „Identifikationsofferten“[12] für das Individuum angesprochen. Des Weiteren wird die Verbindung zwischen Zeichen und Inhalt daran aufgeführt, dass ein ganzer Kulturraum durch die Wahl eines ‚falschen‘ Repräsentationszeichens anonymisiert werde und somit die Möglichkeit verliere, als Identifikationsort zu dienen. Allgemein verweist dies auf die tragende Rolle, die hier der räumlichen Komponente für die Identitätsbildung zugeschrieben wird. Während der Interviews fanden sich Praktiken der Erinnerung, die an dieses Kennzeichen anknüpfen. Dort wurde nicht selten die Wichtigkeit der Kindheit betont, an die man sich mit Hilfe des Kennzeichens erinnere.

Der oben skizzierte Verlustdiskurs, der sich konkret im Verschwinden des bisherigen Kennzeichens manifestiert, könnte durch die Wiedereinführung des vertrauten Signets neu akzentuiert werden.

Die Bürgermeisterin von Hechingen, Dorothea Bachmann, mit dem neuen Kennzeichen Februar 2013,
Quelle: Schwarzwälder Bote, 9.1.2014

[12] Vgl. Aleida Assmann: Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Rolf Lindner (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/Main 1994, S. 13-36, hier S.17.

Wie gehen nun die Nutzerinnen und Nutzer mit der neuen Möglichkeit um, seit dem 25. Februar 2013 die Kennzeichnungsalternative *HCH* nutzen zu dürfen? Durch meine Forschung erlangte ich den Eindruck, dass hier das neue ‚alte' Kennzeichen dazu genutzt wird, den durch die Kreisreform von 1973 aufgelösten, institutionalisierten Raum „Landkreis Hechingen" mit dem dazugehörigen Repräsentationszeichen „HCH" wieder zu betonen. Eine Motivation, die zum Kauf eines HCH-Signets führen kann, drückt ein Gesprächspartner so aus:

> „[…] dann ist ja nicht bloß, dass das HCH war, das HCH steht auch irgendwo für Hohenzollern und das Hohenzollern, da gehört die Burg dazu, da gehört Sigmaringen dazu des ganze Preußische, was eigentlich auf den alten Landkreis Hechingen gepasst hat und wo dann nach Balingen nicht passt."[13]

In dieser Aussage wird zum einen ersichtlich, dass die, durch die Kreisreform von 1973 eingeführte Landkreiskennung für den Zollernalbkreis („BL") als nicht passend empfunden wird, da Diskrepanzen zwischen dem BL-Signet und der Region, für die es stehen soll, empfunden werden. Zum anderen wird deutlich, dass die Assoziationen, welche an den ehemaligen Landkreis Hechingen geknüpft sind und diesen damit auch ein Stück weit charakterisieren – wie beispielsweise die Burg Hohenzollern – durch das BL-Kennzeichen für den Gesprächspartner nicht ausreichend beschrieben werden. Hingegen wird das HCH-Kennzeichen als passendes Repräsentationszeichen für das Bedeutungsnetzwerk angesehen, mit welchem dieser Raum aufgeladen ist. Neben dieser Motivation, das HCH-Kennzeichen aus Gründen der empfundenen Übereinstimmung zwischen Repräsentation und Inhalt gegenüber dem BL-Kennzeichen zu favorisieren, werden jedoch auch solche Gründe erkennbar, welche dem neuen ‚alten' Kennzeichen heute eine identitätsstiftende Wirkung zuschreiben.

Durch die Umstrukturierungsmaßnahmen im Zuge der Kreisreform wurde nicht nur das Landkreiskennzeichen durch ein anderes ersetzt. Auch der institutionalisierte Raum „Landkreis Hechingen" wurde durch die Abwanderung der Institutionen in die neue Kreisstadt Balingen seiner Essenz und somit seinem Potential als Identifikationsort und Identitätsofferte beraubt. Hierbei wird lehrbuchartig die Feststellung von Berger/Luckmann

[13] Interview Anna Amann 18.02.2014. Anmerkung: Alle Personenangaben wurden anonymisiert und mit Pseudonym versehen.

belegt, die Institutionen als die Objektivierung der Wirklichkeit beschreiben.[14] Mit dem Wegfall der Verwaltungsstrukturen verliert der Landkreis Hechingen nicht nur seine organische Struktur sondern durch den Verlust des Kennzeichens als Repräsentationszeichen auch jene räumlichen Halte- und Fixpunkte, die für die Identitätsbildung von großer Wichtigkeit sind.[15]

Als Verursacher des daraus entstehenden Defizits für die „kollektive Identität“[16] der darin lebenden Gesellschaft wird verständlicherweise das Abwandern der Institutionen nach Balingen identifiziert. Mit der Aussage eines Gesprächspartners: „Die nehmen uns alles“[17] wird deutlich, wie der Verlustdiskurs um eine Wegnahme-Rhetorik ergänzt und Balingen zum Kristallisationspunkt von Negativattributen wird. Diese Ansicht wurde durch die Schließung des Hechinger Krankenhauses am 28. Juni 2012 nochmals potenziert. Ein Akteur beschreibt die Empörung über diese Rationalisierungsmaßnahme so: „die Hechinger sind sonst selten einer Meinung, aber da gab es eine richtige Demo, da sind die Hechinger auf die Straße gegangen“.[18]

**Leonberg – andere Städte, andere Motivationen?**

Nicht in allen Bereichen bindet sich an die Kennzeichenliberalisierungsdebatte ein derart leidenschaftlicher und emotionaler Diskurs. Im Forschungsfeld Leonberg findet sich zum Beispiel eine ganz praktische Nutzungsmöglichkeit: Wenn es etwa in einem Haushalt zwei Fahrzeuge gibt, können die Kennzeichen dazu genutzt werden, um sich nach den Siegeln nur eine Buchstaben- und Zahlenkombination merken zu müssen. Am einen Fahrzeug wird dann ein BB-Kennzeichen und am anderen Fahrzeug ein LEO-Kennzeichen angebracht – so bleibt der Teil des Kennzeichens nach den Siegeln gleich, nur der vordere Teil ändert sich.

Des Weiteren lassen sich auch im Forschungsfeld Leonberg Argumentationen finden, die in der Identitätsbildung einen Grund für den Zuspruch zu den Kennzeichen sehen. Ein Gesprächspartner stellt dies so dar:

[14] Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Frankfurt am Main 2009, 22. Aufl., S. 60ff.
[15] Vgl. Hermann Bausinger: Heimat und Identität. In: Konrad Köstlin/Hermann Bausinger (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. 22. Deutscher Volkskunde-Kongress in Kiel vom 16. bis 21. Juni 1979. Neumünster 1980, S. 9-24, hier S. 22.
[16] Annegreth Horatschek: Identität, kollektive. In: Ansgar Nünning (Hg.): Grundbegriffe der Kulturtheorie und Kulturwissenschaft. Stuttgart 2005. S. 71-72, hier S. 71.
[17] Interview Bernhard Brecht 27.02.2014.
[18] Interview Michael Meier 27.02.2014.

> „Ich denke eben, dass es über die Familie – Leonberg war ja dann doch ein ländliches Gebiet und wo auch viel Äcker und Landwirtschaft betrieben worden ist und wo dann eben auch die Betriebe von Generation zu Generation übergeben worden sind und dann [...] ist das denk ich so ein ineinander Übergreifen, gell.“[19]

Der hier eingebrachte Punkt schlussfolgert aus der starken landwirtschaftlichen Prägung dieser Region einen starken oder zumindest stärkeren Einfluss von Traditionslinien in die Identitätsbildung und somit auch eine hohe Weitergabe der Traditionen von Generation zu Generation. Der Gedanke, dass aus einem engen Zusammenleben und -arbeiten eine intensivere Weitergabe von Traditionslinien resultieren kann, findet sich in der kulturwissenschaftlichen Forschung bereits bei Bausinger.[20] In diesem Kontext stellt sich die Frage, warum die Weitergabe von Traditionslinien in dieser Region von der Gesprächsperson so stark betont wird. Ist der Einfluss der älteren Generation auf die Jüngere wirklich so groß oder wird er absichtlich so betont und als etwas Besonderes dargestellt um sich den Zuspruch der LEO-Kennzeichen bei der jüngeren Genration erklären zu können? Für die Gesprächspartner scheint jedenfalls in der sozio-kulturellen Beschaffenheit der LEO-Region – wie der Gesprächspartner sie wahrnimmt und deutet – der Grund für einen hohen Zuspruch der LEO-Kennzeichen zu liegen.

Neben der landwirtschaftlichen Prägung und der dadurch anscheinend besonders starken Weitergabe von Regionalbewusstsein und dessen Ausdruck, spielen aber auch Nostalgie-Effekte eine Rolle, wenn beispielsweise ein Gesprächspartner berichtet:

> „[...] ich hab auch hier am am Schalter schon diverse Diskussionen oder auch Freude gehabt: ‘Des war mal mein erstes Auto mit LEO vor 1900, was weiß...- also vor 73 quasi und dieses Kennzeichen ist wieder frei und das war das ursprüngliche, seh‘n sie ich hab n Bild von dem Auto noch und jetzt krieg ich das gleiche Kennzeichen wieder drauf, das ist doch fantastisch.‘ Also so ne gewisse, äh, wie soll man da sagen?, also so eine Heimatbezogenheit die sich auf früher bezieht, muss man ja eindeutig sagen ist, tatsächlich da.“[21]

[19] Interview Christoph Cranz 05.03.2014.
[20] Hermann Bausinger: Identität. In: Ders. u.a. (Hg.): Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1999. S. 204-242, hier S. 213.
[21] Interview Demian Durst 10.03.2014.

Die in diesem Zitat artikulierte Heimatbezogenheit zeigt, welche Assoziationen durch das Kennzeichen bei den Akteuren hervorgerufen werden: Das LEO-Kennzeichen erfüllt eine Erinnerungsfunktion die konkret am Kenn*zeichen* fixiert wird. Damit wird einerseits deutlich, dass in diesem Fall Heimat mit dem LEO-Kennzeichen verbunden wird – ob es sich dabei um das ehemalige oder um das aktuelle Kennzeichen handelt, ist nicht wichtig. Andererseits spricht ein weiterer Gesprächspartner auch die räumliche Komponente an, deren Wichtigkeit in Bezug auf den Heimatbegriff schon Hermann Bausinger beschreibt, wenn er meint: „Heimat zielt auf räumliche Relation; Heimat ist zwar nicht strikt begrenzbar, aber doch lokalisierbar im Raum“[22].

Das Kennzeichen dient also im vorliegenden Fall als Medium, mittels dessen der Akteur sich an frühere, vertraute(re) Zustände erinnert. Zudem wird ein Eindruck vermittelt, welche geographischen Dimensionen in diesem Fall wichtig für ein Heimatgefühl sind. Nation oder Bundesland werden erst gar nicht angesprochen. Es sind anscheinend kleinere – überschaubarere – räumliche Einheiten, von den Dimensionen einer Stadt oder eines Landkreises, die in den diffusen Heimatbegriff hineinspielen.

Der Leonberger Oberbürgermeister Schuler. Quelle: Stuttgarter-Zeitung.de 19.11.2012

[22] Bausinger 1980 (wie Anm. 15), S. 9.

**Institutionalisiertes Kennzeichen – individuelle Bedeutung**

Die bisher aufgeführten Argumentationen ziehen ihre Attraktivität aus Praktikabilitäts-, Identitäts- und Nostalgiegründen. Eine hauptsächliche Motivation zum Kauf eines LEO-Kennzeichens – darin stimmten alle Gesprächspartner überein – sind jedoch hauptsächlich die erweiterten Kombinationsmöglichkeiten, die das neue ‚alte' Kennzeichen bietet. Grundsätzlich besteht ein sehr hoher individueller Gestaltungswille in Bezug auf das Kennzeichen. Denn laut Auskunft der Zulassungsstelle Böblingen sind 80% aller Zulassungen sogenannte Wunschkennzeichen. In Leonberg stellte die erhöhte Individualisierungsmöglichkeit der neuen, ‚alten' Kennzeichen eine feststellbare Motivation dar. Die vorgefundenen Praktiken machen ersichtlich, dass es durch das LEO-Kennzeichen in einem höheren Maße als bei einem BB-Kennzeichen gelingt, das gesamte Kennzeichen zu individualisieren. Dies ergibt sich hauptsächlich aus dem Fakt, dass die institutionalisierte Buchstabenanordnung L-E-O bereits selbst einen männlichen Vornamen bildet, aber auch Teil anderer Vornamen (LEO-NI, LEO-NA) sein kann. Somit kann durch ein entsprechendes Additiv nach den Sigeln dem gesamten Kennzeichen eine individuellere Bedeutung verliehen werden. In dieser Individualisierungstendenz lässt sich jedoch eine geringere Verbindung zwischen Kennzeichen und Region erkennen, als dies im Beispiel Hechingen der Fall ist. Wenn die Wunschkombination eines Anwenders mit einem BB-Kennzeichen nicht mehr vorhanden ist, hat er die Möglichkeit, die gewünschte Kombination durch Wechsel auf ein LEO-Kennzeichen zu verwenden. Bereits in diesem Schritt ist eine Motivation zu erkennen, die den Nutzerinnen und Nutzern die Möglichkeit bietet, ‚seine' oder ‚ihre' Kombination auf dem Kennzeichen zu wählen und am Fahrzeug anzubringen. Die Anordnung der ein bis zwei Buchstaben und ein bis vier Ziffern nach den Siegeln wird deswegen als ‚eigene' Anordnung angesehen, weil sie mit einem speziellem – einem individuellen – semantischen Wert aufgeladen ist. Die dabei wirkenden Mechanismen, also die Kennzeichnung des eigenen Fahrzeugs mit einer Buchstaben- und Zahlenanordnung, die die Nutzerinnen und Nutzer selbst bestimmen – und deren Bedeutung vielleicht auch nur sie kennen – stellt dabei das dar, was Wolfgang Jagodzinski und Markus Klein als „persönliche Aspiration"[23] bezeichnen. Ein Handeln, welches sich eher an subjektiven Relevanzsystemen orientiert, als an

[23] Wolfgang Jagodzinski/Markus Klein: Individualisierungskonzepte aus individualistischer Sicht. Ein erster Versuch in das Dickicht der Individualisierungskonzepte einzudringen. In: Jürgen Friedrichs (Hg.): Die Individualisierungsthese. Opladen 1998, S. 13-32, hier S. 13.

„althergebrachte[n] institutionalisierte[n] Werte[n] und Normen“[24], kann als Zeichen oder zumindest als Tendenz zur Individualisierung angesehen werden. So lassen sich die vorgefundenen Praktiken als Folge von Individualisierung erkennen, etwa wenn in Leonberg – gefragt nach der Motivation, weswegen ein LEO-Kennzeichen gekauft wurde – unter anderem „Mein Mann heißt Leo“ und „Ich find die Kombination witzig“ angegeben wurde. Inwieweit die Wahl des Kennzeichens zwischen persönlicher Wahlfreiheit einerseits und Einschränkung durch die institutionalisierten Vorschriften zur Kennzeichenpflicht andererseits beeinflusst wird, wirft dabei eine interessante Frage auf. Diese fußt auf der gesetzlichen Kennzeichnungspflicht, die für alle Fahrzeuge besteht, die auf öffentlichen deutschen Straßen bewegt werden. Dieses Kennzeichen besteht aus dem Landkreiskürzel (ein bis drei Buchstaben) vor den Siegeln, und ein bis zwei Buchstaben, sowie ein bis vier Ziffern nach den Siegeln. Somit ist jeder Verkehrsteilnehmer gewissermaßen von Amtswegen zur Preisgabe seiner Herkunft verpflichtet.[25] Dies hat zur Folge, dass alle Fahrzeuge der Akteure in einem Landkreis allein dadurch eine homogene Masse bilden, dass sie dasselbe Kreiskürzel auf ihrem Kennzeichen haben. Das Gesetz zur Kennzeichnungspflicht des Kraftfahrzeugs einerseits und der individuelle Gestaltungswille des Kennzeichens andererseits bilden somit ein unüberwindbares Gegensatzpaar. Durch den Vergleich des LEO- und HCH- Kennzeichens wird ersichtlich, wie sich die beiden Landkreiskürzel, bedingt durch das Ordnungssystem der deutschen Sprache, unterscheiden.

Aus dieser Tendenz lässt sich erkennen, dass im Landkreis Böblingen das LEO-Kennzeichen ein Instrument der individualisierten Gesellschaft zum Ausdruck persönlicher Vorlieben darstellt. Doch besteht wie gezeigt auch nach der Einführung des LEO-Kennzeichens nicht die Möglichkeit, das gesamte Kennzeichen nach den eigenen Vorlieben zu gestalten, also seine persönliche Aspiration zur einzigen Gestaltungsrichtlinie emporzuheben.

## Schlussbetrachtung

Aus der durchgeführten Feldforschung lassen sich multiple Motive für die Nutzung der neuen ‚alten‘ Kennzeichen erkennen. Auffallend war dabei in erster Linie, wie über das Signet Raum und das Verhältnis des Individuums zu diesem verhandelt wird. Die

[24] Ebd.
[25] Von dieser Betrachtungsweise sind jene Personen ausgeschlossen, die aus geschäftlichen o.ä. Gründen nicht die Buchstabenkennung ihres Heimatlandkreises führen.

Kennzeichenliberalisierung trägt dabei nicht unwesentlich zu einer Betonung des Regionalen bei. Im Speziellen werden dabei grundlegende Dynamiken von Gesellschaft, wie Identität und Individualisierung be- und verhandelt. Die Empirische Kulturwissenschaft kann mit ihrem fachspezifischen ‚Merkwürdigkeitsblick' eine wertvolle Perspektive auf die Hintergründe der Kennzeichenliberalisierung offenbaren. So wird in den angeführten Beispielen deutlich, wie sich der Einzelne im Alltag innerhalb räumlicher Konstrukte verortet – das Sichtbarmachen der regionalen Wunschzugehörigkeit an ‚des Deutschen liebstem Kind' stellt eine solche praxeologische Auseinandersetzung mit dem Raum dar. Außerdem weist die Arbeit auf die historische Konstruktion regionaler Räume hin, die seit Generationen weitergegeben und oft unreflektiert als gegeben angenommen werden. Das Rekurrieren auf die Historizität der Region verschleiert dabei den Konstruktcharakter eben jener, indem sie diese als etwas schon immer Dagewesenes darstellt.

Zeichnung: Klaus Stopper, Hechingen

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Januar 2017

Anna-Kathrin Oswald

# „In der Welt des Do-it-yourself sind alle Menschen gleich!“

## Beobachtungen zu Werbeanzeigen eines Baumarkts*

Seit der Einführung des Diversity Managements[1] in Organisationen erfreut sich das Konzept Diversität oder Vielfalt großer Beliebtheit. Eine freie Internetrecherche zeigt die Bedeutsamkeit aber auch Unüberschaubarkeit des Themas sehr deutlich. Da geht es um Vielfalt auf dem Arbeitsmarkt, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, Inklusion, Integration und vieles mehr. Nicht wenige Einträge stellen sich gar die Frage, was der Begriff Diversität überhaupt bezeichnen soll.[2] Das Thema beschäftigt auch die Medien immer wieder, so zum Beispiel erst kürzlich bei der Oscar-Verleihung, als (wiederholt) kein/e einzige/r farbige/r Schauspieler*in[3] für die begehrten Awards nominiert wurde.[4] Und auch in Deutschland scheint das Thema angesichts der sogenannten ‚Flüchtlingskrise‘ an neuer Brisanz gewonnen zu haben.[5] Nicht zuletzt fragt auch das *Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft* der *Eber-*

* Leider dürfen die beschriebenen Anzeigen hier nicht publiziert werden (Red.).

[1] Diversity Management bezeichnet „Strategien, Programme und Maßnahmen für einen konstruktiven und produktiven Umgang mit Vielfalt“. Hierbei geht es um die Vielfalt der Mitglieder oder Bezugsgruppen einer Organisation in den drei Dimensionen Arbeitsmarkt, Organisation der Beschäftigten und Absatzmarkt. Gertraude Krell: Einleitung – Diversity Studies als integrierende Forschungsrichtung. In: Dies./Barbara Riedmüller/Barbara Sieben (Hg.): Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt a.M. 2007, S. 7-16, hier S. 9.

[2] Vgl. exemplarisch: Elke Schlote/Maya Götz: Was ist Diversität/Diversity? In: TelevIZIon 23 (2010), S.8. Elektronisches Dokument. URL=http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/televizion/23_2010_2/diversitaet.pdf [02.04.2016] oder diversityexperts.net: Was ist Diversität? Elektronisches Dokument. URL=http://www.diversityexperts.net/was-ist-diversitaet/ [20.04.2016].

[3] Hinweis: In der vorliegenden Arbeit soll die Verwendung von gendergerechten Formulierungen, wie z.B. Werbemacher*innen, auf eine Abwendung vom Geschlechterdualismus hinweisen und verdeutlichen, dass es neben den Kategorien „männlich“ und „weiblich“ noch weitere gibt, in denen sich Menschen verorten. Dies soll auch der Tatsache Rechnung tragen, dass Sprache ebenfalls ein eindrucksvolles Mittel zur Herstellung von Differenz ist.

[4] Vgl.: Susan Vahabzadeh /sueddeutsche.de: Die Unsichtbaren (26.02.2016). Elektronisches Dokument. URL=http://www.sueddeutsche.de/kultur/oscars-und-diversitaet-die-unsichtbaren-1.2881536 [31.03.2016].

[5] Vgl.: Ingrid Weidner/zeit.de: Plötzlich ist die Firma vielfältig (16.02.2016). Elektronisches Dokument. URL=http://www.zeit.de/karriere/beruf/2016-01/arbeitsmarkt-fluechtlinge-integration-zuwanderung-fachkraefte [31.03.16].

*hard Karls Universität Tübingen* in seinem aktuellen Studienprojekt „How ‚diverse' is Eberhard Karl?".[6] Da scheint es wenig verwunderlich, dass auch die Werbung das Thema Diversität aufgreift.

Werbung muss so schnell wie möglich auf gesellschaftliche Veränderungen reagieren. Durch diese Veränderungen und aus dabei entstehenden Diskursen findet eine Verschiebung des Darstellbaren statt, wodurch Dinge ausgedrückt werden können, die vorher nicht denkbar waren.[7] Auch die Aussagen von Bildern in der Werbung werden durch Bilddiskurse reguliert. Die Werbemacher*innen greifen einen bestimmten Diskurs auf und können in ihren Bildern Dinge thematisieren und Personengruppen darstellen, die früher unsichtbar blieben.

Im Zuge des Diskurses um Diversität scheint eine derartige Verschiebung des Darstellbaren stattgefunden zu haben.[8] Diese Erweiterung des werblichen Repertoires will auch der Baumarkt Hornbach in seiner „Gleichheit-Kampagne" aus dem Jahr 2007 nutzen. Die Kampagne thematisiert in sechs Anzeigen die Themen Homosexualität, Alter, Behinderung, Herkunft, religiöse Orientierung und Abweichung vom Schönheitsideal. Im Zentrum dieser Ausarbeitung stehen die Anzeigen zum Thema Alter, Behinderung und Homosexualität.[9] Doch wie versucht Hornbach, Diversität zu visualisieren? Wie soll das Konzept Diversität für die positive Aufladung der eigenen Marke nutzbar gemacht werden? Ist der Begriff Diversität für die Analyse überhaupt handhabbar? Oder muss nicht vielmehr überlegt werden, ob der Begriff Differenz für die Ausarbeitung das eigentliche zentrale theoretische Konzept ist? Zur Beantwortung dieser Fragen findet zunächst eine Begriffsdiskussion um Diversität und Differenz im Hinblick auf Anzeigenwerbung als Material statt. Abschließend folgt eine Be-

[6] Vgl.: http://www.uni-tuebingen.de/fakultaeten/wirtschafts-und-sozialwissenschaftliche-fakultaet/faecher/empirische-kulturwissenschaft/studium/studienprojekte/aktuell.html [31.03.2016].

[7] Der Begriff Diskurs wird hier im Sinn von Michel Foucault verstanden. Diskurse entscheiden darüber, „wer was zu welchem Zeitpunkt an welchem gesellschaftlichen Ort aussagen kann und wer was wo und wann nicht *aussagen* kann." Herbert Willems/York Kautt: Theatralität in der Werbung. Theorie und Analyse massenmedialer Wirklichkeit: zur kulturellen Konstruktion von Identitäten. Berlin 2003, S. 10. Im Gegensatz zu den meisten Deutungen Foucaults Diskursbegriffes sollen hier auch Bilder einbezogen werden, die ebenfalls diskursiven Status besitzen, da sie selbst an der Konstitution ihres Gegenstands beteiligt sind. Zur Verhandlung der diskursiven Funktion des Bildlichen siehe: Torsten Mayerhauser: Diskursive Bilder? Überlegungen zur diskursiven Funktion von Bildern in polytechnologischen Dispositiven. In: Sabine Maasen/Torsten Mayerhauser/Cornelia Renggli: Bilder als Diskurse. Bilddiskurse. Weilerswist 2006, S. 71-94.

[8] Krell 2007 (wie Anm. 1), S. 9.

[9] Aus urheberrechtlichen Gründen ist ein Abdruck der Webeanzeigen leider nicht möglich. Alle Anzeigen der Kampagne außer zum Thema Alter sind jedoch online in der Fanwelt von Hornbach unter „Anzeigenmotive" einsehbar: http://www.hornbach.de/cms/de/de/mein_hornbach/fanwelt/fanwelt.html [31.03.2016]. Die Anzeige zum Thema Alter wurde dem Geschäftsjahresbericht 2006/2007 der Hornbach-Baumarkt-AG entnommen, der inzwischen nach einer Umstrukturierung der Webseite leider nicht mehr online verfügbar ist.

gründung, warum in dieser Ausarbeitung der Begriff Differenz genutzt wird. Im Anschluss werden insbesondere die visuellen Inszenierungsstrategien der Darstellung von Differenz analysiert. Danach wird auf sprachliche Besonderheiten der Kampagne und deren Bedeutung für die Botschaft dieser eingegangen. Zuletzt werden die Ergebnisse bilanziert und ein Fazit im Hinblick auf die Fragestellung gezogen.

## Diversität oder Differenz?

Diversität oder Vielfalt findet als Konzept in der Wissenschaft schon lange Verwendung, unter anderem bei der Thematisierung von Sprachenvielfalt, kultureller Vielfalt oder Theorienvielfalt.[10] Der Begriff Diversität wird je nach Kontext unterschiedlich ausgelegt, scheint aber selbst nicht eindeutig bestimmbar. Deshalb wird das Konzept von Kritiker*innen mitunter als „willkürlich und nichtssagend“[11] bezeichnet. Die gesellschaftliche Bedeutung des Begriffs wurde im Laufe der Zeit von der ökonomischen Lesart verdrängt. Daher ist der Begriff, so die Sozialwissenschaftlerin Roswitha Hofmann, heute sowohl im wirtschaftlichen als auch im wissenschaftlichen Gebrauch oftmals mit betriebswirtschaftlichen Nutzenerwartungen verknüpft.[12]

Diversität werde meist über soziale Kategorien wie Alter, sexuelle Orientierung oder Geschlecht definiert, so Hofmann. Diese Kategorien rufen jedoch Vorstellungen homogener Gruppen hervor, die sich augenscheinlich anhand eines dominanten, oft körperlichen Merkmals identifizieren lassen.[13] Diese Gruppen scheinen als ‚die Anderen‘ Diversität zu verkörpern. Oftmals wird Diversität deshalb als Eigenart von vermeintlichen Minderheiten aufgefasst – die normsetzende Mehrheit bleibt dabei unsichtbar. So werden zum Beispiel unter der Kategorie ‚sexuelle Orientierung‘ lediglich homosexuelle Menschen gefasst und Heterosexuelle ausgeklammert, obwohl beide Gruppen eine ‚sexuelle Orientierung‘ aufweisen. Diese Kategorien fördern das Denken in binären Oppositionen und führen zur Fortschreibung von

[10] Krell 2007 (wie Anm. 1), S. 8.
[11] Roswitha Hofmann: Gesellschaftstheoretische Grundlagen für einen reflexiven und inklusiven Umgang mit Diversitäten in Organisationen. In: Regine Bendl/Edeltraud Hanappi-Egger/Roswitha Hofmann: Diversität und Diversitätsmanagement. Wien 2012, S. 23-60, hier S. 30.
[12] Ebd.
[13] Ebd., S. 31.

„gesellschaftlich hegemonialen [Diversitätsaspekten] als ‚Normalität'".[14] Die Zuschreibungen resultieren zudem häufig in der Aufrechterhaltung unhinterfragter Normen, von denen ‚die Anderen' abgegrenzt werden, sowie in der Fortschreibung von Stereotypen. Aus betriebswirtschaftlicher Sicht muten derartige Kategorien dennoch funktional an; der wirtschaftliche Nutzen von Diversität scheint auf diese Weise besser beobachtbar und messbar.[15] Das ökonomische Diversity Management arbeitet mit verschiedenen Kategorien, sogenannten ‚Dimensionen von Diversity', um mögliche Gemeinsamkeiten und Unterschiede greifbar zu machen.[16] Im Zentrum dieses Modells steht der Unternehmensberaterin Julia Pullen zufolge die Persönlichkeit, gefolgt von Alter, Geschlecht oder Hautfarbe. Diese Kategorien werden als statisch und nicht veränderbar angenommen. Jedoch wird dabei die prozessuale soziale Konstruktion aller sozialen Zuschreibungen übersehen. Hofman weist darauf hin, dass das oben dargelegte Verständnis von Diversität den Prozess der sozialen (Re)Produktion von Diversität sowie Heterogenität innerhalb und mögliche Interdependenzen zwischen den einzelnen Diversitätskategorien ignoriert.[17] Außerdem bleibt der Blick auf die Rolle von Organisationen in der Reproduktion derartiger Kategorien und den mit diesen verbundenen Vorstellungen, zum Beispiel durch die Werbung, verstellt.

Differenz und Diversität stehen demnach in einem engen Verhältnis zueinander. Dem Kulturanthropologen Martin Fuchs folgend ist soziale Diversität als das Resultat von Differenzierungen und Differenzhandlungen zu verstehen.[18] Differenz verweist wie Diversität auf eine Vielzahl von unterschiedlichen sozialen Gegebenheiten, wie zum Beispiel Alter, Geschlecht, Religion, Nationalität etc., thematisiert jedoch zusätzlich „einen grundlegenden *Modus* sozialer Denk- und Handlungsprozesse".[19] Der Begriff beinhalte den fortlaufenden Prozess der Unterscheidungen, die im Alltag vorgenommen werden. Das Produkt dieser Unterscheidungen sind unterschiedliche Weltbilder, Sozialpraktiken und Lebensformen. Menschen nehmen einander unterschiedlich wahr und kategorisieren ‚den Anderen'.[20] Sie sind sowohl Produzent

[14] Ebd., S. 32.
[15] Ebd.
[16] Julia Pullen: Diversity Management in kleinen und mittleren Unternehmen. Erfolgreiche Umsetzungsbeispiele. Berlin 2010, S. 7.
[17] Hofmann 2012 (wie Anm. 11), S. 32.
[18] Martin Fuchs: Diversity und Differenz – Konzeptionelle Überlegungen. In: Gertraude Krell/Barbara Riedmüller/Barbara Sieben (Hg.): Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze. Frankfurt a.M. 2007, S. 17-34, hier S. 17.
[19] Ebd., S. 18.
[20] Ebd.

dieser Differenzierungen als auch selbst betroffen von Differenzhandlungen anderer. Angesichts der alltäglichen Unterschiedlichkeiten scheinen Kategorisierungen, oft in Form von binären Oppositionen, ein gutes Mittel, um Komplexität zu reduzieren und somit Handlungsfähigkeit im Alltag zu bewahren.[21] Der Sozialwissenschaftler Markus Dederich weist darauf hin, dass besonders der Körper bei der Herstellung von Differenz eine zentrale Rolle spielt. An ihm sind Unterschiede scheinbar eindeutig ablesbar, zum Beispiel über Größe, Haut- oder Haarfarbe.[22] Damit einher geht oftmals die Vorstellung, dass von körperlichen Merkmalen einer Person auf bestimmte Eigenschaften geschlossen werden könne.[23] Auf Grundlage dieser körperlichen Differenzierungsmerkmale entstehen auch die insbesondere in der Werbung sichtbaren Schönheitsideale.

Die *Notwendigkeit des Verstanden-Werdens*

Der hier vorliegenden Ausarbeitung dient Anzeigenwerbung als Material. Anzeigenwerbung sichert sich das Verständnis ihrer Zielgruppen durch die Verwendung von Stereotypen. Durch sie kann Werbung bestimmte Eigenschaften anhand prägnanter, meist körperlicher Merkmale sichtbar machen, um eine eindeutige Interpretation des Dargestellten zu ermöglichen. Die Betonung von Unterschieden ist dabei notwendig, um die dargestellten Personen in ihrer Funktion, zum Beispiel als Repräsentant einer sozialen Gruppe, eindeutig identifizierbar zu machen. Insbesondere der Herstellung von Differenz über den Körper kommt in dieser Ausarbeitung eine zentrale Bedeutung zu. Körperlichkeit und körperliche Andersartigkeit spielen in der betrachteten Anzeigenkampagne die zentrale Rolle bei der werbedramaturgischen Inszenierung und Instrumentalisierung von Differenz. Wenn Werbung demnach versucht, Diversität zu visualisieren, bezieht sie sich aus einer „Notwendigkeit des Verstanden-

[21] Hofmann 2012 (wie Anm. 11), S. 32; Fuchs 2007 (wie Anm. 18), S. 22.

[22] Markus Dederich: Historische Konstruktionen von Heterogenität und Differenz: Monster und Freaks. In: Renate Hinz/Renate Walthes (Hg.): Verschiedenheit als Diskurs. Dortmund 2011, S. 97-108, hier S. 98.

[23] Markus Dederich: Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies. Bielefeld 2007, S. 80f.

werdens“[24] auf visualisierbare Differenzen. Daher wird im Folgenden nicht Diversität, sondern Differenz als zentrales theoretisches Konzept verwendet.[25]

Die vorliegende Analyse der ausgewählten Anzeigen orientiert sich in ihrer methodischen Vorgehensweise an dem von der Kulturwissenschaftlerin Kathrin Bonacker vorgeschlagenen Methodenmix aus Clifford Geertz *Dichter Beschreibung* und hermeneutischer Analyse.[26] Durch die Dichte Beschreibung sollen „Bedeutungsstrukturen“[27] herausgearbeitet werden. Das Ziel der hermeneutischen Analyse der Anzeigenwerbung ist ein tieferes Verständnis der Texte und Bilder mit dem Fokus auf die zutage tretenden Vorstellungen und Idealbilder.[28] Neben der interpretativen Entschlüsselung des Bedeutungs- und Sinngehalts sollen zudem die Mechanismen der visuellen Inszenierungspraktiken sichtbar gemacht werden.[29] Alle Anzeigen der „Gleichheit-Kampagne“ sind ähnlich aufgebaut. Zu sehen ist, bis auf bei der Anzeige zum Thema Homosexualität, eine Person im Vordergrund, die dem und der Betrachter*in frontal bis leicht seitlich zugewandt ist und ihn direkt anblickt. Im Hintergrund sind Arbeitsszenarien dargestellt. Die Personen sind zum Beispiel beim Einbau einer Küche oder beim Streichen von Wänden zu sehen. Seitlich ist jeweils ein zur Anzeige gehörender Text auf einem Krepp-Band angebracht, wie es zum Beispiel beim Streichen verwendet wird. Von einem derartigen Band werden die Anzeigen ebenfalls gerahmt. In der unteren linken

[24] Kathrin Bonacker: Illustrierte Anzeigenwerbung als kulturhistorisches Quellenmaterial. Marburg 2000, S. 13.

[25] Zuletzt sei noch darauf verwiesen, dass auch die Forscherin Differenz nicht neutral verhandeln kann. Durch jede Positionierung im Diskurs um Differenz werden Differenzen erneut (re-)produziert. Aus diesem Grund ist es erforderlich, reflexiv mit der eigenen Position umzugehen und in der Analyse die eigene Beziehung zu *den Anderen* zu reflektieren. Fuchs 2007 (wie Anm. 18), S. 32.

[26] Bonacker 2000 (wie Anm. 24), S. 55; S. 72f.

[27] Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M. 1987, S. 15.

[28] Bonacker 2000 (wie Anm. 24), S. 66.

[29] Ebd., S. 92. Das hier vorgeschlagene methodische Verfahren entlehnt dabei den Großteil seiner methodischen Voraussetzungen der Kunstwissenschaft, insbesondere der Ikonologie. Die von Erwin Panofsky entwickelte Ikonologie ist ein dreistufiges Verfahren, durch das religiöse, mythische, gesellschaftliche und politische und Vorstellungen eines Motivs aufgezeigt werden sollen, um so kulturelle, soziale und historische Kontexte von Themen der Kunst aufzudecken. Bei der kulturwissenschaftlichen Analyse von Werbeanzeigen nimmt jedoch das Alltagswissen eine zentralere Position ein als in der Ikonologie. Es bildet die Grundlage für das Verstehen der von der Werbung verwendeten Bilder. Ebd., S. 66-68; 72. Die Erkenntnis der Subjektivität der daher eine zentrale Bedeutung, denn es gibt kein unvoreingenommenes Sehen; der Blick ist sozial und kulturell geprägt. Deshalb kann die Selbstthematisierung zur Nachvollziehbarkeit, Transparenz und Selbstrelativierung beitragen. Subjektivität muss reflektiert werden und kann auf diese Weise für die Untersuchung nutzbar gemacht werden. Francesca Falk: Öffentliche Bilder analysieren. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 212-222 , hier S. 216.

Ecke befindet sich jeweils ein Verweis auf die Internetseite des Baumarktes, in der rechten das Logo sowie der Slogan „Es gibt immer was zu tun“.

## Der Körper als Medium von Differenz

Die in der Werbung dargestellten Körper sind Bonacker folgend als Idealvorstellungen von Körpern und deren Gegenbildern zu verstehen.[30] Wenn Menschen dargestellt werden, die von den Idealbildern abweichen, so handelt es sich den Sozialwissenschaftlern Herbert Willems und York Kautt folgend in der Anzeigenwerbung in der Regel um die Darstellung einer sogenannten Problemzone, die mit Hilfe des beworbenen Produkts zum Positiven beeinflusst werden könne.[31] Körperliche Makel werden als lösbare Probleme dargestellt und gleichzeitig als abschreckendes Beispiel genutzt.[32] Hornbach versucht die Thematisierung der Abweichung vom werblichen Schönheitsideal des jungen, athletischen Körpers jedoch auf eine andere Weise für seine Zwecke zu nutzen.

In der ersten ausgewählten Anzeige ist eine Frau zu sehen. Der gewählte Bildausschnitt zeigt sie vom Kopf bis kurz unter das Schlüsselbein, wodurch der Fokus auf ihrem Gesicht liegt. Sie hat starke Falten im Gesicht und am Hals. Ihre grauen Haare trägt sie zurückgebunden. An den Seiten stehen diese leicht zerzaust ab. Sie ist schätzungsweise über 80 Jahre alt. Ihr Gesichtsausdruck ist ernsthaft und wissend, ihr Kinn hat sie leicht angehoben. Sie ist aus einer Perspektive von schräg unten aufgenommen. Der Winkel der Aufnahme lässt sie stolz und patent, aber gleichzeitig leicht herausfordernd, fast süffisant wirken. Sie trägt eine graubraune, am Kragen leicht verschmutzte Jacke. Darunter ist eine grüne Bluse mit weißen Punkten zu erkennen. Im Hintergrund sind eine Leiter und ein Tapeziertisch zu sehen, auf dem einige Werkzeuge ausgebreitet sind. Rechts hinter ihr ist eine Wand zu sehen, die renovierungsbedürftig wirkt.

Der Alterungsprozess des Körpers und folglich der äußeren Erscheinung ist ein zentrales

[30] Kathrin Bonacker: Hyperkörper in der Anzeigenwerbung des 20. Jahrhunderts. Marburg 2002, S. 8.
[31] Willems/Kautt 2003 (wie Anm. 7), S. 37.
[32] Bonacker 2002 (wie Anm. 30), S. 41.

Merkmal der werblichen Alterskonstruktion.[33] Der Körper und sein spezifischer Zustand werden als eindeutiges Zeichen des Alter(n)s verstanden. Jedes biologische Alter besitzt in der Werbung ein entsprechendes körperliches Ausdrucksmuster, zum Beispiel in Form einer bestimmten Darstellung von Haut, Haaren oder Körperhaltung. So fungieren die grauen Haare und die überdeutlich dargestellten Falten als körperlicher Ausdruck des Alters der dargestellten Frau. Willems und Kautt folgend, sind sie ein „Normalschema", das die Frau in ihrer Funktion als Verkörperung des Alters identifizierbar machen soll.[34]

Das Gesicht als *alterspezifischer* und *alterspezifizierender* Rahmen

Eine besondere Bedeutung in der Darstellung von Alter kommt dem Gesicht zu. Dieses steht in der hier betrachteten Anzeige deutlich im Fokus. Am Gesicht machen sich Vorstellungen fest, wie Menschen in einem bestimmten Alter typischerweise aussehen. Es kann als *alterspezifischer und alterspezifizierender Gesichtsrahmen* bezeichnet werden: „Die Konstruktion eines sichtbaren Alters läuft sozusagen als Kode bei der Konstruktion anderer Alters-Klassifizierungen (psychische Verfassung, körperliche Aktivität, interaktives Verhalten usw.) immer mit."[35] Von ebendiesen körperlichen Merkmalen werde demnach auf weitere, dem Alter als entsprechend bewertete Eigenschaften und Fähigkeiten geschlossen. Diese werden in einem weiteren Schritt zu den Lebensjahren in Beziehung gesetzt und beurteilt. So kann eine Person zum Beispiel als ‚jung geblieben' bewertet werden, stets aber in Relation zu ihrem Alter, das an ihrem Körper scheinbar abgelesen werden kann.[36] Doch das Gesicht sei nicht nur ein allgemeines Zeichen des Alters, so Willems und Kautt. Es gelte auch als Spiegel der individuellen Geschichte einer Person.[37] Diese Vorstellung macht sich Hornbach zunutze, wie insbesondere durch den zugehörigen Text deutlich wird. „Du hast Deutschland mit aufgebaut. Also lass Dir nicht erzählen, wie man renoviert." Der Text spielt auf die Trümmerfrauen an, die dabei halfen, die zerbombten deutschen Städte nach dem Zweiten Weltkrieg von den

[33] In dieser Ausarbeitung wird der Begriff „Alter" als soziokulturelles Konstrukt verstanden, das sich aus historisch-gesellschaftlichen Vorgaben ableitet. Deutungen von „Alter" müssen immer in ihrer historischen Kontinuität gesehen werden. Julian Wangler: Hoffnungsträger und Schreckgespenster. Eine empirische Untersuchung zur Rezeption und Wirkung medialer Atersrepräsentationen. Tübingen 2013 (Gesellschaft – Altern – Medien, 6.), S. 109.

[34] Willems/Kautt 2003 (wie Anm. 7), S. 244.

[35] Ebd.

[36] Ebd.

[37] Ebd.

Trümmern zu befreien. Sie haben Deutschland sozusagen ‚wieder aufgebaut'. Die Frau wird in Verbindung mit einer fiktiven individuellen Geschichte als Vertreterin der Vergangenheit inszeniert. Ihre grauen Haare und ihre Falten werden dabei als körperliches Zeugnis ihrer Vergangenheit verwendet. Ihre Leistung des ‚Wiederaufbaus' Deutschlands und die daraus resultierende Erfahrung werden in der Anzeige als Beweis für ihre handwerklichen Fähigkeiten gebraucht. Wer die Nachkriegszeit erlebt hat, dem muss nicht erklärt werden, wie man renoviert, so die Logik der Anzeige.

Der Text spielt mit Stereotypen und versucht diese aufzubrechen. Zum einen verweist er auf das Stereotyp des alten Menschen. Dieses kann unter anderem Vorstellungen von mangelnder Flexibilität, (handwerklicher) Unfähigkeit und Verlust der Eigenständigkeit mit zunehmendem Alter beinhalten. In der Anzeige tritt jedoch implizit auch die gängige Vorstellung vom Baumarkt als Männerdomäne und der handwerklich unbegabten Frau zutage. In der Darstellung der alten Frau überschneiden sich Alters- und Geschlechtsstereotype und verstärken sich gegenseitig. Der Text wiederum versucht mit beiden stereotypen Vorstellungen zu brechen. Als werbedramaturgischer Beleg wird hierbei die Vergangenheit der Protagonistin als Trümmerfrau genutzt. Diese ist notwendiger Beweis für die handwerklichen Fähigkeiten der dargestellten Frau, die sonst, Alters- und Geschlechtsstereotypen folgend, in der Werbung gleich auf doppelte Weise als Heimwerkerin disqualifiziert wäre. Auffällig an der Anzeige im Vergleich zu den anderen Motiven ist, dass sie die Einzige ist, die auf keinerlei Weise in Beziehung zu dem hinter ihr sichtbaren Raum steht. Während die Personen in den anderen Anzeigen Arbeitswerkzeuge in den Händen halten, in Tatkraft symbolisierenden Posen dargestellt werden oder direkten Kontakt mit ihrem Arbeitsprojekt eingehen, steht die Frau in der hier betrachteten Anzeige weder explizit noch implizit in Kontakt mit ihrer Umgebung. Lediglich der schmutzige Kragen ihrer Jacke verweist darauf, dass sie selbst renovieren könnte.[38]

## Die Stereotype der Werbung

[38] Zudem verweist die Formulierung des Werbetextes „lass dir nicht erzählen" auf eine Interaktion mit einer anderen Person, die im Bild aber nicht zu sehen ist. Sie deutet daraufhin, dass die Frau möglicherweise nur Anweisungen zur Renovierung gibt, eine andere Person aber die Arbeiten für sie ausführt. Der Text könnte demnach auch als Beleg dafür verstanden werden, dass sie nicht selbst renoviert oder zumindest Hilfe hat.

Die Verwendung von Stereotypen[39] kann als ‚positives' Merkmal für die kulturwissenschaftliche Analyse von Werbung verstanden werden. Denn Stereotype ermöglichen einen Zugriff auf konzentrierte zeitgenössische kulturelle Stimmungen, so Bonacker. Sie versteht die in den Anzeigen dargestellten Körper als Verkörperungen von Idealvorstellungen und deren Gegenbildern, wie sie sonst kaum derart ungetrübt und verdichtet zu fassen sind.[40] Stereotype reduzieren Komplexität und helfen, das Wahrgenommene einzuordnen. Da Stereotype kulturgeprägte, von Gruppen akzeptierte Vorstellungen von Menschen, Dingen, Lebensweisen etc. sind, fungieren sie als eine Art gemeinsames Hintergrundwissen und ermöglichen eine Verständigung über die entsprechenden Themen.[41] Stereotype geben „Einblick in die kulturprägende und das Alltagsleben bestimmende Kraft verfestigter Bild- und Wertvorstellungen."[42] Mit ebendiesen Stereotypen arbeitet Werbung, weil sie durch ihre vereinfachende und reduzierende Art schneller und leichter verständlich sind und somit eine eindeutige Interpretation des Dargestellten ermöglichen. Stereotype greifen auf wenige simple, leicht zu erinnernde, anschauliche und gut erkennbare Merkmale einer Person zurück, übertreiben, vereinfachen oder reduzieren andere Eigenschaften der Person auf diese Merkmale und schreiben sie als unveränderlich fest. Damit einher geht oftmals die Vorstellung, von körperlichen Merkmalen einer Person könne auf bestimmte andere Eigenschaften geschlossen werden.[43]

## Der Körper als Träger und Ausdruck von Bedeutung

Die scheinbare Kongruenz zwischen körperlichen Merkmalen und den Eigenschaften und Fähigkeiten einer Person wird besonders in der Anzeige zum Thema Behinderung[44] deutlich.

[39] Stereotype werden hier Hermann Bausinger folgend als „unkritische Verallgemeinerungen" verstanden. Sie zeichnen sich durch drei Merkmale aus: ihren relativen Wahrheitsgehalt, ihre Orientierungsfunktion und ihre realitätsstiftende Wirkung. Hermann Bausinger: Name und Stereotyp. In: Helge Gerndt (Hg.): Stereotypenvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek. München 1988, S. 13-19, hier S. 13. Bonacker weist insbesondere in der Verbindung von Stereotypen und Werbung daraufhin, dass diese von Gruppen geteilt werden und somit Verständigung über bestimmte Themen ermöglichen. In Stereotypen werden gesellschaftliche Konventionen, Normen und Ideale betont und verstärkt. Bonacker 2002
(wie Anm. 30), S. 27f.
[40] Bonacker 2000 (wie Anm. 24), S. 12.
[41] Bonacker 2002 (wie Anm. 30), S. 21.
[42] Ebd., S. 27.
[43] Dederich 2007 (wie Anm. 23), S. 80f.
[44] Im Gegensatz zum medizinischen Verständnis von Behinderung, das diese tendenziell als eine Schädigung des Körpers definiert und somit auf scheinbar objektiv beschreibbare „Naturtatsachen" reduziert, wird Behinderung

Diese zeigt einen Mann, sein Alter ist schwer zu schätzen. Der Mann ist primär aufgrund der körperlichen Merkmale des Down-Syndroms als ‚Behinderter' erkennbar, insbesondere anhand seiner Gesichtszüge. Er befindet sich in einer Werkstatt; im Hintergrund sind verschiedene Hammer und eine Säge zu sehen. Er macht zum Zeitpunkt der Aufnahme scheinbar eine Pause; in seiner rechten Hand ist der Rest eines belegten Brotes zu sehen. Seine linke Hand stützt sich auf ein Möbelstück aus Holz, an dem er gerade arbeitet. Sein Gesicht ist zu einem herzlichen Lachen verzogen, die Augen sind geschlossen.

Mit dem Text spielt die Anzeige zudem auf ein bestimmtes Stereotyp bezüglich Behinderung an: „Es gibt niemanden, der Dir sagen kann, dass Du es nicht drauf hast. Niemand, außer Deinem Projekt." Der Text versucht mit dem Vorurteil zu brechen, behinderte Menschen besäßen nur eingeschränkte körperliche und geistige Fähigkeiten, seien ständig auf die Hilfe anderer angewiesen und hätten es, umgangssprachlich formuliert, „nicht drauf".[45]

In der hier betrachteten Anzeige wird besonders deutlich, wie der Körper als Träger und Ausdruck von Bedeutung wirkt. Nach Dederich ist Wahrnehmung immer mit Erwartungen, Interpretationen und Bewertungen verbunden. „Im Körperlichen zeigt sich etwas, was mit der ‚Wahrheit' des Menschen zusammenhängt, und dies auf individueller und kollektiver Ebene."[46] Der/die Betrachter*in ist mit ‚körperlichen Regelwidrigkeiten' in Form körperlicher oder verhaltensbezogener Andersartigkeit konfrontiert – der Körper wirkt als *Medium von Differenz*. Diesen Unterschieden liegen körperliche Merkmale zugrunde, anhand derer jemand

---

in dieser Ausarbeitung als historisch und gesellschaftlich gewachsen und somit als veränderliche Konstruktion verstanden. Ebd., S. 36.

[45] Dennoch werde ich den Eindruck nicht los, dass der Mann im Vergleich zur Darstellung der anderen Protagonist*innen diesen implizit untergeordnet ist. Während diese gerade mit dem Heimwerken beschäftigt sind, ist er während seiner Pause dargestellt. Zudem unterscheidet sich seine Mimik wesentlich: Die anderen dargestellten Personen haben einen ernsthaften bis neutral freundlichen Gesichtsausdruck, er ist der einzige, der herzlich lacht. Durch die Betonung des Lachens wirkt er sehr kindlich lebensfroh und naiv, verspielt. Dieser Eindruck wird dadurch verstärkt, dass er eine blaue Latzhose trägt. Diese kann zwar auch als typische Arbeitskleidung wahrgenommen werden, wirkt für mich in dem Szenario der Anzeige jedoch ebenfalls in Richtung einer Assoziation des Kindlichen. Hier wird insbesondere eine positive Facette der Kindlichkeit betont, die Assoziationen von Lebensfreude und Unschuld hervorruft, welche im Diskurs um Menschen mit Down-Syndrom diesen oft zugeschrieben werden. Vgl. z.B. die Aussage des Fotografen Oliviero Toscani, der 1998 die „Sunflowers" Kampagne für die italienische Modemarke Benetton gestaltete, in der junge Menschen mit Behinderung zu sehen waren. Dieser antwortete auf die Frage, warum er sich für diese als Models entschied: „I've chosen these children, these young people, these families, because they are beautiful in the purest sense of the word." Und Benetton kommentiert: "The photos give an impression of unstrained genuineness, innocence and hope." benettongroup.com: Benetton Sunflowers Bloom in Autum. Elektronisches Dokument. URL=http://www.benettongroup.com/media-press/press-releases-and-statements/benetton-sunflowers-bloom-in-autumn/ [03.06.2016].

[46] Dederich 2007 (wie Anm. 23), S. 80.

als ‚körperlich abweichend' oder behindert identifiziert werden kann. Da Wahrnehmung aber sinnstiftend ist und Bedeutung hervorbringt,

> „bleibt sie nicht beim Registrieren der physischen Oberfläche stehen, sondern liest oder entschlüsselt den Körper; dringt zu dahinter liegenden, sich im Körperlichen zeigenden moralischen, psychischen oder charakterlichen Andersartigkeiten, Abweichungen oder Defekten vor."[47]

Diese Annahme, dass von Körperlichkeit auf bestimmte Eigenschaften einer Person geschlossen werden könne, beruht auf der Vorstellung einer *regelförmigen Korrelation zwischen Innen und Außen*. Im Fall von Behinderung wird die körperliche ‚Andersartigkeit' oft als Zeichen für eingeschränkte körperliche und geistige Fähigkeiten gelesen. Genau diese angenommene wechselseitige Beziehung macht den Körper zum Ort der scheinbaren Wahrheit.

Visualisierung von Differenz durch Interaktion

Eine andere Anzeige zeigt zwei Männer, die sich in einer noch unfertigen Küche befinden, im Hintergrund ist ein Dunstabzug abgebildet. Einer der beiden sitzt auf der Küchenablage, der andere steht ihm gegenüber. Beide haben dunkles, kurzes Haar. Der sitzende Mann ist glatt rasiert und trägt eine weiße Hose sowie ein rot-blau-weiß kariertes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln. Der stehende Mann hat einen Drei-Tage-Bart. Er trägt Jeans und ein schwarzes Tanktop, beide Männer tragen eine silberne Armbanduhr. Der sitzende Mann hat dem anderen seinen linken Arm auf die Schulter gelegt. Ihre Gesichter sind sich sehr nah, Stirn und Nase der beiden berühren sich. Der sitzende Mann hat seine Augen geschlossen und scheint ganz die Situation zu genießen, der andere blickt ihn an und lächelt dabei. Die Pose strahlt Zweisamkeit und Innigkeit aus und orientiert sich an typischen Darstellungen von Paaren in der Werbung.[48]

Insbesondere in der Modewerbung wird oft das Klischee des effeminierten, ästhetisierten homosexuellen Mannes bedient. Dieser wird durch besonders bunte Kleidung sowie ausweichendes Verhalten oder ‚weibliche' Gesten als homosexuell markiert. Willems und Kautt beobachten, dass die so dargestellten Männer jedoch in der Regel alleine bleiben oder keine ero-

[47] Ebd.
[48] Erving Goffman: Geschlecht und Werbung. Frankfurt a.M. 1981, S. 217-219.

tische Interaktion zeigen, wenn sie mit anderen Männern dargestellt sind.[49] Da die Anzeige auf derlei Stereotype verzichtet, wird Homosexualität in Form einer Interaktion visualisiert und so Eindeutigkeit erzeugt. Erving Goffman folgend handelt es sich bei dieser Darstellung um eine „farbige Pose", eine theatralisch anmutende Interaktion. Diese Posen werden in der Anzeigenwerbung verwendet, wenn eine „hyperritualisierte Szene" abgebildet wird.[50] Deren Zweck ist es, in nur einer Geste oder Bewegung das Thema der Handlung einzufangen. Die hier verwendete Komposition der zwei Männer soll die beiden als Paar identifizierbar machen.[51] Mögliche Uneindeutigkeiten des Bildes sollen durch den Text endgültig beseitigt werden: „Du kannst alles sein – nur nicht ungeschickt." Nun soll eindeutig werden, dass es sich bei den beiden um ein homosexuelles Paar handelt.

Obwohl die beiden hier dargestellten Männer nicht dem Typus des stereotypen, effeminierten Homosexuellen entsprechen, fällt doch auf, dass einige subtile Merkmale im Kontext des Heimwerkens verwunderlich erscheinen. Zum Beispiel sind die beiden Männer frei von Flecken jeglicher Art. Besonders eindrücklich wird dies durch die fast strahlend weiße Hose des sitzenden Mannes, die zum Einbau einer Küche eher unpassend scheint. Der Forscherin stellt sich die Frage, ob dies lediglich der Art der Arbeitssituation geschuldet ist, in der sich die beiden befinden, oder ob Schweiß und Schmutz im Kontext des Heimwerkens als Symbol harter Arbeit und Maskulinität bewusst nicht für das homosexuelle Paar eingesetzt werden und die beiden Männer so als homosexuell identifizierbar gemacht werden sollen.[52]

## Mehr als ein Projekt?!

Das Projekt nimmt in der Hornbach-Werbung eine besondere Position ein. Jede der dargestellten Personen befindet sich in einem Szenario, anhand dessen erkennbar sein soll, woran die Person gerade arbeitet. Auch im Anzeigentext wird das Projekt, teils explizit, teils implizit thematisiert. Auffällig ist hierbei die Vermenschlichung, die am Projekt vorgenommen wird. Sprachstilistisch geschieht dies durch Personifikationen: Nur das Projekt kann dir sagen, dass

[49] Willems/Kautt 2003 (wie Anm. 7), S. 430.
[50] Goffman versteht unter der Hyper-Ritualisierung die Vereinfachung und Zuspitzung des Dargestellten, die eine eindeutige Interpretation durch die Rezipient*innen ermöglichen soll. Goffman 1981 (wie Anm. 46), S. 18.
[51] Ebd., S. 213.
[52] Besonders auffällig wird dies im Vergleich mit den weiteren Anzeigen der Kampagne. In diesen werden teils auf überspitzte Weise die Motive Schweiß und Schmutz zur Verdeutlichung von körperlicher Arbeit verwendet.

du es nicht drauf hast. Implizit kommt die Bedeutung des Projekts zum Ausdruck, wenn es in den Anzeigen um handwerkliche Fähigkeiten geht: „lass Dir nicht erzählen, wie man renoviert“ oder „Du kannst alles sein – außer ungeschickt“. Das Projekt wird als die ultimative Prüfung inszeniert, an der es sich zu messen gilt. Neben dem vereinenden Merkmal der handwerklichen Fähigkeit treten in der Logik der Kampagne alle anderen Eigenschaften in den Hintergrund. Die Identität als Heimwerker steht über Merkmalen wie Alter, Behinderung oder sexuelle Orientierung, allein die Leistung und das Ergebnis zählen. In der „Welt des Do-it-yourself sind alle Menschen gleich und ihre Gemeinsamkeit ist die Leidenschaft fürs Heimwerken", so Hornbach in einer Erklärung zur Kampagne auf der eigenen Webseite.[53] Ebenfalls auffällig ist die sprachliche Gestaltung der Werbetexte. Es werden häufig Personalpronomen wie „Du“, „Deiner“, „Dir“ verwendet. Zudem sind idiomatische Wendungen, wie zum Beispiel „es nicht drauf haben“ zu lesen. Die persönliche Ansprache und die Verwendung von Umgangssprache sollen den Eindruck von Ehrlichkeit und Glaubhaftigkeit erwecken.

## Bruch mit Sehgewohnheiten

Führt man die Ergebnisse der vorgenommenen Untersuchung der einzelnen Anzeigen zusammen, so entsteht ein detailliertes Bild davon, wie Hornbach versucht, Differenz zu visualisieren und das Konzept für eigene wirtschaftliche Zwecke nutzbar zu machen. Die unterschiedlichen Dimensionen von Differenz werden in der Kampagne jeweils anhand von einem oder zwei, meist körperlichem Merkmal visualisiert. Einzig die Darstellung von Homosexualität wird in Form einer zwischenmenschlichen Interaktion verbildlicht, die die beiden Männer als Paar identifizierbar machen soll. Dies ist notwendig, weil Hornbach auf die Verwendung des Stereotyps des homosexuellen Mannes verzichtet.

Aus werbestrategischer Sicht eignen sich die dargestellten Personen in ihrer Abweichung vom gängigen Idealbild der Werbung dafür, mit den Sehgewohnheiten der Rezipient*innen zu brechen und Aufmerksamkeit zu erzeugen. Derartige Irritationen, die sich auf die körperliche Normalvorstellungen und auch Attraktivität beziehen, gelten aus werbetheoretischer Sicht als besonders intensiv, da Werbung dabei gegen eines ihrer Normalprinzipien verstößt: das

[53] Dieser Inhalt ist nach einer Umstrukturierung der Webseite leider nicht mehr online verfügbar.

Schönheitsprinzip.[54] Dieser Bruch soll unter anderem durch die Darstellung der Abweichung vom körperlichen Idealbild, zum Beispiel in Form von tiefen Falten oder der Physiognomie des Down-Syndroms, geschehen. Die Darstellung von Behinderung führt aus werbetheoretischer Sicht zu Irritationen bei den Rezipient*innen, insbesondere wenn sie mit dieser nicht vertraut sind. Der Reiz entsteht hier durch die Auffälligkeit einer verhaltensbezogenen oder körperlichen Andersartigkeit.[55] Dem Behindertenpädagogen Christian Mürner folgend, stehen Menschen mit Behinderung geradezu für das Gegenteil des menschlichen Idealbildes der Werbung, das sich vor allem durch Schönheit, Perfektion und Höchstleistung auszeichnet.[56] Behinderte Menschen tauchen daher kaum als Protagonist*innen in Wirtschaftswerbung auf.[57] Auch die Darstellung des homosexuellen Paares erfüllt primär die Funktion, „Wahrnehmungsmuster zu irritieren und entsprechend Aufmerksamkeit zu attrahieren.“[58] Im Umfeld einer heterosexuell geprägten Werbekultur gilt die Darstellung von Homosexualität als Aufmerksamkeitsgarant.

Die als ‚anders‘ markierten Personen sollen dabei stellvertretend für die soziale Gruppe, die sie darstellen, besonders authentisch wirken. Die *alte Frau*, das *homosexuelle Paar* und der *behinderte Mann* sind der Lebenswelt der potenziellen Kunden im Zweifelsfall näher als die sonst dargestellten Idealbilder. Die Charaktere sollen aufgrund ihrer ‚Imperfektion‘ wie aus dem echten Leben gegriffen und nahbar wirken. Der/die potenzielle Konsument*in wird in dieser Kampagne daher nicht über ein Idealbild angesprochen, das aus werbewirtschaftlicher Sicht vor allem dazu dient, die Rezipient*innen in ihrem Wunsch nach Nacheiferung und der Vorstellung des „Ich-könnte-auch“ anzusprechen. Die positive Aufladung der dargestellten Personen geschieht hier über ihre scheinbare Lebensnähe.

Rein bildlich geht es um die eindeutige Markierung von Differenz. Auf textlicher Ebene soll nun das aufgebaute stereotype Bild der dargestellten Person gebrochen werden. Hornbach inszeniert sich durch die persönliche Ansprache und den bewussten Verzicht auf ‚gehobene

[54] Willems/Kautt 2003 (wie Anm. 7), S. 96.
[55] Dederich 2007 (wie Anm. 23), S. 80.
[56] Christian Mürner: Medien- und Kulturgeschichte behinderter Menschen. Sensationslust und Selbstbestimmung. Weinheim/Basel/Berlin 2003, S. 195.
[57] In der Wirtschaftswerbung fungiert die Darstellung von Behinderung als Mittel zum Zweck. „Eventuelle positive Auswirkungen auf die Wahrnehmung von Menschen mit Behinderung sind im Falle von Wirtschaftswerbung […] primär als willkommene […] Nebeneffekte einzustufen.“ Martin Eckert: Werbung mit Behinderung. Eine umstrittene Kommunikationsstrategie zwischen Provokation und Desensibilisierung. Bielefeld 2014, S. 118.
[58] Willems/Kautt 2003 (wie Anm. 7), S. 430.

Sprache‘ als ‚Baumarkt für jedermann‘.[59] In Verbindung mit dem vereinenden Merkmal der handwerklichen Fähigkeiten will Hornbach die Botschaft transportieren, dass Unterschiede zweitrangig sind. Handwerker*innen zeichnen sich, so die Botschaft der Kampagne, primär durch ihre Fähigkeiten aus und stellen eine Gemeinschaft dar, zu der jeder gehören kann. Neben dieser Gemeinsamkeit treten alle möglichen Unterschiedlichkeiten in den Hintergrund und werden unwichtig. Die Kategorie Handwerker*in soll als Grundlage für die Verortung in der Gesellschaft dienen und Merkmale wie Aussehen, Alter, Behinderung oder sexuelle Orientierung überschreiben.

Hornbach versucht mit der Darstellung vermeintlicher Minderheiten die Aufmerksamkeit potenzieller Kund*innen zu gewinnen. Gleichzeitig gilt es dabei, eine Abgrenzung gegenüber der Konkurrenz und eine positive Aufladung der Marke Hornbach vorzunehmen. Dies soll über das Einschreiben in den aktuellen Diversitäts-Diskurs geschehen, der in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit zunehmend an Bedeutung gewonnen hat. Denn für den Erfolg der Werbung ist es entscheidend, auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren. Die Verhandlung gesellschaftlicher Diskurse ersetzt in der Anzeigenwerbung zunehmend die Thematisierung der Eigenschaften der Produkte.[60] Besonders wichtig aus werbetheoretischer Perspektive sind dabei Entwicklungen, die auf das Konsumentenverhalten Einfluss nehmen. Zu diesen zählen in den letzten Jahren und Jahrzenten unter anderem ein Gesundheits- und Umweltbewusstsein, die Betonung der Freizeit sowie eine zunehmend internationale und multikulturelle Ausrichtung der Konsument*innen.[61]

Letztlich geht es aber primär um die Markierung und Instrumentalisierung des ‚Fremden‘ und ‚Anderen‘ für werbewirtschaftliche Zwecke. Um von den Rezipient*innen verstanden zu werden, muss bei der visuellen Umsetzung der Dimensionen von Differenz die ‚Andersartigkeit‘ der dargestellten Personen betont werden. Hornbach reproduziert an dieser Stelle Differenz und ihre Stereotype abermals. Dies zeigt sich insbesondere darin, dass die normgebende

[59] Zudem scheint die Kampagne aus werbewirtschaftlicher Sicht besonders gut zur Ansprache unterschiedlicher Zielgruppen geeignet. Zum einen wird ein positives Zeichen gegenüber den dargestellten sozialen Gruppen, den Alten, den Behinderten und den Homosexuellen gesetzt. Gleichzeitig eignet sich die Kampagne zur Ansprache von potenziellen Kunden, die sich zwar mit keiner der Gruppen, aber dennoch mit dem Gedanken von Diversität und Toleranz identifizieren

[60] Brigitte Spieß: Ohne Fremdes nichts Eigenes. Das Fremde in der Werbung: Bilder aus der Dritten Welt als Projektionsfläche für Träume und Sehnsüchte industrieller Gesellschaften. In: Sigfried J. Schmidt /Brigitte Spieß (Hg.): Werbung, Medien und Kultur. Opladen 1995, S. 79-86, hier S. 80.

[61] Werner Kroeber-Riel/Franz-Rudolf Esch: Strategie und Technik der Werbung. Verhaltenswissenschaftliche Ansätze. Stuttgart 2011, S. 45.

Mehrheit weitgehend unsichtbar bleibt. Die junge, heterosexuelle, dem körperlichen Idealbild der Werbung entsprechende, nicht behinderte Norm bleibt unthematisiert. Diese Instrumentalisierung von ‚Andersartigkeit' und die dabei vorgenommene Fortschreibung unhinterfragter Normen stehen im krassen Gegensatz zu den scheinbaren Appellen an Toleranz und Multikulturalität der „Gleichheit-Kampagne".[62] An der Differenz interessiert die Werbeindustrie, in diesem Fall Hornbach, letztlich nur das, was für die eigenen ökonomischen Zielsetzungen verwertbar ist.

[62] Spieß 1995 (wie Anm. 60), S. 81.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info Juli 2017

Inga Wilke

# Festschreiben und sichtbar machen – Die Wiener Kaffeehauskultur als immaterielles Kulturerbe der UNESCO

Durch den gläsernen Windfang betrete ich an einem Samstagnachmittag das Café Sperl, ein Wiener Kaffeehaus etwas außerhalb der Inneren Stadt. Die plüschigen Logen, in denen man versteckter und bequemer sitzen kann, sind bereits alle besetzt. Ich gehe also zu einem der wenigen freien Marmortische in der Mitte des L-förmigen Raumes und setze mich auf einen Thonetstuhl. Kristallleuchter sorgen für ein weiches Licht, das von den Spiegeln reflektiert wird. Die Uhr ist von jedem Platz aus einsehbar, obwohl die Zeit hier eher in Vergessenheit gerät, statt streng überwacht zu werden. Nach längerer Wartezeit (ich werde als Touristin eingeordnet, nicht als Stammgast), nähert sich ein Ober im Frack dem Tisch. Jetzt bei der Bestellung bloß keinen Fehler machen und einfach einen ‚Kaffee' bestellen! Die Kaffeespezialität wird auf einem kleinen Tablett zusammen mit einem Glas Wiener Wasser serviert. Für das leibliche Wohl sorgt eine Auswahl an Kuchen, Torten, Mehlspeisen und kleineren deftigen Gerichten. Durch die umfangreiche Zeitungsauswahl und die Möglichkeit, das Treiben im Kaffeehaus zu beobachten, fällt es mir nicht schwer, hier den Nachmittag zu verbringen.

Das Besuchserlebnis eines ‚klassischen'[1] Wiener Kaffeehauses lässt sich durch diese Schilderung schnell zeichnen und in den Köpfen von Wiener*innen und Besucher*innen der Stadt wachrufen. Es ist das Porträt einer „Wiener Institution"[2], das spätestens seit der Hochzeit der Kaffeehäuser um die Jahrhundertwende medial eine starke Verbreitung erfahren hat und auch gegenwärtig in Reiseführern und Stadtvermarktungsformaten reproduziert wird. Die Historikerin, Autorin und Journalistin Katja Sindemann fasst in ihrem Buch *Das Wiener Café* zusammen:

[1] Obwohl es ‚das' Wiener Kaffeehaus in idealtypischer Reinform nicht gibt, werde ich in diesem Artikel mit der Vorstellung eines ‚typischen' oder ‚klassischen' Wiener Kaffeehauses arbeiten, wie sie im Rahmen des Kulturerbestatus immer wieder aktiviert wird.
[2] Gerhard H. Oberzill: Ins Kaffeehaus! Geschichte einer Wiener Institution. München 1983.

> „Das Wiener Kaffeehaus ist vieles: unantastbares Nationalheiligtum, verklärter Traditionshort, verstaubtes Relikt, Touristenattraktion und fester Bestandteil des Wiener Alltags.“[3]

Im Folgenden soll das Phänomen Wiener Kaffeehaus vor dem Hintergrund des Status der Wiener Kaffeehauskultur als immaterielles Kulturerbe (IKE) der UNESCO betrachtet werden. Dazu werde ich zunächst die IKE-Konvention und ihre Umsetzung vorstellen und erläutern, wie die Kaffeehauskultur zum IKE geworden ist beziehungsweise gemacht wurde. Der Fokus liegt hier auf der Festschreibung und Sichtbarmachung der Kaffeehauskultur als IKE. Ich beschäftige mich mit der Problematik des Definierens und Repräsentierens kultureller Praktiken, die im Sinne eines weiten Kulturbegriffs als flexibel und wandelbar angenommen werden. Im Kontext von Kulturerbewerdungsprozessen müssen kulturelle Praktiken jedoch im Gegensatz zu diesem weiten Kulturbegriff auf eine spezifische Weise für die Vorgaben der UNESCO greifbar gemacht werden, um als Kulturerbe legitimiert zu werden. Die folgende Analyse problematisiert diese Festschreibungen idealtypischer Vorstellungen von ‚Kulturen‘ und zeigt auf, wie UNESCO-Akteur*innen und Kulturerbeträger*innen im Rahmen bestimmter Formate (Bewerbungsdossier, Liste, Logo) an der Festschreibung mitwirken.

Die kulturanthropologische Forschung richtet ihren Blick auf eben jene Aushandlungsprozesse, denn sie verdeutlichen, dass Kulturerbe von den beteiligten Akteur*innen auf vielfältige Weise mit Inhalt gefüllt und somit erst produziert wird. Obwohl der Begriff die Kontinuität eines Kulturelements oder einer kulturellen Praktik bis in die Gegenwart vorzugeben scheint und dabei die Vorstellung einer „authentischen, ursprünglichen, […] ‚reinen, unverfälschten‘ Kultur“ aktiviert, so ist Kulturerbe doch „ein nachträglich zuerkannter Status, der auf sozialen Verhandlungen und kollektiven Entschlüssen basiert.“[4] Diese Aushandlungen, die Folgen von Kulturerbeinterventionen sind, verändern laut der kanadischen Museologin und Kulturerbeforscherin Barbara Kirshenblatt-Gimblett die Art und Weise wie Menschen über Kultur denken und mit ihr umgehen.[5]

[3] Katja Sindemann: Das Wiener Café. Die Geschichte einer ewigen Leidenschaft. Wien 2008, S. 14.
[4] Monika Sommer/Moritz Csáky: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Kulturerbe als soziokulturelle Praxis. Innsbruck 2005, S. 7–10, hier S. 8.
[5] Barbara Kirshenblatt-Gimblett: Intangible Heritage as Metacultural Production. In: Museum International 56 (2004), H. 1-2, S. 52–65, hier S. 58.

> „They change how people understand their culture and themselves. They change the fundamental conditions for cultural production and reproduction. Change is intrinsic to culture, and measures intended to preserve, conserve, safeguard, and sustain particular cultural practices are caught between freezing the practice and addressing the inherently processual nature of culture.“[6]

Diese von Kirshenblatt-Gimblett unter dem Begriff Metakulturalität gefasste Begriffs- und Definitionsarbeit stößt einen Bewusstseinsbildungsprozess an, der Menschen ihre Kulturalität aus einer neuen Perspektive vor Augen führen kann. Gleichzeitig beinhaltet die institutionelle Festschreibung kultureller Praktiken durch machtvolle Akteur*innen wie die UNESCO die Gefahr des ‚Einfrierens' und damit die Behinderung kulturellen Wandels. Im Folgenden soll dieses Spannungsfeld am Beispiel der Wiener Kaffeehauskultur und ihrer Kulturerbewerdung betrachtet werden.

Die Studie zu Herstellung und Status der Wiener Kaffeehauskultur als IKE, die diesem Artikel zugrunde liegt, führte ich im Rahmen eines Auslandssemesters im Winter 2015/2016 in Wien durch. Die leitfadengestützte Befragung von professionellen Akteur*innen aus dem Umfeld der Kaffeehäuser und der österreichischen UNESCO-Kommission ermöglichte die Erhebung ihrer Verständnisweisen von und Umgangsweisen mit dem IKE-Konzept an sich und dem IKE-Status der Kaffeehauskultur. Sie wurden dabei von mir als Expert*innen für die Kaffeehauskultur beziehungsweise das IKE eingeordnet, deren „Deutungswissen“ [7], neben dem Fachwissen, den diskursiven und praktischen Umgang mit der Kaffeehauskultur als IKE bestimmt. Meine Interviewpartner*innen sind professionelle Akteur*innen, die in Organisationen, Klubs und Vereinen arbeiten und im Rahmen ihrer Tätigkeiten subjektive Deutungen der Wiener Kaffeehauskultur entwickelt haben. Sie sprechen nicht als Privatpersonen, sondern in ihrer Rolle als Mitglieder verschiedener Agenturen[8], die am Heritagisierungsprozess der Wiener Kaffeehauskultur beteiligt sind.

[6] Ebd., S. 58 f.
[7] Alexander Bogner/Beate Littig/Wolfgang Menz: Interviews mit Experten. Eine praxisorientierte Einführung. Wiesbaden 2014, S. 25.
[8] Markus Tauschek wählt den Begriff Agenturen für verschiedene an Heritagisierungsprozessen beteiligte Akteur*innen, Institutionen, Initiativen etc. (Markus Tauschek: Kulturerbe. Eine Einführung. Berlin 2013, S. 30, Anm. 13.)

Das *Übereinkommen zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes* (engl. *Convention for the Safeguarding of the Intangible Cultural Heritage)* wurde 2003 von der 32. UNESCO-Generalkonferenz beschlossen. Die Konvention legt fünf Bereiche des IKE fest:

> „a) mündlich überlieferte Traditionen und Ausdrucksformen, einschließlich der Sprache als Träger immateriellen Kulturerbes;
> b) darstellende Künste;
> c) gesellschaftliche Bräuche, Rituale und Feste;
> d) Wissen und Praktiken im Umgang mit der Natur und dem Universum;
> e) Fachwissen über traditionelle Handwerkstechniken.“[9]

Mitgliedsstaaten der UNESCO, die das Übereinkommen ratifiziert haben, legen nationale IKE-Listen an. Auf internationaler Ebene wurden drei Listen des IKE geschaffen: die *Repräsentative Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit*, die *Liste des immateriellen Kulturerbes, das eines dringenden Schutzes bedarf* sowie eine Liste, die Programme, Projekte und Aktivitäten zum Schutz des IKE sammelt.[10]

Das Übereinkommen schließt an vorangegangene Maßnahmen der UNESCO an, die das Kulturerbe der Menschheit schützen und bewahren sollen (u.a. die Welterbekonvention von 1972, die als „das wichtigste Erfolgsprodukt der UNESCO“[11] gilt). Die IKE-Konvention brachte in Bezug auf das Kulturerbe-Konzept der UNESCO und dessen institutionelle Umsetzung zwei wesentliche Neuerungen mit sich. Zum einen verknüpft sie in ihrer Definition des IKE immaterielle und materielle Aspekte von Kultur und betont damit die Bedeutung kultureller Praktiken und mit ihnen verbundener Artefakte.

> „Im Sinne dieser Konvention sind unter ‚immateriellem Kulturerbe‘ die Praktiken, Darbietungen, Ausdrucksformen, Kenntnisse und Fähigkeiten – sowie die damit verbundenen Instrumente, Objekte, Artefakte und Kulturräume – zu verstehen, die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Individuen als Bestandteil ihres Kulturerbes ansehen.“[12]

[9] UNESCO: Konvention zum Schutz des Immateriellen Kulturerbes. Offizielle Übersetzung Luxemburgs mit redaktioneller Unterstützung der UNESCO-Nationalkommissionen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Elektronisches Dokument. URL= http://www.unesco.org/culture/ich/doc/src/00009-DE-Luxembourg-PDF.pdf [14.03.2017]

[10] Ebd.

[11] Marc Jacobs: Das Konventionsprojekt der UNESCO zum immateriellen Kulturerbe. Von dem „Deus ex machina“ und einem „Meisterwerk der Kompromisse“ und seiner politischen Umsetzung. In: UNESCO heute 1 (2007), S. 9–15, hier S. 9.

[12] UNESCO (wie Anm. 6).

Durch die Aufwertung kultureller Praktiken und Ausdrucksformen wird außerdem die Bindung der Kulturelemente an konkrete Akteur*innen, die Kulturerbeträger*innen, betont. Diese Personen praktizieren beispielsweise einen bestimmten Tanz bereits seit mehreren Generationen, die Praktik hat eine identitäts- und gemeinschaftsstiftende Funktion innerhalb der Gruppe. Im Gegensatz zur Welterbekonvention bewerben sich also nicht Staaten mit ihrem (baulichen oder landschaftlichen) Kultur- und Naturerbe bei der UNESCO um Aufnahme in die Welterbeliste. Es sind vielmehr Gruppen, Vereine oder auch Einzelpersonen, die ein von ihnen praktiziertes Kulturelement auf die IKE-Liste ihres Landes setzen lassen wollen (und sich eventuell in einem weiteren Schritt um die Aufnahme in eine der internationalen IKE-Listen bewerben können). Österreich ratifizierte die *UNESCO-Konvention zur Erhaltung des immateriellen Kulturerbes* 2009[13], bereits 2006 wurde die *Nationalagentur für das immaterielle Kulturerbe* gegründet.[14] Sie sollte die mit der Konvention verbundenen Aufgaben erfüllen („Maßnahmen zur Bewusstseinsbildung für die Erhaltung, Vermittlung und Förderung des immateriellen Kulturerbes in Österreich“ sowie das Anlegen eines „Verzeichnis[ses] des Immateriellen Kulturerbes“[15]) und die Implementierung in Österreich vorbereiten. Die Reaktionen auf das IKE-Übereinkommen waren in Österreich in der Wissenschaft und im Tourismus sehr geteilt. Skepsis bezüglich der Sinnhaftigkeit traf auf Freude über neue Vermarktungsmöglichkeiten für Bräuche und Traditionen.[16]

Ein weiterer Diskussionspunkt war die Aushandlung des in der Konvention gebrauchten Kulturbegriffs. Anfänglich setzte man das IKE mit Volkskultur gleich, doch schon bald wurde deutlich, dass sich bestimmte Formen von Spezialwissen und Strategien (zum Beispiel im Umgang mit der Natur) nicht in diese „Kultur-Schublade“[17] stecken ließen. Der Aushandlungspro-

[13] Österreichische UNESCO-Kommission: Jahrbuch 2009. Elektronisches Dokument. URL= http://www.unesco.at/unesco/jbpdf/jahrbuch2009.pdf [14.03.2017].

[14] Tauschek 2013 (wie Anm. 5), S. 134. Durch eine Strukturänderung innerhalb der Österreichischen UNESCO-Kommission wurde die Nationalagentur in einen Focal Point umgewandelt damit den anderen Themen wie Bildung, Wissenschaft, Welterbe, Kulturelle Vielfalt in der ÖUK gleichgestellt. (Erläuterung von Maria Walcher, E-Mail vom 20.06.2017).

[15] Österreichische UNESCO-Kommission: Immaterielles Kulturerbe in Österreich. Implementierung in Österreich. Elektronisches Dokument. URL= http://immaterielleskulturerbe.unesco.at/cgi-bin/page.pl?cid=3&lang=de [14.03.2017].

[16] Maria Walcher: Immaterielles Kulturerbe – touristischer Bauchladen oder gelebte Gemeinschaft? In: Erna Lackner (Hg.): Die Provinz und die weite Welt. Lokale, nationale und globale Identitäten. Innsbruck 2014, S. 61–67, hier S. 61.

[17] Ebd., S. 63.

zess generierte laut Maria Walcher, Leiterin der Nationalagentur für das IKE und spätere Referentin für das IKE, „ein völlig neues Feld der interdisziplinären und auch der interministeriellen Kommunikation."[18]

Die österreichische Implementierung zeigt, dass die nationalstaatliche Umsetzung des IKE-Konzepts nicht nur rechtliche und institutionelle Aushandlungen mit sich bringt, sondern dass im Rahmen der Implementierung – wie oben bereits mit dem Konzept der Metakulturalität Barbara Kirshenblatt-Gimbletts angesprochen – grundlegende, gesamtgesellschaftliche Diskussionen über Begriffe wie Kultur und Tradition (und deren Instrumentalisierung) geführt werden.

Ein Beispiel für einen solchen Aushandlungsprozess bietet die Kulturerbewerdung der Wiener Kaffeehauskultur. Sie trägt seit 2011 den IKE-Titel und ist dabei dem Bereich ‚Gesellschaftliche Bräuche, Rituale und Feste' der IKE-Konvention zugeordnet. Als Medium der Festschreibung diente das Bewerbungsdossier für die Aufnahme in die österreichische Landesliste. Diese Liste wird von mir als Ausdruck der Festschreibung und als eine Praktik der Sichtbarmachung des IKE eingeordnet. Als drittes Element werde ich abschließend auf die Bedeutung des IKE-Logos eingehen.

**Der Antrag**

Auf der Webseite der österreichischen UNESCO-Kommission/Immaterielles Kulturerbe in Österreich werden „Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Einzelpersonen, die immaterielles Kulturerbe tradieren, [...] eingeladen, sich für die Aufnahme von Praktiken, Darstellungen, Ausdrucksformen, Wissen und Fertigkeiten in das österreichische Verzeichnis […] zu bewerben."[19] Die „Kriterien zur Aufnahme" legen in Übereinstimmung mit der Konvention fest, welche Voraussetzungen ein Element erfüllen muss, um in die nationale Liste aufgenommen zu werden: Es muss von den Antragsteller*innen als Teil ihres Kulturerbes verstanden und einem oder mehreren Bereichen des IKE zuzuordnen sein.[20] Es soll von möglichst vielen Beteiligten,

[18] Ebd.
[19] Österreichische UNESCO-Kommission: Bewerbung um Aufnahme in das Österreichische Verzeichnis des Immateriellen Kulturerbes. Elektronisches Dokument. URL= http://immaterielleskulturerbe.unesco.at/cgi-bin/page.pl?id=7&lang=de [14.03.2017].
[20] Ebd.

denen es „ein Gefühl von Identität und Kontinuität“[21] vermittelt, getragen und tradiert werden, soll sich aber gleichzeitig im Austausch mit der Umwelt dynamisch verändern.

Im Fall der Kaffeehauskultur war der *Klub der Wiener Kaffeehausbesitzer* Antragsteller; er ist laut Homepage ein „Zusammenschluss der traditionellen und innovativen Kaffeehäuser Wiens“[22] und besteht seit 1956. Klubobmann Maximilian Platzer wurde in der Antragstellung von Renée Mercedes Pokorny unterstützt, die als PR-Beraterin bereits zuvor gemeinsam mit Platzer Kaffeehaus-Themen beworben hatte. Der Bewerbungsprozess wird von Platzer als „steiniger Weg“[23] beschrieben: Eine PR-Agentur könne nicht einfach dafür sorgen, dass ein Element IKE wird, vielmehr müssten die Kulturerbeakteur*innen selbst aktiv werden.[24]

Die Nationalagentur gibt durch die Formatierung der Bewerbungsmappe den Rahmen für die Definition eines potenziellen IKE-Elements vor. Im Bewerbungsformular müssen verschiedene Aspekte der kulturellen Praktik beschrieben werden: heutige Praxis, Entstehung und Wandel, Dokumentation des Erbes, Kulturerbeträger*innen, mögliche Risikofaktoren, Maßnahmen zur Erhaltung und Weitergabe, Zuordnung zu einem oder mehreren IKE-Bereichen und geographische Lokalisierung. Diese Textfelder sind von den Antragsteller*innen jeweils mit einer maximalen Anzahl an Wörtern zu füllen.

In den Antragstexten wird das Kaffeehaus als „Ort der Kommunikation“ und der „Begegnungen“[25] charakterisiert. Kombiniert mit einer oft langjährigen (Familien-)Tradition werde es zu einem „Treffpunkt mit Seele und Herz für Jung und Alt“.[26]

In der Beschreibung der heutigen Praxis stehen die verschiedenen Nutzungsweisen durch die Besucher*innen im Vordergrund, die in den Kaffeehäusern möglich sind. So sei das Kaffeehaus ein „Mekka der Kommunikation“ und zugleich ein „Ort der Stille“[27], an dem man sich auch allein seiner Zeitung widmen könne. Es werde durch „Lesungen und Klavierabende“ zum „kulturellen Treffpunkt“.[28] Die „großzügigen Öffnungszeiten von 7:30-24:00 Uhr“ ermög-

[21] Ebd.
[22] Klub der Wiener Kaffeehausbesitzer: Der Klub. Elektronisches Dokument. URL= http://www.kaffeesieder.at/jart/prj3/kwk/main.jart?rel=de&content-id=1213111916923&reserve-mode=active [14.03.2017].
[23] Maximilian Platzer. Expertengespräch. 20.11.2015.
[24] Ebd.
[25] Klub der Wiener Kaffeehausbesitzer: Bewerbung um Aufnahme einer Tradition in das österreichische Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes. Wiener Kaffeehauskultur. Internes Dokument.
[26] Ebd.
[27] Ebd.
[28] Ebd.

lichten die flexible Nutzung ganz nach den eigenen Vorlieben und der „gelungene Spagat zwischen Tradition und Moderne“[29] wird durch den angebotenen Internetzugang per WLAN illustriert. Außerdem wird erneut auf das „Ambiente“[30] verwiesen, das mit den entscheidenden Details – dies sind vor allem Einrichtungsmerkmale – das Kaffeehaus ausmache: „In diesem Sinne ist nicht jedes Etablissement in dem Kaffee und Kuchen angeboten wird, auch ein Wiener Kaffeehaus“.[31] Ermöglicht werde das Bestehen der Wiener Kaffeehauskultur durch „Traditionsbetriebe“, die mit „Charisma, Durchhaltevermögen und gelebte[r] Kultur“[32] überzeugten.

In der Rubrik Entstehung und Wandel wird die Geschichte der Wiener Kaffeehäuser chronologisch nacherzählt. Der Antrag beinhaltet außerdem Informationen zum Klub der Wiener Kaffeehausbesitzer, der intern Maßnahmen realisiere, welche die Kaffeehauskultur fachlich und ideell stärkten und durch seine Aktivitäten die Erhaltung und kreative Weitergabe der Kaffeehauskultur ermögliche.[33]

Zusammengefasst entwerfen die Bewerbungstexte das Bild einer Wiener Institution, die aufgrund ihrer langen Tradition, der leichten Zugänglichkeit und den vielfältigen Möglichkeiten der Nutzung eine große Bedeutung für das alltägliche Leben in der Stadt habe. Es wird verdeutlicht, dass nicht jedes Café auch ein Kaffeehaus sei, denn dazu gehörten spezifische – vor allem räumliche – Merkmale, die die Kaffeehauskultur einzigartig und unverwechselbar machten.

Zusätzlich zum Antrag verlangte die Nationalagentur ein Verfahren, das es nach erfolgreicher Vergabe des Status ermöglichen würde zu entscheiden, welche Kaffeehäuser das UNESCO-Logo tragen dürften.[34] Aus dieser Forderung entstand ein Kriterienkatalog, der die Identifizierung der entsprechenden Kaffeehäuser durch Abhaken einer Checkliste erlaubte. Eine Gruppe von sieben Personen aus dem Klub bildete ein Gremium, das besprach, welche Kriterien für ein Wiener Kaffeehaus maßgebend sein sollten. Der Katalog stellte neben dem Formulieren der Antragstexte ein weiteres Medium für die Reflexion der eigenen kulturellen Praktik dar, das sie gleichzeitig als solche festschrieb. Er fungierte als Schablone, mit der die Kulturerbetauglichkeit einzelner Häuser geprüft werden konnte. Anhand der festgelegten Kriterien wird

[29] Ebd.
[30] Ebd.
[31] Ebd.
[32] Ebd.
[33] Ebd.
[34] Renée Mercedes Pokorny. Expertengespräch. 02.12.2015.

überprüfbar, ob die Kaffeehausbesitzer*innen das Erbe bewahren und den IKE-Titel auch als Auftrag empfinden.[35]

Zusätzlich zum Antrag und dem Kriterienkatalog wurden vom Klub sieben (statt der verlangten zwei) Empfehlungsschreiben bei der Nationalagentur eingereicht. Neben Vertreter*innen des Klubs definierten Personen des öffentlichen Wiener Lebens die Charakteristika der Kaffeehauskultur aus professioneller (zum Beispiel architektonischer, touristischer etc.) und persönlicher Sicht. Sie argumentieren, dass die Kaffeehauskultur aufgrund ihrer Einzigartigkeit und Originalität gewürdigt und geschützt werden müsse.

Der Fachbeirat sprach sich schließlich in seiner Sitzung im September 2011 einstimmig für die Aufnahme der Wiener Kaffeehauskultur in das Verzeichnis des IKE Österreichs aus. In der Begründung der Aufnahme wurden wesentliche Elemente und teilweise auch Formulierungen aus der Bewerbung übernommen.

Im Bewerbungsprozess für den IKE-Titel obliegt es den Kulturerbeträger*innen, in diesem Fall Mitgliedern des Klubs der Wiener Kaffeehausbesitzer, ihre kulturelle Praktik dem Zugriff der Nationalagentur anzupassen. Sie arbeiten in ihren Texten heraus, dass es sich bei der Wiener Kaffeehauskultur um ein historisch gewachsenes Set aus Artefakten, Einrichtung, Atmosphäre, Rollen, Ritualen und Regeln handelt, die in konkreten, alltäglichen Handlungen und Begegnungen in einem Dienstleistungsbetrieb sichtbar werden. Den Antragsteller*innen ist es durch die Anwendung von Techniken und den Einsatz von Ressourcen gelungen „Bedeutung, Authentizität und Historizität textuell [zu] konstruieren.“[36]

Die institutionellen Vorgaben (Textüberschriften, Textreihenfolge, Textlänge etc.) lassen dabei wenig Spielraum für individuelle Schwerpunktsetzungen oder Besonderheiten. Sie legen nicht nur auf der textlichen Ebene fest, was thematisiert wird, sondern strukturieren bereits das Denken der Antragsteller*innen über ihr Kulturelement vor.[37] Laut dem Kulturanthro-

[35] Ebd.

[36] Markus Tauschek: Writing Heritage. Überlegungen zum Format Bewerbungsdossier. In: Karl C. Berger/Margot Schindler/Ingo Schneider (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung vom 14. - 17.11.2007 in Innsbruck. Wien 2009, S. 437–448, hier S. 438.

[37] Ebd., S. 444.

pologen Markus Tauschek kommt es durch dieses Vorgehen zu einer homogenisierten Repräsentation kultureller Praktiken, die der Förderung kultureller Vielfalt durch die UNESCO widerspricht.[38]

Die Antragstellung macht außerdem einen zentralen Konflikt innerhalb des IKE-Konzepts deutlich: einerseits wird die Kaffeehauskultur in den Texten von den Kulturerbeträger*innen (nach den Maßgaben der Nationalagentur) festgeschrieben, andererseits beinhaltet das IKE-Konzept die Vorstellung der „dynamischen Veränderung" der eingetragenen Kulturelemente. Dieses „dynamische Spannungsfeld von Wandel und Beharrung, Festschreibung und Veränderung"[39] ist ein Kernelement der noch recht jungen IKE-Konvention. Für Maria Walcher, Leiterin der österreichischen Nationalagentur für das IKE und spätere Referentin für das IKE, steht fest, dass die lebendigen Traditionen des IKE nicht in einem bestimmten Zustand eingefroren werden können. Die zukünftige Entwicklung von einzelnen IKE-Elementen scheint nicht vorhersagbar zu sein. Umso wichtiger ist es für die Nationalagentur, dass ein Bewusstsein für die Kulturelemente geschaffen wird, das diese in ihrer Charakteristik und Einzigartigkeit, aber auch in ihrem Wandlungspotenzial wahrnimmt.

> „Ja, sichtbar und bewusst machen ist es vor allen Dingen. Man kann ja […] keine Käseglocke über irgendetwas stülpen und sagen ‚Das muss jetzt so bleiben', das funktioniert ja nicht. Aber dass man wahrnimmt ‚Aha, das ist Kultur. Das ist auch unser kulturelles Erbe'."[40]

Hier wird deutlich, dass die Nationalagentur es nicht als ihre Aufgabe ansieht eine Tradition durch eigene Maßnahmen in einem unveränderlichen Zustand zu erhalten. Vielmehr sollen die Kulturerbeträger*innen und die gesamte Gesellschaft die Bedeutung lebendiger Traditionen erkennen. Um dies zu ermöglichen, werden kulturelle Praktiken nach den Maßgaben der IKE-Konvention festgeschrieben – und dabei deren Definitionsvorgaben unterworfen.

**Die Liste**

Das Verzeichnis des österreichischen IKE ist online zugänglich und als Broschüre erhältlich. Im Februar 2017 stehen neben der Wiener Kaffeehauskultur 95 weitere Elemente auf der Liste.

[38] Ebd., S. 441.
[39] Regina Bendix/Dorothee Hemme/Markus Tauschek: Vorwort. In: Dies. (Hg.): Prädikat „Heritage". Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Berlin 2007, S. 7–17, hier S. 10.
[40] Maria Walcher. Expertengespräch. 24.11.2015.

Im Beschreibungstext werden die Charakteristika der Kaffeehauskultur wie Einrichtungsmerkmale und lange Öffnungszeiten angeführt sowie ein geschichtlicher Abriss und eine Vorstellung des Klubs der Wiener Kaffeehausbesitzer gegeben. Es handelt sich um Ausschnitte aus den Bewerbungstexten. Die Nationalagentur reproduziert hier die durch sie vorstrukturierte sowie standardisierte und durch die Kulturerbeträger*innen ausformulierte Darstellung des Elements. Die UNESCO-Listen des materiellen und immateriellen Kulturerbes haben in der kulturanthropologischen Forschung bereits einige Aufmerksamkeit erfahren. Das Anlegen von Listen wird dabei als Standardisierungs- und Hierarchisierungspraxis gedeutet. Die Sozial- und Kulturanthropologin Anne Meyer-Rath diagnostiziert, dass auch die IKE-Konvention – wie die Welterbekonvention – das Medium der Liste gebraucht, um den Kulturelementen Aufmerksamkeit und Anerkennung zu verschaffen.[41] Kulturelle Praktiken werden durch die Aufnahme in die Liste institutionell als IKE gekennzeichnet und damit gegenüber anderen Praktiken, die es (bisher) nicht in das Verzeichnis geschafft haben, hervorgehoben und in Wert gesetzt. Wie Kirshenblatt-Gimblett festgestellt hat, setzt die Liste ihre Elemente in Beziehung zueinander und bildet dabei den exklusiven Kontext für diese.[42] Sie deutet das Anlegen von IKE-Listen als wertschöpfende symbolische Praktik. [43]

Die Nationalagentur wünscht sich eine breite, gesamtgesellschaftliche Sichtbarmachung des österreichischen Kulturerbes durch die Liste. Sie repräsentiere „lokale oder regionale Strategien für soziales und […] gelingendes Zusammenleben“ sowie „Wissen, das man sichtbar macht“.[44] Auf der Liste stünden Elemente aus fünf Bereichen nebeneinander, das könne zu ganz neuen Einsichten im Sinne eines über die Volkskultur hinausgehenden Kulturbegriffs führen. Diese ideelle Betrachtung des IKE-Programms verschleiert die realen Konsequenzen für die Kulturelemente und deren Träger*innen, die mit der Evaluierungs- und Ernennungspraxis verbunden sind: Sie werden in einen standardisierten Rahmen gezwängt, gegenüber anderen kulturellen Ausdrucksformen hierarchisiert und konkurrieren miteinander um (zum Beispiel touristische) Aufmerksamkeit.

[41] Anne Meyer-Rath: Zeit-nah, Welt-fern? Paradoxien in der Prädikatisierung von immateriellem Kulturerbe. In: Dorothee Hemme/Markus Tauschek/Regina Bendix (Hg.): Prädikat „Heritage“. Wertschöpfungen aus kulturellen Ressourcen. Berlin 2007, S. 147–176, hier S. 149.

[42] Kirshenblatt-Gimblett 2004 (wie Anm. 17), S. 57.

[43] Ebd.

[44] Walcher 2015 (wie Anm. 40).

In Anbetracht des noch recht jungen IKE-Konzepts und der noch nicht lange geführten österreichischen Liste kann jedoch angenommen werden, dass beide – im Gegensatz zur Welterbekonvention – vielen Österreicher*innen noch unbekannt sind, was ihre Bedeutung als Hierarchisierungs- und Prädikatisierungsmedium abschwächen würde. Diese Annahme wird gestützt von Aussagen der Interviewpartner*innen, die das Konzept als „nicht verankert“[45] oder gänzlich unbekannt in Österreich einschätzen („Kein Mensch weiß es“[46]). In Bezug auf die Rezeption der Liste und eine damit einhergehende Inwertsetzung der Kulturelemente sollte also zwischen gesamtgesellschaftlicher Wahrnehmung und der Wahrnehmung durch ‚Insider‘ (Kulturerbeträger*innen, Akteur*innen aus dem Tourismus etc.) unterschieden werden.

Für die Gruppe der IKE-Träger*innen scheint die Liste als Medium der Bewusstwerdung und des Vergleichs relevanter zu sein als für Außenstehende. Diese Personen sind Expert*innen für ihre eigene kulturelle Praktik und kennen das IKE-Konzept, weil sie den Bewerbungsprozess erfolgreich durchlaufen haben. Durch die Liste, ebenso wie durch die Vergabefeiern, lernen sie die Verschiedenartigkeit der ausgezeichneten Elemente kennen und treten mit anderen Kulturerbeträger*innen in Austausch – und durch die Nebeneinanderstellung der Elemente in der Liste auch in Konkurrenz zueinander.

**Das Logo**

Die Praxis der visuellen Markierung von Kulturerbe durch die UNESCO besteht bereits seit der Haager Konvention von 1954 (Schutz von Kulturgütern in bewaffneten Konflikten). Auch die Welterbekonvention arbeitet mit einem Logo, um Bauwerke und Landschaften als Kulturerbe der Menschheit zu markieren. In seinem Aufsatz *Welterbe als Marke* arbeitet der Kulturanthropologe Helmut Groschwitz dieses als „erfolgreichste Marke der UNESCO“ mit dem Welterbeemblem als „Markenzeichen“[47] heraus. In seiner Analyse kommt er zu dem Schluss, dass es sich beim Welterbe um eine „(im neutralen Sinn) ideologische Marke handele“, da durch sie „eine Förderung des Bewusstseins für die Verantwortlichkeit der Menschen angestrebt wird“.[48]

[45] Pokorny 2015 (wie Anm. 34).
[46] Edmund Mayr. Expertengespräch. 28.01.2016.
[47] Helmut Groschwitz: Welterbe als Marke. Kulturelles Erbe und die Produktion kultureller Labels am Beispiel der Welterbestätte Regensburger Altstadt mit Stadtamhof. In: Karl C. Berger/Margot Schindler/Ingo Schneider (Hg.): Erb.gut? Kulturelles Erbe in Wissenschaft und Gesellschaft. Referate der 25. Österreichischen Volkskundetagung vom 14. - 17.11.2007 in Innsbruck. Wien 2009, S. 215–224, hier S. 217.
[48] Ebd., S. 218.

Viel mehr als für eine konkrete Handlungsanleitung steht das Logo für eine Idee: das Kulturerbe soll gemeinschaftlich wertgeschätzt und daher geschützt werden.

Abb. 1: UNESCO-Logo des Immateriellen Kulturerbes (Grafik: Dragutin Dado Kovačević)

Der Kennzeichnungstradition der UNESCO folgend, gibt es auch für das IKE ein entsprechendes Logo (Abb. 1). Für diejenigen Kulturelemente, die auf keiner der drei internationalen IKE-Liste stehen, hat jeder Mitgliedsstaat ein eigenes Logo entwickelt. Die Nationalkommissionen[49] der einzelnen Mitgliedsstaaten verwenden alle in ihren Logos den UNESCO-Tempel (ein Tempel, dessen Säulen von den sechs Buchstaben gebildet werden mit dem ausgeschriebenen Titel der Organisation darunter). In Österreich wird für das IKE das Logo der Nationalkommission um einige Zusätze ergänzt: Rechts neben dem UNESCO-Logo, durch eine vertikale Reihe aus Punkten getrennt, befindet sich die Spezifizierung „Österreichische UNESCO-Kommission“ und darunter „Immaterielles Kulturerbe/Nationales Verzeichnis“. Der Titel des Elements und die Angabe „anerkannt“ verbunden mit der entsprechenden Jahreszahl vervollständigen jeweils das Logo.

Die Verwendung des Logos nach Vergabe des IKE-Status unterliegt gewissen Richtlinien: Es darf in Printmedien und elektronischen Medien verwendet werden, sofern ein sachlicher Verweis auf das nationale Verzeichnis erfolgt, darüber hinaus darf das Logo für einen „konkreten, zeitlich begrenzten Anlass“ [50] gebraucht werden. Das Logo darf nicht verändert oder erweitert werden, „z. B. durch Kombination mit neuem Text oder anderen Logos“.[51] Außerdem heißt es:

> „Die Verwendung der Logos für kommerzielle Zwecke ist verboten. Kommerzielle Zwecke sind jegliche Form von Werbung, der Verkauf von Waren und Dienstleistungen, Mer-

[49] Mit den Nationalkommissionen verfügt die UNESCO als einzige Sonderorganisation der UN über ein spezielles Netzwerk. Die Nationalkommissionen sind in den Mitgliedsstaaten verbindlich einzurichten.

[50] Österreichische UNESCO-Kommission: Richtlinien zur Verwendung des Namens und der Logos der Österreichischen UNESCO-Kommission. Internes Dokument.

[51] Ebd.

> chandising und über den Buchhandel vertriebene kommerzielle Publikationen. Wissenschaftliche Publikationen werden als nicht kommerziell angesehen, ebenso wie Webseiten und Newsletter.“[52]

Das IKE-Logo stellt für die Kulturerbeträger*innen eine Möglichkeit dar, den IKE-Status im öffentlichen Raum zu kommunizieren und ihre kulturelle Praktik so als IKE sichtbar zu machen. Die Wiener Kaffeesieder*innen „wollten natürlich dieses Logo überall publizieren wo es halt nur geht“.[53] Die Kaffeehäuser sind – im Gegensatz zu den meisten anderen gelisteten Kulturelementen – ständige Einrichtungen in der Stadt, dementsprechend hatten die Antragsteller*innen ein Interesse an der Sichtbarmachung des IKE-Status an und in den Kaffeehäusern. Hier ergaben sich Konflikte mit den Richtlinien.

> „Wenn ich mich richtig erinnere, durfte dieses Logo nur auf eine gewisse Größe […] aufgezogen werden. Aufgrund dessen ist es natürlich schwierig dieses im Kaffeehaus selbst, so groß wie ein Leuchtschild anzubringen.“[54]

Die Kaffeesieder*innen handelten mit der Nationalagentur eine besondere Lösung in Form eines Aufklebers aus, auf dem das Logo des Klubs der Wiener Kaffeehaus-besitzer links neben dem IKE-Logo abgebildet ist (Abb. 2). Dieser Aufkleber ist gegenwärtig an verschiedenen Stellen in den Kaffeehäusern zu finden, beispielsweise auf Eingangstüren (Café Central), in Fenstern (Café Weimar) und in Speisekarten-Kästen (Café Frauenhuber).

Abb. 2: IKE-Logo der Wiener Kaffeehauskultur (Foto: Inga Wilke)

[52] Ebd.
[53] Pokorny 2015 (wie Anm. 34).
[54] Ebd.

In den Aussagen der Kulturerbeträger*innen wird deutlich, dass das Logo durch die strengen Vorgaben an Aussagekraft und Wert gewinnt, da es nicht willkürlich verwendet werden kann.[55] Auch die Gefahr der Kommerzialisierung werde durch die eingeschränkte Verwendung gebannt: Hintergrund des Status und der Markierung durch das Logo sei nicht die geschäftliche Seite, sondern Aspekte wie Anerkennung und Schutz.[56] Dem Einfluss der visuellen Markierung auf den Tourismus misst Pokorny eine geringe Bedeutung bei. Für die Beliebtheit und das Verhalten der Gäste spiele das Logo keine Rolle, denn diese achteten nicht darauf.[57] Sie zieht das Fazit, dass die Kaffeehauskultur, was ihre Bekanntheit betrifft, „auch ohne Logo sehr gut [lebt]".[58]

Auch Akteur*innen, die professionell an der Vermarktung der Kaffeehäuser mitwirken, relativieren die Bedeutung des Logos. Für Katalin John-Borszki, Anbieterin von Stadtspaziergängen zu verschiedenen Wiener Themen, gibt es mittlerweile so viele Markierungen und Labels, dass das IKE-Logo „in der Masse einfach untergeht".[59] Auch ihre Kollegin Ursula Schwarz meint, dass das Logo nicht wahrgenommen wird.

> „Wenn man in ein Kaffeehaus geht, dann geht man in das Café, das man gewohnt ist oder in das man gern geht. Der Stammgast schaut nicht auf das Logo. Also ich glaube nicht, dass das eine gravierende Bedeutung hat."[60]

Eugene Quinn, Veranstalter der *Vienna Coffeehouse Conversations*, denkt das Problem sei ganz grundsätzlich, dass die meisten Leute in Wien das Logo nicht kennen würden und nichts von dem IKE-Status der Kaffeehauskultur wüssten.[61] Die von mir im Rahmen der Studie analysierten Vermarktungsformate der Kaffeehauskultur verhandeln diese nicht vor dem Hintergrund des IKE-Status. Dies kann damit erklärt werden, dass die Kaffeehäuser als touristisch etabliertes Ziel bereits vor der Heritagisierung in Vermarktungslogiken eingebunden waren und der IKE-Titel von den für diese Formate Verantwortlichen weitestgehend indifferent bis kritisch gesehen wird.

[55] Ebd.
[56] Platzer 2015 (wie Anm. 23).
[57] Pokorny 2015 (wie Anm. 34).
[58] Ebd.
[59] Katalin John-Borszki. Expertengespräch. 25.11.2015.
[60] Ursula Schwarz. Expertengespräch. 26.11.2015.
[61] Eugene Quinn. Expertengespräch. 10.12.2015.

Im Gegensatz zur IKE-Liste stellt das Logo eine visuelle Markierung im öffentlichen Raum dar. Aufgrund der Einschätzung der Interviewpartner*innen stellt sich jedoch die Frage nach der Bedeutung dieses Zeichens, und zwar in doppeltem Sinne: sowohl nach seinem Gehalt als auch nach seiner Wirkmächtigkeit. Anders ausgedrückt: was wird durch das Logo repräsentiert und welchen Effekt hat die Markierung?

Renée Mercedes Pokorny meint, dass das Logo – und der dadurch repräsentierte IKE-Status – die Kaffeehauskultur nicht in Gänze abbilden könne.

> „Ich bin der Meinung, dass die Wiener Kaffeehauskultur nicht nur durch das UNESCO-Logo lebt. Es ist zwar nicht von Nachteil, dass es diese Auszeichnung gibt, aber dennoch wird die Kultur auch völlig anders getragen. Und auch vollkommen anders kommuniziert, als ausschließlich durch die UNESCO.“[62]

Sie deutet das Klischee vom Wiener Kaffeehaus, das bereits lange vor der Titelvergabe auf verschiedenen Wegen produziert wurde, als wirkmächtiger für die Vermarktung der Kaffeehauskultur als den IKE-Status.[63]

Quinn ist der Ansicht, für die meisten Kaffeehausbesitzer*innen sei der Kulturerbestatus nicht von Bedeutung und auch ihm persönlich ist nicht klar, warum er wichtig sein solle.[64] Im Gegenteil: für Quinn verstellt der Status den Blick auf die Kernelemente der Kaffeehauskultur (Atmosphäre, Menschen, Geschichte).[65] Anstatt also über die Markierung als IKE nachzudenken und ihr zu viel Bedeutung beizumessen, solle lieber über die kulturelle Praktik selbst gesprochen werden.

Diese Aussagen legen die Schussfolgerung nahe, dass die institutionelle Festschreibung einer kulturellen Praktik nicht automatisch bedeuten muss, dass sich diese Definitionsarbeit auch durch ein Logo abbilden lässt. Hier kommt es zu Übersetzungsprozessen, die anfällig für Verwirrung und Missverständnisse sind, da die IKE-Konvention noch wenig bekannt ist und darüber hinaus häufig mit der Welterbekonvention gleichgesetzt wird.

[62] Pokorny 2015 (wie Anm. 34).
[63] Ebd.
[64] Quinn 2015 (wie Anm. 60).
[65] Ebd.

**Das immaterielle Kulturerbe – (noch) ein selbstreflexives Konzept?**

Der Status als IKE stellt – vor allem für die Kulturerbeträger*innen – eine Bestätigung und Anerkennung dieses Kulturguts durch die Nationalkommission einer internationalen Institution dar. In der Einschätzung der Befragten besteht die Bedeutung des Status für die Kaffeehauskultur in einer symbolischen Auszeichnung, die sich besonders auf das Engagement der Kaffeesieder*innen für das Kulturgut bezieht.

Wie die Kulturanthropolog*innen Regina Bendix, Dorothee Hemme und Markus Tauschek konstatieren, bedeutet das „Aufdrücken des Stempels ‚Kulturerbe'", dass die damit ausgezeichneten Kulturelemente aus ihrem spezifischen (alltags-)praktischen Bezugsrahmen herausgelöst werden.[66] Das Beispiel der Wiener Kaffeehauskultur zeigt, dass dieses Herauslösen durch die Festschreibung im Bewerbungsdossier bereits vor der Verleihung des Status einsetzt und als bedeutender Schritt im Prozess der Kulturerbewerdung gesehen werden muss. Durch die Bewerbungstexte wird einerseits deutlich, wie die Kulturerbeträger*innen ihre kulturelle Praktik selbst sehen und einordnen. Andererseits muss diese Definitionsarbeit immer vor dem Hintergrund der Vorgaben durch eine machtvolle Organisation wie die UNESCO beziehungsweise ihre Nationalkommissionen betrachtet werden.

Mit der Auszeichnung als IKE sind Praktiken der Standardisierung und Hierarchisierung kultureller Praktiken verbunden. Die Kulturerbeträger*innen definieren ‚ihre' kulturelle Ausdrucksform entsprechend einer von der jeweiligen UNESCO-Nationalkommission vorgegebenen, standardisierten Form, die bereits den Rahmen dafür vorgibt, wie über die kulturelle Ausdrucksform gedacht werden kann. Nach erfolgreicher Erlangung des IKE-Status wird das Element in die nationale Liste aufgenommen. Dadurch kommt es zu einer Hierarchisierung gegenüber anderen kulturellen Praktiken, die (bisher) nicht auf der Liste stehen. Außerdem treten die gelisteten Elemente in Konkurrenz zueinander, zum Beispiel um touristische Aufmerksamkeit. Das IKE-Logo ist als institutionelle Praktik der Sichtbarmachung einzuordnen, das entsprechend gewisser Richtlinien von den Kulturerbeträger*innen verwendet werden darf.

Anhand des Materials, das ich im Rahmen meiner Studie zur Heritagisierung der Wiener Kaffeehauskultur erhoben und ausschnitthaft in diesem Artikel vorgestellt habe, erscheint das IKE als selbstreflexives Konzept. Es verfügt über institutionell standardisierte Verfahrensweisen, die die einheitliche Klassifizierung von kulturellen Praktiken als IKE ermöglichen sollen.

[66] Bendix/Hemme/Tauschek 2007 (wie Anm. 40), S. 9.

So generiert das Konzept in einem in sich schlüssigen Rahmen Bedeutung für die beteiligten (‚eingeweihten') Akteur*innen und bedeutet für die Kulturerbeträger*innen eine symbolische Auszeichnung ‚ihrer' kulturellen Praktik. Im öffentlichen Raum beziehungsweise in der gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmung, so lässt sich basierend auf den Befunden zur Wiener Kaffeehauskultur als IKE feststellen, sind die IKE-Konvention, ihre Charakteristika und Ziele in Österreich bisher recht unbekannt.

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert
www.alltagskultur.info August 2017

# WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase

**Inhalt:**

Sarah May: Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung……..599
Julia Dornhöfer: Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter……605
Ruth Weiand: „Auf Null gesetzt“ – Warten in der Arztpraxis……...……614

AlltagsKultur!
gewöhnlich • ungewöhnlich • wissenswert

Sarah May

# Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase – eine Einführung

Wir warten auf Weihnachten, den Feierabend, das Ende einer Rede, einen Rückruf, die Sommerreife der Erdbeeren – wir warten bis wir endlich das tun können, was wir eigentlich tun wollen. Warten ist eine alltägliche Tätigkeit, Situationen des Wartens sind jedem vertraut. Auf wen oder was gewartet wird, ist dabei ebenso verschieden wie das, wie gewartet wird: Warten kann mit Vorfreude, Kränkung, Ungeduld, mit Nervosität, Entspannung und vielen weiteren emotionalen Zuständen verbunden sein – je nachdem, wie die Wartenden diese Zeit erleben und überbrücken. Manche telefonieren, chatten, lesen, andere schlafen, starren Löcher in die Luft oder geben sich ganz dem Gefühl der Ungeduld hin. Ungeachtet dessen, wie gewartet wird, erweist sich Warten stets als eine zeitlich begrenzte Handlung, die Zeit selbst „fühlbar" werden lässt.[1] Auf diese besondere Wahrnehmung von Zeit und auf die verschiedenen Arten, mit dieser zeitlichen Zwischenphase umzugehen, fokussieren die Beiträge des Bandes *WarteArt – Beobachtungen in einer zeitlichen Zwischenphase*, der eine Ausstellung begleitet, die im April und Mai 2017 im Uniseum Freiburg zu sehen war. Diese Ausstellung resultiert aus einem Forschungsprojekt von Studierenden, die im Masterstudiengang Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie seit April 2016 das Warten erforschten: Sie führten Interviews durch, Medienanalysen und teilnehmende Beobachtungen in spezifischen Räumen und Rahmungen des Wartens.

Basierend auf diesen kontinuierlichen Alltagsreflexionen und theoretischen Überlegungen, erarbeiteten wir dichte Beschreibungen von Wartesituationen und Wartearten, anhand derer wir zeigen, wie verschiedene Akteurinnen und Akteure mit der Zeit des Wartens umgehen und inwiefern sich hierin Muster des Wartens abzeichnen lassen. Vor dem Hintergrund unserer Forschungen verstehen wir Warten als eine zeitliche Zwischenphase, in der die kontinuierliche Alltagspraxis aussetzt, in der das linear gedachte Kontinuum des Erledigens oder Entspannens durchbrochen wird, in der Zeit anders empfunden und selbst zum Ziel wird.[2] Wir betrachten

[1] Vgl. Nadine Benz: (Erzählte) Zeit des Wartens. Semantiken und Narrative eines temporalen Phänomens. Göttingen 2013, S.13.

[2] Vgl. Heinz Schilling (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Frankfurt a.M. 2002.

Warten als reizvollen Ausschnitt des Alltags einer Gegenwart, in der mehrheitlich auf Beschleunigung und zeitliche Optimierung hingearbeitet wird. Dementsprechend sehen wir in der kulturwissenschaftlichen Analyse von Situationen, Rahmungen, Räumen, Praktiken und Deutungen des Wartens einen Schlüssel, um den alltäglichen Umgang mit und das gegenwärtige Verständnis von Zeit zu dechiffrieren.

**Warten als Phänomen der Zeit**

Dass wir mit der Erforschung des Wartens einen Nerv der Zeit treffen, unterstreichen gerade jüngst die immer zahlreicheren Auseinandersetzungen mit Warten in Kunst und Medien: Im August 2016 beschreiben etwa Andrea und Justin Westhoff in den Zeitfragen für *Deutschlandradio Kultur* Warten als ebenso alltägliches wie existentielles Phänomen und den Menschen als *Homo expectans*.[3] In Bild und Text erfasst *Das Magazin* in seinem im Februar 2017 erschienenen Themenheft *Warten. Für alle, die es nicht aushalten* das Phänomen mittels historischer Fotos von Wartehäuschen als raum- und objektgebunden, mittels Umfrage als individuelle Herausforderung, mittels Kurzgeschichte als gemeinhin nachvollziehbare Situation von Komik und Verdruss.[4] Und nicht zuletzt verdichtet die *Hamburger Kunsthalle* in ihrer Ausstellung *Warten. Zwischen Macht und Möglichkeit*, eröffnet im Februar 2017, Darstellungen der modernen Kunst zu der These, dass „sich im Warten vor allem die gesellschaftliche Stellung und der Status eines Menschen ablesen lässt."[5]

Wir verstehen diese Popularität der Auseinandersetzung mit Warten als Beleg für dessen gesellschaftliche Relevanz und erkennen darin ein Bewusstwerden (beziehungsweise Bewusstmachen) von ebenso alltäglichen wie auch gesellschaftspolitischen, aktuellen wie kulturhistorisch geprägten Fragen: Wie gehen wir mit unserer Zeit um? Und – so unser spezifischer Zugang – inwiefern lässt sich gerade in der zeitlichen Zwischenphase des Wartens Erkenntnis gewinnen?

[3] Andrea Westhoff/Justin Westhoff: Homo expextans. http://www.deutschlandradiokultur.de/soziales-alltagsphaenomen-ueber-daswarten.976.de.print?dram: article_id=346055 [26.10.2016].
[4] Andreas Lehmann (V.i.S.d.P.): Das Magazin 94/2 (2017).
[5] http://www.hamburger-kunsthalle.de/ausstellungen/warten [24.02.2017]. Ebenfalls künstlerisch setzte sich der Regisseur und Musiker Julian Hetzel 2015 bei der Eröffnung der 25. Hannoveraner Theaterformen in seiner Performance *Still (The economy of waiting)* mit verschiedenen Aspekten des Wartens auseinander, https://www.theaterformen.de/pressedownloads/01_Presseinfo_JulianHetzel_Still.pdf [04.03.2017].

Zeit ist für die Kulturanthropologie eine zentrale Größe. Zunächst deshalb, weil Zeit und Raum jenen Rahmen bilden, in dem Menschen ihr Handeln und Denken vollziehen und deuten.[6] Da in der Kulturanthropologie mikroperspektivisch gearbeitet wird, da wir einzelne Akteurinnen und Akteure sowie konkrete Praktiken erforschen und dabei stets den Handlungs- und Deutungskontext reflektieren, interessieren wir uns auch für die zeitliche Rahmung dieser Handlungen. Im konkreten Fall einer Ethnografie des Wartens wird Zeit gar selbst zum Untersuchungsgegenstand. Gerade in jüngerer Zeit interessieren sich Forschende des Fachs für Zeiteinteilungen und kulturelle Kategorisierungen der Zeit:[7] Beispielsweise entstanden Arbeiten zum Feierabend,[8] zum Sonntag[9] – oder eben zur „zeitlichen Zwischenphase" des Wartens: Hierzu zählen die Arbeiten von Heinz Schilling, Gabriele Muri, Billy Ehn und Orvar Löfgren.[10] Schillings Publikation *Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens* (2002) fußt auf einem kulturanthropologischen Studienprojekt, das verschiedene Situationen des Wartens in den Blick nimmt, die sich gemäß der Dauer oder auch hinsichtlich der Lebensrelevanz unterscheiden. Gemein ist diesen Ethnografien ein Verständnis von Warten „als eine Färbung der Zeit"[11]. Gabriele Muri verdeutlicht in ihrem Band *Pause! Zeitordnung und Auszeit aus alltagskultureller Sicht* (2004), inwiefern es für die Kulturanthropologie lohnend ist, die Zwischenzeiten des Alltags zu untersuchen: Sie versteht Pause als kulturell codierte Form der Nutzung und Einschätzung von Zeit, eine Beobachtung, die – die nachfolgenden Beiträge in diesem Band werden dies verdeutlichen – wir auch für die Zeit des Wartens bestätigen können.[12] Nicht zuletzt ist die Arbeit der Ethnologen/Kulturanthropologen Billy Ehn und Orvar Löfgren *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen* (2010) wichtig für unsere Forschung, da die Autoren versuchen, Nichtereignisse wie die „verborgene Welt des

[6] Vgl. Thomas Hengartner: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 98 (2002), S. 27–39, hier insb. S. 36.

[7] Vgl. Laura Wehr: Alltagszeiten der Kinder. Die Zeitpraxis von Kindern im Kontext generationaler Ordnungen. Weinheim/München 2009, S. 18-21.

[8] Vgl. Gottfried Korff: Feierabend. In: Etienne Francois/Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 3. München 2001, S. 169–186.

[9] Bspw. Andreas C. Bimmer: Sonntag. Ein Wochentag und seine Rezeption in der Volkskunde. In: Siegfried Becker u.a. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster u.a. 2001, S. 71-79; Elisabeth Fendl/Konrad Köstlin (Hg.): ZEITspezifisches. Konrad Köstlin zum 8. Mai 1995. Regensburg 1995, S. 71–79.

[10] Weiterhin zu erwähnen sind die Germanistin Andrea Köhler: Lange Weile. Über das Warten. Frankfurt a.M. u.a. 2007; und die philosophisch-literaturwissenschaftliche Untersuchung von Nadine Benz 2013 (wie Anm. 1).

[11] Heinz Schilling: Endlich! Ein Buch über das Warten. In: Forschung Frankfurt 1 (2003), S. 36; s. des Weiteren Schilling 2002 (wie Anm. 2).

[12] Vgl. Gabriele Muri: Pause! Zeitordnung und Auszeit aus alltagskultureller Sicht. Frankfurt a.M. u.a. 2004.

Wartens, der Routinen und des Tagträumens“[13] zu erfassen. Auch sie zeichnen die Relevanz einer Untersuchung der zeitlichen Zwischenphase: „Indem wir das Warten studieren, konzentrieren wir uns darauf, wie die Menschen ihre Zeit verbringen: Vertreiben sie sich die Zeit, indem sie sich mit etwas anderem beschäftigen, oder sind sie völlig von der langsam voranschreitenden Uhr in Beschlag genommen?“[14] Wir teilen mit Ehn und Löfgren das Interesse an den Praktiken des Wartens, interessieren uns aber darüber hinaus auch für Deutungen sowie Objekte, Räume und Kontexte des Wartens. In unserer Forschung und Ausstellung fragen, diskutieren und zeigen wir, wie Menschen (Warte)Zeit erleben und beurteilen, wie sie sie einteilen und benennen, wie sie sich erinnern oder vorausschauen, wie sie die zeitlichen Freiräume nutzen oder mit Einschränkungen ihrer freien Zeit umgehen.[15] Die Volkskundlerin Dorothee Schell nennt dies „lohnende Themen, die noch lange nicht erschöpfend behandelt worden sind“[16]. Dem folgend, arbeiteten wir empirisch, suchten nach (historischen) Quellen, (aktuellen) Konflikten, (paradigmatischen) Phänomenen und (adäquaten) Methoden. Letztlich trafen wir eine Auswahl, thematisierten und analysierten: Bearbeitungen des Wartens in Wissenschaft und Kunst, Gespräche, teilnehmende Beobachtungen und Objekte des Alltags.

**Arten des Wartens, Artefakte des Wartens – WarteArt**

Unsere Ausstellung WarteArt fasst Warten als alltägliches Phänomen und fragt, wie sich Menschen verhalten (und fühlen), wenn sie sich in solch zeitlichen Zwischenphasen befinden. Wir wählten einen analytischen Zugang, der Warten als überindividuelle Praktik beschreibt: Wenn wir unsere Beobachtungen verdichten, erkennen wir, dass Objekte, Räume, Situationen, Lebensphasen und Einstellungen die Art, wie gewartet wird, entscheidend prägen, und dass sich gerade darin kulturelle Muster des Wartens zeigen. Wir diskutieren und präsentieren diese Muster des Wartens in Wartearten und Warteartefakten.

Dadurch, dass wir eine Vielzahl an Warteartefakten ausstellen, weisen wir auf die Vielzahl an Warteanlässen hin. Mit dem Nebeneinander dieser Artefakte verdeutlichen wir – im Band und in der Ausstellung – die thematische Nähe von Gegenständen, die im Alltag meist

[13] Billy Ehn/Orvar Löfgren: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen. Berkeley 2010, S. 13.

[14] Ebd.

[15] Vgl. Dorothea Schell: Zeit in volkskundlicher Perspektive. Einführung. In: Heinrich L. Cox (Hg.): Zeit in volkskundlicher Perspektive. Bonn 1999/2000, S.7–14, hier S.11.

[16] Ebd.

verschieden kategorisiert, im Haus unterschiedlich platziert sind, deren Nutzung sich meist zeitlich unterscheidet. So umfasst die Ausstellung einerseits Artefakte, die das Warten thematisieren: Populäre Medien etwa, die mit Buchtiteln wie *Der Tod wartet nicht* (Stefanie Baumm), *Warten auf Godot* (Samuel Beckett) oder Liedtexten wie *Der Himmel soll warten* (Sido) oder *Crying, Waiting, Hoping* (The Beatles) einen Hinweis darauf geben, welche Relevanz die zeitliche Zwischenphase – unabhängig von Zeit und Genre – in der Popkultur hat. Andererseits zeigt die Ausstellung Artefakte, die das Warten organisieren: einen Adventskalender, eine Stoppuhr, einen Countdown zur Geburt – eine Vielfalt an Objekten, die Warten sichtbar, erfahrbar, die sie messbar machen. Diese Objekte reflektieren die Einstellung, mit der unsere (westliche) Gesellschaft dem Warten begegnet: Zeit (des Wartens) überblicken, kontrollieren, quantifizieren, um deren Qualität gleicher maßen zu optimieren. Wir möchten die Zeit (des Wartens) überblicken, kontrollieren, quantifizieren, um deren Qualität gleichermaßen zu optimieren.[17] Deshalb essen, telefonieren, chatten, lesen, ja schlafen wir beim Warten und blicken zudem ständig auf die Uhr.

Um diese Wartearten zu untersuchen, wählten wir drei exemplarische Rahmungen für unsere kulturwissenschaftliche Analyse. Alter, Verkehr, Praxis – anhand dieser Rahmungen untersuchten wir Warten als zeitliche Zwischenphase mittels teilnehmender Beobachtungen, Interviews und visuellen Reflexionen. Wir fragten (uns): Wie warten Menschen? Wie empfinden sie das? Wie lässt sich über Warten sprechen? Wie lässt es sich visualisieren? Und wie können wir Warten erklären und deuten? Unsere Beobachtungen verdichteten wir zu Beschreibungen, die wir als exemplarisch betrachten für Situationen und Praktiken des Wartens. Wir diskutieren, wie sich im Warten unsere alltäglichen Ordnungen und Zeitstrukturen zeigen und brechen, und verdeutlichen, dass gerade die zeitliche Zwischenphase viel über unseren Umgang mit Zeit aussagt. Exemplarisch werden hier zwei Arbeiten vorgestellt.

Julia Dornhöfer zeigt mit ihrer Untersuchung *Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter*, dass Warten durch Biografie und Persönlichkeit geprägt ist: Aus den Gesprächen mit hochaltrigen Frauen zieht sie den Schluss, dass Art und Einschätzung des Wartens mit den eigenen Erfahrungen zusammenhängt und sich entlang der Lebenslinie verändert. Sprechen Dornhöfers Interviewpartnerinnen über vergangene Wartesituationen, so erweisen die sich als besonders lang, besonders schön, besonders tragisch memoriert und sortiert. Als bedeutsam

[17] Vgl. Benz 2013 (wie Anm. 1), S.19.

empfundene Warteanlässe der Gegenwart (und näheren Zukunft) sind häufig darauf ausgerichtet, die im Alter zunehmende Monotonisierung des Alltags zu durchbrechen – allerdings, so betont Dornhöfer, weniger durch neue Erfahrungen, sondern vielmehr durch die Wiederholung von Ereignissen, die sich im Laufe des Lebens bereits als Impulsgeber für emotionale Bewegung erwiesen haben. Durch die argumentative Verknüpfung von Wartesituationen und Lebensgeschichte, gibt Dornhöfer auch Hinweise darauf, wie die sozial konstituierte Kategorie „Alter" aus der Perspektive alter Menschen hergestellt und gelebt wird.

*Auf Null gesetzt – Warten in der ärztlichen Praxis* lautet der Titel von Ruth Weiands Forschung. Sie spürt Praktiken, Gedanken und Gefühlen im Wartezimmern nach, thematisiert die informellen Regeln, denen das Verhalten in Wartezimmer folgt, und hinterfragt die Wahrnehmung von Räumlichkeit zwischen alltäglichen Aufgaben und Termin bei der Ärztin, beim Arzt. Hierbei steht die spezifische Atmosphäre des ärztlichen Wartezimmers im Mittelpunkt: Dem Wartezimmer, so erkennt Weiand, sind spezifische Logiken eingeschrieben, mit denen die Wartenden konfrontiert werden. Zentral hierfür ist das Auflösen alltäglicher Ordnungen: Verhaltensregeln und -muster verändern sich im Wartezimmer. Grüßen, Flüstern, Lesen erweisen sich als zentrale und gleichermaßen irritierende Praktiken, die das Wartezimmer vorzugeben scheint. Der Aufenthalt dort wird, anders als in anderen Situationen des Alltags, nicht von Tätigkeiten, sondern von der Zeit bestimmt. Die Taktiken, wie die Wartenden mit dieser Zeit im spezifischen räumlichen Kontext umgehen, sind entscheidend dafür, ob die Wartezeit als angenehm oder unangenehm empfunden wird. Weiand betrachtet das Wartezimmer als Raum des Übergangs, das Warten dort als Störmoment im Alltagfluss, das verschiedentlich genutzt und gedeutet wird.

Die Präsentation dieser ethnografischen Arbeiten bildet den Kern der Ausstellung WarteArt: Mittels szenischer Darstellungen, anhand von Objekten, Videos, Fotos, Audiocollagen und Texten möchten wir unsere Forschung kommunizieren, das Unterschiedliche und Gemeinsame des Wartens miteinander in Bezug setzen und Warten in seiner allgemeinen Erfahrbarkeit präsentieren. Worin unterscheiden, worin gleichen sich Situationen des Wartens? Wie verhalten sich Wartende, wie deuten sie ihre Einstellungen und Verhaltensweisen? Und inwiefern können wir daraus schließen, welche Relevanz Zeit gegenwärtig hat, wie sie organisiert und gedeutet wird? Wir befinden: Die Zeit ist reif für eine kulturwissenschaftliche Analyse der Zeit!

Julia Dornhöfer

# Prolog der Selbstvergewisserung – Warten im Alter

Träges Vormittagslicht liegt im Flur des Seniorenwohnheims. Es riecht nach Großküche und Hygienemitteln. Frau Pfeifer wartet in einer Rollstuhlkolonne vor dem Aufzug. In den Lift passen nur vier Rollstühle, die Bewohnerinnen und Bewohner können erst nach und nach auf ihre Stationen gebracht werden. Manche wollen statt auf ihr Zimmer lieber direkt in den Speisesaal. Gleich – in einer Dreiviertelstunde – gibt es Mittagessen. Zur selben Zeit steht Frau Wagner bei sich zuhause in der Küche. Sie ist mit Kochen an der Reihe. Seit ihre Cousine in die Wohnung unter ihr gezogen ist, essen die beiden alleinstehenden Frauen jeden Mittag zusammen, oft auch am Abend. An einer Wand im Wohnzimmer hängen Fotos von Verwandten, trotzdem liegt Einsamkeit in den Räumen.

Zwei Lebenssituationen im Alter – dieselbe Frage: „Worauf warten Sie?“ Frau Pfeifer blinzelt auf dem Gemeinschaftsbalkon in die Sonne, Frau Wagner trocknet Geschirr ab. „Ich erwarte nichts“, höre ich zweimal. Und dann reise ich plötzlich in den Jahren zurück zu Krieg, Kindern, Tiefschlägen und einzigartigen Glücksmomenten. Die Erkundung des Wartens im Alter beginnt in der Vergangenheit.

*Flur in einem Pflegewohnheim.*

Dabei sieht es doch so aus, als gäbe es für alte Menschen im Hier und Jetzt genug, worauf sie warten müssen. Bedeutet Warten etwas anderes für sie? Warten alte Menschen anders? Meiner

Studie liegt eine kulturwissenschaftliche Perspektive zugrunde, die übergeordnet danach fragt, durch welche Handlungen und Einstellungen Lebenswirklichkeiten entstehen. Warten und Alter stellen zwei Ausschnitte der Alltagswelt dar, die sowohl auf der individuellen als auch der gesellschaftlichen Ebene verhandelt werden. Warten und Altsein verstehe ich dabei als Praktiken, die eingebettet in eine bestimmte Kultur und historische Epoche ausgeübt werden und veränderbar sind. Doch bedingen sie sich auch gegenseitig? Inwiefern gibt es einen Zusammenhang zwischen Praktiken des Wartens und der Ausgestaltung der Lebensphase Alter? Um Antworten darauf zu finden, ob es ein altersspezifisches Warten gibt, habe ich über mehrere Tage Beobachtungen und Gespräche in einem Seniorenwohnheim durchgeführt sowie narrative und leitfadengestützte Interviews mit drei Frauen. Frau Frieda Pfeifer (78) lebt im Pflegeheim, Frau Gertraud Wagner (89) und Frau Hilde Kieser (85) leben in ihren eigenen Wohnungen.[18]

**Mittagessen nach Kriegsende**

Wie wir Wartesituationen begegnen, ist eng mit unserem Zeitbewusstsein verbunden. Beides wird erfahren und erlernt. Weder Zeitbewusstsein noch Warten sind naturgegeben, auch wenn es sich manchmal so anfühlen mag. Der Soziologe Norbert Elias machte die wundersame Beobachtung, dass Zeit im Prozess der Sozialisation erlernt wird, wobei das gesellschaftlich vermittelte Zeitbewusstsein so tief verinnerlicht wird, dass es später als ganz selbstverständlich, als natürlich erscheint:

> „Ein Kind, das in einer hoch zeitregulierten und industriellen Staatsgesellschaft des 20. Jahrhunderts aufwächst, braucht sieben bis neun Jahre, um ‚die Zeit zu lernen', d.h. um das komplizierte Symbolsystem der Uhren und Kalender exakt zu lesen und zu verstehen und um sein eigenes Fühlen und Verhalten entsprechend zu regulieren. Wenn sie aber diesen Lernprozeß hinter sich gebracht haben, scheinen die Mitglieder solcher Gesellschaften zu vergessen, daß sie die ‚Zeit' lernen mußten."[19]

Dass die gesellschaftliche Verhandlung von Zeit historisch bedingt ist, machen die schwedischen Ethnologen Billy Ehn und Ovar Löfgren in ihrem Werk *Nichtstun – eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen* (2010) deutlich.[20] Sie zeigen beispielsweise einen Zusam-

[18] Die Namen der Interviewpartnerinnen wurden anonymisiert.
[19] Norbert Elias: Über die Zeit. Frankfurt a.M. 1994, S. 120.
[20] Billy Ehn/Orvar Löfgren: Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen. Berkeley 2010.

menhang auf zwischen der Fähigkeit, warten zu können, und dem Selbstverständnis des entstehenden Bürgertums im 19. Jahrhundert. Dieses nutzte die Selbstdisziplin als eine Eigenschaft, um sich von einer „dekadenten Aristokratie“ abzugrenzen. Geduld wurde zu einer zentralen Tugend in der Lebenswelt des Bürgertums.[21] Heute scheint die Geduld eher wieder auf dem Rückzug zu sein. Unser Umgang mit Zeit – und davon abgeleitet mit Warten – wird also innerhalb eines gesellschaftlichen und historischen Rahmens erfahren und erlernt, in dem bestimmte Vorstellungen über Zeit, Zeitnutzung, Werte und Handlungsweisen vorherrschen. Beides unterliegt einer Transformation. Doch hinzukommt eine ganz individuelle Prägung. In jede Biografie ist eine Biografie des Wartens eingeschrieben.

Frau Wagner fällt es beim Interview schwer, Wartesituationen aus ihrem gegenwärtigen Alltag zu benennen. Beim Blick in die Vergangenheit sieht sie das Warten – wie auch die anderen Gesprächspartnerinnen – sehr viel deutlicher. Die erste Verbindung, die sie zum Warten herstellt, ist der Krieg, den sie als junges Mädchen miterlebt hat: „Also ma hat sehr drauf gewartet, dass der Krieg zu Ende geht. Und ma hat gehofft, aber das war auch mehr ein Warten, dass zum Beispiel mein Bruder, dass der nicht im Krieg fällt.“ Eine weitere Wartesituation, die sie aus ihrem Leben benennt, betrifft die Wohnsituation von Frau Wagner: Sie war eine der ersten Physiotherapeutinnen in ihrer Heimatstadt und hatte sogar eine eigene Praxis. Bis heute lebt sie in ihrem Elternhaus, aber auf ein eigenes Zimmer habe sie sehr lange gewartet. In der Nachkriegszeit mussten freie Räume vermietet werden, danach zogen Verwandte ein, am Ende hat Frau Wagner ihre demente Mutter gepflegt und mit ihr in einem Zimmer gewohnt. Sie war über fünfzig, als ihre Mutter starb und sie zum ersten Mal allein ein Zimmer bewohnte. Die geschilderten Warte-Erfahrungen haben für Frau Wagner Standards gesetzt. Wartesituationen aus dem gegenwärtigen Alltag wie das Warten auf den Bus, beim Arzt oder bei einer Verabredung treten bei der Beschreibung, was ihr Verständnis von Warten ist, in den Hintergrund.

Auch Frau Kieser nennt zunächst keine alltäglichen Wartesituationen, sondern eine Frage, auf deren Auflösung sie ihr ganzes Leben gewartet hat: Sie leidet bis heute darunter, dass sie nicht weiß, wer ihr leiblicher Vater war. Die Menschen, die es wissen könnten, sind mittlerweile verstorben.

[21] Ebd., S. 46.

Frau Pfeifer drückt es explizit aus, dass sie Wartesituationen klar nach Relevanz unterscheidet. Sie hat fünf Kinder geboren und „nebenbei" sehr erfolgreich ein Hotel mit Restaurant geführt. Viel Arbeit sei das gewesen, 18 Stunden am Tag waren normal. Mit 50 bekam sie einen Schlaganfall. Bis heute kann sie ihre linke Körperhälfte nur sehr eingeschränkt bewegen, weswegen sie im Rollstuhl sitzt. Worauf wartet Frau Pfeifer?

> „Soll ich jetzt sagen, ich wart aufs Mittagessen, ha ha ha?! […] Ich war so viel in Krankenhäusern […] und dann hätt die Leut halt immer gesagt, wie geht's ihr, solle ma sie besuche? Und dann hab ich immer gesagt, sie solle warte, bis ich wieder besser stabil bin. […] Also Warten in dem Sinn, ja."

Warten wird von den Akteurinnen nicht immer gleich bewertet. Durch ihre Biografien haben die jeweiligen Einstellungen zum Warten eine ganz persönliche Prägung erhalten. Kriegsende, ein eigenes Zimmer, Antworten über die familiäre Herkunft, Heilung – biografische Wartekontexte wie diese haben für die Akteurinnen signifikante Relationen bei der Bewertung von Wartesituationen gesetzt.

**Morgens immer Obstteller**

Warten wird häufig als eine Unterbrechung im Handlungsfluss beschrieben.[22] Im schlimmsten Fall wird die persönliche Zeitplanung komplett über den Haufen geworfen. Warten ist mit Stress und Ärger verbunden und wird umso intensiver erlebt, je vehementer die Emotionen hochschlagen. Doch das ist nur eine Ausprägung von Warten, denn ans Warten kann man sich scheinbar auch gewöhnen. Das hängt unter anderem mit der Art und Weise zusammen, wie bestimmte Handlungsabläufe organisiert sind.

Gesellschaftliche „Zeit-Vereinbarungen" helfen Gesellschaften, das Handeln der einzelnen Mitglieder zu koordinieren. Zeit wird innerhalb diesen gesellschaftlichen Übereinkünften zum Beispiel mit Hilfe von Messinstrumenten wie Uhren und Kalendern allgemein nachvollziehbar gemacht und strukturiert.[23] Darüber hinaus wird Zeit durch Tätigkeiten strukturiert. Handlungen zerteilen den Zeitfluss im Bewusstsein in sinnhafte Abschnitte. Welche Handlungen das im Alltag sind, ist unter anderem von verschiedenen, sich verändernden Faktoren abhängig. So ist beispielsweise ein Tag in der Lebensmitte für viele Menschen rund um die Faktoren Beruf und

[22] Vgl. Heinz Schilling: Zeitlose Ziele. Versuch über das lange Warten. In: Heinz Schilling (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Frankfurt a.M. 2002, S. 245-310, hier S. 248.

[23] Vgl. Elias 1994, S. 121.

Familie organisiert, die bestimmte Handlungseinheiten erfordern. Im hohen Alter fallen diese Faktoren weg. Sofern der Alltag noch selbst bestimmt werden kann und nicht etwa Pflegebedürftigkeit als neuer gewichtiger Faktor hinzukommt, wird die zeitliche Struktur dann häufig über „kleine Alltäglichkeiten“ und feste Termine erzeugt. Wie etwa bei Frau Kieser. Sie lebt alleine in einer kleinen Wohnung. Ihr täglicher Rhythmus, vor allem am Morgen, ist ihr sehr wichtig:

> „Zuerst hole ich die Zeitung, dann richte ich mir meinen Obstteller und mach mir Kaffee. Ich ess nur Obst morgens. […] Und dann, jeden Morgen, wenn ich mit meinem Obstteller fertig bin, dann telefoniere ich eine halbe Stunde mit meiner Tochter.“

Auch ihr Wochenverlauf ist klar strukturiert: „Mein Kalender ist immer voll“, sagt sie. An bestimmten Tagen besucht sie die Gymnastikgruppe oder andere Angebote im Seniorenzentrum. Jeden Mittwoch geht sie ins Thermalbad. Das Wochenende ist für Treffen mit ihren Wanderfreunden reserviert. Bei Frau Wagner übernehmen die gemeinsamen Mahlzeiten mit der Cousine eine strukturierende Funktion. Die festgelegten, sich wiederholenden Handlungsmuster bilden die Zeit ordnende Routinen im Leben der Frauen.

*Besucherbereich im Heim.*

Rituale und Routinen übernehmen eine wichtige Funktion bei der Strukturierung der Zeit im Alter. Imke Wangerin macht in der Feldstudie *alt sein – entwerfen, erfahren. Ethnografische*

*Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen* (2005) die Wichtigkeit von Ritualen und Routinen im Alter daran fest, dass sie zum einen von institutioneller Seite an ältere Menschen herangetragen, zum anderen aber von vielen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern selbst gesucht oder bewusst selbst geschaffen würden.[24] Der Grund dafür ist jedoch nicht nur der Mangel an anderen zeitstrukturierenden Faktoren: Routinen und Rituale bieten Schutz und Sicherheit in einer sich verändernden Umwelt. „Zu ihrer Zeit" konnten die Akteure den meisten Alltagssituationen souverän begegnen, weil sie sich das erforderliche Wissen angeeignet hatten. *So* bediene ich die Ölheizung, *so* stelle ich ein Telefonat über die Vermittlung her, *so* gehe ich mit Eltern und Kindern um. So macht man das halt. Doch je weiter das Leben fortschreitet, desto häufiger stößt das erworbene Alltagswissen an die Grenzen seiner Anwendbarkeit. Neues Wissen ist gefragt. Statt Öl gibt es heute Fernwärme, Telefonieren geht über Handy und Kinder sind plötzlich ein Projekt, obwohl sie doch früher einfach da waren. Die Kluft zwischen den Anforderungen, die die gegenwärtige Welt stellt, und dem eigenem Wissensvorrat wird immer größer und erzeugt ein Gefühl der Distanz und vor allem der Unsicherheit. Die Unsicherheit wird häufig noch durch zunehmende körperliche Beeinträchtigungen verstärkt. Neues, das Ungeplante, beinhaltet Unvorhersehbares und wird schneller als früher als existentielle Bedrohung empfunden.

Routinen und Rituale bewahren vorhandenes Wissen und schützen. Sie helfen, Vertrautes zu erhalten, minimieren die Risiken einer Bedrohung durch Vorausschaubarkeit und gewährleisten dadurch einen eigenständigen Aktionsradius in der Welt. Friedemann Schmoll, unter dessen Leitung ein kulturwissenschaftliches, ethnografisches Studienprojekt zum Alter durchgeführt wurde, kommt zu dem Schluss, dass Alter als eine Lebensphase erscheine, „in der durch ritualisiertes Handeln, Inszenierungen des Ichs und Lebensrückblicke existentielle Bedrohungen unter Kontrolle gebracht werden."[25]

Aber das feste Schema erweist sich als ambivalent. Wiederholungen werden zu Gewohnheiten, die im Gedächtnis nur blasse Spuren hinterlassen. Aus der Außenperspektive mögen sich alte

[24] Vgl. Imke Wangerin: Routine und Rituale. In: Stefan Beck (Hg.): alt sein – entwerfen, erfahren. Ethnographische Erkundungen in Lebenswelten alter Menschen. Berlin 2005, S. 129-130, hier S. 129.

[25] Friedemann Schmoll: Ethnographien des Alters. Einführung in ein Studienprojekt. In: Friedemann Schmoll (Hg.): Grauzone. Ethnographische Variationen über die letzten Lebensabschnitte. Tübingen 2002, S. 6-15, hier S. 14.

Menschen täglich in verschiedenen Wartesituationen befinden. Doch viele dieser Wartesituationen wie das Warten auf den Anruf der Tochter am Morgen, auf den Besuch des Sohnes am Mittwoch, auf den Aufzug mehrmals am Tag sind in routinierte Abläufe integriert – und werden so selbst zu Routinen. Routinen zeichnen sich dadurch aus, dass sie unbewusst, sozusagen „automatisch" ausgeführt werden, mit möglichst geringer kognitiver Investition. Warten als Gewohnheit erfordert keine große Auseinandersetzung. Routiniertes Warten wird kaum wahrgenommen und ist daher nicht unmittelbar erinnerbar.[26] Mit einer zunehmenden Routinisierung des Alltags wird auch das Warten immer routinierter. Ein weiteres Merkmal altersspezifischen Wartens könnte die zunehmende Gewöhnung daran sein.

**Nochmal den Sternenhimmel sehen**

Am Ende des Gesprächs fällt Frau Wagner doch noch etwas ein, auf das sie in der Gegenwart wartet: Als sie ein Kind war, betrieb ihre Familie eine Gärtnerei. Das Grundstück um das Elternhaus, in dem sie heute noch wohnt, war viel größer, das ganze Viertel war weniger bebaut. Und wenn sie am späten Abend mit ihrer Mutter zum Gewächshaus ging, hat sie immer den großen Sternenhimmel bewundert. Heute ist der nicht mehr so zu sehen, es gibt zu viel Licht. Aber bei einer Reise in die Berge war es noch einmal dasselbe: „Oh, da hab ich manchmal noch die Hoffnung – jetzt fällt mir doch noch was ein – einmal will ich noch, bei Nacht […] mal einen Sternenhimmel so ganz ohne äußere Einschränkung [sehen]." Ihr heutiges Warten ist ein Wunsch, eine Hoffnung darauf, noch einmal dieses intensive Glück zu spüren.

Warten im Alter ist anscheinend mit dem Bedürfnis nach einer Reaktivierung von Gefühlszuständen verbunden. Reaktivierung verweist darauf, dass die Bezugspunkte auch hier wieder in der persönlichen Biografie liegen. So wartet Frau Wagner nicht auf *irgendein* Glück, sie will das Glück unterm Sternenhimmel. Es geht um das Wiederhervorholen von im wahrsten Sinne des Wortes Erfahrungsschätzen. Diese Erfahrungsschätze wurden vorrangig in der Vergangenheit gesammelt und zwar in bestimmten Situationen und Lebensbereichen. Von den Interviewpartnerinnen, die an dem Projekt teilnahmen, wurden zum Beispiel durchgehend Familie

[26] Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. 2004, S. 57.

(Kinder, Ehepartner, Eltern) und Reisen als Rahmen genannt, innerhalb derer persönliche Erfahrungsschätze erworben wurden. Warten im Alter ist häufig auf diese Rahmen ausgerichtet. Es stellt eine Art Einleitung, einen Prolog zur Remanifestation persönlicher Erlebenswelten aus einer aktiveren Lebensphase dar. Das Warten ist einem Akt der Vergegenwärtigung des Ichs vorgeschaltet.[27]

Für Frau Pfeifer ist die eigene Vergegenwärtigung so wichtig, dass sie sie zu einem täglichen Programmpunkt gemacht hat. Sie hat ihren Weg dazu gefunden: In der Ruhepause zwischen Nachmittagsprogramm und Abendessen zieht sie sich zurück und macht ganz bewusst eine Gedankenreise durch ihren Körper und zu allen Seelen, die schon „in der Ewigen Heimat" sind.

**Monogramme im (Lebens)Zeitgewebe**

Die aufgezeigten Korrelationen von Warten und Lebensalter liefern nicht nur Anhaltspunkte dafür, dass es ein altersspezifisches Warten gibt, sondern geben auch Hinweise darauf, wie Altsein in unserer Gesellschaft gelebt wird. Alter lässt sich nicht definieren. Das Wort mag zwar bestimmte Bilder evozieren wie vom Alter geprägte Gesichter, Körperhaltungen, gewisse Kleidungsstile und Verhaltensweisen. Doch die Bezeichnung „alt" bedeutet je nach Kontext Verschiedenes und ist daher nicht absolut, sondern relativ. Als sozial hergestellte Kategorie dient „Alter" unter anderem dazu, die Gesellschaft zu strukturieren und durch die Einsortierung eines Individuums in eine Gruppe Annahmen, Erwartungen und Befürchtungen in Bezug auf die Interaktion zu treffen. Die Wissenssoziologen Berger und Luckmann sprechen in diesem Zusammenhang von schablonenartigen Typisierungen, die bei Interaktionen angewendet werden und „mit deren Hilfe ich den Anderen erfassen und behandeln kann."[28]

Doch wie so oft zeigt sich auch beim Alter, dass die Typisierung zu kurz greift. Denn selbst wenn man – wie von der aktuellen Altersforschung vorgeschlagen – nach kalendarischem, bi-

[27] Vgl. Irmhild Saake zu Wilhelm Mader, dem nach die Biografie im Leben alter Menschen, die desintegrativen Tendenzen ausgesetzt sind, an die Stelle von fehlenden sinnstiftenden Mittelpunkten tritt. Irmhild Saake: Theorien über das Alter. Perspektiven einer konstruktivistischen Alternsforschung. Studien zur Sozialwissenschaft Bd. 192, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 211.

[28] Vgl. Berger/Luckmann 2004, S. 43.

ologischem, sozialem und persönlichem Alter differenziert, fasst die Bezeichnung „alt“ Menschen zusammen, die sich auf vielfältige Weise unterscheiden: zum Beispiel in ihrer gesundheitlichen Verfassung, in ihren finanziellen Möglichkeiten und in ihren Lebensläufen.[29]

Alter ist kein starres Konstrukt, sondern wie das Warten ein Prozess, der von Menschen gestaltet wird. Wie das aus Sicht der Akteure geschieht, lässt sich ansatzweise auch bei der Untersuchung der Wartekontexte von alten Menschen beobachten. Hierbei hat sich gezeigt, dass die biografische Aufarbeitung eine zentrale Rolle bei der Herstellung von Alter spielt. Die starke Präsenz der eigenen Lebensgeschichte in den Gesprächen übers Warten deute ich als Bedürfnis, sich der eigenen Person zu versichern, wenn die Anschlussfähigkeit an die Gesellschaft abnimmt, die sonst einen großen Anteil an der Selbstvergewisserung eines Menschen hat. In der Folge konstituiert sich die eigene Persönlichkeit immer mehr aus der Autoperspektive heraus. So werden Warteanlässe in der Gegenwart häufig dann als relevant eingestuft, wenn sie mit der Möglichkeit verbunden sind, jene Konturen der eigenen Persönlichkeit nachzuzeichnen, die als bedeutsam empfunden werden. Warten im Alter erscheint somit auch als ein Warten auf sich selbst.

[29] Vgl. Saake 1998, S. 215.

Ruth Weiand

# „Auf Null gesetzt" – Warten in der Arztpraxis

Als ich den Raum betrete, versuche ich, den Blicken der anderen Menschen auszuweichen. Leise murmele ich „guten Tag" in die Runde und setze mich auf einen Eckstuhl. Hier kann ich Platz nehmen ohne mich direkt neben eine andere Person zu setzen. Es riecht nach Desinfektionsmittel, Menschen und den Käsebroten der Familie neben mir. Einige blättern in den Zeitschriften, die dafür auf den Tischen herumliegen oder in den dafür vorgesehenen Halterungen stecken. Kaum jemand unterhält sich. Nur ein Paar bespricht etwas scheinbar Dringendes. Da sie aber flüstern, kann ich sie kaum hören. Am hinteren Ende des Raumes befindet sich eine Spielecke mit großen Stoffklötzen und einigen Holzpuzzles. Dort hüpfen drei Kinder herum, unbeeindruckt von der beklemmenden Stimmung im restlichen Raum. Als sie zu ihren Eltern laufen, die gegenüber von mir sitzen, heben ein paar Menschen die Blicke. Ein älterer Mann lächelt den Kindern zu. Ich bin im Wartezimmer der orthopädischen Praxis der Uniklinik und ziemlich froh, dass ich hier nicht wirklich auf einen Termin warten muss so wie die anderen, sondern nur hier bin, um mir Notizen über die Atmosphäre im Wartezimmer zu machen. Meine Studie „Auf Null gesetzt" beschäftigt sich mit der Frage, wie sich die Atmosphäre in Wartezimmern konstituiert.[30] Die Basis hierfür bilden Beobachtungen in ärztlichen Praxen und fünf leitfadenorientierte Interviews, die ich 2016 mit Wartenden und einer Arzthelferin geführt habe.[31] An dieser Stelle diskutiere ich einen zentralen Aspekt meines Projektergebnisses, die Atmosphäre in ärztlichen Wartezimmern, indem ich danach frage, wie sie sich bedingt und wie sie von den Wartenden empfinden wird.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive ist ein Raum niemals nur eine Projektionsfläche, auf der sich Geschehnisse abspielen. Er entsteht durch das Ineinandergreifen von materieller bzw. architektonischer Umgebung, Abbildungen, Vorstellungen, historisch gewachsenen Deutungen und durch die Handlungen und Beziehungen zwischen Menschen und Dingen.[32] Raum ist dynamisch und wandelbar, er wird erst durch soziale Interaktion – also durch unser Verhalten und unsere Handlungen – hergestellt. Diesem Ansatz folgend ist die Atmosphäre im

[30] Ein weiterer Teil des Projektes, der sich mit den Wartetaktiken der Menschen im ärztlichen Wartezimmer beschäftigt, war in der Ausstellung „WarteArt" als Film zu sehen.
[31] Im Folgenden wurden die Namen der Gesprächspartnerinnen und -partner anonymisiert.
[32] Vgl. exempl. Johanna Rolshoven: Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 156–169.

Wartezimmer nicht einfach vorhanden, sondern entsteht durch die Gegenstände, die sich in ihm befinden, durch die Regeln, die für die Interaktion zwischen den Wartenden gelten, und durch die Gefühle und Vorstellungen, die diese haben, wenn sie sich in ihm befinden. Um der spezifischen Atmosphäre des Wartezimmers auf die Spur zu kommen, müssen wir uns mit diesen Eckpunkten beschäftigen.

## 1. Die Stille abgegriffener Zeitschriften

> „Diese Plastikstühle und dann riechts immer so komisch mit diesem Linoleumboden und […] da sitzt man einfach nicht gerne. Es ist einfach nicht schön, ne, ich find`s nicht angenehm […]. Ja klar, was brauchen Leute um sich wohlzufühlen? Also ich brauche irgendwie das Gefühl, dass das was ist, wo ich gerne lange Zeit drin verbringen darf und dass ich nicht abgestellt werde, abgefertigt werde."

An dieser Aussage der jungen Mutter Anna Buchholz (30) über die Praxis ihres Arztes zeigt sich ein zentrales Merkmal von hausärztlichen Wartezimmern: Diese Räume sind keine Orte, an denen sich Menschen wohlfühlen bzw. wohlfühlen sollen. Sie sind Schleusen zwischen der „Außenwelt" und dem Behandlungszimmer und dieser Funktion ist auch ihr Interieur unterworfen: Die Stühle stehen eng beieinander, es liegen Zeitschriften auf dem Tisch, „irgendwelche Schmierbilder", so die Verkäuferin Andrea Anderson (52), hängen an den Wänden und manchmal fällt kein Tageslicht herein. Die Einrichtung in Wartezimmern ist oft durchschnittlich, funktional und unpersönlich. Auch die Farbgebung des Raumes fügt sich der Beschreibung meiner Gesprächspartnerinnen und -partnern: „Das Schlimmste ist natürlich, wenn alles weiß gestrichen ist […]. Wär mal was so rot und blau, das wär mal was, dann würds den Menschen auch nicht so langweilig", stellt der Frührentner Peter Becker (59) fest. Dieses Empfinden ist gewiss sehr subjektiv, es ist das der Menschen, mit denen ich mich unterhalten habe, wobei es auch Gegenpositionen und andere Arten von Wartezimmern gibt: Jenes der Privatpraxis etwa, in der die Arzthelferin Franziska Ressel (28) arbeitet, empfindet sie als weitläufig und hell: „Wir haben drei Lampen im Wartezimmer, dass es schön hell ist und nicht so düster, dann haben wir ne Pflanze drin, dass es einfach ein bisschen nach Wohnzimmer aussieht."

Der Philosoph Gernot Böhme beschreibt Atmosphäre als das, „was in leiblicher Anwesenheit bei Menschen und Dingen bzw. in Räumen erfahren wird"[33]. Dementsprechend wirkt sich die eben beschriebene Materialität auf die empfundene Atmosphäre des Wartezimmers

[33] Gernot Böhme: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Berlin[7] 2013, S. 30.

aus. Doch erklärt die unpersönliche Einrichtung allein noch nicht ausreichend die unangenehme Stimmung, die die Gesprächspartnerinnen und -partner erstaunlich einheitlich mit Wartezimmern verbinden. Auch die Tatsache, dass das Wartezimmer von gewissen informellen Interaktionsregeln, die einem *common sense* unterliegen, der allen Wartenden klar zu sein scheint, bestimmt wird, trägt zu dieser Empfindung bei:

> „Ich kann nicht, keine Ahnung, Posaune üben, das ist wahrscheinlich nicht akzeptiert gesellschaftlich. […] Es wäre angenehmer, wenn diese Stille nicht so drückt, weil ich wäre nicht diejenige, die sie füllen wollte mitreden. Glaub, da gibt es oft Leute, die da so Hemmungen haben […], die flüstern dann. So was ist eigentlich total absurd, weil man ja nicht leise sein muss, ich mein, man kann, ja. Man möchte auch nicht stören irgendwie. Aber wen würde man stören? […] Das ist eher so ne ganz unangenehme Stille."

Die hier von Anna Buchholz beschriebene Stille im Wartezimmer wurde auch in anderen Gesprächen thematisiert. Andrea Anderson spricht beispielsweise von einem Moment, in dem sie sich gerne unterhalten würde, aber dann merkt, dass alle um sie herum still sind. Die Arzthelferin Franziska Ressel versucht immer mal wieder, die Stimmung im Wartezimmer aufzulockern, indem sie die Wartenden auf Geschehnisse auf der Straße hinweist, und die Rentnerin Helga Grün (73) stellt fest: „Da hat man schon irgendwie ein Gefühl wie: ‚Herrje, das ist wie in einer Totenhalle, sowas von unangenehm!' Aber ich mag diese Atmosphäre nicht". „Nicht-Reden" bzw. „Flüstern" sind Verhaltensregeln, die nicht festgeschrieben sind, aber in Wartezimmern Gültigkeit zu haben scheinen. Menschen besitzen ein implizites Wissen darüber, wie sie sich im Wartezimmer zu verhalten haben. Doch dieses Verhalten steht im Gegensatz zu den Interaktionsregeln an anderen Orten und führt zu Verunsicherung und, resultierend aus einer hohen sozialen Kontrolle, der Angst vor Fehlverhalten:

> „Also, man kommt rein und dann ist ja schon die große Frage: ‚Muss ich jetzt ‚Guten Tag' sagen oder nicht?' Und ich mach`s meistens einfach nicht. Also eigentlich ist es erwartet […], aber andererseits stört man dann schon wieder die gespenstische Stille, die da ist, und das ist so, wo ich mich permanent frage, was grade eigentlich gesellschaftlich von mir erwartet wird."

An diesem Zitat von Anna Buchholz zeigt sich die Destabilisierung sozialer Ordnung. Im ärztlichen Wartezimmer führen ritualisierte Handlungen wie die Begrüßung, die außerhalb des Wartezimmers unhinterfragt benutzt werden und den Alltag in gewisser Weise strukturieren, plötzlich zu Verunsicherung. Das Aufbrechen sozialer Ordnungen und die dadurch verursachte

Unsicherheit der Menschen, die sich in diesem Zustand befinden, beschrieb der Symbolforscher Victor Turner als ein Merkmal der Liminalität, des Schwellenzustands in Übergangssituationen. „Schwellenwesen [in diesem Fall die Wartenden, R.W.] sind weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen den vom Gesetzt, der Tradition, der Konvention und dem Zeremonial fixierten Position."[34] Die Zeit im Wartezimmer fällt ein stückweit aus dem Alltag heraus, sie wird von einer, durch räumliche Gegebenheiten, Stille, soziale Kontrolle und die Verunsicherung über die eigene Rolle bedingten Atmosphäre bestimmt. Menschen befinden sich hier in einer Übergangssituation, die sie vor besondere Herausforderungen stellt.[35] Die Menschen wollen niemanden stören, niemandem zu nahe treten, bleiben lieber unsichtbar und haben Angst vor den strafenden Blicken der Anderen. Führten die Befragten dennoch Unterhaltungen im Wartezimmer, funktionierte das nur auf der Basis, des „man sieht sich einmal und sieht sich nie wieder", wie Helga Grün beobachtet.

Atmosphären sind an Räume gekoppelt.[36] Mit dem kulturwissenschaftlichen Konzept des Raumes verbunden, bedingen sie sich aus dem gebauten Raum (Einrichtung, Gestaltung des Wartezimmers), dem Raum der Repräsentationen (Vorstellungen, was ein Wartezimmer sei und auch wie man sich darin zu verhalten habe (*common sense* der Verhaltensregeln) und dem erlebten Raum (Handlungen, Interaktionen und Gefühle der Wartenden). Ein zentrales Element des Wartezimmers, das sich in allen Teilaspekten meiner Studie wiederspiegelt, ist die Nivellierung von allem Persönlichen, was sich in allen Raumdimensionen wiederspiegelt. Anonymität bildet die Basis für die unangenehme Atmosphäre,[37] die die Wartenden in der Arztpraxis empfinden. Doch worauf gründet sie sich?

## 2. Die Anonymität des Durchgangszimmers

Eine der Hauptaufgaben der Arzthelferin Franziska Ressel ist es, die Wartezeiten in der Praxis so kurz wie möglich zu halten: „Wir gucken sehr darauf, dass die Leute bei uns wenig warten müssen, also zur Blutabnahme müssen sie höchstens 10 Minuten warten." Der Aufenthalt im

[34] Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt a. M. 2005, S. 95.

[35] Zu Wartezeiten als „Schwellenphase" siehe auch Heinz Schilling (Hg.): Welche Farbe hat die Zeit? Recherchen zu einer Anthropologie des Wartens. Frankfurt a. M. 2002, S. 245-310, hier S. 249.

[36] Vgl. Böhme 2013 (wie Anm. 4), S. 29.

[37] Mit Victor Turner könnte man hier von einer „coummunitas" sprechen, die sich, im Gegensatz zu den meisten anderen Beispielen aus der Ritualtheorie, durch Anonymität auszeichnet. Hierzu vgl. Turner 2005 (wie Anm. 5), S. 96 und 128 ff.

Wartezimmer soll nicht den Hauptteil des Arztbesuches ausmachen. Vielmehr ist es ein Durchgangszimmer zwischen Alltag und der Behandlung.

Der Ethnologe Marc Augé entwickelte 1992 das Konzept der *Nicht-Orte*. Nicht-Orte – hier darf man sich von der Terminologie nicht verwirren lassen – sind Räume, das heißt auch sie unterliegen einer Prozesshaftigkeit und entstehen durch das Zusammenwirken von Umwelt, Vorstellungen und Handlungen, dennoch besitzt der Nicht-Ort keine Identität. Menschen identifizieren sich nicht mit ihm. Vielmehr ist der Nicht-Ort ein Raum des Übergangs, gekennzeichnet durch seine Ausrichtung auf einen bestimmten Zweck, durch die Normen für die Benutzung dieses Raumes und dadurch, dass sich die Benutzenden des Nicht-Ortes in einem Vertragsverhältnis mit ihm befinden.[38] Bezieht sich Augé in seiner Theorie vornehmlich auf Transitorte wie Flughäfen, Autobahnen, Flüchtlingsunterkünfte oder Supermärkte, so lässt sich sein Konzept auch auf das Wartezimmer übertragen, wenn dieses nicht sogar den Nicht-Ort par excellence darstellt.[39]

Der Zweck, auf den ein Wartezimmer in einer Arztpraxis ausgerichtet ist, liegt auf der Hand: Um eine medizinische Behandlung zu erlangen, müssen Patientinnen und Patienten erst im Wartezimmer Platz nehmen. Die Verbote – im Sinne Augés – äußern sich in den Regeln des Schweigens und Unsichtbarmachens. Der Zugang zum Wartezimmer bzw. zu den Behandlungsräumen unterliegt einem Selektionsmechanismus: Nur mit gültiger Krankenversicherung, Überweisungsschein und/oder Termin ist es möglich, untersucht zu werden. Der Zeit im Wartezimmer geht also immer ein Vertragsverhältnis voraus. „Der Vertrag hat stets Bezug zur individuellen Identität dessen, der ihn eingeht“[40], formuliert Augé, und so müssen sich Patientinnen und Patienten an der Anmeldung vorstellen, ihre Daten und Krankheiten offenlegen, um ins Wartezimmer zu gelangen. In Nicht-Orten gewinnt man seine Anonymität also erst, nachdem man seine Identität unter Beweis gestellt hat.[41] Einmal in den Nicht-Ort gelangt, wird er von Anonymität bzw. „geteilter Identität“[42] bestimmt, die, nach Augé, eine Zeitlang von den

[38] Vgl. Marc Augé: Nicht-Orte. München³ 2012, S. 96f.; 102.
[39] Auch Eberhard Wolff bezeichnet in seinem Artikel in der Schweizerischen Ärztezeitung das Wartezimmer als „Raum des Übergangs“ und das Ziel der dort Anwesenden sei es, bald wieder abwesend zu sein. Vgl. Eberhard Wolff: Über Wartezimmer. In: Schweizerische Ärztezeitung 96/9 (2015), S. 344.
[40] Augé 2012 (wie Anm. 9), S. 102.
[41] Vgl. ebd., S. 103.
[42] Ebd., S. 102.

Wartenden genossen wird, sich dann aber auch schnell in „Einsamkeit und Ähnlichkeit“[43] wandelt. Die Wartenden sind mit sich alleine und gleich – die Individualität wird nivelliert. So kann das Wartezimmer für Peter Becker schon auch interessant sein, wenn er eingehüllt in die Anonymität andere Leute beobachten kann, „aber ich sag mal zu 80% ist es einschläfernd, man wird sauer und baut Frust auf, nimmt den Frust vielleicht noch nach Hause.“

Die Anonymität, die das Wartezimmer umgibt und seine unangenehme Atmosphäre bestimmt, geht nicht nur von den Dingen und Menschen aus. Die Anonymität ist dem Wartezimmer als Nicht-Ort des Übergangs mit seinen spezifischen Logiken eingeschrieben.

*Rund sieben Stunden warten Deutsche in der Praxis - Lesen verkürzt die Wartezeit.*

**3. Auf Null gesetzt**

Wie Menschen sich in Wartezimmern verhalten, ist ebenso vielfältig, wie die Wartenden selbst. All diese Handlungen spielen sich in der Atmosphäre des Wartezimmers ab und werden von ihr geprägt. „Wenn ich in einen Raum hineintrete, dann werde ich in irgendeiner Weise durch diesen Raum gestimmt. Seine Atmosphäre ist für mein Empfinden entscheiden“[44], schreibt Gernot Böhme. In meinen Gesprächen wurde die Atmosphäre im ärztlichen Wartezimmer als unangenehm beschrieben. Liegt diese negative Konnotierung zum einen sicherlich daran, dass

[43] Ebd., S. 104.
[44] Böhme 2013 (wie Anm. 4), S. 15.

Warten an sich kein selbstgewählter Zustand, sondern eine aufgezwungene „Auszeit“ ist, so tragen auch die genannten Eigenschaften des Durchgangszimmers dazu bei, dass die Stimmung dort so empfunden wird. In den Gesprächen beschrieben die Wartenden sowie die Arzthelferin auf meine Frage nach ihrem „Traumwartezimmer“ diesen Raum mit dem Adjektiv „gemütlich“. Die Kulturwissenschaftlerin Brigitta Schmidt-Lauber beschreibt den „Zustand des Bei-sich-Seins“[45] als Merkmal von Gemütlichkeit und stellt diesem Begriff „das Unangenehme“ als Gegenbegriff gegenüber.[46] Gemütlichkeit – genau dies ist es aber, was in der meist von Unpersönlichkeit und Zweckmäßigkeit geprägten Atmosphäre des Wartezimmers nicht möglich ist. Hier können sich die Wartenden nicht einrichten, sie können sich nicht mit Menschen umgeben, die sie sich ausgesucht haben, sie können keinen Tätigkeiten nachgehen, die ihnen guttun. Sie müssen sich der Anonymität und der unangenehmen Atmosphäre des Nicht-Ortes Wartezimmer fügen und diese Schwellenphase durchlaufen, ehe sie wieder einer selbstgewählten Tätigkeit (der ärztlichen Behandlung) nachgehen können.

Die Wahrnehmung der Atmosphäre im ärztlichen Wartezimmer und seiner eingeschriebenen Anonymität steht im Mittelpunkt meines Beitrags. Sie gibt Aufschluss über die spezifischen Bedingungen, unter denen in einer Arztpraxis gewartet wird und somit auch über die Rahmung von Deutungen der Wartezeit. Obwohl das Wartezimmer nicht als angenehmer Ort empfunden wird, wird die Zeit in ihm in den Gesprächen unterschiedlich gewertet: Sieht Peter Becker sie als „gestohlene Zeit“, so genießen Anna Buchholz und Andrea Anderson kleinere Wartezeiten und Helga Grün empfindet sie sogar manchmal als bereichernd. Die unterschiedlichen Sichtweisen auf die Zeit im Wartezimmer stehen in Verbindung mit den verschiedenen Taktiken, mit denen die Wartenden der Anonymität des Wartezimmers begegnen.[47]

„Auf Null gesetzt“ sind einerseits die Wartenden, die im Wartezimmer trotz Gesellschaft alleine und auf sich gestellt sind. Andererseits stellt aber auch das ärztliche Wartezimmer mit seinen hier dargestellten Logiken eine außeralltägliche Ordnung da, in der Interaktionen neu hinterfragt werden müssen und Verhaltensweisen angepasst werden. Die Atmosphäre des Wartezimmers bestimmt, das, was in ihm passiert. Andrea Andersson fasst zusammen: „Das ist ja auch irgendwie Leben: im Wartezimmer sitzen und warten bis man dran kommt“. Warten in

[45] Brigitta Schmidt-Lauber: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a. M. 2003, S. 57.
[46] Vgl. ebd., S. 43.
[47] Siehe Anm. 1.

der Arztpraxis ist eine Übergangssituation, es ist ein Störmoment im Alltagsfluss und doch Teil davon. Die Erfahrungen, die hier gemacht werden, tragen zu den Deutungen des Phänomens „Warten“ bei, die spezifische Atmosphäre des Wartezimmers rahmt sie.